Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXXVII.

(October — November — December 1898.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. —**Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Lacmmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd 97

Inhalts-Verzeichniß

zum

Siebenundneunzigsten Bande (October — December 1898).

An unsere Leser.

I. Der Vorzugsschüler. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach** 1

II. William Ewart Gladstone. Von **Felix Salomon** . . 30

III. Die Pflanzen in der bildenden Kunst. Von † **Ferdinand Cohn** (Breslau) 55

IV. Die Bastille 69

V. Ein Ausflug nach den ägäischen Inseln. Von **Rudolf Lindau.** I. 76

VI. Aus Gottfried Keller's Briefen an Jacob Bächtold. Mitgetheilt von **Erich Schmidt** 100

VII. Das Märchen vom Herzblut. Von **Paul Heyse** . 115

VIII. Georg Ebers. Von **Wilhelm Bölsche** 132

IX. Die niederländischen Feste 138

X. Der Tod der Kaiserin von Oesterreich 143

XI. Politische Rundschau 145

XII. Indische Philosophie 151

XIII. Aus fremden Literaturen. Von **Willy Pastor** . . . 153

XIV. Theodor Fontane's Autobiographie. Von **Willy Pastor** 157

XV. Literarische Notizen 159

XVI. Literarische Neuigkeiten 160

XVII. Adam und Eva. Roman von **Helene Böhlau** al **Raschid Bey.** I. II. 161

XVIII. Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen. Von **Ernst Haeckel** (Jena) 179

XIX. Ein Ausflug nach den ägäischen Inseln. Von **Rudolf Lindau.** II. (Schluß) 195

XX. Wahrheit und Lüge. Von Prof. Dr. **W. Jerusalem** . 221

XXI. Eugène Delacroix. Von **Walther Gensel** . . . 245

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXII.	Der Abrüstungsvorschlag des Zaren. Von **A. von Boguslawski**	261
XXIII.	Theodor Fontane. Ein Nachruf von **Erich Schmidt**	270
XXIV.	Die vier Geschwister. Von **Paul Heyse**	284
XXV.	Neue Bülow-Briefe. Von **Carl Krebs**	295
XXVI.	Politische Rundschau	303
XXVII.	Wilhelm von Humboldt in Spanien. Von **E. Hübner**	309
XXVIII.	Neuere Literatur über Ost- und Centralasien. Von **H. von Horn**	312
XXIX.	Literarische Notizen	317
XXX.	Literarische Neuigkeiten	320
XXXI.	Adam und Eva. Roman von **Helene Böhlau al Raschid Bey.** III. V.	321
XXXII.	Franz Josef I. (2. December 1848 — 2. December 1898.) Von **August Fournier**	350
XXXIII.	Die Vernünftigkeit der Religion. In Sachen Pferdebürla. Von **F. Max Müller**	370
XXXIV.	Die Dauer des Lebens. Von **Eduard Strasburger.** I./VI.	402
XXXV.	Goethe aus nächster Nähe Von **Herman Grimm**	422
XXXVI.	Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam. Von **Otto Seeck.** I.	431
XXXVII.	Aus der Geschichte des Berliner Buchhandels. Von **Arend Buchholtz**	451
XXXVIII.	Ostasiatische Zustände. Von **M. von Brandt**	457
XXXIX.	Politische Rundschau	461
XL.	Kraus' Dante. Von **Carl Neumann**	467
XLI.	Theodor Körner und die Seinen. Von **Reinhold Steig**	472
XLII.	Literarische Notizen	474
XLIII.	Literarische Neuigkeiten	477

Der Vorzugsschüler.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

[Nachdruck untersagt.]

Mutter und Sohn saßen einander gegenüber am Tische, der als Arbeits- und Speisetisch diente, und dessen eine Hälfte schon für die Abendmahlzeit gedeckt war. Eine Petroleumlampe mit grünem Schirm beleuchtete hell die Schulbücher, die der Knabe vor sich aufgeschichtet hatte, und die ungemein geschont aussahen, nach einer mehr als halbjährigen Benutzung. Es war Ende März, und in wenigen Monaten mußte Georg Pfanner aus der dritten Classe, wie aus jeder früheren Vorbereitungs- und Gymnasialclasse, als Vorzugsschüler hervorgegangen sein. Mußte! Wohl und Weh des Hauses hing davon ab, der — wenigstens relative — Frieden seiner Mutter, der Schlaf ihrer Nächte . . . Wenn dem Vater schien, daß „sein Bub" im Fleiß nachlasse, wurde sie zur Verantwortung gezogen. Das wirkte viel stärker auf den Jungen, als die strengste Ermahnung und Strafe gethan hätte. Für seine Mutter empfand er eine anbetende Liebe und war das Ein und Alles der freudlosen, vor der Zeit gealterten Frau. Die Beiden gehörten zu einander, verstanden einander wortlos, sie hatten, ohne es sich selbst zu gestehen, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen einen Dritten geschlossen, dem sie im Stillen immer Unrecht gaben, auch wenn er Recht hatte, weil sie sich im Grund ihrer Seele in steter Empörung gegen ihn befanden. Frau Agnes würde erstaunt und wahrscheinlich entrüstet gewesen sein, wenn man ihr gesagt hätte, daß ihre Empfindung für ihren Mann längst nichts mehr war als eine Mischung von Furcht und von Mitleid. Georg würde eher die ganze Schule zum Kampf herausgefordert, als geduldet haben, daß ein unehrerbietiges Wort über seinen Vater gesprochen werde. Aber weder der Mutter noch dem Sohne wurde es wohl in seiner Nähe. Seine Anwesenheit bedrückte, löschte jede heitere Regung im ersten Aufflackern aus. Und doch war der einzige Lebenszweck dieses Mannes die Sorge um das Wohl seines Kindes in Gegenwart und Zukunft.

Frau Agnes ließ ihre Arbeit in den Schoß sinken und blickte nach der Schwarzwälder Uhr, die an der Wand neben dem Kleiderschrank ihr blechernes

Pendel schwang. So spät schon, und der Mann kam noch immer nicht aus dem Bureau. Sie lasteten ihm dort so unbarmherzig viel Arbeit auf, und er besorgte sie widerspruchslos und nahm noch Arbeit mit nach Hause, um die Vorgesetzten nur gewiß zufrieden zu stellen und beim nächsten Avancement berücksichtigt zu werden.

Ja, der Mann plagte sich, und es war sehr begreiflich, daß er übermüdet und mürrisch heimkehrte. Und der Junge, der liebe, geliebte Junge, plagte sich auch. Heute ganz besonders. Dunkelroth brannten seine Wangen, und sogar die Kopfhaut war geröthet und die Stirn zog sich kraus. In Hemdärmeln saß er da, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, preßte das Kinn auf seine geballten Hände und starrte rathlos zu seinem Hefte nieder. Drei Mal schon hatte er die Rechenaufgabe gemacht und jedesmal ein andres Resultat erhalten, und keines, das sah er wohl, konnte das richtige sein.

Die Mutter wagte nicht, ihn anzusprechen, um ihn nicht zu stören, warf nur verstohlen von Zeit zu Zeit einen bekümmerten Blick auf ihn und vertiefte sich wieder in ihre Arbeit und flickte emsig am schadhaften Futter der Jacke, die er ausgezogen hatte.

Nun wurde nebenan ein Geräusch vernehmbar. Im Schloß der Küchenthür drehte sich der Schlüssel.

„Der Vater kommt," sprach Frau Agnes. „Bist fertig, Schorschi?"

„Mit der Rechnung noch lang nicht." Sein Mund verzog sich, und unter seinen blonden Wimpern quollen plötzlich Thränen hervor.

„Um Gotteswillen, Schorschi, nicht weinen, Du weißt ja — der Vater . . ."

Da trat er ein, und sie stand auf und ging ihm entgegen, und er erwiderte ihr schüchternes Willkomm mit einem ungewohnt freundlichen:

„Na, grüß Euch Gott."

Official Pfanner war um ein Weniges kleiner als seine Frau und ungemein dürr. Die Kleider schlotterten ihm am Leibe. Seine dichten, eisengrauen Haare standen auf dem Scheitel bürstenartig in die Höhe, seine noch schwarz gebliebenen Brauen bildeten zwei breite, fast gerade Striche über den dunkeln, sehr klugen Augen. Den Mund beschattete ein mächtiger, ebenfalls noch schwarzer Schnurrbart, den Pfanner sorgfältig pflegte, und der dem Beamten der Kaiserlich Königlich österreichischen Staatsbahn etwas Militärisches gab.

Pfanner hatte einen großen Pack Schriften mitgebracht und war doch nicht unwirsch. Er ließ sich von seiner Frau den Ueberrock ausziehen und sagte sanft und ruhig: „Bring das Essen und lösch die Lampe in der Küche aus. Die brennt, ich weiß nicht zu was. — Lern weiter!" befahl er dem Sohn, der sich nach ihm gewendet hatte und ihn scheu und ängstlich ansah.

„Es ist so schwer," murmelte Georg.

Der Vater stand jetzt hinter seinem Stuhle: „Schwer, fauler Bub? Deine Faulheit überwinden, das wird Dir schwer, sonst nichts. Einem Kind, das Talent hat, wird nichts schwer. Faul bist."

„Ich hab alles fertig," sprach Georg mit einem trockenen Schluchzen und drängte die Thränen zurück, die ihm wieder in die Augen treten wollten, „nur

die Rechnung nicht . . .“ da kippte seine Stimme um, der Satz endete in einem schrillen Jammerton, und zugleich beugte der Kopf des Jungen sich tiefer. Seinem Bekenntniß mußte die Strafe folgen, er erwartete die unausbleibliche mit dumpfer Resignation, den wohlbekannten Schlag der kleinen, harten Hand, die wie ein Hammer niederfiel und das Ohr und die Wange Georg's auf Tage hinaus grün und blau marmorirte.

Aber heute zürnte der Vater nicht. Nach einer kleinen Weile streckte sich sein Arm über die Schulter des Knaben, der Zeigefinger bezeichnete eine Stelle in der Rechnung, deren sorgfältig geschriebene Zahlen eine Seite des Heftes bedeckten.

„Da sitzt der Fehler. Siehst Du?“

War's möglich, daß Georg ihn noch immer nicht sah? daß er sich keinen Rath wußte, auch dann nicht, als der Vater zu erklären begann. Er that das auf eine so völlig andere Art als der Lehrer. Dem Kind wollte und wollte das richtige Verständniß nicht aufgehen, trotz aller Anstrengung und Mühe. Dazu die Furcht: Jetzt reißt dem Vater die Geduld, jetzt kommt der Schlag. Zuletzt dachte er nur noch an den und wünschte, die Züchtigung wäre vollzogen, damit er sich nicht mehr vor ihr ängstigen brauche.

„Gib Acht, Du gibst nicht Acht!“ rief Pfanner und begab sich auf seinen Platz am oberen Ende des Tisches, wo für ihn gedeckt war. Die Mutter hatte das Abendessen aufgetragen. Kartoffeln in der Schale, ein schönes Stück Butter, ein Laib Brot, eine Schüssel mit kaltem Fleische. Die stellte sie zagend vor ihren Mann hin, und seine Mißbilligung blieb nicht aus.

„Fleisch am Abend — was heißt das? Keine neue Einführung, bitt ich mir aus.“

Sie entschuldigte sich. Sie log. Die Nachbarin hätte so schönes Fleisch vom Land bekommen und ihr dieses schon eingekaufte um ein Billiges abgetreten: „Es ist auch noch für morgen da,“ setzte sie hinzu, um einer wiederholten Rüge vorzubeugen, die viel schärfer ausgefallen wäre. Sie hätte aber auch die schärfste über sich ergehen lassen. Es galt einen Kampf, in dem sie, die sonst willensschwache Frau, um keinen Preis nachgeben durfte.

Das Abendessen war längst vorbei, die Mutter längst zur Ruhe gegangen, Vater und Sohn saßen noch bei ihrer Arbeit. Pfanner befaßte sich mit dem Aufstellen einer statistischen Tabelle, Georg kam mit seiner Rechnung nicht zu Ende. Die Aufmerksamkeit weder des Einen noch des Andern war völlig bei seiner Beschäftigung. Jeder von ihnen hatte heute ein Glück erfahren, und die Erinnerung daran stellte sich immer und immer wieder zerstreuend und ablenkend ein.

Pfanner war dem Herrn Subdirector begegnet, und der hatte ihn angesprochen und ihn der Wohlmeinung des Herrn Directors und seiner eigenen versichert. Der Herr Director warte nur auf die erste Gelegenheit, dem unermüdlichen Fleiß und Diensteifer des Officianten die gebührende Anerkennung zu Theil werden zu lassen.

„Für außergewöhnliche Leistungen außergewöhnliche Auszeichnungen. Verlassen Sie sich darauf.“ Mit diesen Worten hatte der hohe Vorgesetzte ihn

verlassen, und Pfanner war weiter gewandert, von einem berauschenden Glücksgefühl ergriffen. Worauf durfte er sich Hoffnung machen? Auf Beförderung außer der Tour? Auf eine große Remuneration? Die wäre ihm vielleicht das liebste. Georg's Sparkassenbuch würde dadurch eine unverhoffte Bereicherung erfahren. An jedem letzten Tag des Monats nahm er es aus der Lade und ließ die wenigen, mühselig vom Gehalt ersparten Gulden eintragen, um nur ja nicht unnöthiger Weise einen Heller Zinsen einzubüßen.

Der Sparkassenbeamte lachte schon: „Was bringen's denn heut, Herr Official, einen halben Gulden, einen ganzen?"

Pfanner's Hochmuth litt unter diesen Spötteleien. Und jetzt stellte er sich vor, wie ihm sein würde, wenn er einen Hunderter oder gar zwei hinlegen könnte und nachlässig sagen:

‚Bitte, tragen Sie heute das ein, ins Buch von meinem Buben.'

Sein Georg an der Spitze eines, wenn auch kleinen Vermögens — er liebte ihn mehr, wenn er daran dachte.

Der zukünftige Capitalist hielt die Feder in der Hand und sann. Nicht über seine Rechnungsaufgabe. Seine Gedanken trugen ihn weit weg aus der kahlen, dürftig eingerichteten Stube ins Freie, wo jetzt schon neues Leben sich zu regen begann und ein Frühling sich ankündigte, von dem er wieder nichts haben sollte. Dem Frühling würde der Sommer folgen, die Schule geschlossen werden, und die Kameraden würden auf Ferien gehen, einige in die Nähe von Wien, andere glückliche ganz aufs Land, auf das wirkliche Land, oder gar ins Gebirge, in die Wälder, an die schimmernden Seen und Flüsse, an brausende Wasserfälle . . . Nur er kam nie hinaus aus den trostlosen Straßen der Vorstadt, nie fort vom müdmachenden, langweiligen, verhaßten Straßenpflaster, auf dem man sich die Schuhe zerriß und die Füße wund ging. Dazu des Vaters ewig wiederholtes:

„Lern! Hast gelernt? Kinder sind da, um zu lernen."

In seinem Jungen aber schrie es: Nicht nur um zu lernen! Manchmal schon hatte er sich ein Herz gefaßt und gesagt: „Die Andern sind jetzt auf Ferien und lernen nicht."

Da war der Vater bös geworden. „Sind das Vorzugsschüler? Wenn ja ein paar darunter sind, dann sind sie nicht leichtsinnig und zerstreut wie Du, fauler Bub. Haben vielleicht nicht einmal Talent wie Du, dafür aber Fleiß, eisernen Fleiß. Ferien . . . was Ferien! Ein tüchtiger Mensch braucht keine, will keine. Hab' ich Ferien?" Es war der Stolz Pfanner's, daß er noch nie Urlaub genommen.

Indessen — trotz all der väterlichen Strenge, ein wahres Löschhorn für jede heitere, lustige Regung — hatte es einige Jahre gegeben, in denen Georg eine Frühlingsfreude genossen. Und heute war der gesegnete Tag, an dem ihm endlich ein langgehegter, heißer Wunsch erfüllt wurde. Er trug das Mittel, Frühlingsfreude wieder zu erwecken, in seiner Tasche.

Um ein Stockwerk tiefer als die Familie Pfanner, im dritten des gegenüber liegenden Hauses, wohnte ein Schuster, der eine Nachtigall besaß. Wenn

der Frühling anbrach, hing er ihren Käfig unter den Fenstersims an die Mauer. Der Käfig war eng und schmal, hatte dicke Sprossen und bot seiner Bewohnerin wenig Raum und wenig Licht. Sie sang wundersam in ihrer traurigen Gefangenschaft. Ihre süßen Lieder klangen nicht nur klagend und sehnsuchtsvoll, auch hell und jubelnd und wie voll des seligen Entzückens über die eigene Herrlichkeit, berauscht vom Triumph über die eigene, hinreißende Macht. Die Töne, die der kleinen Brust entquollen, erfüllten die Gasse mit Wohllaut.

Georg brachte jeden freien Augenblick am Fenster zu, beugte sich hinaus und sandte der Nachtigall seine Liebesgrüße. Der Schuster, das konnte man leicht bemerken, kümmerte sich nicht viel um die holde Sängerin. Wäre sie Georg's Eigenthum gewesen, wie hätte er sie gehegt und gepflegt! Sie war sein Glück, seine Wohlthäterin, sie zauberte ihm den Frühling in die traurige Stube und Schönheit und Poesie in sein ödes Leben. Er lauschte ihr, und märchenhaft liebliche Bilder tauchten vor ihm auf, Landschaften im purpurnen Grün des neuen jungen Lebens, blüthendurchhaucht, lichtgetränkt. Alles, wovon er gelesen und gehört hatte, das zu erblicken er sich gesehnt, das für ihn das ewig Unerreichbare bleiben sollte.

Bis Johannis ging es so fort, dann hörte die Nachtigall auf zu schlagen, und der Schuster nahm das Bauer wieder ins Zimmer herein. Im letzten Frühjahr hatte Georg vergeblich auf das Erscheinen des Bauers gewartet. Der Schuster hatte die Nachtigall vielleicht verschenkt, oder vielleicht war sie gestorben, und mit ihr all die schönen Träume, die ihr Gesang geweckt, und die stille, geheimnißvolle Wonne, sich ihnen zu überlassen und ihnen nachzuhängen.

Nun aber, vor einigen Wochen an einem grauen, frostigen Februarmorgen, tönten Georg, als er in die Nähe der Schule kam, die schmerzlich vermißten Nachtigallenklänge entgegen. Er stieß einen Freudenschrei aus, sah um sich, sah zu den Häusern empor, und da war nirgends ein Vogelbauer zu entdecken, und nirgends stand ein Fenster offen, aus dem der Gesang hätte dringen können. Die Töne schlugen einmal stärker, einmal schwächer an sein Ohr. Sie wanderten, näherten, entfernten sich, und plötzlich lachte Georg laut auf. Die Nachtigall, die so prachtvoll sang, spazierte vor ihm her, blieb stehen, schmetterte ihre Lockrufe in die Luft hinaus, ging ein Stück weiter, kehrte um und kam jetzt auf ihn zu. Sie hieß Salomon Levi, war fünfzehn Jahre alt und trug schiefgetretene Stiefel, einen schwarzen Kaftan, einen steifen, breitkrämpigen Hut. Ihre eingefallenen Wangen entlang baumelten ein Paar glänzende, rabenschwarze Schläfenlocken.

„Herrje Salomon!“ hatte Georg ausgerufen, „was ist mit Dir? bist eine Nachtigall worden?“

Der Angeredete trug an einem fettigen Riemen ein Tabulett, noch einmal so breit als er selbst, und hinkte von früh bis Abends unermüdlich auf dem Quai vor der Schulgasse auf und ab. Sein Waarenlager erfreute sich unter den Studenten des Rufes großer Solidität und bestand aus Brief- und Geldtaschen, Spiegeln, Messern, Uhrketten und dergleichen. Der junge

Hausirer führte auch allerlei Spielzeug, das auf Georg eine starke Anziehung übte. Er hatte nie, nicht einmal als kleines Kind, Spielzeug besessen.

„Spielereien kaufen — Geld hinauswerfen, Unsinn!“ sagte Pfanner. „Ein Kind, das Phantasie hat, ein Kind wie das meine braucht keine. Ein Scheit Holz oder ein hölzernes Pferd sind dasselbe für ihn, sind ihm beide ein lebendiges Pferd. Eine Puppe in Seidenkleidern oder der in Zeitungspapier gewickelte Stiefelknecht sind ihm eines wie das andere, ein lebendiges Kind.“

Für Georg haftete der Reiz des Versagten an jedem Gegenstand in Salomon's Auslagekasten. Er kam nie ohne Herzweh an ihm vorüber und knüpfte, so oft es anging, ein Gespräch mit Levi an, um alle die Kostbarkeiten, die er ausbot, mit Muße betrachten und sogar berühren zu dürfen.

„Ach Salomon,“ sagte er ihm einmal, „wie glücklich bist Du! Kannst immer auf- und abgehen, und mußt nicht mehr in die Schule, hast so viele schöne Sachen und kannst sie den ganzen Tag ansehen. Wie froh mußt Du sein!“

Salomon sah ihn wehmüthig an. In welchem Irrthum war Georg befangen! Wenn Salomon alle die „schönen Sachen“ anbrächte, und noch viele andere und Geld für sie bekäme und studiren könnte, dann wäre er froh.

Sie hielten nun täglich eine Unterredung, eine kurze bloß, denn Georg wußte, daß der Vater ihn daheim fast regelmäßig, mit der Uhr in der Hand, erwartete, und wenn er sich um ein paar Minuten verspätete, dann gab es böse Minuten für seine arme Mutter.

So flüchtig aber auch die Begegnungen der beiden Knaben waren, sie bildeten allmählich ein starkes Band. Jeder von ihnen kannte das Leiden; einer bedauerte den andern und beneidete ihn auch. Fürs Leben gern hätten sie getauscht, verhandelten oft darüber und waren schon gute Bekannte gewesen vor jenem Februarmorgen, an dem der Vorzugsschüler dem Hausirer zugerufen hatte:

„Bist eine Nachtigall worden?“

Helles Entzücken durchströmte ihn, als Salomon ihm ein Instrumentchen zeigte, nicht größer als eine Nuß, in dem alle Flötentöne der Nachtigall schliefen. Man brauchte es nur zwischen die Lippen zu nehmen und geschickt mit der Zunge zu behandeln, um den lieblichen Gesang zu wecken. Er hätte sich auf die Knie werfen und Salomon beschwören mögen: „Sei gut, sei großmüthig, schenk mir die Nachtigall!“ Aber das Bild seines Vaters schwebte ihm vor, er vernahm die Worte: „Du bist ein Beamtensohn, Du unterstehst Dich nicht, etwas anzunehmen, nicht ein Endchen Bleistift, nicht eine Feder. Von keinem Mitschüler, von keinem Menschen.“

So stotterte er denn mit fliegendem Athem: „Was kostet die Nachtigall?“

Sie kostete zwanzig Heller, und Salomon hatte heute schon ein paar Dutzend verkauft und hoffte, noch ein paar Dutzend zu verkaufen und bald auch seinen ganzen Vorrath, denn sie gingen reißend ab.

Georg überlegte: „Wirst Du in fünf Tagen keine mehr haben . . .? Hebe mir eine auf, ich bitte Dich. Wenn ich mein Jausengeld erspare, habe ich

in fünf Tagen zwanzig Heller beisammen und kann Dir die Nachtigall bezahlen."

Salomon war sehr ungläubig. Mehrmals schon hatte Georg versucht, sein Jausengeld zu sparen, um bei ihm einen Einkauf machen zu können, es aber nie weiter gebracht als bis zu acht, höchstens zu zehn Heller. Dann war er plötzlich an einem Nachmittag zu hungrig geworden und hatte sein ganzes Geld auf einmal ausgegeben, für eine besonders lockende Bretze. Beim Bäcker an der Ecke bekam man so köstliche! Er hatte auch schon seinen kleinen Besitz an Kupfermünzen Aermeren, als er selbst war, geschenkt. Salomon zweifelte mit gutem Grund an der Fähigkeit des „jungen Herrn", etwas zurückzulegen. Dennoch erfüllte er ihm seinen Wunsch. Eine Nachtigall blieb unverkauft, die beste. Wer die zu behandeln verstand, konnte ihr ganz besonders klangreiche Töne entlocken.

Und heute hatte Georg sie erworben, war glorreich vor Salomon hingetreten, hatte ihm zehn Zweihellerstücke in die Hand gezählt und die Nachtigall in Empfang genommen.

Der Unterricht in der Gebrauchsanweisung war „dreingegangen". Das kleine Instrument wanderte von einem Mund zum andern, und sogleich, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit lernte Georg dem Tabulettkrämer seine Kunst ab.

„Was ein Talent zur Musik! Ich hab' müssen lernen drei Tag', bis ich hab' spielen gekonnt. Sie können gleich spielen, besser als ich."

Georg erwiderte glückselig, es sei ja so leicht. Ach, wenn Alles so leicht wäre, wenn es mit der Mathematik und der Geschichte und mit dem Griechischen auch so ginge!

In Salomon's melancholischen Augen leuchtete es auf: „Mir möchte leicht sein das Studiren," sprach er und sah sehr hochmüthig und sehr traurig aus.

Jetzt war es nahe an elf Uhr. Frau Agnes hatte sich auf Befehl Pfanner's zu Bette begeben, sie schlief aber nicht: sie beobachtete vom dunkeln Alcoven aus ihren Mann, der mit unvermindertem Eifer liniirte, rubricirte, und ihren Jungen, der müd und blaß sich über sein Heft beugte oder mit verträumten Augen emporblickte zu dem grauen Fleck, den der Rauch der Lampe allmählich an die Decke gemalt hatte. Er durfte noch immer auf des Vaters grimmig wiederholtes „Bist fertig?" nicht mit ja antworten; er war eben nicht bei der Sache. Er hatte eine Hand in die Tasche gesteckt und die Finger um die Nachtigall gelegt und preßte sie manchmal, als ob sie etwas Lebendiges wäre und es fühlen könnte, mit großer, sanfter Liebe.

Der Heimweg, der ihm sonst immer endlos vorkam, war ihm heute zu kurz gewesen. Fast die ganze Zeit hindurch hatte er die Nachtigall schlagen lassen, und Kinder und selbst Erwachsene waren stehen geblieben und hatten ihm zugehört und sich über die herzige Musik gefreut. Es wäre ihm ein Glück gewesen, vor der Mutter eine Probe seiner neu erlernten Kunst abzulegen. Aber das ging nicht an, die Mutter würde sogleich gesagt haben: „Du mußt

dem Vater das Ding zeigen, Du weißt ja, er mag Spielereien nicht." Und wenn Georg auch geantwortet hätte: „Es ist keine Spielerei, es ist ein Instrument," würde sie doch dabei geblieben sein: „Hinter dem Rücken des Vaters darf man nichts thun und nichts haben." So hatte sie es immer gehalten . . . bis heute.

Georg aber konnte nicht vergessen, daß ihm vor Jahren der jüngste Sohn der Nachbarin, Carl Walcher, seine Flöte geliehen; er hätte sie ihm auch gern geschenkt, ohne Pfanner's spartanisches Verbot. Was Georg einmal hörte, von den Kinderliedern, die seine Mutter ihm vorsummte, bis zum feierlichen Kirchengesang, Alles merkte er sich, und brachte die Melodie ganz richtig heraus auf dem höchst primitiven Instrumentchen. Frau Walcher und ihre Söhne hatten ihn bewundert und sogar sein Vater ihm manchmal ein zustimmendes: „Nicht übel" gespendet. Aber bald war ihm seine Freude verdorben worden.

„Laß die Dummheiten — Lern!" hatte es bald geheißen. An dem geringsten Versäumniß, an jeder Zerstreutheit des Knaben hatte die Flöte Schuld getragen. Bald, schrecklich bald hatte der Vater sie ihrem Eigenthümer zurück gestellt. So würde er gewiß auch die Nachtigall nicht dulden, und deshalb mußte sie vor ihm verborgen bleiben, die liebe, herrliche.

Als Georg endlich zur Ruhe gehen durfte, erhielt sie ihren Platz unter seinem Kopfkissen. Nach Mitternacht erwachte er, zog sie an seine Lippen. Um sie zu küssen, natürlich nur, sie schlagen zu lassen, konnte ihm doch nicht einfallen . . . Zwar — die Eltern schliefen. Zwischen ihnen und ihm, am Mauervorsprung des Alcoven, tickte kräftig, jedes schwache Geräusch übertönend, der flinke Gang der Schwarzwälderin. Dennoch wäre es nicht gerathen . . . und während er dachte: nicht gerathen, berührte seine Zungenspitze schon das kühle Metallplättchen. Ohne seinen Willen, fast ohne sein Zuthun begann die Nachtigall ihren Gesang zu erheben. Sie klagte, sie lockte, sie verkündete eine unerfüllbare Sehnsucht. Ihre Töne stiegen, schwollen, brachen plötzlich ab. Herrgott im Himmel . . . Zu laut, zu laut! Der Vater hat einen gar leisen Schlaf . . . Entsetzlich erschrocken, von Schauern der Angst durchrieselt, steckte Georg seinen Kopf unter die Decke. Am nächsten Morgen beim Frühstück erzählte der Vater von einem merkwürdigen Traum, den er in der Nacht gehabt. Der Schuster hatte wieder eine Nachtigall angeschafft, und Pfanner war gewesen, als ob er sie so laut schlagen hörte, daß er darüber erwachte, und dann, das war das Merkwürdige, hatte er sich eingebildet, wach zu sein und sie noch zu hören. Seine Frau konnte nicht genug staunen, auch ihr hatte etwas ganz Aehnliches geträumt, und das mußte wohl etwas zu bedeuten haben.

Georg stand auf und trat ans Fenster, damit die Eltern sein Erröthen nicht sähen.

Auch Frau Agnes hatte ihr Geheimniß, und sie mußte, um es zu bewahren, allerlei Ausflüchte gebrauchen, die gar oft weitab von der Wahrheit lagen. Seit einiger Zeit war bei allen Mahlzeiten der Tisch reichlicher besetzt, und Pfanner hatte doch nicht mehr Wirthschaftsgeld bewilligt als früher. Seine Frau konnte nicht immer bei der Wahrheit bleiben, wenn er sie darüber

zur Rede stellte. Ungern genug hörte er schon, und fühlte sich gedemüthigt, wenn sie gestand, einige Confectionsarbeiten gemacht und durch Vermittlung Frau Walcher's unter der Hand verkauft zu haben. Nie hätte er erfahren dürfen, daß sie ein eben entbehrliches Kleidungsstück oder Hausgeräth ins Versatzamt getragen, einen noch aus dem väterlichen Hause mitgebrachten kleinen Schmuckgegenstand veräußert hatte. Er hielt viel auf diese Reste einer ehemaligen Wohlhabenheit; es schmeichelte ihm, sich seine einst sehr schöne Frau — nur leider die Hellblonden verblühen sehr schnell! — aus einem guten und damals fast reichen Hause geholt zu haben. Der geringste Zufall konnte Alles an den Tag bringen und dann — Agnes schloß die Augen und erzitterte bei dem Gedanken, was dann geschehen würde. Aber gleichviel, das Kind mußte um jeden Preis besser genährt werden als bisher.

Frau Adjunct Walcher hatte sich schon vor einem Jahre in ihrer kurzangebundenen, offenherzigen Weise darüber ausgesprochen: „Mir scheint immer, Sie halten Ihren Schorsch zu kurz in der Kost, Frau Official. So ein Bub will tüchtig essen. ‚Das Lernen zehrt, und in einen kleinen Ofen muß man öfter nachlegen als in einen großen', sagt mein Mann. Er und ich sind oft hungrig schlafen gegangen — Herrgott, ein Adjunct mit tausend Gulden Gehalt! — unsere zwei Buben waren immer satt geworden. Sehen auch aus wie die Knöpf. Ihr Schorsch schießt in die Höh, wird ja bald den Herrn Official eingeholt haben, setzt aber kein Loth Fleisch an."

„Finden Sie, daß er schlecht aussieht?" hatte Frau Agnes in Bestürzung ausgerufen.

Nun nein, das fand die Frau Adjunct gerade nicht, aber so gewiß „kleber" und eine bessere „Farb" sollt er haben: „Die Nahrung muß ausreichend sein," sie betonte das Wort mit Wohlgefälligkeit, es kam ihr so gebildet vor. „Ausreichend, sagt mein Mann. Das viele Lernen schlagt sich sonst den Kindern auf die Nerven."

Dies Gespräch hatte entschieden; die Liebe der Mutter hatte über den Widerwillen der ehrlichen Frau gegen Falschheit und Lüge gesiegt. Ihrem Manne Vorstellungen zu machen, einen Versuch zu machen, ihn zur geringsten Mehrausgabe zu bewegen, wäre ihr so wenig eingefallen, als einem Stein zuzureden, sich in Brot zu verwandeln. Eine Erörterung zwischen ihm und ihr kam überhaupt nicht vor. Vom Anfang ihrer Ehe an hatte sein herrisches und ablehnendes Wesen jede Möglichkeit, ihm vertrauensvoll zu nahen, ausgeschlossen. Was konnte eine Frau ihm zu sagen haben? Er war er, und außer ihm war die Pflicht, und diesen beiden höchsten Mächten unterstand die Welt, die er begriff. Erst als ein Sohn ihm geboren wurde, gab es ein zweites Wesen, ihm ebenso wichtig, wie er sich selbst. Eine Fortsetzung seines Ich, eine vervollkommnete Fortsetzung. Alles, was seinem Ehrgeiz versagt geblieben, was er nicht errungen, sollte sein Sohn erringen.

Er war aus Armuth und Niedrigkeit hervorgegangen, hatte einen nur mangelhaften Schulunterricht genossen und niemals die Aussicht gehabt, es zu einer höheren Stellung zu bringen. Als kleiner Beamter lebte er und würde er sterben. Aber der Sohn: Das Gymnasium als Primus absolviren, den

Doctorhut summa cum laude erwerben, schon in den ersten Anfängen der Laufbahn von der Glorie reichster Verheißungen umstrahlt, steigen von Erfolg zu Erfolg, von Ehren zu Ehren — das sollte der Sohn. Den nüchternen Official Pfanner, den unfehlbaren Rechner, den trockenen Vernunftmenschen nahm, wenn er sich diesen Vorstellungen hingab, die Phantasie auf ihre Flügel und trug ihn über alle Gipfel des Wahrscheinlichen sausend hinweg. Und wenn er dann wieder zur Erde niederstieg und seinen Georg zufällig einmal müßig einhergehen sah, wetterte er ihn an: „Lern!"

Er selbst, immer in der Zukunft lebend, die Gegenwart und was sie darbot, geringschätzend, entfremdete sich mehr und mehr seinen Standesgenossen. Er erwies sich ihnen gefällig, machte Arbeiten, die ihnen zugekommen wären, hatte aber dabei nur seinen eigenen Vortheil, die Verbesserung seiner Stellung im Auge. Dem Verkehr mit ihnen, den Zusammenkünften im Kaffeehaus und im Stammgasthaus, ging er so viel als möglich aus dem Wege. Nur selten fand er sich mit den Collegen zusammen. Beim „goldenen Wiesel", wo die Versammlungen der Herren Beamten stattfanden, an denen auch einige Vorgesetzte und Bekannte der Vorgesetzten theilnahmen, da begegnete Pfanner richtig jedesmal dem Manne, den er haßte, dem Kunstschlosser Herrn Obernberger. Vor Jahren hatte es dem als großer Vorzug gegolten, mit den Herren von der Eisenbahn im Gasthaus zusammenkommen zu dürfen. Jetzt hatte der Standpunkt sich verrückt. Seitdem die Arbeiten aus der Kunstschlosserei Obernberger's erste Preise auf den Ausstellungen erhalten hatten, seitdem er viele hundert Arbeiter in seinen Werkstätten beschäftigte, im eigenen Hause wohnte, im eigenen Wagen vorfuhr, und das Band des Franz-Joseph's-Ordens im Knopfloch trug, eilten die meisten der Herren ihm bis zur Thür entgegen, und bei Tische erhielt er den Platz zur Rechten des Inspectors.

Das Alles hätte Pfanner hingehen lassen und sich nicht weiter darum gekümmert. Aber dieser Schlosser hatte einen Sohn, und dieser Sohn trat seinem Georg im Gymnasium auf die Fersen, konnte ihn einholen, konnte ihn überflügeln, denn der verdammte Bub hatte Talent, sein ärgster Feind mußte das zugeben. „Talent um eine Million," wie Herr Obernberger sagte, „aber nicht um einen Heller Fleiß."

Es war nach der Schule. Pepi Obernberger und Georg Pfanner gingen ein Stück des Weges mit einander. Sie waren beide aufgerufen worden vom Professor des Griechischen, und Pepi hatte besser bestanden. Georg schritt sehr kleinlaut und mit einem ganz rothen Kopf neben ihm her. Der Vater versäumte nie, zu fragen: „Hat der Herr Professor Dich aufgerufen, und wen noch, und wie ist's gegangen?"

„Du weißt immer," sagte Georg zu seinem Kameraden. „Hast heut wieder sehr gut gewußt. Ich wäre froh, wenn ich immer so gut wüßte wie Du."

Pepi fing sogleich zu prahlen an: Hol's dieser und jener! ihm lag nichts an dem dummen Plunder. Casusartige Endungen, Comparation der Adjectiva, dummes Zeug! Er plagte sich auch gar nicht damit. Wenn der Trottel von einem Professor eine neue Walze einlegte in seinen Werkelkasten und anfing,

sie herunter zu leiern, da höchstens hörte er ein bißchen zu. Zu Hause sah er kein Buch an, das war ihm viel zu fad.

„Geh, geh!“ fiel Georg ungläubig ein, und er verbesserte sich:

„Fast keins, auf Ehre. Daß sie mir immer so gute Zeugnisse geben, das danke den alten Perrücken der Teufel. Ich gift mich drüber, weil's meinen Alten auf die dumme Idee bringt, einen Professor aus mir zu machen. Aber nein! Lieber als so ein lächerlicher Zopf zu werden und auf Alles zu verzichten, was schön ist: Rad fahren, reiten, jagen, tanzen, kutschiren, Billard spielen im Kaffeehaus, Gletscher besteigen. Lieber erschieß' ich mich!“

Georg sah ihn aufmerksam an, er war so ganz und gar das Ebenbild seines Vaters, des braven, fröhlichen Herrn Obernberger mit dem runden Kopf und dem runden Gesicht und dem freundlich lächelnden Munde. Und der Mensch sprach von Selbstmord?

„Red' nicht so!“ rief Georg. „Du wirst keine Todsünde begehen, Selbstmord ist eine Todsünde und eine Feigheit.“

„Unsinn!“ stieß Pepi höhnisch aus. „Wie kann man so ein Esel sein und Alles nachplappern, was sie einem in der Schul' sagen. Aber Du hast nie einen eigenen Einfall. Hast den Kopf schon ganz ausgestopft mit Pappendeckel. Adje!“ — Du Schulesel! setzte er in Gedanken hinzu und bog ab, um die nächste Tramwaystation zu erreichen.

Georg ging langsam vorwärts und sagte sich doch mit Unbehagen, daß jeder Schritt ihn dem Hause näher brachte, wo der Vater ihn gewiß schon erwartete mit der ständigen Frage, die er heute mit so großem Zagen beantworten würde.

O das traurige Haus, das kahle, große, mit den langen Gängen und den schmalen Stiegen, und das Zimmer, in dem man immer saß zu Dreien, und wo keines sich vor dem andern retten konnte. Dahin mußte er zurückkehren, heute und morgen und alle Tage und noch fünf Jahre lang. Wie soll man das erleben, und hat man's erlebt, fangen neue Studien an, die schwersten. Wie ein grauer Berg, den er nie werde übersteigen können, bäumte die Zukunft sich vor ihm auf, ein ödes, trostloses, der Verzweiflung verwandtes Gefühl ergriff sein Herz und durchtränkte es mit unsagbarer Bitterniß. Plötzlich kam ein nie gekannter Trotz über ihn. Obwohl die Uhr am nächsten Thurme halb sieben schlug, obwohl er genau wußte, daß er werde sagen müssen: „Ja, ich habe mich aufgehalten unterwegs,“ setzte er sich auf eine Bank im kleinen Square vor Beginn der Gasse, in der die elterliche Wohnung lag, zog die Nachtigall aus der Tasche und ließ sie schlagen. Sie tröstete, sie milderte jedes herbe Gefühl. Sie ließ ihn einen Uebergang finden aus tiefer Niedergeschlagenheit zu lauterem Frohmuth.

Er hatte ja nicht nur Betrübniß und Gram in seiner Seele, tief in ihrem Innersten unter lastenden Schatten lohte roth und warm die Flamme junger Lebensfreudigkeit, und ein unausgesprochenes, immer zum Schweigen verdammtes Glücksgefühl wollte sich einmal hinaussingen. Es jubelte in die laue Luft, zum lichten Frühlingshimmel empor, mit der Stimme der Nachtigall.

Georg fand den Vater nicht daheim. Er war dagewesen, hatte sich umgekleidet und zu einer Beamtenversammlung ins Stammgasthaus begeben. Mutter und Sohn sprachen es nicht aus, welch ein Fest das Alleinbleiben für sie war. Um jede Minute, die er auf dem Heimweg vertrödelt hatte, that es Georg jetzt leid. Die Stube kam ihm auf einmal traut und freundlich vor, die Luft reiner, und die Lampe schien heller zu leuchten als sonst. Unter ihr in einem Glase stand ein kleiner Veilchenstrauß; Frau Walcher hatte ihn gebracht.

Georg beugte sich über ihn und sog seinen zarten Duft ein: „Die gute Frau Walcher;“ er lächelte seine Mutter pfiffig an. „Hat sie den auch vom Land gekriegt, wie neulich wieder das gute ‚Junge‘ vom Hasen?“

Frau Agnes erröthete. So war ihr der Schorschi hinter ihre Schliche gekommen? Sie wich seinem auf sie gerichteten Blick aus, sie antwortete nicht, sie sprach nur: „Der Vater hat Dir sagen lassen, Du sollst lernen.“

„Schon recht,“ erwiderte er übermüthig und warf die Schultasche in weitem Bogen auf das Sopha, daß sie dort, emporgeschnellt, einen fröhlichen Hupf machte.

„Aber Georg, Du bist ja heut' wie ausgewechselt.“

„Ja, ja, Mutter!“ Er stürzte auf sie zu und schloß sie in seine Arme.

Sie wehrte: „Sei gescheit.“

„Nein, gescheit bin ich heute einmal nicht. Ich muß Dich lieb haben und küssen, Dein liebes Gesicht, Deine lieben Hände, jeder Finger bekommt einen Kuß.“

Nun denn! Ach, die Zärtlichkeit des Kindes that sehr wohl. „Jetzt aber setz' Dich, es wird ja Alles kalt.“

Und sie setzten sich und aßen und ließen sich's schmecken und plauderten und dachten nicht an morgen, und waren so glücklich, wie die armen Leute sind, die ganz in der Gegenwart leben, den Augenblick genießen, den Blick von der Zukunft abgewendet, die ihnen nichts Gutes bringen kann.

Nach dem Abendbrot begab die Mutter sich an die Nähmaschine und wollte noch ein Stündchen fleißig sein. Die alte Nähmaschine, die sich die letzte Zeit hindurch nur schwer in Bewegung setzen ließ und den Dienst auch schon mehrmals versagt hatte, glitt heute dahin wie ein Schlitten auf fest gefrorener Bahn. Was war denn da geschehen? Gestern noch hatte die Mutter gedacht, die alte Getreue werde überhaupt nicht mehr brauchbar sein und nicht einmal in der Fabrik hergestellt werden können. Was geschehen war? Der Vater hatte sie aus einander genommen und sie ausgezeichnet reparirt.

„Der Vater?“ das gab dem Georg zu denken. „Hat denn der Vater gelernt, Nähmaschinen repariren?“

„Gewiß nicht. Aber weißt Du, der Vater kann Vieles, das er nicht gelernt hat, er hat zu Allem Talent.“

Hat es nicht gelernt und kann es, weil er Talent hat. Etwas können, das man nicht gelernt hat, heißt also Talent haben. Er versank in Grübeleien.

„Aber Mutter, ich hab' doch auch Talent.“

Sie mußte lachen. Es war wirklich, wie wenn ein Zweifel aus seinen Worten spräche: „Nun, ich meine, Du hörst es oft genug, um es zu wissen," und sie griff zärtlich mit der Hand in seinen zerzausten blonden Schopf.

„Wenn's nur wahr ist, Mutter, wenn's nur recht wahr ist;" er schluckte mühsam und benetzte die trocken gewordenen Lippen mit der Zunge. Die Traurigkeit, die ihn nach dem Gespräch mit Pepi angewandelt hatte, wollte sich wieder in ihm regen; aber die Anwesenheit der Mutter bannte sie rasch. Sein Herz ging weit auf, nicht das kleinste Geheimniß blieb darin. Von Allem, was bisher stumm und schweigend in ihm gelegen, redete er, und während er es that, wurde ihm manches klar und ausgemacht, was er sich selbst nie eingestanden hatte. Die Mühe, die das Lernen ihm verursachte, und daß es ihm so schwer wurde, sich etwas „auswendig zu merken". Andere lernten viel leichter auswendig und merkten sich's viel länger.

„Du hast kein sehr gutes Gedächtniß," meinte die Mutter, und dachte, das kommt oft vor bei sehr Talentvollen. Sie gab dem Sohn auch etwas Aehnliches zu verstehen, er zuckte die Achseln.

„Wer Talent hat, das findest Du selbst, kann auch, was er nicht gelernt hat. Ich hab' vielleicht gar kein so großes Talent zum Lernen in der Schule. Aber vielleicht zu etwas Anderem . . . Das Singen in der Volksschule hat mich so gefreut. Da hab' ich immer einen Einser gehabt . . . und — weißt Du noch, die Flöte! Ach, wenn ich hätte lernen dürfen Flöte spielen, oder gar Violine . . . Jetzt hab' ich halt nichts mehr als nur — soll ich's Dir sagen? soll ich? Ja? — — Bleib' sitzen — ganz ruhig."

Er stand auf und ging in den dunkelsten Winkel des Alcoven, und leise schwirrten von dort her die Töne der Nachtigall zu der Mutter herüber, und sie staunte und hörte zu und überhörte, daß die Küchenthür geöffnet wurde, und nun auch die Zimmerthür.

„Halb Elf," sprach Pfanner, eintretend, „und Du bist noch auf, und wo ist der Bub?"

Er war in schlechter Laune.

In der Versammlung war ein Antrag, den Pfanner und einige ältere Beamte eingebracht hatten, abgelehnt worden. Beim gemeinsamen Abendessen hatte sich dann Oberuberger eingefunden, einen Flaschenkorb in der mächtigen Rechten, und hatte Bordeaux und Champagner mit so guter, bescheidener Manier servirt, daß selbst der Herr Directorstellvertreter sich herbei ließ, ein Gläschen anzunehmen. Nur Pfanner lehnte schroff ab. In Gift hätte sich ihm ein vom „Schlosser" credenzter Trunk verwandelt. Bis zum Ueberdruß renommirte der wieder mit seinem Pepi und gab die tollen Streiche des Burschen so stolz und behaglich zum Besten, daß Pfanner zuletzt nicht mehr an sich halten konnte:

„Wenn's der meine so treiben thät, der sollt' mich kennen lernen."

Da waren dann gleich Entschuldigungen Pepi's nachgekommen und ein zärtliches Lob des guten Kerls, der er sei, bei all' seinem Uebermuth, und was für ein goldenes Herz er habe und — ein Talent! Die Herren Professoren zweifelten gar nicht daran, daß er in diesem Jahre Primus werden würde.

Primus — der Sohn des Schlossers! Pfanner hatte plötzlich einen gallbittern Geschmack im Munde, und das Essen widerstand ihm. Sein Georg war nur in der ersten Classe Primus gewesen, in der zweiten zweiter Vorzugsschüler, und nun in der dritten konnte er's allem Anschein nach gar nur zum Vierten, dem letzten Vorzugsschüler, bringen. Er hatte ein „Genügend" gehabt in Griechisch und ein „Befriedigend" in Geometrie. Wohin kam er, wenn er es von nun an nicht zu lauter Vorzugsclassen brächte? Wohin überhaupt, wenn er in seinen Leistungen von Jahr zu Jahr zurück blieb? Pfanner sah Alles schon verloren, alle Mühe umsonst angewendet, alle Opfer umsonst gebracht. Der Sohn würde am Ende auch nichts Anderes werden als der Vater, ein armseliger, kleiner Beamter. Dieser Sohn, dem alle Hülfsmittel geboten waren, der nur die Hand nach ihnen auszustrecken brauchte. Aber es ging ihm zu gut, der Hafer stach ihn, und er überließ sich seinem Leichtsinn und seiner Faulheit. Von Erbitterung erfüllt, mit dem Vorsatz, die Zügel schärfer anzuziehen, war Pfanner nach Hause gekommen. Da fand er seine Frau müßig im Zimmer sitzend und dem Vogelgesang lauschend, den sein großer Bub, im Alcoven versteckt, nachahmte.

„Schämst Dich nicht?" fuhr er ihn an, als Georg auf seinen Befehl hervortrat. „Hast Ehr' im Leib' oder keine? Was tragst da in der Hand? Aufmachen die Hand!"

Der Knabe gehorchte. Der Gedanke, eine Entschuldigung vorzubringen, kam ihm gar nicht. Pfanner erfuhr Alles, und sein Unwillen, seine Entrüstung kannten keine Grenzen. Dieser Bub! Wirklich ein ungerathener Sohn. Spielt da, der bald Vierzehnjährige, mit einer Lockpfeife, oder was das ist. Spielt bei Tag und Nacht, ja, ja — er besann sich jetzt — hat noch die Eltern zum Narren gehalten. Wenn er Abends lernen soll, fallen ihm die Augen zu, spielen kann er bis in die Nacht. „Aber wart' nur . . . Her mit dem Quark!"

Ein fruchtloser Widerstand des Schwächeren, ein rascher Sieg des Stärkeren, ein Armschwung . . . Das Fenster stand offen — die Nachtigall flog hinaus.

Frau Agnes zuckte zusammen. Georg stand mit weit aufgerissenen Augen:

„Vater, meine einzige Freud'!" schrie er auf, und galt es nun, was es mochte, die härtesten Worte, die grausamsten Schläge, er mußte weinen um seine „einzige Freud", weinen, schluchzen, sich auf den Boden werfen und sich winden in Trostlosigkeit und Verzweiflung. Daß der Vater tobte und schrie, hörte er nicht, daß der Vater einen Knoten ins Taschentuch flocht, sah er nicht, daß Hieb auf Hieb auf ihn niedersauste, fühlte er nicht. Er wußte und fühlte nur, daß er ein armes Kind war, dem immer das weggenommen wurde, woran sein Herz ihm hing.

„Aufstehen! Still! Augenblicklich still!" wetterte Pfanner und hatte nicht das geringste Mitleid mit dem Kinde, das sich endlich vom Boden erhob und heftige Anstrengungen machte, sein Schluchzen zu unterdrücken. Vielmehr forderte sein Zorn noch ein Haupt, sich darüber zu ergießen. Wer trug Schuld an dem frevelhaften Leichtsinn des Buben, wer unterstützte ihn noch darin? Die Mutter, die verbrecherisch schwache, thörichte Mutter! Wenn aus dem Buben

nichts wird, wenn er heranwächst zu einer Last und sogar Schande der Eltern — Müßiggang ist aller Laster Anfang — wenn er elend untergeht, fällt die Verantwortung dafür auf ihr Gewissen, und sie wird einst zur Rechenschaft gezogen werden.

Pfanner verstand es, seine Umgebung stumm zu machen. Es kam kein Laut über die Lippen seiner Frau. Bis zu einem gewissen Grade hatte sie sich im Laufe ihrer Ehe an sein maßloßes Uebertreiben gewöhnt, und jetzt freute sie sich gar, daß seine Vorwürfe *sie* trafen. So diente sie ihrem Jungen eine Zeit lang wenigstens als Schild.

Der Mann schrie und tobte, und dabei zog er den Rock und die Weste aus und legte sie sorgfältig auf einen Sessel. Sogar in der Wuth gegen seine nächsten Menschen verfuhr er schonend mit seinen Sachen. Nun entstand eine Pause, aber nur als Vorbereitung zu einem neuen Schreckniß, zu der Frage:

„Sind die Aufgaben gemacht?"

„Ich werd' sie morgen machen," erwiderte Georg bang und zögernd. „Morgen ist Sonntag . . ."

„Ja so. Bring die Aufgaben!" Pfanner sah sie durch. „Eine Fabel aus Deutsch in Latein übersetzen. Griechische Grammatik zu lernen: Unregelmäßigkeit der Declination. Geometrie: Drei Aufgaben. Geschichte: Wiederholung, von den Kreuzzügen bis zu Rudolf von Habsburg. Und von alledem nichts gemacht? nichts? Das Alles soll morgen bewältigt werden!" Er decretirte: „Geschichte heute noch wiederholen, aufmerksam durchlesen. Wenn man am Abend etwas aufmerksam durchliest, weiß man es am nächsten Morgen wörtlich."

„Es sind sechsundzwanzig Seiten," wagte Georg einzuwenden.

„Zweiundzwanzig, vier Seiten nehmen die Illustrationen ein." Er legte das Buch vor ihn hin: „Setz' Dich, lern'!"

Der Knabe that, wie ihm geheißen worden. Gut also, gut, so setzt er sich denn hin und lernt. Daß er müd' und schläfrig ist, was liegt daran, ihm ist Alles recht, er lernt. Wenn er sich nur zu Tod lernen könnte, das wäre ihm das Allerliebste. Wenn er todt wäre, hätte er Ruhe, und seine Mutter hätte Ruhe, brauchte sich seinetwegen nicht beschimpfen lassen. So begann er denn zu lesen: „Schon in den ersten Jahrhunderten trieben Andacht und Glaubensinnigkeit die Christen zu den heiligen Stätten . . ."

An schönen Sonntag-Nachmittagen unternahm Pfanner regelmäßig einen Spaziergang, und Georg durfte ihn begleiten. Ein Vergnügen, auf das die Mutter längst freiwillig verzichtet hatte, und von dem das Kind trauriger heimkehrte, als es ausgewandert war. Mit dem Vater spazieren gehen, bedeutete an jeder Unterhaltung, jedem Genuß *vorüber* gehen. Dort drüben, im lustigen Prater, wurde nach der Scheibe geschossen, im Luftschiff, im mechanischen Ringelspiel gefahren, da gab's Theateraufführungen, Wachsfiguren-Cabinets, eine Damencapelle, Zigeunermusik. Und ein Aquarium und ein Panorama und so vieles Schöne noch, von dem Georg's Mitschüler zu er-

zählen wußten. Wenn er eine Anspielung wagte, eine Frage stellte: „Warst Du schon einmal im Wurstelprater? Hast Du schon einmal die Zigeuner spielen gehört?“ antwortete der Vater voll Verachtung: Was man im Wurstelprater zu sehen und zu hören bekäme, sei lauter elendes Zeug, an dem nur ungebildete und rohe Menschen sich zu ergötzen vermöchten. Im Bogen wich er Allem aus, was seine eigene Neugier hätte reizen können oder gar ihn selbst in Versuchung bringen, sich einen guten Tag zu machen. Einmal in einem Jahre, nein — einmal in vielen Jahren. Er wollte nicht! wollte nicht ein paar Gulden unnöthig ausgeben, die ins Sparkassenbuch des Kindes gelegt werden könnten.

Als sie nach Hause kamen, erwartete sie ein gutes, kräftiges Abendessen.

„Weil heute Sonntag ist,“ entschuldigte sich Agnes, da Pfanner ihr neuerdings Verschwendung vorwarf.

Es war ein Verdacht in ihm rege geworden, den er nicht aussprach, der ihn aber quälte, und der entweder getilgt oder gerechtfertigt werden mußte. Kürzlich hatte er sich um Lebensmittelpreise erkundigt, hatte gerechnet und herausgebracht, daß die Ausgaben, die sich seine Frau fortgesetzt erlaubte, unmöglich mit dem ihr zur Verfügung gestellten Küchengelde bestritten werden konnten. Erarbeitet wollte sie den Ueberschuß haben? Lächerlich! Er, der Sohn einer armen Näherin, wußte, was seine Mutter verdient hatte mit täglich zwölfstündiger emsiger Arbeit. Ihm ins Gesicht sollte seine Frau, die ihren Haushalt ohne jegliche Unterstützung bestellte, nicht behaupten, daß sie im Stande sei, sich eine regelmäßige Einnahme zu verschaffen. Womit also bestritt sie die Mehrauslagen? Pfanner begnügte sich nicht lange mit den ausweichenden Antworten, die sie ihm gab. Eines Tages stellte er ein scharfes Verhör an, und sie, in die Enge getrieben, angeekelt von der erniedrigenden Pein, immer neue Ausflüchte ersinnen zu sollen — gestand.

Ja denn, ja, sie verkaufte, sie versetzte, sie gab ihr Letztes her, damit das Kind, das in fortwährender geistiger Anspannung lebte, ordentlich ernährt werde, in den Jahren der Entwicklung und des stärksten Wachsens.

Pfanner zürnte, höhnte: Was hatte denn er gehabt in diesen selben Jahren? Wer hatte denn gefragt, wie er sich nährte? Georg wuchs auf wie ein Hofrathssohn im Vergleich zu ihm. Er, zu vierzehn Jahren, hatte sich sein Brot selbst verdienen müssen, sein Brot im Sinne des Wortes! und nicht etwa ein frisch gebackenes. Die Entbehrungen hatten ihm sehr gut angeschlagen, er war immer gesund geblieben. Warum sollte sein Bub anders geartet sein als er und wie ein Weichling behandelt werden, den man aufpäppeln muß?

Agnes beharrte zum ersten Male während ihrer langen Ehe im Widerstand gegen den Mann. Der Augenblick, den sie so sehr gefürchtet hatte, war gekommen und fand sie stärker, als sie geglaubt hatte sein zu können. Ruhig ließ sie die Anklagen Pfanner's über sich ergehen, und indeß er ihr vorwarf, ihn hintergangen zu haben, grübelte sie nach über eine Möglichkeit, ihn noch weiter zu hintergehen. Es mußte sein, um des Kindes willen.

So widerstandsfähig wie sein Vater gewesen, war eben der blasse, hochaufgeschossene Junge nicht, der jetzt mit einem: „Guten Abend, Vater und Mutter!“ eintrat und schwerathmend an der Thür stehen blieb, als ob die gewitterschwüle Atmosphäre, die im Zimmer herrschte, ihm auf die Brust gefallen wäre.

Einige Tage später feierte Georg seinen vierzehnten Geburtstag. Er hatte zwei Vorzugsnoten aus der Schule mitgebracht. Mit feierlichem Ernst und mit der Mahnung, das kostbare Geschenk zu schonen, übergab ihm sein Vater einen neuen Sommeranzug, eine hübsche Mütze und ein Paar solide Halbschuhe. Am Nachmittag blieb Pfanner länger als gewöhnlich am Tische sitzen und sprach, nachdem Frau Agnes das Zimmer verlassen hatte, eingehender und zutraulicher mit Georg, als sonst seine Art war.

Er wußte wohl, die Mutter nannte ihn grausam und fand, daß er zu viel verlange von seinem Sohne. Wenn es nach ihr ginge, würde der jetzt freilich gute Tage haben, die Schule Schule sein lassen und nur thun, was ihm gefiele. Aber dann? Wie würde die Zukunft aussehen nach einer vertrödelten Jugend? Und ist die Zukunft nicht die Hauptsache? Ausgerüstet mit der Macht des Wissens, soll Georg der seinen entgegen gehen. Ohne Mühe freilich ist Wissen nicht zu erringen. Will er der Feigling sein, der vor der Mühe flieht, oder der Held, der sie aufsucht, mit ihr ringt, sie überwindet? Es gibt keinen Sieg außer diesem ersten. Ohne ihn ist kein hohes Ziel zu erreichen.

„Das Deine soll ein hohes sein!“ rief Pfanner aus. „Du bist nun kein Kind mehr, und ich kann Dir sagen, das Ziel, das Du Dir stecken sollst, ist, ein Staatsmann zu werden. Einer, der mit überlegenem Geiste und mit starker Hand die Teufel der Zwietracht, die unsere Heimath zerreißen, bezwingt, das große Wort: ‚Gleiches Recht für Alle‘ von den Lippen in die Herzen verpflanzt und es zur That, und uns einig, groß und glücklich macht. Denk' Dir, ein Mann sein, der das vermöchte! Er würde der Retter, der Erlöser, der Abgott seines Volkes.“

Georg hörte ihm voll Bewunderung zu. Daß sein Vater mit ihm redete wie mit einem Ebenbürtigen, machte ihn unendlich stolz. Der Glaube an sich selbst, der ins Schwanken gekommen war, erwachte wieder. „Ein ordentlicher Mensch sein, ist viel, und der mittelmäßig Begabte mag sich damit begnügen,“ hatte der Vater unter Anderem gesagt, „ein außerordentlich Begabter ist sich selbst und den Andern schuldig, ein großer Mensch zu werden. Bei ihm kommt es nur auf den Willen an, auf den unerschütterlichen Entschluß . . .“

Er konnte nicht einschlafen an diesem Abend. Die Zukunftsbilder, die sein Vater entworfen hatte, standen zu lebhaft vor ihm. Von der Thätigkeit eines Staatsmannes machte er sich allerdings keinen rechten Begriff, sah sich vorerst auf der Rednerbühne, einer Versammlung gegenüber, die ihn mit höhnenden Zurufen empfing, Feindseligkeit blickte aus aller Augen, in jedem Gesicht stand ein: Nein! geschrieben. Und er begann zu sprechen, und allmählich ver-

stummten die Zurufe, und von den Gesichtern verschwand der mißgünstige Ausdruck, Theilnahme und Zustimmung wurden rege und begannen sich zu äußern, vereinzelt erst, dann immer häufiger, endlich völlig einstimmig. Er hatte seine Zuhörer hingerissen durch die Gewalt seines Wortes. Und Alle, vom Ersten bis zum Letzten, sahen den Führer in ihm und folgten ihm willig und entzückt; denn sie wußten, was er wollte, war das Gute, das Weise, und der Weg, den er sie führte, war der Weg zu ihrem Heile.

Auf seinen nächsten Gängen zur Schule blieb er nicht mehr bei Salomon stehen. Er dankte für die freundlichen Winke und Verbeugungen des Hausirers nur mit einem kurzen Grußwort. Einmal hielt er sich aber doch bei ihm auf. Salomon hatte ihn gar zu inständig flehend angesehen und fragte gar zu trübselig:

„Habe ich Ihnen was gethan, junger Herr, sind Sie böse auf mich?"

„Was Dir einfällt," erwiderte Georg, „was werd' ich denn bös auf Dich sein."

Es kam Salomon halt so vor. Vielleicht hatte die Nachtigall sich doch nicht bewährt, hineinschauen kann man ja nicht, und vielleicht wünschte der junge Herr eine andere. Salomon war bereit, ihm eine andere zu geben, um den halben Preis.

„Eine andere um den halben Preis," erwiderte Georg. Gewaltig trat die Versuchung ihn an, den lockenden Antrag anzunehmen. Aber er bestand, er siegte in seinem kurzen Seelenkampf.

„Nein, nein, ich brauch' keine Nachtigall mehr, ich will keine!" rief er. „Ich bin jetzt vierzehn Jahre alt, und es gehört sich für mich nicht mehr zu spielen. Ich muß lernen, ich muß trachten, Vorzugsschüler zu bleiben, ich darf keinen andern Gedanken haben als lernen."

Diesen Vorsatz führte er aus.

Es kamen Tage, an denen sein Fleiß an Raserei grenzte. Sie verflossen und ließen eine schauderhafte Erschöpfung zurück. Niemandem, nicht einmal seiner Mutter, vertraute er, was um diese Zeit in ihm vorging. „Ich werd' noch närrisch," dachte er. „In meinem Kopf ist kein Blut und kein Hirn; in meinem Kopf ist es weiß und leer. Das Lernen hat Alles aufgefressen und muß jetzt auch aufhören, weil es nichts mehr zu fressen findet." Das ist ganz natürlich und ganz albern und ein peinigender Zustand, aus dem sich aufzuraffen unmöglich ist . . .

Wie im Halbschlaf saß er bei seinen Büchern, und eben in dieser Zeit ließ Pepi sich herab, einer Anwandlung des Fleißes nachzugeben, und kam ihm nach, kam ihm vor in großen Sprüngen. Aus jedem Gegenstand, in dem er aufgerufen wurde, erhielt er eine Vorzugsclasse.

Und wieder fragte ihn Georg: „Wie machst Du's, daß Du immer weißt? Sag' mir's, wie Du's machst?"

Pepi steckte die Hände in die Taschen und warf die Beine, als ob er sie von sich schleudern wollte:

„Zu langweilig! . . . Dumme Fragerei!“ . . . In abgebrochenen Sätzen nur geruhte er zu antworten. Sein Alter gab klein bei, weil er ihm gedroht hatte, sich zu erschießen. So that er ihm denn auch etwas zu lieb und legte seinem Genie keinen Kappzaum mehr an: „Und jetzt mach' ich ihm halt die Freud' und werd' Primus.“

„Ja, ja, wenn's geht!“

„Wenn's geht?“

„Gar gewiß ist's doch nicht. Es ist noch der Rott da und der Bingler.“

„Ich werd' Primus,“ wiederholte Pepi voll Aufgeblasenheit. „Alles geht und wird, wie ich's haben will — grad so!“

„Wie Du's haben willst?“

„Grad so. Das kannst Du nicht begreifen. Du freilich nicht, Du armer Büffler. Weil Du nur ein Büffler bist, kannst Du's nicht begreifen. Du möchtest nur; ich kann, was ich mag.“

Georg warf sich in die Brust: „Und ich auch,“ wollte er antworten; doch brach ihm die Stimme . . .

Ihm war, als ob der Boden sich aufrisse und zwischen ihm und dem gottbegnadeten Kameraden ein unüberbrückbarer Abgrund gähne. Drüben, mitten in fruchtbaren Gefilden, in denen Alles grünte und blühte, stand Pepi, und wohin sein Fuß trat, entsprang ein Quell, und was seine Hand berührte, wurde zur herrlichen Frucht. Und er hüben, auf kargem, steinigem Boden, der widerstrebend nur und ungern sich den schattigen Zweig, den nährenden Halm entringen ließ.

Warum die schreiende Ungerechtigkeit, warum dem Andern Alles und ihm so bettelhaft wenig?

Pepi beobachtete seinen stillen Kampf und verzog höhnisch den Mund. „Büffler!“ sprach er. „Büffeln kommt von Büffel, und Büffel gehören zu der Gruppe der Rinder.“

Da ergriff wilder Zorn den sanftmüthigen Georg. Er sprang auf Pepi zu und packte ihn an der Gurgel.

Der unerwartet Angefallene brüllte und wehrte sich mit Händen und Füßen, und bald waren die Beiden umringt von einer johlenden Schar, die sich an dem Zweikampf betheiligte, fast durchweg zu Gunsten Georg's. Den vielbeneideten, vielgehaßten Pepi einmal gänzlich überwunden abziehen zu sehen, gewährte jedem Einzelnen einen köstlichen Genuß. Jämmerlich zugerichtet, in zerfetzten Kleidern verließ er den Plan. Das begab sich unweit der Schule, und an der Straßenecke war Salomon gestanden und hatte der Schlacht mit gespannter Theilnahme zugesehen. Er begleitete Georg mit Glückwünschen und Heilrufen; der aber winkte traurig ab. Er hatte etwas gethan, was seinem ganzen Wesen widersprach, schämte sich seines Erfolges und betrachtete mit Entsetzen seinen neuen Rock, an dem die Spuren der Schlägerei zu sehen waren. Nun begann er zu rennen, um früher als der Vater heim zu kommen. In Schweiß gebadet betrat er die Küche, legte das Ohr an das Schloß der Zimmerthür und horchte. Alles still, nur die Nähmaschine schnurrte, die Mutter war allein. O Gott sei Lob und Dank!

Hastig trat er ein und sprudelte die Geschichte seines jüngsten Erlebnisses heraus:

„Und jetzt flick mir den Rock, Mutter, flick mir den Rock!“

Das Abendessen wurde schweigend eingenommen. Eine dumpfe Verstimmung herrschte im Hause. Pfanner schmollte noch immer mit seiner Frau. Er hatte die Scheine über alle von ihr versetzten Gegenstände an sich genommen, um sie nach und nach einzulösen. Gott weiß, unter welchen Bitternissen. Jeder Gulden, den er ins Versatzamt trug, war ein Raub am Sparkassenbuch seines Sohnes; an diesem künftigen Vermögen, aus dem die Kosten der Rigorosen und des Freiwilligenjahres bestritten werden sollten. Es gab Augenblicke, in denen er sie haßte, die Schuld an dem Raube trug. Ihn gut zu machen, lag nicht in ihrer Macht, in der seinen aber lag, sie büßen und leiden zu machen. Tag für Tag wiederholte sich dieselbe Tortur. Tag für Tag verlangte er die Hausrechnung zu sehen, ging jeden einzelnen Posten durch, bemängelte jeden. Mit raffinirter Kunst erniedrigte er die Mutter in Gegenwart des Kindes durch sein zur Schau getragenes Mißtrauen.

„Wer einmal betrogen hat, gleichviel in welcher Absicht, betrügt wieder! man muß sich vor ihm in Acht nehmen.“

Gepeinigt sah Georg zu ihr hinüber und warf ihr hinter dem Rücken des Vaters Küsse zu. Um seinetwillen wurde sie beschämt, er war der unschuldige Urheber ihrer Qual. Und sie, Alles errathend, was in ihm vorging, bezwang sich, bemühte sich gelassen und standhaft zu bleiben bei den Kränkungen, die sie erfuhr. Der Mann hielt für Unempfindlichkeit, was höchster Heldenmuth war, und verschärfte die Lauge in den Ausdrücken seiner Geringschätzung. Wie immer war es auch heute gegangen, und Agnes kaum noch im Stande, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren, als ein heftiger Riß an der Glocke sie erschreckte. Sie schrie auf, auch Georg erschrak. Es war etwas so völlig Ungewohntes, daß um diese Zeit Jemand Einlaß bei ihnen begehrte.

„Nervos, wie die elektrisirten Frösch',“ brummte Pfanner. „Habt Ihr in Eurem Leben noch nicht läuten gehört? Sieh nach, wer's ist,“ befahl er der Frau.

Sie zündete rasch eine Kerze an und eilte in die Küche. Schon wurde ein zweites Mal geschellt, noch ungeduldiger, noch heftiger als früher. Als Agnes öffnete, stand ein großer, breitschultriger, fein gekleideter Mann da und fragte:

„Ist Herr Official Pfanner zu Hause?“

Wer konnte das sein? Vielleicht ein Vorgesetzter, der Herr Inspector oder gar der Herr Ober-Inspector?

„Ja, er ist zu Hause,“ sagte sie, „belieben einzutreten.“

Ohne Gruß ging er an ihr vorbei; er hielt sie offenbar für die Magd, und ihr war der Irrthum recht. Sie hätte in ihrem grauen, ausgewaschenen Percailkleide, in ihren geflickten Schuhen einem Vorgesetzten gegenüber nicht für die Frau eines k. k. Beamten gelten mögen. Höflich stieß sie die Zimmer-

thür vor dem Fremden auf, trat in die Küche zurück und hörte nur noch ihren Mann in durchaus nicht respectvollem Tone sagen:

„Herr Obernberger? Was verschafft mir das Vergnügen?"

Obernberger schloß die Thür hinter sich, die Magd sollte das Gespräch zwischen ihm und Pfanner nicht mit anhören.

„Vergnügen werden Sie von meinem Besuch nicht haben," erwiderte er in erregtem Tone, „ich komme, um mich zu beklagen."

Hoho! Das konnte unangenehm werden. Pfanner hatte ein böses Gewissen. War eine der wegwerfenden Reden, die er über Obernberger zu führen pflegte, dem „Schlosser" hinterbracht worden? Vielleicht auch einem der Vorgesetzten, bei denen der Meister in hohem Ansehen stand? Verfluchte Geschichte! Pfanner verbarg seine Bestürzung hinter einem besonders borstigen Wesen: „Nur heraus mit der Sprache, geniren Sie sich nicht. Ich kann was vertragen," sagte er.

Georg war aufgesprungen und hatte einen Sessel herbei geholt. Obernberger nahm Platz. Er betrachtete den Knaben, der mit gesenkten Augen und krampfhaft verschlungenen Fingern vor ihm stehen blieb, streng und prüfend:

„Herr Obernberger! Herr Obernberger!" sprach Georg leise und flehentlich.

O, wenn er früher an Herrn Obernberger gedacht hätte, er würde seinen Sohn nicht geprügelt haben. Herr Obernberger war immer so gütig mit ihm, wenn er ihn traf, und neulich, als er im Wagen gekommen war, den Pepi aus der Schule abzuholen, hatte er Georg eingeladen, mitzufahren. Eine Seligkeit wäre es gewesen, der Einladung zu folgen, aber er wagte es nicht. Der Vater hätte gewiß gesagt: „Hast vergessen, daß Du keine Gnaden annehmen sollst?"

Je länger Obernberger seine Augen auf Georg ruhen ließ, je milder wurde ihr Ausdruck, und jetzt redete er ihn an: „Wissen Sie, daß ich schon auf dem Wege zum Herrn Director war, um mich über Sie zu beklagen? Ich mag Ihnen aber doch Ihre gute Note in Sitten nicht verderben und will mich mit einer häuslichen Züchtigung begnügen, die Ihnen Ihr Vater sicher ertheilen wird, wenn er hört, was vorgefallen ist. Herr Official", wendete er sich an Pfanner, „Georg hat heute nach der Schule meinen Sohn angefallen und ihn gewürgt, und Andere haben sich hineingemischt, und mein Pepi ist mir nach Hause gekommen, ganz zerrissen, und das rechte Auge so blau und geschwollen, daß er ein paar Tage hindurch weder lesen noch schreiben kann. Und das ist geschehen ohne den geringsten Grund."

„Ohne den geringsten Grund?" wiederholte Pfanner, hob sich halb von seinem Sitz, und es war, als ob er auf den Sohn losspringen wollte.

„Nicht ohne Grund," hauchte Georg mehr, als er sprach. „Er hat mir gesagt, daß ich ein Büffler bin. Büffeln kommt von Büffel, und Büffel gehören zu der Gruppe der Rinder, hat er gesagt."

Pfanner schwieg und saß wieder gerade auf seinem Sessel. Obernberger war betroffen.

„Ist das wahr?" fragte er, und Georg betheuerte:

„Es ist wahr."

„Hinaus!" rief Pfanner ihm plötzlich zu und wies mit ausgestrecktem Arm nach der Küchenthür.

Draußen stand die Mutter neben dem Herde und zitterte an allen Gliedern und fragte sich, was für ein neues Unheil über ihren Georg hereingebrochen sein möchte. Er lief auf sie zu, war bleich wie Wachs, und grünliche Schatten zogen sich längs der Nase zu den Mundwinkeln herab: „Mutter, Mutter!" preßte er hervor, „was wird jetzt mit mir geschehen?"

In der Stube jedoch begab sich das Unerhörte. Pfanner entschuldigte seinen Sohn. Der Junge war schüchtern von Natur und nur zu sanft für einen Buben. Wenn er einmal losgeschlagen hatte, mußte er arg provocirt worden sein. Er sei auch absolut wahrhaft, versicherte der Vater, der ihn noch nie auf einer Lüge ertappt hatte.

„Können Sie das von Ihrem Pepi auch sagen?" fragte Pfanner, und setzte die gewisse, militärische Miene auf, die er sich angeeignet hatte, als er einst, nach wenigen Monaten seiner Dienstzeit, zum Corporal befördert worden war.

Der gutmüthige Obernberger stand immer noch unter dem Eindruck, den die Todesangst auf dem Gesichte Georg's auf ihn gemacht hatte. Der große, breite Mensch schmolz in der Nähe des kleinen, hitzigen Pfanner ordentlich zusammen. Ein gewaltiger Schneemann in der Nähe eines Häufleins glühender Kohlen. Er hatte keine Ursache, sich auf die Wahrheitsliebe seines Pepi zu verlassen, und weil er das nicht eingestehen wollte, schwieg er.

„Fragen Sie Ihren Pepi aufs Gewissen, ob mein Sohn ihn wirklich ohne Grund geschlagen hat," sprach Pfanner. „Aug' in Aug' mit dem Buben, in unserer Gegenwart soll er es ihm wiederholen. Thut er das, dann lade ich Sie zu einer Execution ein, wie sie bei uns noch nicht stattgefunden hat, obwohl ich bei meinem Buben die Prügel nicht spare."

Bei dieser Abmachung blieb es. Herr Obernberger, der als Richter gekommen war, verließ die Wohnung des Officials mit dem Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben. Er achtete nicht auf die Zwei, die sich tief verneigten, als er die Küche durchschritt. Georg lief ihm voran, öffnete mit demüthiger Beflissenheit die Thür und murmelte:

„Verzeihen Sie mir, Herr Obernberger, verzeihen Sie mir," so leise, mit so von Scheu und Thränen erstickter Stimme, daß der in unangenehme Gedanken versunkene Fabriksherr nichts davon hörte.

Als Agnes und Georg das Zimmer wieder betraten, hatte Pfanner einen großen, mit Zahlen bedeckten Bogen vor sich liegen, den er mit äußerster Aufmerksamkeit durchsah. Georg holte seine Hefte herbei und machte sich an seine Arbeit. Eine halbe Stunde verging, ehe der Vater seinen Sohn ansprach, und dann — o Wunder! geschah es nicht einmal in unfreundlicher Weise. Er überzeugte sich, daß Georg beinahe fertig war mit seinen Aufgaben:

„Bist Du aus Geschichte schon aufgerufen worden?" fragte er.

„Noch nicht."

„Merkwürdig. So spät?“

„Vielleicht morgen. Wir haben morgen Geschichte.“

„Nun, da kriegst Du doch eine Vorzugsclasse?“

„Ich weiß nicht, vielleicht.“

„Du!“ schrie der Vater ihn an. „Weißt Du, was das heißt, wenn Du keine Vorzugsclasse kriegst? Weißt Du, was ein „Genügend“ Dich kostet?“

„Ich weiß es,“ erwiderte Georg tonlos.

„Den Vorzugsschüler kostet's Dich, fauler Bub!“

„Ich bin nicht faul, Vater.“

Der Vater hob namenlos erstaunt den Kopf. Sein friedfertiger Junge war heute der Held einer Prügelei gewesen, und jetzt vermaß er sich, ihm zu widersprechen. Was war vorgegangen? War in dem Jungen der Mann erwacht? Sollte er am Ende noch so schneidig werden, wie er sich ihn immer gewünscht?

Frau Agnes hatte ihre Hand auf den Arm des Sohnes gelegt, als er dem Vater widersprochen: „Um Gotteswillen, Schorsch!“

„Still,“ herrschte Pfanner sie an, „laß ihn reden. Ich bin nicht faul, behauptet er. Also red', 's ist erlaubt, 's ist befohlen,“ drang er in ihn.

„Ich lern' den ganzen Tag,“ sagte Georg. „Ich kann nicht mehr lernen, als ich lern', ich weiß nicht, was ich anfangen soll, damit Du zufrieden bist.“ Die Tollkühnheit der Verzweiflung kam über ihn, und er wagte hinzu zu setzen: „Andere Eltern sind schon zufrieden, wenn ihre Kinder ‚Genügend‘ bekommen, und ich soll lauter ‚Vorzüglich‘ und ‚Lobenswerth‘ haben . . . Und ich soll mich schinden . . . Und ich . . .“ Er konnte nicht weiter reden, rang die Hände, schlug mit der Stirn auf den Tisch und wand sich in einem Schmerze, über den der Vater selbst erschrak. Zum ersten Mal im Leben fühlte er sich rathlos dem Kind gegenüber.

„Ich hab' schon ein ‚Genügend‘ in Griechisch!“ schrie Georg in pfeifenden, gequetschten Tönen. „Wenn ich noch ein ‚Genügend‘ bekomme, bin ich kein Vorzugsschüler mehr. Und ich bekomm' gewiß noch ein ‚Genügend‘ . . .“

Das war zu viel. Die Worte machten der Langmuth Pfanner's ein Ende. Alles in ihm, das ein bißchen weich zu werden begonnen hatte, erstarrte wieder:

Kein Vorzugsschüler mehr! Dieser Bub, der die Fähigkeit besaß, einen Platz unter den Ausgezeichneten zu behaupten, wollte durch die Schule kriechen mit dem großen Heer der Mittelmäßigen? Pfui über den Buben!

„Du bleibst Vorzugsschüler, oder ich geb Dich zu einem Schuster in die Lehr.“

„Thu's, Vater, thu's! Aber warum grad zu einem Schuster!“ erwiderte Georg außer sich. „Du kannst mich auch zu Herrn Oberuberger geben, und ich werd' ein Kunstschlosser . . . Oder auch mit Musik kann ich mein Brot verdienen . . .“

„Georg, Georg, um Gotteswillen!“ wiederholte die Mutter. Sie sah ihren Mann fahl werden vor Wuth, sah seine Fäuste sich ballen:

„Musik? gut, gut! Ich kauf Dir einen Leierkasten, kannst in den Häusern orgeln und auf die Kreuzer warten, die sie Dir aus den Fenstern werfen.“

Georg preßte das Kinn auf die Brust und starrte zu Boden.

Pfanner sprang auf und führte einen schweren Schlag auf den Nacken des Kindes: „Kein Wort mehr! Und — das merke, komm mir nicht noch einmal mit einer schlechten Note nach Hause. Untersteh' Dich nicht!"

„Nein, nein," murmelte Georg. Er war jetzt ganz furchtlos. Um so besser, wenn er nicht mehr nach Hause zu kommen braucht. Der Vater wird sich nicht mehr über ihn ärgern und die Mutter nicht mehr quälen um seinetwillen. Wäre er doch nicht auf die Welt gekommen . . . — oder wäre er schon draußen — wäre er todt!

Am nächsten Morgen war der Vater von einer furchtbar dräuenden Schweigsamkeit. Die dunkeln Ringe unter seinen gerötheten Augen, bei ihm das sicherste Zeichen einer schlaflos durchwachten Nacht, gaben ihm das Aussehen eines Kranken. Er frühstückte hastig, nahm seine Schriften unter den Arm, setzte den Hut auf und verließ das Zimmer, ohne den Gruß seiner Frau und seines Sohnes zu erwidern. Man hörte ihn die Küchenthür zuschlagen, daß sie dröhnte.

Georg ordnete die Hefte und Bücher in seiner Schultasche, war fertig, nahm Stück auf Stück wieder heraus, ordnete Alles von neuem, langsam und bedächtig. Die Mutter mahnte zur Eile. Er ließ plötzlich Alles liegen und stehen und warf sich ihr in die Arme, und sie drückte ihn an ihr Herz. Sie sprachen nicht, es kam keine Anklage über ihre Lippen, aber glühend brannte sie in ihren Herzen. Wie glücklich könnten sie sein, sie Zwei, wie glückselig, wenn der Ehrgeiz des Vaters nicht wäre, der blinde, thörichte, der vom Apfelbäumchen, das ihm Gott in seinen Garten gepflanzt, die Triebkraft der Eiche verlangte.

Dreimal schon hatte Georg Lebewohl gesagt und brachte sich noch immer nicht fort.

„Du kommst zu spät, Schorschi," sagte Frau Agnes. „Lauf jetzt, lauf! Und sei nicht so traurig," fügte sie hinzu und strich ihm über die Wangen.

„Du bist selbst traurig," antwortete er.

„Ach — das vergeht, bei der Arbeit vergeht's."

„Also adieu," sagte er und schritt resolut der Thür zu, und über die Treppe hinab bis zum ersten Stockwerk. Dort blieb er stehen, besann sich, kehrte plötzlich um und stürmte in raschen Sätzen wieder zurück, und wie er oben ankam, sah er die Mutter vor der Wohnungsthür stehen, auf derselben Stelle, bis zu der sie ihn begleitet hatte.

„Was gibt's?" fragte sie wie aus dem Schlaf auffahrend, warf den Kopf zurück und bemühte sich, eine strenge Miene anzunehmen. „Hast was vergessen?"

„Ich hab' Dir ja nicht ordentlich Adieu gesagt, und er fiel ihr um den Hals und küßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit.

In die Schule kam er zu spät. Der erste Vortrag hatte schon vor einer Viertelstunde begonnen, als er eintrat und sich auf seinen Platz setzte.

„Wo steckst denn?" raunte der Nachbar ihm zu. „Du bist aufgerufen worden und warst nicht da."

„Unglück, Unglück," murmelte Georg und gab sich alle erdenkliche Mühe, aufmerksam zuzuhören. In seinem Kopfe ging es sonderbar zu. Es summte und hämmerte darin, und der Stimme, die vom Katheder zu ihm herübertönte — sonst eine laute, kraftvolle Stimme — fehlte der Klang. Die Worte, die sie sprach, waren nicht articulirt, flossen in einander wie Wellen . . . Noch etwas Sonderbares! der breite Saal schien sich zu verlängern ins Unglaubliche. Es war kein Saal mehr, es war ein langer Gang, von merkwürdig kaltem, weißem Licht erfüllt, und ganz weit am Ende stand ein schwarzer Strich auf einem Piedestal. Georg mußte mit Gewalt alle seine Denkkraft zusammen nehmen, um sich klar zu machen: das ist der Herr Professor, der einen Vortrag hält.

Er schloß die Augen, lehnte sich zurück und dachte: Ich werde heute nicht lernen können. Nach einer Weile aber wurde es besser, er vermochte sich aus dem unheimlich traumhaften Zustand, in den er gerathen war, heraus zu reißen. Der zweite Vortrag hatte begonnen. Der jetzt sprach, war ein sehr beliebter, von der ganzen Schule verehrter Lehrer, der Professor der Geschichte. Er hatte einen sonst kaum mittelmäßigen Schüler aufgerufen, und der bestand mit Ehren. Georg folgte. Ach! wenn auch er so viel Glück hätte, wie sein Vorgänger. Es schien beinahe. Der Professor prüfte aus dem unlängst von Georg Wiederholtem und sagte:

„Gut, bis auf zwei Jahreszahlen. Sie bekommen ‚Lobenswerth'. Ich möchte Ihnen aber gern ‚Vorzüglich' geben können und stelle deshalb noch einige Fragen. Nennen Sie mir alle deutschen Kaiser bis zu Rudolf dem Ersten."

Das war keine sehr schwere Frage. Voll Zuversicht begann er sie zu beantworten und gelangte glorreich bis zu Otto III. Da verrieth ihn sein Gedächtniß — er ließ den gelehrten und frommen Kaiser ein hohes Alter erreichen und Heinrich II. den ersten Salier sein.

Der Professor zuckte bedauernd die Achseln und unterbrach ihn: „Das geht nicht gut. — Etwas Anderes! Erzählen Sie mir die Geschichte von Conradin."

O — die wußte er! die hatte er seiner Mutter erzählt; so rührend, daß sie dabei weinen mußte. Conradin war ja — nun ja — war ja König Enzio . . . Oder nein, richtig — Enzio war Conradin . . .

Ein kaum unterdrücktes boshaftes Kichern erhob sich, der Pepi lachte ihn aus. Die Augen des Professors hefteten sich fest auf ihn. Er verstand, daß diese guten, wohlwollenden Augen ganz besorgt fragten: „Sind Sie bei Trost?"

Er hätte schreien mögen: „Nein! ganz verwirrt und confus bin ich!"

„Sie thun mir leid," sprach der Professor, „aber — sagen Sie selbst — welche Classe haben Sie verdient?"

Georg flüsterte etwas völlig Unverständliches. Dem Lehrer schien, es sei ein Dank gewesen. Der Junge wußte heute nichts, errieth aber viel, errieth das innige Mitleid, das er seinem Lehrer einflößte.

Ehe der dritte Vortrag begann, verließ er die Schule und ging langsam die Straße hinab. Es war ein Frühlingstag mit sommerlichem Sonnenschein, der Himmel wolkenlos, die Luft noch frei von Staub und Dunst. Georg

schritt mit weit aufgerissenen, verglasten Augen zwischen den Menschen dahin, die sich in der Hauptverkehrsstraße der Vorstadt drängten. Einem oder dem Andern fiel auf, wie sonderbar „verloren" er aussah. Keiner hatte Lust und Zeit, ihn zu fragen, was ihm sei. Ein Tischlerjunge nur, der einen Handwagen schleppte, und an den er angestoßen war, rief ihm zu:

„Hüo! wo hast Dein Schädel? Anbaut mit sammt der Mitzen?"

Unwillkürlich griff Georg nach seinem Kopfe. Er war barhaupt, hatte seine Mütze in der Schule gelassen, und auch seine Lernsachen. Daran lag aber nichts. Ihn würde Niemand nach ihnen fragen. Er konnte ja nicht mehr heim. „Komm mir nicht nach Hause mit einer schlechten Note!" Diese Worte dröhnten unablässig an sein Ohr. Jetzt mußte er sie bekommen, die schlechte Note, die erste, wirklich schlechte. Was würde der Vater jetzt mit ihm thun? Und wie würde die Mutter sich kränken . . . Nein, nein, Vater und Mutter, er wagt es nicht, er kommt nicht mehr zurück, er geht dahin, wo schon mancher unglückliche Schüler gegangen ist: in die Donau. Und dieser eine Gedanke, je länger er ihn vor sich sah, als das Unabwendbare, Einzige, je mehr befreundete er sich mit ihm. Dieser Gedanke mit dem dunklen Kerne hatte eine blendende Atmosphäre und fing an, eine große Helligkeit zu verbreiten. Er gestaltete sich jetzt so: „Ich *muß* in die Donau, ich will aber auch, und gern. Wie gut ist es, todt zu sein, nicht mehr hören müssen: Lern! Wie gut auch, wenn es keinen Zwiespalt mehr zwischen den Eltern gibt. Aber „Du begehst einen Selbstmord," fuhr es ihm durch den Sinn, „und ein Selbstmord ist eine Todsünde." Ihn schauderte. „Lieber Gott! Allgütiger!" stöhnte er und blickte flehend zum Himmel empor. „Rechne mir meinen Tod nicht als Sünde an! Ich will keine Sünde begehen, ich will sterben für den Frieden meiner Eltern. Mein Tod ist ein Opfertod."

Ein Opfertod!

An dieses Wort klammerte er sich; es brachte ihm Trost. Er verwandelte die That der Verzweiflung in eine Heldenthat und schwerste Schuld in ein Märtyrerthum. Es ging auf vor dem armen, irrenden, suchenden Kinde wie ein Stern in der Nacht. Keine Erwägung, keine Ueberlegung, kein Zweifel mehr, nicht die geringste Fähigkeit, sich etwas Anderes vorzustellen, nur die rasende, unbezwingliche Sehnsucht, Erlösung zu erfahren und Erlösung zu bringen.

Er war am Ende der Straße angelangt, bog in die Seitengasse ein, die auf den Quai mündete. Bleierne Müdigkeit lag ihm in den Gliedern, sein Kopf brannte und schmerzte bis zur Bewußtlosigkeit. Die Donau, die ist ein kühles, weiches Bett, da findet man Ruhe und Labung. Nur sie erreichen, nur bis zu ihr hinkommen! Eine dumpfe Angst: „sie mißgönnen mir die Erlösung, sind hinter mir, verfolgen mich," jagte ihn vorwärts. Er begann zu laufen, und dabei schien ihm, daß er immer auf demselben Fleck bliebe. Das war fürchterlich, noch einmal einen so argen Kampf mit dem Unüberwindlichen kämpfen zu müssen.

„Wohin? Was sind Sie so eilig?“ sprach eine wohlbekannte Stimme ihn an. Der Hausirer stand vor ihm.

„Du?“ sagte er, „Du Salomon?“

Ein wenig Zeit nahm er sich zum Abschied von dem Armen. Auch der war elend, dem es Seligkeit gewesen wäre, in der Schule zu sitzen, aus der Georg entflohen war, und der auf- und abwandeln mußte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in Staub und Sonnenbrand, und sah so krank aus, und seine schmächtige Gestalt war schon ganz schief vom Tragen des schweren Waarenkastens. Ja, ja, wem zu Schweres auferlegt wird, der verkrüppelt. Armer Salomon, den der Wachmann aufscheucht und einzuführen droht, wenn er ganz erschöpft einige Augenblicke auf einer Bank ausruhen möchte. Fort, fort auf müden Füßen in den ausgetretenen, geplatzten Stiefeln . . . Georg's Blick glitt über sie hinweg, und plötzlich beugte er sich, zog rasch seine neuen Halbschuhe aus und legte sie auf den Waarenkasten.

„Nimm sie, ich brauche sie nicht mehr,“ sprach er und — lachte. Ja, wahrhaftig, Salomon schwor später darauf, daß er gelacht habe, und wie unaussprechlich schmerzvoll dieses Lachen geklungen, kam ihm erst später zum Bewußtsein, nachdem Alles vorüber war. Zuerst in seiner freudigen Verblüffung hatte er nur Augen für die schönen, guten Schuhe, die ihm wie aus dem Füllhorn des Glückes zugefallen waren. Als er sich besann, daß Georg seine Schuhe gar nicht verschenken dürfe, und wohl nur einen Spaß mit ihm gemacht habe und er sich umsah und rief: „Junger Herr! junger Herr!“ — drang schon lautes, vielstimmiges Geschrei an sein Ohr: „Im Wasser!“ — „Hinein gesprungen!“ — „Hülfe! Hülfe!“ Von allen Seiten stürzten sie herbei, rannten, krochen die steile Böschung hinab, standen mit vorgestreckten Hälsen, Entsetzen oder stumpfsinnige oder abscheuliche Neugier in den Gesichtern, und deuteten: „Da! dort! Siehst ihn?“

Anstalten zur Rettung wurden getroffen — vergebliche. Eine Stromschnelle hatte den schwimmenden Körper erfaßt und häuptlings an einen Brückenpfeiler geschleudert.

Mit gellenden Wehernfen drängte sich Salomon durch die Menge zum Ufer hin. Die Schuhe hatte er von sich geworfen, streute seine Waaren im Laufe achtlos aus . . . Gott! Gott! Ins Wasser gesprungen — in den Tod gegangen, der, den er bewundert hatte und beneidet, und der immer so gut gegen ihn gewesen war.

Pfanner hatte einen schweren Entschluß gefaßt und ausgeführt. Er war zum Director des Gymnasiums gegangen, um Georg seiner Nachsicht zu empfehlen. Vor wenigen Tagen noch würde er einen solchen Schritt für unmöglich gehalten und geglaubt haben, sich und Georg durch ihn zu erniedrigen.

Mit so viel Wärme und Verbindlichkeit, als ihm irgend zu Gebote standen, sprach er die Bitte aus, seinen Sohn nachsichtig zu classificiren, wenn der Bursche auch in letzter Zeit etwas nachgelassen habe im Fleiße. Sein Vater bürgte dafür, daß es von nun an besser werden sollte.

„Nachgelassen im Fleiße?“ Das war dem Director neu. So viel er wußte, hatte noch keiner der Professoren sich über Georg's Mangel an Fleiß beklagt. „Ich wäre froh,“ sagte er, „wenn ich allen Eltern so Gutes über ihre Söhne sagen könnte, wie Ihnen über Georg. Er ist bei sämmtlichen Lehrern vortrefflich angeschrieben, sehr brav und auch durchaus nicht unbegabt“ . . .

„O, das glaub' ich!“ warf Pfanner hochfahrend ein.

„Durchaus nicht unbegabt,“ wiederholte der Director kühl, „aber auch nicht ungewöhnlich begabt. Ich fürchte, daß Sie zu viel von ihm verlangen, ihm eine größere Leistungsfähigkeit zutrauen, als er besitzt. Wenn Sie ihn zwingen, seine Kräfte zu überspannen, ruiniren Sie ihn.“

Der Official kam tief niedergeschlagen ins Bureau. So verlangte er also zu viel von seinem Buben, so ruinirte er ihn, so sollte Georg nur mittelmäßig begabt sein? Er glaubte es nicht. Diese Schulleute irren so oft. Wie Viele, von denen ihre Lehrer nichts gehalten, sind große Männer geworden. Er ging an seine Arbeit, vergrub sich in sie, suchte Rettung in ihr vor dem schweren Drucke, der ihm auf dem Herzen lastete.

Gegen Mittag meldete ihm der Bureaudiener, es sei Jemand da, der ihn sprechen wolle. Auf dem Gange erwartete ihn Frau Walcher in einem Zustand furchtbarer Zerstörtheit. Etwas Entsetzliches sei geschehen, stotterte sie, das Aergste, das man sich denken könne. Er solle nur gleich mit ihr kommen.

„Was ist das Aergste?“ fuhr er sie an. „Was ist's mit meinem Buben?“

Ihre Antwort war eine Gebärde der Verzweiflung.

Dem Liebling des Gymnasiums wurde ein feierliches Leichenbegängniß bereitet. Alle Professoren, alle Schulkameraden betheiligten sich daran. Meister Obernberger folgte dem Zuge, weinend wie ein Kind, und sein Pepi hatte heute allen Hochmuth abgethan.

Der Vater schritt in guter Haltung hinter dem Sarge. Jedes Wort, das am Grabe zum Preise seines Sohnes gesprochen wurde, schien ihm wohl zu thun, während die Mutter immer tiefer in sich zusammensank.

„Am besten für sie wär's,“ sagte schwerbekümmert Frau Walcher zu ihrem Manne, „wenn man sie gleich mitbegraben könnt'.“

Die zwei Ehepaare traten die Rückfahrt im selben Wagen an. Pfanner und seine Frau wechselten nicht eine Silbe. Einer wich scheu dem Blick des Andern aus. Daheim angelangt, gab Agnes den dringenden Bitten der Freundin, zuerst bei ihr einzutreten, nach.

„Da hat sie doch ein paar Stunden Frieden,“ dachte die Getreue.

Als der Abend kam und die gewohnte Pflicht sie rief, ging Agnes mechanisch daran, das Abendbrot zu bereiten. Sie betrat das Zimmer, um die Lampe anzuzünden. Aber Pfanner hatte das schon selbst gethan. Die Lampe brannte auf dem Tische, und dort lagen die Bücher und die Mütze, die der Schuldiener zurückgebracht hatte. Vor sich aufgeschlagen hatte Pfanner ein

dünnes Büchlein — das Vermögen des Kindes, das guldenweise zusammen gesparte. Und in der gebrochenen Gestalt, die da saß und die Gegenstände alle betrachtete, drückte eine herzzerreißende Trostlosigkeit sich aus. Was ging jetzt vor in dieser Seele!

Agnes kam leise heran.

Die Frau, die er zermalmt und zertreten und zu einer dienenden Maschine herabgewürdigt hatte, fühlte sich in diesem Augenblick als die Größere und Stärkere und, im Vergleiche zu ihm — die Glückliche. Sie durfte ihres Kindes ohne Selbstvorwurf gedenken, von ihr hatte es mit zärtlicher Liebe Abschied genommen.

„Pfanner," sprach sie.

Er fuhr auf und starrte sie an mit Entsetzen. Wollte sie Rechenschaft von ihm fordern? Seine Lippen zuckten und zitterten, er brachte keinen Laut hervor. Etwas Greisenhaftes lag in seinen entstellten Zügen.

Da wich der Haß, da schwieg jeder Vorwurf. Sie näherte sich langsam und sagte:

„Du hast ja nur sein Bestes gewollt."

Ueberrascht, in demüthiger Dankbarkeit nahm er ihre beiden Hände, legte sein Gesicht hinein und schluchzte.

William Ewart Gladstone.

Von

Felix Salomon.

[Nachdruck untersagt.]

Gladstone ist am 19. Mai auf seinem Landsitze in Hawarden, wo er seinen Lebensabend verbrachte, im Alter von neunundachtzig Jahren gestorben; von einer greisen Wittwe, von Kindern und Enkeln beweint, von der Nation betrauert und von der ganzen civilisirten Welt mit Abschiedsworten begleitet, welche ungetheilt dem Gefühle Ausdruck gaben, daß eine große historische Persönlichkeit diese Welt verlassen habe. Seine Gruft befindet sich in den feierlichen, altehrwürdigen Räumen der Westminster-Abtei; dort in der Nische, wo sich die Gräber von Pitt, Fox und Grattan befinden, gegenüber dem Denkmale Peel's, ist er beigesetzt. Damit ist er äußerlich in die Reihe Derer aufgenommen, welche, mit verschiedenen Mitteln arbeitend und nach verschiedenen Zielen strebend, gleichmäßig ihre besten Kräfte für das Wohl ihres Landes eingesetzt haben und denen die Unsterblichkeit gesichert ist. Von dieser Schätzung Gladstone's hat sich Niemand ausgeschlossen; in vollem Einklange versammelten sich die Anhänger seiner Politik mit den Führern der ihm einst im Parlamente gegenüber getretenen Opposition, um „dem großen, alten Manne" diese letzte, größte Ehre zu erweisen. Der Parteihader hat geschwiegen; aber er kann nicht erstickt sein, und wird es gelten, an die schwierigere, tiefere und innere Würdigung des Staatsmannes heran zu treten, so werden alte Wunden aufreißen, alte Schlachtrufe werden von Neuem ertönen, einer glühenden Vertheidigung werden harte Anklagen gegenüber treten, und der Wunsch nach unparteilicher Antwort, welches das Werk des Mannes in sachlichem Vergleiche mit dem Schaffen von Denen gewesen ist, in deren Nähe er ruht, welcher Platz ihm in der Geschichte seines Landes einzuräumen sei, wird sobald noch nicht befriedigt werden.

In großen, feuersicheren Räumen ruht in dem „Friedenstempel" in Hawarden in langer Bändereihe das Material für den künftigen Biographen; ein wahrlich gewaltiger Schatz, dessen Durch- und Bearbeitung zu den herrlichsten Aufgaben englischer Geschichtschreibung zählen wird. Vor diesem Biographen hat wohl Gladstone selbst ein gewisses Mißtrauen gehabt; aber

mit den Wünschen, welche der alte Herr aussprach, wird die Auseinandersetzung nicht schwer sein, denn es sind die jedem echten Historiker in Fleisch und Blut übergegangenen Pflichten historischer Gewissenhaftigkeit. Von anderer Art ist die Aufgabe für den, welcher nur erst mit geringen Mitteln und auf beschränktem Raume eine vorläufige Skizze zu geben versucht, welche sich sowohl von einer einfachen Aufzählung von Thatsachen als von einer persönlichen Kritik fern halten will. Hier ist nichts Weiteres zu erreichen, als zunächst überhaupt einmal den Boden festzustellen, aus welchem Gladstone's Werk erwachsen ist, um dann das Werden und Wachsen dieses Werkes aus den Absichten des Verstorbenen selbst heraus, so weit wie möglich, zu erklären.

I.

Wer einst daran gehen wird, Gladstone das biographische Denkmal zu errichten[1]), wird zuvor auch erst das Fundament zu legen haben. Vieles und Werthvolles ist zwar zur englischen Geschichte des 19. Jahrhunderts erschienen, aber aus einer Fülle von Einzelheiten die großen, leitenden Strömungen heraus zu finden, ist, so weit ich sehe, darum nicht gelungen, weil die Fäden, welche an die Vergangenheit anknüpften, zerrissen waren. Es erging den Autoren, welche in das Verständniß des Jahrhunderts einzuführen hatten, meist ebenso wie Denen, welche die Zeiten des Ueberganges selbst erlebten; sie sahen nicht, woher man kam und wohin man ging. Man pflegt nun wohl die letzte Phase des modernen Englands mit der Reformbill von 1832 als eröffnet zu betrachten; und es war fürwahr ein denkwürdiger Tag, an welchem die alte Parlamentsverfassung gebrochen wurde, um einer weiteren Bevölkerungsschicht Einfluß auf das politische Leben zu gewähren; hat dann

---

[1]) Zur Gladstone-Literatur: Eine willkommene Bibliographie der Schriften Gladstone's findet sich in „Notes and Queries", 10. und 24. December 1892; 7. und 21. Januar 1893. Aufsätze, die seitdem in „Nineteenth Century", der von Gladstone bevorzugten Zeitschrift erschienen sind, finden sich im Juliheft 1898 zusammengestellt. Sehr viel weniger zahlreich sind die wissenschaftlich beachtenswerthen Schriften über Gladstone. Das „Standard Work" bleibt G. Barnett Smith, The life of the R. H. William E. Gladstone (in vielen Auflagen). Von demselben Autor erschien unter Gladstone's Augen: „Thoughts from the writings and Speeches of W. E. Gladstone". 1894. Hiernach verdient der treffliche kleine Band von W. F. Russell (1892) aus der Serie der „Prime Ministers of Queen Victoria" Beachtung; dem Autor stand werthvolles, neues Material zur Verfügung. Von Arbeiten, deren Autoren Gladstone übel gesinnt sind, nenne ich: Mc. Dronsart, Gladstone (zuvor im „Correspondant" erschienen und Jenning's „Mr. Gladstone. A Study" (rein polemisch und untritisch). Das letzte zu Gladstone's Lebzeiten erschienene Werk schrieb: Justin Mc Carthy, „The story of Gladstone's Life". 1897 (schön ausgestattet, aber nichts Neues bringend). Von den nach dem Tode erschienenen Publicationen benutzte ich: Hon. Lionel A. Tollemache, Talks with Gladstone (werthvoll) und J. Swift Mac Neill, W. E. Gladstone, „Anecdotes and Reminiscences" (unbedeutend). Nekrologe und Aufsätze über Gladstone finden sich unter anderen in den Juliheften der Zeitschriften: „Contemporary Review", „Fortnightly Review", „Nineteenth Century", „Blackwood's Magazine", „Revue des deux Mondes", sowie im Augustheft der „Cosmopolis" (drei Aufsätze). — Erwähnt sei noch zur Kritik von Gladstone's Home-Rule-Politik: Lady Blennerhassett, „Ein englischer Historiker über Demokratie und Freiheit" (W. H. Lecky, Democracy and Liberty) in: Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXX, S. 249 ff.

Gladstone's Thätigkeit im ersten reformirten Parlamente begonnen, so scheint es möglich, sie ohne Weiteres in den von hier an einsetzenden Entwicklungsgang einzureihen. Wer aber den inneren Zusammenhang der Dinge zu erkennen wünscht, findet sich in der Politik der Folgezeit doch wenig zurecht; als wenn ein Bruch mit der Vergangenheit äußerlich hätte kundgegeben werden sollen, waren die traditionellen Parteinamen der Whigs und Tories zurückgetreten, und die Gegensätze im Parlamente, hinter denen sich die Gegensätze im Lande widerspiegelten, waren durch die vom Continente eingeführten Bezeichnungen der Liberalen und Conservativen ersetzt. Was aber wollten die Einen und was wollten die Anderen? Diese herrschende Unklarheit hatte eine tiefe Begründung; sie wird erklärt, wenn die Vorgänge in Erinnerung gerufen werden, die sich um die Wende des Jahrhunderts abgespielt hatten. Es war das die Zeit des großen Krieges gewesen, in welchen England eingetreten war, um die französische Revolution einzudämmen und später Napoleon gegenüber das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Deutlich genug sind die Folgen der von England übernommenen Mission hervorgetreten, und sichtbar knüpft sich in der Kette der Ereignisse, welche die englischen Waffen begleiteten, ein Glied an das andere. Verborgener aber war die Rückwirkung der Jahrzehnte langen Kriegführung auf die inneren Verhältnisse. Auf deren Harmonie hatte die Kraft des Widerstandes beruht, welche Europa in Staunen gesetzt: Alles ging nun davon aus, daß diese Harmonie seitdem gestört war — alle Schäden, die hervortraten, waren nur ein Symptom dieses Zustandes — so daß es sich fragte, wie diese wieder gefunden werden könnte. Wie aber war sie erreicht worden, und worin hatte sie bestanden?

Eine Entwicklungsgeschichte der englischen Parteien, welche auf dem Hintergrunde der vorwärts schreitenden Abwandlung aller Verhältnisse, zugleich eine Geschichte des politischen Handelns und des politischen Denkens in England zu geben hätte, ist erst noch zu schreiben. Zu kurzer Orientirung diene hier nur, daß das 18. Jahrhundert, welches den Parlamentarismus in Erscheinung brachte, von Kämpfen ausgefüllt gewesen ist, welche tiefer lagen als nur ein Streit von Adelsparteien um Macht und um Herrschaft. Das steht ja fest, daß durch die „Bill of rights" die früheren Hoheitsrechte der Krone derart gemindert worden waren, daß der Schwerpunkt der Regierung ins Parlament gelegt war und letztere dem Widerstreite der Parteien ausgesetzt wurde. Die eine dieser Parteien, der alte Torysmus, die Partei der Hochkirche und des Königthums von Gottes Gnaden, hatte sich aber auf dem neuen Boden nicht einzuleben vermocht und war, als die Thronbesteigung des Hauses Hannover den Sieg des neuen Systems endgültig besiegelt hatte, niedergebrochen. Nicht auf Zusammenschluß, sondern auf Lösung aller Parteibande ging der Torysmus in der Folgezeit aus; zu einem lebensfähigen Programm ist er nicht gekommen; seine Rolle wurde es, allen auf Stärkung der Krone ausgehenden Bemühungen sich anzuschließen. Somit ist das öffentliche Leben von Strömungen durchzogen worden, welche über den Zwist von Whigs und Tories hinweg gingen. Völlige Einigkeit bestand darüber, daß die Errungenschaften der Revolution, der protestantische Charakter der Regierung und die Freiheiten des Parlaments

als theuerstes Vermächtniß zu hüten wären; fraglich aber war, wie das Errungene den sich verändernden Zeitverhältnissen entsprechend auszubauen und auszulegen sei. Ging doch die Nothwendigkeit einer Veränderung davon aus, daß die weitere wirthschaftliche Entfaltung des Landes und eine entsprechende Wandlung in der socialen Gliederung nicht auf die Dauer eine Verfassung haltbar erscheinen lassen konnten, welche, wie es geschah, mit dem weiteren Zurücktreten der Krone die Herrschaft in die Hände einer sich mehr und mehr abschließenden Adelsoligarchie gelegt hatte, die in einseitiger Verfolgung ihrer besonderen politischen, sowie wirthschaftlichen Vortheile zu einer Classenherrschaft ausgeartet war. Aus dem Schoße des Whiggismus sind da die für die Zukunft wichtigen Gegensätze hervorgegangen, welche sich an die Namen von Chatham und von Burke knüpfen und in folgenden zwei Richtungen verliefen. Beide wünschten den vorhandenen Mißständen abzuhelfen und sahen die Abhülfe in einer Auffrischung der Grundgedanken von 1688; aber dabei kamen sie zu verschiedenen Ergebnissen. Chatham sah in den Vorgängen von 1688 einen rechtlichen Proceß: das Königthum der Stuarts hatte sich einen Rechtsbruch zu Schulden kommen lassen; das Rechtsbewußtsein der Nation hatte dem gegenüber einen Sieg erfochten und die Verfassung zum Schutze ihrer Rechte umgeformt. Hier war also der Weg gewiesen, der Heilung versprach. Das Recht war im Auge zu behalten; mit rechtlichem Maßstabe war die Verfassung zu prüfen und entsprechend weiter zu bilden. War das Parteiregiment keine rechtmäßig ausgebildete Regierungsform, so wünschte er Rückkehr zu stärkerer Krongewalt; und als er erkannte, daß das Parlament nicht die Aufgaben einer Volksvertretung erfüllte, wurde er zum ersten Anwalt parlamentarischer Reform.

Die Achtung vor dem aus der Revolution durch die Macht der Umstände hervorgegangenen Parteiregimente war der Ausgangspunkt Burke's, der sich zum Vertheidiger der whiggistischen Herrschaft erhob. Seine Begründung entnahm er, der philosophisch zu forschen verstand, den geistigen Errungenschaften der Zeit. Der erwachende historische Sinn fand seinen Ausdruck in dem von ihm betonten Princip der Verjährung; die Verfassung, so wie sie war, sollte beibehalten werden, nicht weil sie die beste war, sondern weil sie sich bewährt hatte und ererbt war. Aus seinen Theorien erwuchs doch aber auch ein nach vorwärts treibender Impuls. Er vertiefte sich in den Ursprung und das Wesen staatlicher Institutionen überhaupt; mit historischen Gesichtspunkten verband er — hier in Anlehnung an Locke — naturrechtliche Anschauungen, welche den Staat aus einem Vertrage hervorgehen ließen, und von hier aus gesehen die Verfassung, so wie sie bestand, nicht als einen Organismus, sondern als einen kunstreichen Mechanismus vor Augen stellten. Der Vertrag war aber ein moralisch bindender Act, zum Besten Derer geschlossen, welche ihn eingingen; daraus entnahm er für die Regierung moralische Verpflichtungen und für ihre Handlungen einen moralischen Maßstab. Dem rechtlichen Standpunkte Chatham's trat derart Burke, außer mit seinem Princip der Verjährung, mit den nach moralischen Begriffen abmessenden Principien der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit gegenüber. Entgegen den

Mißbräuchen in der Verwaltung, wurde er zum Anwalt ökonomischer Reform, und entgegen den durch die Whigoligarchie auferlegten Handelsbeschränkungen, ließ er, als Postulat der Moral, den Ruf nach wirthschaftlicher Freiheit ertönen.

Die Geschichte dieser Periode lehrt, wie diese Anschauungen auf den Gang der Politik einwirkten, und wie in den Machtbestrebungen des damaligen Herrschers Georg's III., welcher das torystische Ideal eines parteilosen Königthums zu erfüllen bestrebt war, ein weiteres Element des Gegensatzes in die Gährungen der Zeit eingriff. Das Geheimniß der Machtstellung der Regierung, welche England in den Krieg führte, ist es dann gewesen, daß es ihr gelungen war, diese Strömungen auszugleichen und sie in das segensreiche Verhältniß gegenseitiger Ergänzung zu bringen; das heißt Verfassung und Verwaltung, die politische Machtvertheilung und die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Nation von Neuem einander anzupassen. Der jüngere Pitt verband mit einer kraftvollen Regierung im Sinne Georg's III. und der Tories das Streben nach politischer Reform und Reinhaltung der Verfassung im Sinne Chatham's, sowie Verwaltungsreformen im Sinne Burke's und wirthschaftliche Erleichterungen als einer der ersten Schüler von Adam Smith. Das ist es, was ich als die innere Harmonie der Zustände bezeichnete, welche diese Nation dem Auslande gegenüber unbesiegbar machte. Der Ausbruch des Krieges hob den letzten Unterschied zwischen der Chatham'schen und Burke'schen Richtung auf, indem eine einheitliche starke, das Recht Aller vertretende Regierung jetzt ebenso im Sinne Burke's war wie ein Festhalten am Bestehenden im Sinne Pitt's. So waren die Parteilinien verwischt, und nur eine kleine Gruppe befand sich in der Opposition; hier tritt uns Charles James Fox entgegen, der sich rühmte, Schüler Burke's zu sein, welcher aber den philosophischen Halt Burke's nicht besaß, und dessen nach Freiheit und Gerechtigkeit strebende Gesinnung ihn zu einer gut gemeinten, aber schlecht durchdachten Förderung revolutionärer Bestrebungen führte.

Was ist aus alledem nun nach dem Ausgange des Krieges geworden? Auf der einen Seite wird das oft entworfene Bild der wirthschaftlichen Mißstände geboten: die Folgen der durch den Krieg veranlaßten Ueberproduction, die Noth der Arbeitslosen, der neu erwachte Gegensatz zwischen Capital und Arbeit. Auf der anderen Seite steht eine starr an ihrer Autorität festhaltende Regierung, welche den vorhandenen Druck durch reactionäre Maßnahmen erschwert, aus Furcht, dem durch den Welttheil gehenden revolutionären Geiste Thür und Thor zu öffnen. Um die Regierung bleiben alle die geschart, welche mit ihr in den Krieg gegangen waren, und ihre Gründe hatten, keinen Wechsel zu wünschen: der Großgrundbesitz und die Großkaufmannschaft aus Sorge für ihren Besitz, die Anhänger von Burke in Erinnerung an die revolutionäre Gefahr, die Gefolgschaft von Pitt — jetzt unter dem Banner Canning's — weil sie die Zeit für Reformen noch nicht wieder für gekommen erachteten, die Tories, die Vertreter der Hochkirche und die „Freunde des Königs" aus traditioneller Abneigung gegen jeden Fortschritt. Alle diese waren jetzt gemeinsam staatserhaltend und nannten sich conservativ. Dem gegenüber aber

erstand eine doppelte Opposition: die Partei von Fox gewann um so mehr an Boden, als die Schüler Pitt's auf dem Wege des Meisters inne hielten, und wurde zur eigentlichen Vertretung des gewerblichen Mittelstandes, sowie der bürgerlichen Freiheiten. Als Erben von Fox traten Lord John Russell und Earl Grey an die Spitze der Liberalen. Ihnen zur Seite erhob der Radicalismus sein Haupt, die Vertretung der arbeitenden Classen, um, wenn es nicht anders anging, trotzig abzuringen, was nicht willig gewährt wurde; zunächst aber, um durch Unterstützung des Mittelstandes eine Bresche in den Ring der Oligarchie zu legen und auf diesem Wege den eigenen Erfolg vorzubereiten. Beide Parteien waren vom modernen Geiste genährt und hatten ihr Ideal, sowie ihren Philosophen. Der Philosoph des Mittelstandes war Rodbertus, Praktiker mehr als Theoretiker; er, der Mann, welcher die Nationalökonomie dem mobilen Capital dienstbar machte und die Waffen bot, um die wirthschaftliche Freiheit zu einer Herrschaft der wirthschaftlich Starken zu gestalten, dem Staate jede Einmischung in das Wirthschaftsleben verwehrend. Der Philosoph der Radicalen war Jeremias Bentham, welcher, ausgehend von dem souveränen Rechte der individuellen Vernunft, zu dem letzten Axiome gelangte, daß die politischen Verhältnisse umzuändern wären entsprechend „dem größten Glücke der größten Zahl".

Das Vordringen dieser Gruppen und dieses Geistes im Kampfe gegen die conservative Reaction gibt der Zeit von 1815—1830 die Signatur, bis daß die Schleusen der Reform sich öffneten und, wie bereits gesagt, die große Reformbill das ganze Werk gekrönt hat. Das ist nun der Sieg des Mittelstandes gewesen, welcher nichts Anderes bedeutete, als daß die Arbeit von Pitt, so weit der Krieg die Vollendung derselben unterbrochen hatte, zum Abschluß gebracht war. Es war also nur erst Angefangenes wieder aufgenommen und Versäumtes nachgeholt worden, demnach mehr der Ausgang einer Entwicklung erreicht, als daß eine neue begonnen hätte. Konnte wohl aber, was vor Jahrzehnten allen Bedürfnissen entsprochen hätte, jetzt noch genügen? Für den Mittelstand selbst war ausgesorgt, seine politischen Rechte standen wieder mit seiner wirthschaftlichen Bedeutung im Einklang; aber lag nicht das Ungenügende des Programms der Liberalen darin begründet, daß sie als Leitmotiv den Grundsatz des laisser faire in die Politik zu einer Zeit brachten, welche den Optimismus eines Adam Smith längst nicht mehr aufrecht erhielt, und vor der Fülle sich aufdrängender neuer Schwierigkeiten ebenso besorgt wie rathlos dastand? So blieb der Horizont bewölkt, und nach wie vor erhoben sich die Fragen: Woher und wohin?

Das ist die Welt gewesen, in welche Gladstone eingetreten ist. Wir werden nun sehen, von welcher Seite aus und in welcher Weise vorbereitet er seine Stellung genommen hat.

II.

Gladstone ist am 29. December 1809 von schottischen Eltern geboren. Genealogische Forschungen haben versucht, seinen Stammbaum von mütterlicher Seite mit königlichem Blute in Verbindung zu bringen und ihn bis

in das 13. Jahrhundert zurückgeführt. Gladstone hat sich aus dieser Ehre wenig gemacht; er war stolz darauf, der Sohn eines Kaufherrn zu sein, welcher mit eigenen Kräften die alte Familie der Gladstones zu neuem Ansehen gebracht hatte und zu den Handelsfürsten von Lancashire zählte. Historisch auch ist diese Herkunft von größerem Interesse als die fernere Ableitung, weil sie hier wie bei Peel das Hineinwachsen von Mitgliedern dieses Standes in die obersten Regierungssphären kennzeichnet. Im Elternhause waren neben allem Anderen, was dazu beitrug, das Leben leicht zu machen, zwei Einflüsse geltend, welche in ihrer Verbindung für die Zukunft des Sohnes von Bedeutung waren: neben dem Beispiele, welches das praktische Schaffen und die kaufmännische Energie des Vaters boten, wirkte das sanfte Wesen einer streng religiösen und empfindsamen Mutter. Die Erziehung verlief in der für Kinder wohlhabender Familien üblichen Weise. Als er zwölf Jahre alt geworden war, bezog er die Schule von Eton, wo er von 1821—1827 verweilte. Er hat den Unterricht später so beschrieben, daß man dort lernen konnte oder auch nicht, aber daß, wenn man lernte, man gründlich zu lernen hatte. Er hat seine Zeit, von großer Lernbegierde getrieben, gut ausgenutzt. An den Spielen fand er als ein ernster Knabe wenig Gefallen; um so eifriger betheiligte er sich an den Zusammenkünften der begabteren Schüler, bei welchen Ansichten über historische Fragen ausgetauscht wurden, die oft das Gebiet der Politik streiften. So fand er einmal Gelegenheit, als er über die Toryminister der Königin Anna sein Verdammungsurtheil aussprach, unter Beifall zu verkünden, daß gleichwohl seine Neigungen von lange her für den Torysmus gewonnen wären. Zur Vervollständigung seiner Studien ging er von hier nach Oxford, wo er im Christ-Church-College Aufnahme fand. Und das sind die Jahre, welche der Biograph mit aller Gründlichkeit wird durchforschen müssen, denn hier beginnt sichtbar das Wachsthum des Staatsmannes. War doch Gladstone, als er von hier aus in das öffentliche Leben eintrat, ein fertiger Mann mit scharf ausgeprägten Ansichten, welche auf eine vorangegangene intensive Geistesarbeit schließen ließen.

In der That lassen sich schon die Elemente erkennen, welche den Kern seines Wesens geformt haben. Einmal, seinem schottischen und mütterlichen Blute entsprechend, sein Hang zum Kirchlichen und zum Religiösen; dann die Begründung seiner conservativen Gesinnung: seine Schulung durch Burke. Gladstone hat den Einfluß Burke's auf sich selbst bezeugt und seine Verehrung für ihn eingestanden; Ausdruck gab er ihr in einer Rede, welche zu den bemerkenswerthesten Aeußerungen gehört, die wir bisher aus der Oxforder Zeit besitzen. Ein jugendlicher Kreis, welcher das Halten von Vorträgen pflegte, hatte sich auch hier gebildet; diese knüpften schon unmittelbar an die Tagesereignisse an. Gladstone sprach im Anschluß an die bekannt gewordene Motion von Earl Grey für die Reform des Parlaments, die er mit Argumenten verwarf, welche in jedem Worte den Burke'schen Geist athmeten. So ersehen wir, in welchem Sinne er conservativ war — denn wenn er sich daneben zu Canning bekannte, so war damit nur gesagt, daß er zugleich eine väterliche Tradition aufrecht erhielt, und für das Verständniß seines Entwicklungsganges sehe ich darin

den wichtigsten Schlüssel. Die Methode, welche er in der Beurtheilung politischer Dinge befolgte, wird hier von vornherein offenkundig. Gleich Burke, der ihm als einer der größten Lehrer des Staatsrechts galt, sah er mit den Augen des Moralisten und Philosophen, die Institutionen mehr auf ihre sittlichen Zwecke hin analysirend, als in ihrem historischen Wachsthum und in ihrer rechtlichen Bedeutung verfolgend. Die Frage, ob es nicht das gute Recht der nicht berücksichtigten Interessengruppen war, politische Vertretung zu verlangen, stellt sich ihm gar nicht; den Zusammenhang von Recht und Wirthschaft sieht er nicht; die überlieferte Verfassung ist ihm ein heiliges Erbtheil, und die in ihr niedergelegten Erfahrungen geben ihm die beste Richtschnur ab; wie „dieses complicirteste System der Welt" erstanden ist, bleibt ihm „ein sogar dem philosophischen Auge undurchdringliches Geheimniß". Darum ist er an dieses System aber auch nicht innerlich gebunden; er tritt für die vorhandenen Formen als für die bewährtesten und zweckentsprechendsten ein: lehrte ihn die Erfahrung Anderes, so würde er sich niemals untreu, wenn er von ihnen abging. Weiter werden wir noch in das Gedankenleben Gladstone's eingeführt, wenn wir sehen, wie sein religiöses Sinnen und seine Staatsanschauung sich mit einander verbanden. Es verhielt sich doch so, daß, wenn Gladstone Burke's Ergebnisse annahm, er nicht mit seinen Ausgangspunkten dort einverstanden sein konnte, wo die Argumentation auf naturrechtlichem Boden wurzelte. Nun hatte Burke allerdings selbst noch diesen Boden zuletzt mehr und mehr verlassen. Gladstone hat aus seinen „Betrachtungen über die französische Revolution" eine Stelle vermerkt, welche zeigt, daß Burke sich zu einer Anschauung durchgerungen hatte, die den Staat nicht mehr als ein loses Nebeneinander vertragsmäßig gebundener Individuen betrachtete, sondern als eine sittliche Gemeinschaft, und die Thätigkeit des Staates auf Erfüllung der Aufgaben hinlenkte, welche aus dem Verhältnisse hervorgehen, in dem er nach der Natur und dem Zwecke seiner Organisation zu Gott steht. Weiter ausgeführt finden sich diese Ansätze nicht: von Gladstone sind sie weiter entwickelt worden. Forschend und grübelnd hatte Gladstone ernste Stunden verbracht, um alles Das, was das grelle Licht des Rationalismus vernunftmäßig zu erklären versucht hatte, in Beziehungen zu seinem Gott zu bringen und mit der Wärme des Christenthums zu durchdringen. Wie weit er schon jetzt in der Ausbildung der religiösen Theorien gelangt ist, die er nachmals aufgestellt hat, vermag ich nicht zu sagen; überliefert findet es sich, daß er schon die Werke von Bischof Butler in die Hände bekam, den er später als den „Führer durch die Verlegenheiten des Geistes und Verhaltens im modernen Leben" bezeichnete. Hier also auch wieder ein Zusammenhang mit dem 18. Jahrhundert; was dieses Butler verdankte, hat Gladstone darin gesehen, daß dieser die allgemeinen Wahrheiten des Christenthums wieder zur Anerkennung gebracht habe. Entnahm nun Gladstone von Burke die Auffassung des Staates als eines sittlichen Organismus und als einer „Persönlichkeit": welche höheren sittlichen Aufgaben konnte diese Persönlichkeit zu erfüllen haben, als im Sinne dieser christlichen Wahrheiten zu handeln und die Religion als den Urgrund alles Schaffens und Werdens zu pflegen? Dem

entsprach ein veränderter Antrieb für die Regierenden: an die Stelle der vertragsmäßigen Verpflichtungen von früher trat das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber Gott, „das christliche Gesetz der Pflicht“ und das Streben, den göttlichen Willen zu erfüllen. Als Ausdruck des göttlichen Willens aber galt ihm die Wahrheit, und „wir dürfen sicher sein“, sagt er, „daß eine feste und muthige Anwendung jedweden Princips der Gleichheit und Gerechtigkeit der beste Weg ist, den wir einschlagen können für die Aufrechterhaltung und Wirksamkeit der Wahrheit.“

Alles Das bedarf noch weiterer Ausführung; doch schon aus dieser kurzen Skizze wird es ersichtlich, daß Gladstone hier den inneren Halt sich schuf, um mit Principien den staatszersetzenden Tendenzen der Liberalen und Radicalen gegenüber zu treten. Die äußere Unterstützung hatte naturgemäß die Kirche zu gewähren; und war das sein praktisches Ergebniß, so mußte das Staatskirchenthum, welches in England bestand, die Möglichkeit intensivster Einwirkung bieten. Gedankenkeime finden sich hier gelegt, welche etwa ein Jahrzehnt später in einem berühmt gewordenen Werke zur Reife gelangten; ausdrücklich ist aber zu bemerken, daß er sich mit diesen Gedanken jetzt schon beschäftigte und daß sie von Anfang an zu seinem politischen Glaubensbekenntnisse gehörten. Auch das sei noch betont, daß dieser innere Proceß sich ohne bestimmte Einwirkung von außen vollzog, besonders ehe vor Aller Augen die Bewegung einsetzte, welche als das Wiedererwachen des Anglicanismus bezeichnet zu werden pflegt. In Oxford kündete, wie Gladstone selbst versichert hat, noch nichts in der Theologie oder in dem religiösen Leben der Universität an, was da kommen sollte; eine trockene anglicanische Orthodoxie bestimmte die religiöse Atmosphäre. Wohl aber lag das Bedürfniß nach einer religiösen Neubelebung längst schon in der Luft; Gladstone nahm es in dem Maße in Anspruch, daß er das College 1832 mit dem Wunsche verließ, sich ganz dem geistlichen Berufe zu widmen. Als dann aber bald darauf „das große Herz Englands mit den lebhafteren Pulsschlägen eines energievolleren religiösen Lebens zu schlagen begann und die Kirche sich aufraffte“, um, beunruhigt durch die im Bündnisse mit dem Liberalismus gewachsene Macht des Dissenterthums, inmitten der Wirren der Zeit die ihr gebührende Stellung einzunehmen, war dieser Vorgang ein von Gladstone mit innerster Sympathie verfolgtes Schauspiel.

So lagen die Dinge, als Gladstone in die Oeffentlichkeit gerufen wurde. Was sein Hervortreten für seine Zeit bedeutete, erkennen wir nun: der alte Whiggismus Burke's betrat mit ihm noch einmal den Schauplatz, aber jetzt in ein geistliches Gewand gehüllt und von frischen Kräften durchzogen. Die weiteren Metamorphosen, die dieser durchzumachen hatte, bis daß er in das vertiefte Bett des Liberalismus einmündete, sind die wesentlichen Entwicklungsphasen Gladstone's geworden.

III.

Gladstone ist am 11. December 1832 in das Parlament eingetreten, welches zum ersten Male nach den Bestimmungen der Reformbill gewählt worden war. Seine Berufung in dasselbe stand mit seiner Oxforder Rede

gegen die Reform in unmittelbarem Zusammenhange, da einer der Zuhörenden, der Sohn des Herzogs von Newcastle, seinem Vater Gladstone als gut conservativen Candidaten für einen seiner Wahlflecken, den Flecken Newark, empfohlen hatte. Von hier an hat er bis in das Jahr 1893 am öffentlichen Leben Antheil genommen; wir übersehen diesen langen Zeitraum am besten, wenn wir ihn, den inneren Abwandlungen Gladstone's entsprechend, in Abschnitte zerlegen. Eine erste Periode umfaßt die Jahre bis zum Tode Peel's und zeigt Gladstone, wie wir ihn aufwachsen sehen, als den conservativen Politiker und Staatsmann.

Das Ministerium, in dessen Händen damals die Geschicke des Landes lagen, war das Lord Melbourne's; die Aufgaben, welche demselben sich aufdrängten, waren die, der Unzufriedenheit den Boden zu entziehen, welche seitens derer geäußert wurde, die von den Segnungen der Reformbill nicht berührt wurden. Da war an die irischen Zustände zu denken; da war die Armenfrage zu regeln, und schon wissen wir, daß die arbeitenden Klassen in der Reformbill nur erst ein Mittel für ihre Zwecke sahen und begehrlich in die Zukunft blickten, so daß auch deren Ansprüche, soweit sie berechtigt waren, befriedigt werden mußten. Die Liberalen, welche nicht wußten, wie sie auf den Kern des Uebels gelangen sollten, benutzten eine Reihe von Heilmitteln, welche die Krisis nur aufschieben konnten. Gladstone ging zuerst seinen eigenen Weg. Seine erste Adresse an seine Wähler (datirt Newark, 9. October 1832) gab seinen bekannten Gesinnungen Ausdruck. Mit einer Warnung vor der urtheilslosen Neuerungssucht, die um sich gegriffen hätte und nach seiner Ueberzeugung nur dazu beitragen würde, die tief gelegenen Mängel des socialen Zustandes und die schweren Lasten der industriellen Classen zu vermehren, verband er den Wunsch nach Milderung dieser Uebel durch Wiederherstellung gesünderer Principien. „Ich meine besonders das Princip, auf Grund dessen allein die Vereinigung der Religion mit dem Staate in unserer Verfassung vertheidigt werden kann, daß die Pflichten der Regierenden strict und ausdrücklich religiöse sind, und daß gesetzgebende Körperschaften gleich Individuen gebunden sind, durch ihre Handlungen den Geist der hohen Wahrheiten durchzuführen, die sie anerkannt haben." In diesem Sinne versprach er Befürwortung aller Maßnahmen, die darauf berechnet sein würden, eine gesunde Moral in jeder Gesellschaftsclasse zu sichern. Seine eigentlichen Bundesgenossen hatte er ja nicht im Parlament; diese bestanden in der Schar von Männern, welche an die Reform der Kirche gegangen waren, von einer Fluthwelle der öffentlichen Meinung begleitet. In deren Gelingen lagen seine von romantischem Lichte verklärten Hoffnungen. Die Kirche von England, glaubte er, würde „durch die Vermittlung eines regenerirten Clerus und eines intelligenten Laienthums die Liebe und die Anhänglichkeit sowohl der abgefallenen Massen wiedererwecken, als der nonconformistischen Körperschaften, deren Existenz keinen anderen Grund zu haben schien, als die Vernachlässigung der Pflichten seitens der nationalen Kirche, welche lange das Volk als Herde ohne Hirten gelassen habe". Gladstone's parlamentarische Thätigkeit war in allem Wesentlichen nur ein Reflex dieser Stimmung. Seine Jungfernrede (17. Mai 1833) war nicht von Bedeutung:

sie betraf in gewissem Sinne eine Familienangelegenheit, indem er — in Verbindung mit den Debatten, welche zur Sclavenemancipation führten — die Verwaltung auf seinen väterlichen Plantagen gegen Angriffe vertheidigte, daß eine große Sterblichkeit daselbst durch vermehrte Arbeit veranlaßt worden sei. Die Sclaverei als solche verdammte er, als der Natur des Engländers Abscheu einflößend. Als Vorbereitung für die Emancipation empfahl er (dies in einer späteren Rede) ein wirksames System christlicher Erziehung. Bezeichnender war seine Theilnahme an den Debatten über die „Church Temporalities Bill“ für Irland. Er trat hier einem Versuche, die kirchlichen Zustände zu ändern, gegenüber, zugebend, daß die irische Kirche geschlummert habe, aber erst sollte es sich zeigen, was sie zu leisten vermöchte; und sollten die Iren schon vorher für immer des Heils einer nationalen Kirche verlustig gehen? Die Vorschläge der Bill würden aber diese Kirche auf eine unhaltbare Grundlage gestellt haben.

Diese Reden hatten ihm schon ein Ansehen verschafft. Schon bemerkte man, daß, falls wieder ein conservatives Ministerium gebildet werden würde, er als Mitglied nicht mehr zu übersehen war. Und es geschah früher als man es für möglich gehalten hätte. König Wilhelm IV. war mit seinen Ministern in Zwist gerathen; kraft einer zum letzten Male seitens der Krone angewandten Prärogative entließ er die Minister und berief zur Cabinetsbildung Sir Robert Peel. Das war der Minister, welcher nach Canning's Tode berufen schien, die Politik von Pitt aufzunehmen, und von dem die Durchführung der Parlamentsreform hätte erwartet werden sollen. Canning, der schon den Triumph der Principien Russel's voraussagte, hatte hinzugefügt, daß er stolz darauf sein würde, auf der verlierenden Seite zu stehen. So mochte auch Peel gedacht haben, als er die Liberalen vorangehen ließ und die Conservativen seitdem in den Hintergrund gedrängt hatte. Jetzt trat nun plötzlich als Organ des königlichen Willens Peel wieder an die Spitze und berief Gladstone zur Mitarbeiterschaft durch Uebertragung des Postens eines jüngeren Lords des Schatzamtes, den er bald mit dem eines Unterstaatssecretärs der Colonien vertauschte. Peel nahm die Reformbill als unwiderruflich an, aber bezeichnete sie als endgültige Regelung einer großen constitutionellen Frage; um so eifriger versprach er, die Reform der inneren Verwaltung sich angelegen sein zu lassen. Gladstone's neue Adresse an die Wähler von Newark (24. December 1834) war ein Echo der Versprechungen Peel's. Diese conservative Herrschaft blieb aber vorerst nur eine Episode; ehe sie zeigen konnte, was sie zu leisten vermochte, blieb sie bei Besprechung einer der irischen Kirchenbill anzuhängenden Clausel, welche das von den Conservativen vertretene Princip so gut wie aufhob, in der Minorität und demissionirte. Damit wurde auch Gladstone wieder von der Amtslast befreit und benutzte diese Muße in denkwürdiger Weise. Er legte damals den Grund seines häuslichen Glücks durch die Ehe mit Miß Glynne; das denkwürdige Ereigniß aber war die Veröffentlichung seines Werkes über „den Staat in seinem Verhältniß zur Kirche“ („the state in its relations with the church“). Eine Ankündigung dessen, was sein Herz mehr als je bewegte, bildete die in der Frühjahrssession (1838) gehaltene leidenschaftliche Rede gelegentlich der Frage der Kirchenabgaben, in

welcher er die Religion als ein Machtelement hinstellte, mit welchem die Staaten zu rechnen hätten. In seinem Buche lieferte er, die früher entwickelten Gedankenreihen vertiefend, eine ausgearbeitete Theorie, welche die Nothwendigkeit engster Verbindung zwischen Staat und Kirche, nicht für die Kirche, sondern für den Staat, aus dessen innerstem Wesen und dessen Geschichte deducirte. Das sittliche Urtheil über diesen schöpfte er aus der Natur des Einzelnen, wenn er dem Staate ein Gewissen beilegte, welches im Stande wäre, über religiöse Wahrheiten und Irrthümer zu entscheiden; diesem Gewissen entsprechend handeln, hieß ihm mit der anglicanischen Kirche verwachsen sein, welche, wie er nachwies, dem wahren Begriffe einer rein christlichen Kirche vorzugsweise entspräche. Gegen den Vorwurf religiöser Unduldsamkeit hat er sich entschuldigt, allerdings mit Ausflüchten, welche aus der Logik seiner Beweisführung heraustraten; aber thatsächlich lag ihm nichts ferner, als einen Druck auszuüben. Er wollte Linderung und Heilung bringen, die er zu schaffen meinte, wenn der Staat sich seiner selbst wieder bewußt würde und seine Zwecke mit dem göttlichen Willen in Einklang zu bringen verstand. Wir wissen, daß für ihn hier die Wurzeln alles sittlichen Thuns lagen; nicht also nur auf die Förderung von Kirche und Religion durch den Staat, sondern auf das Verlangen einer religiösen, das heißt die Aufgaben der Sittlichkeit und Gerechtigkeit lösenden Regierung lief die Darstellung hinaus, wenn sie zu dem Grundaxiome gelangte, daß die Verbreitung religiöser Wahrheit einer der Hauptzwecke der Regierung sei. Das war nun also die Veröffentlichung seines Glaubensbekenntnisses, die dadurch veranlaßt wurde, daß er der Masse des Volkes, welche an den alten Principien der Verfassung und der Kirche festhielt, gegenüber den mannigfachen Angriffen auf die Verbindung von Staat und Kirche einen Stützpunkt bieten wollte. Welche sonstigen Erwartungen mag er an das Buch geknüpft haben! Jedenfalls erregte es das größte Aufsehen. Der preußische Gesandte von Bunsen bezeichnete es als das Buch der Zeit und als ein großes Ereigniß: von liberaler Seite rief es die nicht minder berühmte glänzende Entgegnung Macaulay's hervor, welcher in Gladstone die aufgehende Hoffnung der steifen und unbändigen Tories begrüßte. Die Nothwendigkeit von vier Auflagen zeugte von der Verbreitung, die es fand. Nach theologischer Seite ergänzte er es (1840) in der Schrift: „Church principles considered in their results.“ Aber auch dieses Buch hatte seine Schicksale, indem schließlich sein Beruf nicht der wurde, ein neues Programm für die Allgemeinheit zu eröffnen, sondern vielmehr die bis dahin gewachsene kirchliche Bewegung zu Grabe zu tragen. Alles, was Gladstone von der Kraft einer einheitlichen kirchlichen Action erhofft hatte, wurde nichtig, als die leitenden Männer von ihrem religiösen Enthusiasmus nach Rom geführt wurden, während auf der anderen Seite eine Reaction in Gestalt rationalistischer Kritik begann. Galt es unter solchen Umständen, die Grundsätze des Buches ins Leben umzusetzen, „so erwies es sich zeitlich wie örtlich als ein Anachronismus;“ „als Letzter verließ er das sinkende Schiff“. Mit wachsender Klarheit über die Gründe seines Mißlingens sonderte sich dann von dem Kerne seiner Jugendideale das als irrthümlich Erkannte ab. Damit hat in ihm eine erste innere

Wandlung begonnen; von Außen sind dann aber noch ganz andere Momente hinzugekommen, um seine bisherigen Beziehungen zu ändern.

Es traf sich so, daß gerade zu der Zeit, wo er sich vergeblich abgemüht haben würde, sich in Verfolgung dieser Richtung praktisch zu bethätigen, er auf ein anderes Wirkungsgebiet berufen wurde. Das liberale Ministerium hatte im Jahre 1841 endgültig abgewirthschaftet: wie zuvor der König, so rief jetzt das Land nach den Conservativen, und Peel wurde abermals Premierminister unter den Augen der jungen Monarchin Victoria, welche 1837 den Thron bestiegen hatte. Es war eine ernste Zeit, in die man eintrat. In erschreckender Weise wurde es deutlich, daß den durch die Reformbill nicht gehobenen Gährungen wirthschaftliche Motive zu Grunde lagen, und daß die Liberalen darin gefehlt hatten, nicht gründlicher dieser Thatsache Rechnung getragen zu haben. Auf wirthschaftliche Verbesserungen zielten die arbeitenden Classen hin, als sie ihren Forderungen jetzt einen politischen Charakter gaben und in der Petition um die Volkscharte das allgemeine Stimmrecht verlangten. Aus wirthschaftlicher Noth entsprang die „Repeal-Agitation" O' Connell's in Irland. Peel zeigte sich jetzt der Lage vollkommen gewachsen, als er, an die besten Traditionen von Pitt anknüpfend in der Regulirung der Finanzen seine Hauptaufgabe erkannte und diese in der Weise vornahm, daß er sowohl eine weitere Entfesselung des Handels, wie eine bessere Vertheilung der finanziellen Lasten erreichte. Sein erstes Budget zeugte von seinen Sorgen nach der einen Seite, die Wiederaufnahme der Einkommensteuer von der nach der anderen. Noch aber blieb eine andere Frage zu lösen, welche als die schlimmste Erbschaft aus der Vergangenheit galt: als letzte Erinnerung an das Mercantilsystem des vorangehenden Jahrhunderts ragten die Kornzölle in die Gegenwart hinein, jetzt ein Symbol verhaßtester Classenwirthschaft. Unmöglich konnte ein conservativer Minister, welcher die Landinteressenten hinter sich hatte, ohne Weiteres die Aufhebung dieser Zölle verfügen, wie es der Volkswillen zur Verbilligung der Nahrungsmittel mit Recht begehrte. Hier glaubte er einen Mittelweg einschlagen zu können, indem er die Zölle herabsetzte, aber sie je nach dem Ausfall der Ernte mit einer gleitenden Scala der Preise in ein künstliches Gleichgewicht brachte. Das waren nun alles Arbeiten, bei welchen Gladstone dem Premierminister zur Seite stand; zum Präsidenten des Handelsrathes ernannt, stand er im Mittelpunkte aller dieser Operationen. Der revidirte Tarif von 1842 — eine unsäglich mühsame Arbeit — wird als Gladstone's Werk bezeichnet; einhundert und neunundzwanzigmal hatte er im Parlamente sich zu erheben, um auf einschlägige Detailfragen Antwort zu geben. Merkwürdig mochte es Manchem erscheinen, wie der Autor eines gelehrten Buches auch einen so gesunden praktischen Sinn und eine so seltene Geschäftskenntniß zu besitzen vermochte; aber hier kam das väterliche Blut zur Geltung, und überdies fügte sich diese Thätigkeit vollkommen in sein Gedankensystem: die Emancipation der Industrie galt ihm als ein anderes gesegnetes Werk öffentlicher Gerechtigkeit. War er immerhin mit dieser Thätigkeit von seinen Ideen abgelenkt, so wurde er auf sie zurückgeführt, als Peel es für nöthig fand, an das irische Unterrichtswesen heranzutreten und zu dessen Förderung

dem verarmten römisch-katholischen Priesterseminar zu Maynooth aus Staatsmitteln eine beträchtliche Dotirung zu gewähren. Das hieß in offenem Widerspruch gegen Gladstone's Lehre handeln, nach welcher die Gegner der wahren Religion nimmer bezahlt werden durften, so daß er in einen argen Zwiespalt getrieben wurde. Hatte er sich nicht aber selbst schon innerlich von seinem alten Standpunkte zu entfernen begonnen? Jetzt fühlte er es, aber als Minister meinte er, dem Publicum gegenüber gebunden zu sein; demnach handelte er so: er legte sein Amt, so lieb es ihm geworden war, nieder, um hiernach als freier Abgeordneter sein unabhängiges Urtheil zu Gunsten der Regierungsbill abzugeben. Kurz zuvor veröffentlichte er noch sein freihändlerisches Bekenntniß in der Flugschrift: „Remarks upon recent commercial legislation."

Es war nicht allzulange, daß ihn sein Rücktritt dem staatlichen Dienste entzog. Peel durfte nicht dort stillstehen, wo er es gemocht hätte, sondern wurde durch eine plötzlich über Irland, in Folge einer Kartoffelfäule, hereinbrechende Hungersnoth gezwungen, seinen Widerstand gegen eine völlige Aufhebung der Kornzölle zurückzuziehen; als er die vorbereitenden Maßregeln Ende December 1845 ankündigte, erfolgte eine Cabinetskrisis in Gestalt des Austrittes der Cabinetsmitglieder, welche für die Kornzölle stimmten. Die Nothwendigkeit einer Cabinetsneubildung war es, welche den Wiedereintritt Gladstone's ermöglichte; schon aber war, was zum zweiten Male seinerseits geschah, nicht mehr dasselbe. Der Vorgang im Cabinet war nur das Symptom eines weitergreifenden Ereignisses, welches von einschneidender Bedeutung für die Parteigeschichte geworden ist. Was die politische Bewegung der dreißiger Jahre nicht vermocht hatte, dahin führte jetzt die wirthschaftliche: sie sprengte die durch bekannte Umstände zusammengeschmolzene Gruppe der Conservativen und löste sie in ihre Bestandtheile auf. Niemals konnte das Landinteresse Peel's Politik billigen und versagte ihm die fernere Gefolgschaft. Schutzzoll und Freihandel wurden zu Schlachtrufen; als Schutzzöllner sonderte sich die größere Zahl der Conservativen ab, sich zum Unterschiede wieder Tories nennend, während nur eine geringe Schar Peel treu blieb. Gladstone ist also in der Reihe der „Peeliten" zu finden, in consequenter Verfolgung der eingeschlagenen Richtung in der Wirthschaftspolitik. Darum waren, von ihrem Standpunkte aus, aber auch die im Recht, welche in ihm nicht mehr den echten Conservativen sahen und ihm, wie der Herzog von Newcastle es that, seine Candidatur für Newark entzogen. Wie hätten aber seine Verdienste um Kirche und Religion vergessen sein sollen? Eine Anerkennung derselben war seine Aufstellung als Candidat für die „alma mater" von Oxford. In seiner Antrittsrede rief er aber sogleich in Erinnerung, daß er auch in kirchlichen Fragen nicht mehr ganz der Conservative von ehedem sei; die Welt erfuhr es von Neuem, als er bald darauf die Motion Lord John Russell's unterstützte, welche die Wählbarkeit und Zulassung der Juden zu allen Aemtern und Würden gestattete. Es würden Vorurtheile zu überwinden sein, sagte er, aber man würde dem Gerechtigkeitssinne nachgegeben haben; damit aber würde das Christenthum nicht erniedrigt werden, sondern vielmehr in allen wohlgebildeten Geistern erhöht.

Mit diesen Anzeichen innerer und äußerer Veränderung läuft diese erste Periode aus. Die allgemeinen Verhältnisse nahmen jetzt eine Wendung, welche glücklichere Zeiten in Aussicht stellte. Die politischen Forderungen der arbeitenden Klassen traten zurück, als ihre materielle Lage sich wirklich besserte. Daß die Mittelklassen, aus denen die Anticornlaw-Liga hervorgegangen war, zu dieser Besserung die Hände geboten hatten im Kampfe gegen Adel und Gentry, trug viel dazu bei, die Kluft zu überbrücken, welche den Liberalismus wegen seines Egoismus doch auch wieder in den Ruf der Klassenherrschaft gebracht hatte. Die Wege waren nun so geebnet, daß, was dem Einzelnen nützte, thatsächlich der Allgemeinheit zu Gute kam. Ein anderes Bild des Wohlstandes entrollte sich jetzt als nach dem Kriege: Es war kein künstlich gezüchteter, sondern ein von unten herauf wachsender, in alle Poren dringender Wohlstand. Jetzt erst waren die Nachwirkungen des Krieges ganz überwunden. Nach Beseitigung des Hauptbollwerkes des Landinteresses bot es auch keine Schwierigkeiten mehr, die Beschränkungen des colonialen Gewerbebetriebes und die Begünstigungen nationaler Schiffahrt durch die alten Navigationsgesetze zu beseitigen. Auf solchem Hintergrunde bedeutete der sich fortsetzende Wechsel von Parlamentsmajoritäten und Ministerien nicht eine Unsicherheit der Zustände, sondern nur eine schwache Abgrenzung der Parteiprogramme, da die Tories ihre protectionistische Politik auf die Dauer nicht aufrecht erhalten konnten. Die nächste Folge der Sprengung der Conservativen war gewesen, daß Peel unterlag mit dem Bewußtsein, keine Parteipolitik, sondern nationale Politik getrieben zu haben. An seine Stelle traten die Liberalen mit Russell als Führer. Bald hernach ist Peel gestorben: Die Gruppe der Peeliten blieb bestehen, von den beiden großen Parteien gleichmäßig umworben.

III.

Die zweite Periode von Gladstone's Thätigkeit führt bis 1865. Es ist die Zeit fortgehender Wandlungen bis zu seinem offenen Uebertritt zu den Liberalen. Der Ausgangspunkt war die Erkenntniß, daß jene Verbindung von Staat und Kirche, welche er verfochten und in seinem Werke als Ergebniß eines natürlichen staatlichen Entwicklungsprocesses zu schildern gesucht hatte, sich im weiteren Verlaufe eben dieses Processes in gleich natürlicher Weise wieder auflösen mußte. Seine Theorie hatte damit als Thatsache gerechnet, daß die Einheit der Kirche und die Einheit der staatlichen Autorität in den Formen, in welchen sie überliefert waren, in richtiger Anwendung die Bedingungen weiteren Fortbestehens in sich trugen. Beide Einheiten aber sah er in Beobachtung eines stillen, unaufhaltsamen Wachsthums schwinden, ohne daß die von Burke besorgten Gefahren eines Wechsels sich eingestellt hätten. Zur Grundlage staatlicher Institutionen sah er, die Herrschaft einer Minorität ablösend, das Princip populärer Selbstregierung werden, welches den Staat zum Organ des auf legalem Wege ausgedrückten Willens der Allgemeinheit machte. Die Einschärfung einer Religion von Staats wegen konnte unter diesen Umständen nicht mehr erfolgen; umsoweniger, als dazu kam, daß die christliche Gemeinschaft sich von einer in viele Gemeinden auflöste. Dann

noch die Staatskirche stützen zu wollen, bezeichnete er als einen für den Frieden der bürgerlichen Gesellschaft verhängnißvollen, ja sogar für ihr Dasein gefährlichen Irrthum. Das hieße eine Laune der Natur gegenüber stellen, welche zuletzt doch triumphiren würde. Mit alledem änderten sich für ihn doch aber nur die zur Erreichung seines ursprünglichen Zieles gewählten Mittel. Nicht auf der Aufrechterhaltung der Traditionen, sagte er ganz consequent, beruhe die wahre Stetigkeit des staatlichen Lebens, sondern auf der Aufrechterhaltung des Prüfsteines der Wahrheit. Mit diesem Maßstabe messend, behielt er die Auffassung bei, daß die höchsten sittlichen Aufgaben dem Staate angehörten; aber der Einzelne, bisher für ihn nur ein Glied eines höheren Organismus, erwuchs zu größerer Selbständigkeit. An Stelle des von ihm in Burke'schem Geiste unternommenen Kampfes gegen jenen Individualismus des 18. Jahrhunderts, welcher die Freiheit rein formal aufgefaßt hatte und sie mit rechtlicher Gleichheit und dem Aufhören staatlichen Eingreifens in den meisten Fällen für erreicht hielt, trat eine Handlungsweise, welche von einer Vertiefung des Begriffs der Freiheit als dem Ergebnisse seines Denkens ausging. Sein Postulat wurde: Keine Freiheit vom Staate, sondern Freiheit im Staate, welche ihre Gewähr nicht nur in den sittlichen Zielen der Regierenden, sondern in der sittlichen Erziehung jedes Einzelnen zu freier Mitarbeit am Ganzen haben sollte. In einer durch legislative Einmischung ungestörten Entwicklung des dem Lande eingeprägten religiösen Charakters und des Gefühls persönlicher Pflicht und Verantwortlichkeit fand er fortan die Sicherheit für die Religion, welche für ihn die Sicherheit des Staates bedeutete. In dieser Veränderung seiner Stellung zum Individuum sehe ich das vornehmste Moment, welches ihn dem Liberalismus innerlich näher brachte. Wohl trennte ihn noch unendlich viel von einer Weltanschauung, welche, wie die liberale, die Selbständigkeit der Persönlichkeit und ihre Stellung in Staat und Gesellschaft aus wirthschaftlichen Argumenten herleitete und als materiell nützlich und vortheilhaft bezeichnete, was für ihn sittlich und gerecht war. Führte die Politik dann aber doch ihn auf denselben Weg mit den Liberalen, so war damit zum Ausdruck gebracht, daß der Weg gefunden sei, um die Motive der Liberalen zu versittlichen, ihr Handeln aber zu dem seinigen zu machen.

Wie wirkten diese Ansichten auf den unmittelbaren Fortgang seiner Thätigkeit zurück? Man versteht ihn jetzt, wenn er bemerkte: „Wir müssen die Wechsel reguliren, die wir nicht verbieten können, indem wir sie der öffentlichen Prüfung unterwerfen und diese auf die Durchführung der Gesetze der moralischen Verpflichtung hinlenken." Daher war eine größere Initiative von ihm nicht zu erwarten, sondern von den Zeitverhältnissen hing es ab, wo er es für nöthig halten würde einzugreifen. Daß er es nicht verstand vorzubeugen, hat er mit merkwürdiger Offenheit zugestanden: „Für meinen Theil," heißt es in seiner Autobiographie, „bin ich zu keiner Zeit meines Lebens so glücklich gewesen, hinreichend die geeigneten Bedingungen zur Behandlung irgend einer schwierigen Frage zu bestimmen, bevor die Frage selbst vor der Thüre stand."

Im Verfolg der äußeren Verhältnisse finden wir ihn, um nur das Wichtigere hervorzuheben, 1851 eine Reise nach Neapel antreten, welche dadurch denkwürdig wurde, daß von hier aus die Briefe an den Earl of Aberdeen in die Welt gingen, welche von der greuelvollen Behandlung politischer Gefangener seitens der neapolitanischen Regierung Kunde gaben und Abhülfe anregten. Darnach ist seine Schaffenskraft vornehmlich auf zwei Gebiete gerichtet gewesen: auf das schon vorher gepflegte der Finanzen und auf ein neues — das der auswärtigen Politik. Es geschah in folgendem Zusammenhange: Das Ministerium Russell mußte 1852 demissioniren, der zur Bildung eines torystischen Cabinets berufene Lord Derby bot Gladstone das Kanzleramt des Schatzamtes an, weil dieser nach Peel's Tode als der beste Kenner der Finanzen gelten durfte; aber um nicht mit den Tories zusammen zu gehen, lehnte Gladstone ab. Die Stelle wurde von Disraeli übernommen, dessen Budget jedoch der Kritik so viele Blößen bot, daß das Ministerium deswegen fiel. Es folgte das Ministerium Aberdeen, mit welchem die Peeliten in das Verhältniß einer Coalition traten, und unter welchem Gladstone den vorher zurückgewiesenen Posten annahm, sein Amt mit einer Budgetrede großen Stiles eröffnend. Sie bezeichnet den Beginn seines selbständigen Wirkens als Finanzminister, welches darauf auslief, die von Peel eingeleitete, aber unvollendet gebliebene Finanzreform zu gutem Ende zu führen. Wo Peel noch vorsichtig stehen geblieben war, schritt er kühn weiter, den Tarif durchweg revidirend, wichtigste Industrien vom Steuerdruck befreiend und, wo nur erst Ermäßigungen gewährt worden waren, völlige Aufhebung von Zöllen verfügend, um das Leben im Ganzen leichter und billiger zu machen. Galt es aber neue Einnahmequellen zu erschließen, so zeigte er das Bemühen, die Lasten dorthin zu verlegen, wo sie am besten getragen werden könnten. Die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf unbeweglichen Besitz war sein Gedanke. Die Einkommensteuer behielt er bei, und eine der eindruckvollsten Stellen in seiner Rede war die, wo er das Haus daran erinnerte, was diese Steuer in Zeiten nationaler Gefahr bedeutet hätte, und was sie wieder bedeuten würde, wenn es Gott gefallen sollte, daß solche Zeiten wiederkehrten. Darum wünschte er die Steuer in wirksamer Weise erhoben zu sehen: zu einer Reconstruction derselben sah er keinen Anlaß. Darauf und auf die Ankündigung, daß die Steuer nur vorübergehend sein sollte, legte er das Hauptgewicht. Unterbrochen wurden seine finanziellen Entwürfe durch den Beginn des Krimkrieges. Was uns interessirt, ist, zu ersehen, wie seine Weltanschauung auch seiner Auffassung auswärtiger Politik das Gepräge gab und auch das scheinbar Abliegende in ein einheitliches Gedankensystem einschloß. Die an das 18. Jahrhundert anzuknüpfenden Fäden führen hier auf die durch die Philosophie dieser Zeit genährte Gefühlspolitik zurück, welche in heilsamer Reaction gegen die gewissenlose Verfolgung des Staatsinteresses das Menschlichkeitsgefühl auch auf die Beziehungen der Staaten zu einander übertrug und mit Hinweis auf das ihnen allen Gemeinsame die Schärfe alter Gegensätze zu mildern suchte. Nur daß bei Gladstone an Stelle kosmopolitischer Neigungen von damals die zuerst von Canning gepflegte Achtung nationaler Bestrebungen trat und religiöse Motive hinzu-

kamen. Alle Nationen waren in seinem Sinne Glieder der Christenheit und, ob groß oder klein, durch rechtliche Bande mit einander verbunden. Darauf beruhte das ihm wichtigste Princip auswärtiger Politik: das der Gleichheit der Nationen, ohne welches ein öffentliches Recht nicht existiren könnte. Dieses Recht wünschte er aber noch weiter dahin entwickelt zu sehen, daß als leitende Idee europäischer Politik ein neues Völkerrecht entstände, welches ein moralisches Reich auf Grund gegenseitigen Vertrauens der Völker gründen, die Unabhängigkeit jeder Nation würdigen, jeden Angriff zurückweisen und als höchstes Tribunal das allgemeine Urtheil der civilisirten Welt anerkennen sollte. Sein England suchte er für diesen hohen Standpunkt zu erziehen, indem er von Anfang an als Maßstab englischer Politik nicht den anlegte, ob sie glänzend oder erfolgreich wäre, sondern ob übereinstimmend mit den Principien der Brüderschaft der Nationen und ihrer heiligen Unabhängigkeit, ob moralisch und den öffentlichen Pflichten entsprechend. Daraus ergab sich weiter der Impuls, den Schwachen und Unterdrückten beizustehen, jeden Krieg zum Zweck von Landerwerb zu vermeiden und die britische Flagge nur immer wehen zu lassen als das Banner der Gerechtigkeit.

Wie verhielten sich diese Ansichten zu Englands Eintritt in den Krimkrieg, der dann auch von Gladstone gebilligt worden ist? An sich gab es unter den großen Aufgaben europäischer Politik wohl keine, in welche moralische und religiöse Bedenken mit besserer Berechtigung hineingetragen werden konnten, als die orientalische Frage, sobald daran gedacht wurde, daß es sich darum handelte, christliche Völkerschaften vom mohammedanischen Joche zu befreien. Immer aber waren für alle betheiligten Mächte maßgebender als diese Bedenken politische Machtfragen gewesen, welche die englischen Staatsmänner darauf hinwiesen, daß seit dem Beginn des Jahrhunderts ein Gegensatz gegen Rußland angebahnt war, der die ernstesten Lebensinteressen des Reiches berührte. Ein Machtzuwachs Rußlands im Orient bedeutete darum eine Schwächung Englands, so daß eine Lage sich ergab, welche, in geradem Widerspruche zu Gladstone's System, die Türkei zu Englands Schutzempfohlenen zählen ließ. In dieser Form stellte sich ihm ein Conflict, der nicht zu lösen war. Die Regierung trieb, um den Russen einen Damm entgegen zu setzen, in den Krieg. Gladstone billigte ihn mit der Motivirung, daß Rußland der angreifende Theil gewesen sei und als Friedensstörer gestraft werden müsse; aber das war auch Alles, was er zugab, und niemals dachte er daran, daß die Integrität des osmanischen Reiches zum Grundsatz Englands gemacht werden solle. Als also der Krieg weiter geführt wurde, um entsprechende Bedingungen zu sichern, trat er in die Opposition, welche er hernach auf die Kritik des Friedens ausdehnte. Die Uebernahme der Verpflichtung, die Institutionen eines mohammedanischen Staates aufrecht zu erhalten, tadelte er mit härtesten Worten; seine ganze Theilnahme galt den Unabhängigkeitsbestrebungen der Balkanvölker, ohne daß er sich darum sorgte, ob diese, wenn unabhängig, dem russischen Einflusse anheimfallen würden. Der Zukunft stellte er indessen das Weitere anheim.

In seiner Parteistellung war inzwischen keine Aenderung erfolgt. Die Peeliten blieben eine unabhängige Gruppe nach wie vor. Das Ministerium

Aberdeen brachten sie zu Fall, weil sie die Forderung zurückgewiesen, die Kriegführung der Prüfung eines parlamentarischen Comités unterworfen zu sehen. In das Ministerium Palmerston traten sie ein, aber wieder aus, als Palmerston sich der gleichen Forderung unterwarf. Gladstone's Ansehen hatte jetzt einen so hohen Grad erreicht, daß die Partei die stärkste zu sein meinte, welche ihn dauernd zu den Ihrigen zählen könnte; aber für ihn war die Stunde der Entscheidung noch nicht gekommen. Seine Sympathien, sagte er, wären mit den Conservativen, seine Ansichten mit den Liberalen. Im Parlamente war er als Abgeordneter weniger thätig als sonst; ergriff er das Wort, so sprach er nicht für eine Partei, sondern kritisirte bald eine conservative, bald eine liberale Vorlage. Mit den Tories ging er zusammen, als das Ministerium Palmerston einer Maßregel wegen gestürzt wurde, welche seinem freiheitlichen Sinne zuwider war, indem das Orsini'sche Attentat auf Napoleon mit einer Reform der englischen Criminalgerichtsbarkeit beantwortet werden sollte. Disraeli erzählte, beinahe auf den Knieen zu Gladstone gegangen zu sein, um ihn zum Eintritt in das folgende toryistische Cabinet Lord Derby's zu bewegen, in welchem er zum Kanzler der Schatzkammer ernannt war; aber Gladstone blieb standhaft, und Lord Derby war froh, den unbequemen Kritiker mit dem Auftrage, als außerordentlicher Commissar nach den Jonischen Inseln zu gehen, vom parlamentarischen Schauplatze entfernt zu haben. Nach Erledigung dieser Mission, welche zur Aufhebung des englischen Protectorats führte, war auch schon wieder die Zeit der Derby'schen Verwaltung abgelaufen. Gladstone's Verhalten schien anfechtbar, als er bei einer Abstimmung, welche das Schicksal des Ministeriums entschied, für die Regierung stimmte, um nach der Demission derselben in das folgende Cabinet Palmerston's einzutreten. Er bezeichnete das aber als Ausdruck seiner Unabhängigkeit und wollte auch daraus keine Consequenzen gezogen wissen, daß er mit Männern sich verbinden würde, welche an Cobden und Genossen gleichfalls Aufforderungen hatten ergehen lassen. Die öffentliche Meinung dachte anders und urtheilte, daß er seinen definitiven Beitritt zu der nunmehr reconstruirten liberalen Partei vollzogen habe; thatsächlich aber war er im Recht, da Palmerston nicht der Cabinetsleiter war, unter welchem eine scharf ausgeprägte Parteirichtung überhaupt eingeschlagen werden konnte: er war nicht der Mann fester Principien, sondern ein solcher, der es liebte, zu leben und leben zu lassen, darum auch der Heros für alle die, welche sich eines behaglichen Daseins erfreuten. Gladstone's Anschluß an ihn wurde vornehmlich dadurch von Bedeutung, daß Gladstone wieder Gelegenheit erhielt, seine finanziellen Fähigkeiten zu entfalten. Das Budget vom 10. Februar 1860 gilt als sein wichtigstes; was ihm diese Bedeutung verlieh, war die Ankündigung des Handelsvertrags mit Frankreich, der das freihändlerische Princip im Verkehr mit einem auswärtigen Staate zur vollsten Geltung brachte, und der Vorschlag der Aufhebung der Papiersteuer, wodurch jede Art literarischer Production wesentlich verbilligt wurde. In seine Rede flocht er eine warme Anerkennung der Mühen Cobden's ein, den er als einen der vornehmsten Apostel des Freihandels pries und zu seinem denkwürdigen Triumphe beglückwünschte. Diese sorgsame Finanzwirthschaft

trug dazu bei, daß die stetige Zunahme des Wohlstandes, welche sich allerseits innerhalb der englischen Grenzen beobachten ließ, in Ruhe genossen werden konnte. Wohl lag jenseits dieser Grenzen ein tiefer Schatten über der irischen Insel, aber Palmerston's Art war es nicht, an so schwierige Dinge zu rühren, wie an einer Ordnung der irischen Zustände. Unabhängig von ihm gab Gladstone mehrmals zu erkennen, daß sein Horizont weiter sei als der des Premierministers; bis daß der Tag kam, an dem ihr Zusammenarbeiten ganz aufhörte und die Zügel der Regierung dem lebenslustigen alten Herrn durch den Tod entrissen wurden. Und nun trat ein großer Augenblick für Gladstone ein: Die Königin berief Lord John Russell zum Nachfolger, einen Liberalen vom alten Schrot und Korn. Gladstone behielt unter ihm seinen Posten, aber übernahm zum ersten Male die Führung des Unterhauses, welche die Ueberleitung zu seiner bald folgenden Ernennung zum Premierminister bildete. Damit war es endgültig entschieden, daß er sich dem Liberalismus ergeben hatte, um diesem seinen Stempel aufzudrücken. Die letzten Fäden, welche ihn an die Vergangenheit knüpften, waren zuvor noch zerrissen worden, indem die Universität Oxford ihn, wie einst der Flecken Newark, seiner Candidatur enthob. Der Abschied war schmerzlos; der Bruch kurz und scharf. Der Willkommensgruß an die liberalen Wähler von Lancashire, den er ihnen in der Free-Trade-Hall von Liverpool entgegen brachte, aber lautete: „Gibt es eine Pflicht, welche den öffentlichen Männern Englands mehr als eine andere obliegt, so ist es die, eine Harmonie zwischen der Vergangenheit unserer glorreichen Geschichte und der Zukunft herzustellen und aufrecht zu erhalten. Ich bin, wenn möglich, noch mehr den Institutionen meines Landes zugethan als in meiner Knabenzeit; aber die Erfahrung hat ihre Lehren mit sich gebracht. Ich habe gelernt, daß Weisheit in einer Politik des Vertrauens liegt und Irrsinn in einer des Mißtrauens. Ich habe die von einer liberalen Gesetzgebung verursachte Wirkung beobachtet; und wenn man uns sagt, daß die Stimmung des Landes im besten und weitesten Sinne conservativ ist, so ist dies Ereigniß herbeigeführt durch eine liberale Gesetzgebung.

IV.

Gladstone's erstes Ministerium füllt die dritte Periode seines öffentlichen Wirkens aus. Seine innere Entwicklung hat hier einen gewissen Ruhepunkt erreicht; der Whig aus Burke'scher Schule war, wie er mit gutem Rechte sagen durfte, nicht willkürlich, sondern durch die langsame und widerstandslose Kraft der Ueberzeugung ins Lager der Liberalen getrieben worden. In „forma pauperis" meinte er einzutreten, in Wahrheit den sittlichen Schwung und die sittliche Kraft, die er verkörperte, der Partei zur Verfügung stellend. Und wählte diese ihn zu ihrem Führer, so war es zum ersten Male ihm gewährt, daß seine Ziele sich mit seinen Mitteln deckten. Darum regte sich auch seine Schaffenskraft intensiver als je: es ist der Höhepunkt seines Lebens, der hier erreicht wird. Ein umfassendes Programm besaß er auch jetzt nicht, ebenso wenig wie er sich um seine Stellung ausdrücklich beworben haben würde; die Zeit hat es mit sich gebracht, daß gerade ihm ein Werk übertragen

worden ist, welches die für England größte aller Aufgaben öffentlicher Gerechtigkeit umfaßte. Zuerst erfolgte noch ein eigenthümliches Vorspiel.

In völliger Harmonie mit Russell, dessen Reformbill von 1832 einst den ersten Gegenstand politischer Polemik für den jugendlichen Gladstone gebildet hatte, erklärte er sich einverstanden, den seitdem wieder veränderten socialen Verhältnissen auch darin Rechnung zu tragen, daß das Stimmrecht weiter noch ausgedehnt würde, worin für ihn die Consequenz seines Vertrauens zur sittlichen Haltung der herangereiften Classen lag. Eine neue Reformbill wurde eingebracht, deren Vertheidigung er im Unterhause übernahm, aber nicht einmal alle Liberalen waren mit ihr einverstanden, und die von Disraeli geführte Opposition wies sie mit dem Vorwurfe ab, daß Gladstone die englischen Institutionen zu amerikanisiren trachte. Die Regierung blieb, weil die unzufriedenen Liberalen mit den Tories stimmten, in der Minorität und trat sofort zurück. Darauf aber ereignete sich ein in der Parteigeschichte merkwürdiger Fall: unter dem Drucke der für Gladstone veranstalteten Demonstrationen nahm Disraeli die Reformfrage Namens des folgenden torystischen Cabinets auf, bemerkte, daß nicht sie länger das Schicksal von Ministerien entscheiden sollte, und legte einen veränderten Reformentwurf seinerseits vor. Das Ergebniß vielen Hin- und Herverhandelns war, daß er seine ursprünglichen Resolutionen Stück für Stück zurückzog, um die Bill von 1867 zum Gesetz werden zu lassen, welches, die Liberalen übertrumpfend, das Haushaltswahlrecht für die Städte durchführte. Dieser torystische Triumph, gescholten als die Frucht der Ethik eines politischen Abenteurers, aber richtiger als das erste Anzeichen einer planmäßigen Frontveränderung der Tories zu bezeichnen, war indessen nicht von Dauer. Die öffentliche Meinung rief nach den Liberalen, als diese erkennen ließen, daß sie mit größerem Ernste an die vor allem Anderen in den Vordergrund getretene irische Frage herangehen würden, worauf das Ministerium Derby demissionirte und Gladstone an Stelle des verdienter Ruhe sich hingebenden Lord Russell's zum Premierminister ernannt wurde. Wir erinnern uns seiner Aeußerung, daß er an schwierige Fragen nicht herangetreten wäre, bevor dieselben vor der Thüre gestanden hätten. Daß er sich gleichwohl in die irischen Zustände vorher eingelebt haben muß, erscheint zweifellos; aber späterer Forschung muß es vorbehalten bleiben, diese Spuren zu verfolgen, wie auch aus dem Zusammenhange irischer Geschichte heraus ein tieferes Verständniß des Folgenden vorzubereiten. Nur die Thatsachen können hier gegeben werden, die für sich zu sprechen haben und kurz zu fassen sind. Wieso es kam, daß die irische Reform so lange aufgeschoben worden war, bis daß im Lande Rebellion ausbrach, ist eine Frage von den vielen, welche die irische Politik Englands stellt, und welche nur aus dem Charakter dieser Politik im Ganzen zu beantworten ist. Klar ist, daß Gladstone wußte, was er wollte, und daß er ein Reformsystem schuf, wie es in gleicher Berücksichtigung der verschiedensten Seiten des irischen Lebens dem unglücklichen Lande noch nie zuvor zu Theil geworden war. Er entwarf das Bild, daß Irland von einem Schmarotzerbaum beschattet und am Gedeihen verhindert würde, und daß dieser Baum drei Hauptwurzeln habe: die Staats-

kirche, das Landsystem und das System öffentlicher Erziehung. An alle drei setzte er seine Axt an; mit dem verderblichsten von allen, der Staatskirche, begann er. Zuletzt war er für den Schutz derselben auch in Irland mit dem Argumente eingetreten, daß der neu erweckten Kirche Zeit gelassen werden müsse, Proben ihres Könnens abzulegen; diese lagen vor und verbanden sich mit den Ergebnissen des Gedankenganges, welcher zur Auflösung seiner alten Theorie überhaupt geführt hatte, um geradezu als Vorbedingung aller Heilung die Aufhebung der Staatskirche zu verlangen. Diesen Meinungswechsel zu erklären, welcher alle die, welche seine Entwicklung nicht verfolgt hatten, abstoßen mußte, veröffentlichte er „ein Capitel einer Autobiographie", mit Enthüllungen, die sein Innerstes nicht bloßzustellen scheuten, um die Sache, für die er focht, nicht durch ungerechte Vorwürfe zu discreditiren. Die gesetzlichen Verfügungen enthielt die Bill vom 1. März 1869, welche die Union der englischen und irischen Kirche auflöste, die irische Kirche zu einer Freikirche machte, die geistlichen Gerichtshöfe aufhob, den irischen Bischöfen ihren Sitz im Parlamente entzog, gesetzlich festgelegte Ansprüche aus dem Vermögen der entstaatlichten Kirche zu entschädigen versprach, aber aus demselben noch einen Ueberschuß behielt, welcher für wohlthätige Zwecke Verwendung finden sollte. Den zweiten Schritt bezeichnete die irische Landbill vom 1. August 1870, welche eine Agrarverfassung aufzubessern suchte, die keinen seßhaften Bauernstand kannte und mit Pächtern rechnete, welche, einer halbjährigen Kündigung unterworfen, keinerlei Ermuthigung fanden, zur Amelioration des Landes beizutragen. Demgegenüber faßte die Bill drei Zwecke ins Auge: einen Stand bäuerlicher Eigenthümer zu schaffen, dem irischen Pachtbauern eine Sicherheit in seinem Pachtverhältnisse und bei seinem Abzuge Entschädigung für seine Verbesserungen zu geben und die Pachtgewohnheiten in der Provinz Ulster, nach welchen jeder gekündigte Pächter den Werth der von ihm geschaffenen Amelirationen in Geld ersetzt bekommen sollte, gesetzlich zu fixiren. Den Abschluß sollte eine Bill zur Regelung des höheren Unterrichts bilden, welche die Aufhebung der Ausschließung römischer Katholiken vom Universitätsunterricht verfügte. Gladstone's Vorschläge gingen dahin, zwischen sich bekämpfenden Ansprüchen einen Mittelweg zu suchen und eine Universitätsverfassung herzustellen, welche jeden Anlaß religiösen Conflicts beseitigte. Diese Bill blieb aber nur in der Vorlage, da sie vom Parlamente abgewiesen wurde.

Mit diesen Reformen ist das Werk dieses Ministeriums nicht erschöpft gewesen, aber den wichtigsten Theil desselben haben sie gebildet. Gladstone selbst war besonders auf den ersten Theil seiner irischen Arbeit stolz und meinte, daß, falls die Nachwelt je wissen sollte, daß eine Persönlichkeit wie er existirt hätte, er Willens sei, daß seine Bedeutung einzig und allein an dem Verfahren geprüft werde, an welchem er betreffs Entstaatlichung der irischen Kirche Antheil gehabt habe. Andere Maßnahmen von großer Tragweite haben sich angereiht: die Beseitigung des Stellenkaufes in der Armee, die Einführung geheimer Abstimmung bei Parlamentswahlen, die Ordnung des Elementarunterrichts nach dem Princip obligatorischer Schulpflicht. Für

uns Deutsche ist eben dieses Ministerium (nebst Gladstone's Rolle in dem Russell'schen Cabinet) noch darum von besonderem Interesse, weil es seine auswärtige Politik auf die Stellungnahme zu unseren Kämpfen zu lenken hatte. Man fragt sich, wie Gladstone seinen Standpunkt Streitfragen gegenüber wählen sollte, welche mit seinen moralischen Begriffen einfach nicht zu messen waren, und es scheint, als ob er vornehmlich darauf hingezielt habe, unter Wahrung englischer Neutralität den Ausbruch von Krisen zu verhüten. Vor dem Beginn des österreichischen Krieges unterstützte er die, welche Bismarck als „den Friedensstörer" von seinem Posten zu entfernen suchten. Für den Sinn des deutsch-französischen Krieges fehlte ihm jedes Verständniß, indem er diesen als den verdammenswerthesten des 19. Jahrhunderts zu schelten wagte. Uebrigens bezeichnete er Napoleon als den Angreifer; seine Sympathien für Frankreich, welche von dem Handelsvertrage her datirten, wurden nicht dadurch gemindert, und er gab ihnen Thiers in London gegenüber einen Ausdruck, welche diesen über die Grenzen der Neutralität hinaus zu führen schienen.

War seine Verwaltung im Ganzen epochemachend, so sind die Momente, welche ihr den Boden entzogen haben, nun aber auch von größerer Bedeutung gewesen, als die es waren, welche letzthin über den Wechsel von Ministerien zu entscheiden pflegten. Sie lassen in lehrreicher Weise die zeitgenössische Kritik hervortreten, die an Gladstone's Werk geübt wurde, einmal in Anknüpfung an Einzelheiten der irischen Reform, aber darüber hinaus in der Formulirung allgemeinerer Beschwerden. Der Eifer in der Gesetzgebung erschien als Uebereifer und erweckte Unruhe im Lande; man hatte das Gefühl, sich auf einer Bahn vorwärts zu bewegen, auf der es keinen Halt gab, und lag darin nicht eine tiefe Begründung? Gladstone selbst hatte früher einen Radicalen als einen „Liberalen im Ernst" bezeichnet; sollte dieser Ernst aber selbst auch nur von allen Liberalen getheilt werden? Nicht gegen den Liberalismus als solchen, sondern gegen den Geist seines Führers richtete sich die Opposition, und war nicht thatsächlich in dessen Principien etwas Grenzenloses? War es nicht, wie bis dahin das Heil, so von hier an das Verhängniß der Entwicklung, welche ihn befähigt hatte, sich den Bedürfnissen dreier Generationen anzupassen, daß er nie ganz zur Ruhe kommen konnte? War doch Alles, was die Burke'sche Philosophie Hemmendes enthalten hatte: die ängstliche Sorge um die Verfassung, die Berufung auf Erfahrung und Tradition, weggeräumt und nur ihr nach vorwärts treibender sittlicher Impuls geblieben. Und erwuchsen hieraus Sorgen für die Zukunft des Reiches im Innern, so traten andere hinzu, welche der Vernachlässigung der Leitung nach Außen entsprangen, wo ein Mißerfolg sich an den anderen reihte. Rußland hatte aus der durch den Krieg von 1870/71 veränderten Lage profitirt; was aber hatte Englands Neutralität eingebracht? Nie ist der Segen der Regulirung der englischen Politik durch den Parteiwechsel mehr hervorgetreten als hier, wo sich, jemehr diese Mängel erkannt wurden, desto schärfer das Gegenprogramm abzeichnete, welches von einem zum Bewußtsein neuer Pflichten gelangten Torysmus vorgelegt wurde. Jetzt erhob sich nach manchen Vorzeichen der historisch bedeut-

same Gegensatz zwischen Gladstone und Disraeli, ein Gegensatz zweier Staatsanschauungen, wie einst der zwischen Chatham und Burke, zwischen Pitt und Fox. Sah Gladstone das Wesen des Staates in der Sittlichkeit, so sah Disraeli es in der Macht, appellirte jener an das Gemüth, so dieser an den Charakter; verlor Gladstone immer mehr die Mittel aus den Augen, um die Autorität des Staates zu wahren, so hatte Disraeli eine lebhafte Empfindung für das Ansehen und die Ehre des Staates, im Innern wie nach Außen. Und hatten bei der Reformbill beider Wege sich gekreuzt, so wollte das heißen, daß auch der Torysmus den demokratischen Tendenzen nachgab, um die Wurzeln seiner Kraft auf der breitesten Grundlage zu suchen. Die Geschichtschreibung wird bei dieser Rivalität, wie bei den vorangehenden, das Glück Englands darin erkennen, daß die sich Bekämpfenden sich ergänzten. Fürs Erste wird es nicht zum Schaden des Landes gewesen sein, daß Gladstone dieser Reaction unterlegen ist. Als er nach einem heftigen Wahlkampfe fand, daß die Stimmung gegen ihn war, trotz seines in die Wahlen hineingeworfenen Versprechens, die Einkommensteuer aufzuheben, hat er, ohne die Entscheidung des Parlaments abzuwarten, sein Amt niedergelegt; und nicht genug damit: er trat gleichzeitig von der Führerschaft der liberalen Partei zurück, da wenige Premierminister nach ihrem sechzigsten Jahre wirklich Gutes geschaffen hätten.

V.

Was noch zu sagen bleibt, kann in kurzen Umrissen gegeben werden, weil die Ereignisse noch in frischester Erinnerung sind und die Mittel zu historischer Darstellung noch fehlen. Was man nicht hätte annehmen können, ereignete sich hiernach. Noch zweimal ist Gladstone aus der Zurückgezogenheit herausgetreten, um die Mühen einer Cabinetsleitung zu übernehmen, und trotz seiner hohen Jahre sich mit der Begeisterung des Jünglings in den Strudel des politischen Kampfes hineinzustürzen. Diese vierte und letzte Periode zeigt ihn, wie aus einer inneren Nothwendigkeit heraus, sich den Radicalen nähern und einen Weg einschlagen, welcher mit der Zersplitterung des Liberalismus endete.

Den alten Herrn duldete es nicht in seiner häuslichen Ruhe, und sein Blut gerieth in Wallung, als das Ministerium Disraeli's an die zum russisch-türkischen Kriege führende orientalische Krisis herantrat, die Fragen, zu denen er schon längst Stellung genommen hatte, in einem seinem Innersten widerstrebenden Sinne beantwortete und damit seinen Groll über diese ganze neue Aera des Earl of Beaconsfield zum Ueberschäumen brachte. War jetzt die Türkei der nach seiner Ansicht angreifende Theil, weil die Klagen der von ihr unterdrückten Völkerschaften in den Krieg hineinführten, so kam Alles für ihn zusammen, um mit Leidenschaftlichkeit zu verlangen, daß diese „unsagbare Nation mit Sack und Pack das Land räumen müßte, das sie verwüstet hätte." Hatte aber Beaconsfield vor Allem ein offenes Auge für die von Rußland drohenden Gefahren, und ließ er seine Haltung gegenüber der Pforte dadurch bestimmen, so machte Gladstone sich zu einem schriftstellerischen und rednerischen Feldzuge auf, um alle Sünden seines Gegners zu geißeln und seine Ideen über „die Mission Englands" in der europäischen Staatengesellschaft vorzutragen.

Und dann ist er wieder an das Ruder gelangt, um das, was ihm als Liberalem erledigt schien, aufzunehmen und in radicalem Sinne abzuschließen. Die Hauptergebnisse waren eine zweite irische Landbill (1880), welche, in ihrer freien Verfügung über erworbenen Besitz, als die radicalste Maßregel seit der französischen Revolution von der Kritik bezeichnet wurde, und die Bill von 1883, welche, das Haushaltsrecht auf das platte Land ausdehnend, die Zahl der Wähler noch um $1^1/_2$ Millionen vermehrte. Die größte Ueberraschung wurde sein Eintreten für den Ruf der Iren nach „Home-Rule", da er zuvor erklärt hatte, daß alle gerechten Forderungen Irlands in seinem ursprünglichen Reformsystem erfüllt sein würden. Sein erster Versuch, eine Home-Rule-Vorlage einzubringen, welche Irland unter Beibehaltung der Realunion mit England eine verfassungsrechtliche Selbständigkeit verlieh, brachte ihn zu Fall (1886). Eine Wiederholung dieses Schrittes (1893) erzielte einen halben Erfolg, indem die veränderte Bill durch das Unterhaus ging, vom Oberhaus aber verworfen wurde. Das ist die Mahnung für seinen endgültigen Rücktritt geworden. Seine letzte Parlamentsrede wurde zu einer grimmen Anklage gegen das Oberhaus, dessen Missethaten er aufzählte, um anzudeuten, daß es gedemüthigt werden müsse; darnach verließ er ohne sichtliche Erregung das Haus mit dem Entschlusse, es nie wieder zu betreten. Mit dieser Dissonanz ist seine parlamentarische Laufbahn ausgeklungen, verkündend, daß das letzte Halt, welches dem greisen Kämpfer entgegengerufen worden war, nicht aus seinem Innern ertönte, sondern daß die Grenzen gegen seinen Willen ihm von Außen gesetzt werden mußten.

Doch aber ist in diesem Leben, trotz der Mannigfaltigkeit der an uns vorübergezogenen Schicksale, schließlich eine Einheit zu erkennen, und doch ist es, trotz des unerschöpften Strebens, zu einem harmonischen Abschluß gelangt. Blickte Gladstone in den Jahren, die ihm blieben, über das Parlamentshaus hinweg weit hinaus ins Land; sah er Zufriedenheit und Ruhe und ein heranwachsendes Geschlecht, für welches Religiosität und Sittlichkeit nicht die Privilegien einer Classe mehr bedeuteten, sondern zu einem Elemente des Volkscharakters geworden waren, mit dem die Politik rechnen durfte: so fand er hierin die Anzeichen vereinigt, welche den bei allem Wechsel unveränderten Kern seiner Staatsphilosophie, das Vertrauen und den Glauben in das segensreiche Wirken religiöser und sittlicher Principien bis zu seinem letzten Athemzuge rechtfertigten.

Die Pflanzen in der bildenden Kunst.

Von

Ferdinand Cohn (Breslau)[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Während die Thiere zumeist einen unsympathischen, viele unter ihnen, wie Schlangen, Spinnen, Würmer, sogar einen widerwärtigen Eindruck machen, erregen die Pflanzen, namentlich in ihrer Blüthezeit, wohlthuende ästhetische Empfindungen; die schönsten nehmen wir gern als Zimmergenossen auf oder ziehen sie im Garten in die nächste Umgebung unseres Hauses. Dienen sie uns doch als stille Boten für unsere zartesten Gefühle, als Zeichen unserer Antheilnahme bei jeder freudigen oder traurigen Veranlassung. Vielleicht findet sich noch einmal ein zweiter Helmholtz, der, wie jener große Forscher den Zusammenhang zwischen unseren Tonempfindungen und den Einrichtungen unseres Ohrs, so die Beziehungen aufklärt, welche zwischen dem feinen Bau unserer Augen und den Gestalten der Pflanzen bestehen, an denen die Umrisse und die Anordnung ihrer Organe sich zumeist in mathematischen Formeln ausdrücken lassen.

Bei dieser ästhetischen Erscheinung der Pflanzen liegt es am nächsten, sie in frischem, lebendem Zustande künstlerisch zu verwenden. Ich denke dabei an die Gartenkunst, die ja nichts Anderes ist als eine Landschaftsmalerei, welche statt der Leinwand den Erdboden, statt des Pinsels den Spaten, statt der Farbentuben Bäume, Sträucher und Blumen benutzt. Doch möchte ich auch jene Gebilde nicht übergehen, welche, aus der geschmackvollen Anordnung von Laub und Blumen hergestellt, zur Ausschmückung unserer Wohnung, selbst unserer Person bestimmt sind, und die, wenn auch nicht gerade als Kunstwerke, so doch als Erzeugnisse des Kunstgewerbes anerkannt zu werden verdienen. Es tritt uns hier ein merkwürdiger Unterschied entgegen in der kunstvollen Zusammenstellung lebender Pflanzen während des Alterthums und des Mittelalters auf der einen und der Gegenwart auf der anderen Seite. Wir kennen heutzutage kaum eine andere Anordnung frischer Blumen als den Strauß,

[1]) Wir empfingen obigen Aufsatz nicht viel mehr als einen Monat vor dem plötzlichen Tode des berühmten Botanikers, der zu den ältesten und bewährtesten Mitarbeitern dieser Zeitschrift gehört hat. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

den Busch oder, wie wir ihn gewöhnlich in der vornehmer klingenden französischen Umlautung nennen, das Bouquet. Bei den Alten war das Bouquet so wenig in Gebrauch, daß es dafür weder eine griechische noch eine lateinische Bezeichnung gibt. Dagegen übten sie zwei Arten pflanzlicher Gruppirung, die bei uns nur noch selten Anwendung finden, die Guirlande und den Kranz. Die Guirlande kennt der Norden Europa's nur in den primitiven Formen der Gewinde aus Eichenlaub oder Fichtenzweigen, die, mit gefärbten Strohblumen oder gar mit bunten Papierblumen verziert, jungen Ehepaaren über die Thür ihrer neuen Wohnung gehängt wurden. Schönere Festons weiß der Süden unter Benutzung von allerhand Blüthen und Früchten zu flechten, wie sie schon Giovanni da Udine zu Rom in der Farnesina gemalt hat. Welch' ausgiebigen künstlerischen Gebrauch das Alterthum von seinen schweren Laub-, Blumen- und Fruchtgewinden zu machen wußte, zeigen uns die plastischen Reliefs an den Altären, den Postamenten und Architekturgliedern der antiken Monumente, wie die gemalten Festons und Arabesken an den Wänden pompejanischer und altrömischer Häuser; erst im achtzehnten Jahrhundert hat die Guirlande wieder eine gleich bedeutende Rolle in der bildenden Kunst gespielt. Auf welche Weise die antiken Guirlanden angefertigt wurden, lehrt uns ein anmuthiges Wandbild in Pompeji, das einen Blumenladen darstellt; geflügelte Liebesgötter sind eifrig beschäftigt, aus den in Körben hereingebrachten Blumen die Gewinde zu flechten, die in langen Ketten von der Decke herabhängen, um sodann, in Stücke zerschnitten, zu Kränzen zusammengebunden zu werden.

Auch der Kranz findet heutzutage kaum eine andere Verwendung denn als Grabkranz, der allerdings in neuester Zeit in Deutschland nicht selten künstlerische Ausbildung gefunden hat, während Frankreich und Italien meist noch an dem steifen Immortellenkranz festhalten. Höchstens wird bei uns noch ein Lorbeerkranz in der Größe eines Wagenrades einem beliebten Virtuosen auf die Bühne geworfen. Im classischen Alterthum und noch lange bis ins Mittelalter hinein gehörte der Kranz zur allgemeinen Festtoilette für Männer, wie für Frauen; er ersetzte auch unsere Orden; der Bürgerkranz wurde dem verliehen, der einem Bürger das Leben gerettet hatte; den Graskranz erhielt, wer zuerst die Mauer einer feindlichen Festung erstiegen; denn er wurde aus den Gräsern und Kräutern des erstürmten Walls geflochten. Bei den öffentlichen Festspielen vertrat ein Kranz die Stelle unserer Ehrenpreise; freilich möchten wir bezweifeln, ob noch heutzutage ein Sänger sich damit zufrieden geben möchte, wenn er für seine Mitwirkung bei einem Musikfeste weiter nichts erhielte als einen Fichtenkranz, wie ihn der unglückliche Ibykos erhoffte; eigentlich handelte es sich damals nicht um einen Fichten-, sondern um einen Kiefernkranz; denn er bestand aus Zweigen jenes Waldes von Strandkiefern, der, einst dem Poseidon geheiligt, noch heute den Isthmus von Korinth bekleidet.

Den Alten erschien die Bestimmung der Blumen zu Kränzen als etwas so Selbstverständliches, daß sogar die Naturforscher, wie Theophrastos und Plinius, diejenigen Arten, die wir heute als Zierpflanzen zu bezeichnen pflegen, schlechthin Kranzblumen (Stephanotika, Coronariae) nannten und sie in ihren botanischen Werken unter diesem Titel als eine besondere Klasse zusammenfaßten.

Doch die eigentliche Verwendung der Pflanzen in der bildenden Kunst benutzt ja nicht die lebenden Gewächse, sondern ihre Nachahmungen, sei es in Farben, sei es in Stein oder Erz. Hier stehen sich zwei Methoden pflanzlicher Darstellungen gegenüber, die sich im Allgemeinen auch ethnographisch und historisch scheiden: die naturalistische und die stilisirende. Bei der naturalistischen Nachbildung bestrebt sich der Künstler, durch sein Werk in dem Beschauer einen ähnlichen sinnlichen Eindruck hervorzurufen, als hätte dieser die wirkliche Pflanze vor Augen. Doch wird in der Regel dem Geschmack des Künstlers ein gewisser Spielraum gelassen, es wird ihm gestattet, störende Einzelheiten wegzulassen, auch wohl einzelne Theile stärker hervorzuheben, andere mehr zurücktreten zu lassen, um einen ästhetischen Gesammteindruck hervorzurufen. Hat jedoch die Nachbildung einen wissenschaftlichen Zweck, so fällt diese Freiheit des Künstlers fort; er muß sich darauf beschränken, möglichst genaue Naturtreue anzustreben, ohne Rücksicht auf die ästhetische Wirkung.

Die stilisirende Methode verzichtet von vornherein auf treue Naturnachahmung; sie verwerthet die gegebenen Pflanzenformen nur als Motive, die sie nach Phantasie und Geschmack des Künstlers frei umbildet; sie benutzt die Pflanzen als decoratives Ornament.

Die Kunstgeschichte belehrt uns, daß die Völker, welche durch eine besondere Begabung für die naturalistische Wiedergabe von Pflanzen sich auszeichneten, eine weit geringere Befähigung in der Darstellung der menschlichen Gestalt zeigten, und umgekehrt. Als Extreme in dieser Beziehung nenne ich die Japaner, die uns vollendete Vorbilder für die künstlerische Darstellung der Blumen gegeben und dadurch auch auf die europäische Kunst der Gegenwart einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, während ihren menschlichen Figuren immer etwas Carricaturhaftes eigen ist. Auf der anderen Seite stehen die Griechen, die niemals übertroffenen, selten erreichten Meister in der Nachbildung der menschlichen Gestalt, die aber in der Darstellung der Pflanzen sich gewöhnlich mit bloßen Andeutungen begnügten und sie zumeist nur als Ornament zu verwerthen wußten.

Wenn wir freilich in unseren Betrachtungen bis in die ersten Anfänge der Kunst zurückgreifen, so werden wir oft im Zweifel sein, ob es sich um naturalistische oder stilisirte Pflanzenbilder handelt. Denn es ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob gewisse unnatürliche Pflanzendarstellungen von der Unfähigkeit eines ungeschickten Arbeiters herrühren, die Natur getreu nachzuahmen, oder ob sie aus freier Umgestaltung der natürlichen Formen hervorgegangen sind. Wir sind aber gezwungen, bis in diese frühesten, zum Theil vorhistorischen Zeiten zurückzugehen; denn fast alle dem Pflanzenreiche entlehnten Ornamente begegnen uns bereits in den allerältesten Kunstdenkmälern, die sich bis zur Gegenwart erhalten haben. Dies gilt ebensowohl von der Rosette, die einer vielblättrigen Blume, wie von der Palmette, die dem Blatt einer Fächerpalme nachgebildet scheint, von der Ranke, welche von der Weinrebe oder dem Epheu entlehnt ist, und die, in Wellenlinien oder Spiralen ausgezogen, in die Arabeske übergeht, von der Lotosblume, die bald als geschlossene Knospe, bald als geöffnete Blüthe erscheint, von dem mit einer doppelten

Blattzeile eingefaßten Stabe, der an einen Oelbaumzweig erinnert, und von anderen mehr. Es ist nicht immer auszumachen, bei welchem Volke diese Ornamente ihren Ursprung genommen, und in welche Länder sie erst später durch Entlehnung gekommen sind. Denn alle diese Ornamente finden sich in ähnlicher, wenn auch mannigfach abgewandelter Gestalt ebensowohl in den Ruinen von Ninive und Babylon, wie in den Tempeln, den Palästen und Grabkammern der ägyptischen Pharaonen, in den Königsburgen von Tiryns und Mykenae, in Phönicien und Cypern.

Reiche Verwendung von Pflanzenformen erfand die altägyptische Kunst. In den Flachreliefs und den Gemälden, welche die Wände ihrer drei bis fünf Jahrtausende alten Monumente schmücken, erscheinen in naturalistischer Auffassung die Bilder der verschiedensten Gewächse, zumeist in ihren natürlichen Farben: Weinreben mit grünen und blauen Trauben, Weizenfelder, Papyrusdickichte, Palmenhaine, Sykomoren und andere Bäume. Einen merkwürdigen Gebrauch machte die altägyptische Architektur. Schon längst hatte man gewußt, daß die Capitelle von vielen ihrer Säulen den Lotosblumen nachgebildet seien; der Begründer des Museums von Bulaq, Maspero, hatte die Beobachtung ausgesprochen, daß die Tempel der Pharaonen ein Abbild des Weltalls im Kleinen darstellen sollten, daß der Fußboden den Erdboden bedeute, deshalb mit den Bildern von Wasserbecken, Wasserthieren und Pflanzen verziert worden seien, während die Decke als Himmelsgewölbe mit der Sonne und den Gestirnen gedacht wurde. In weiterer Ausführung dieses Gedankens hat neuerdings Max Borchardt nachzuweisen gesucht, daß die Säulen, welche die Decke tragen, von den altägyptischen Architekten nicht als Stützen aufgefaßt worden seien, sondern als wirkliche Gewächse, welche, aus dem Erdboden hervorgesproßt, frei in den Luftraum hineinragen. Aus diesem Grunde hätten sie an ihren Säulen jede Andeutung eines Trägers zu verwischen gesucht; vielmehr hätten sie die Schäfte den Stengeln, die Knäufe den Blüthen einer oder auch mehrerer in Bündel vereinigter Pflanzen nachgebildet. Borchardt unterscheidet sieben bis acht verschiedene Arten solcher „Pflanzensäulen"; zwei von ihnen stellen die beiden Lotosblumen dar, die in der Pharaonenzeit auf der Fläche des heiligen Stromes schwammen: die weiße mit den kreisrunden, am Rande gezähnten Blättern, den eiförmigen Knospen und den weißen, eine flache Schalenform zeigenden Blüthen, und die blaue, die sich durch ganzrandige Blätter, spitzkegelförmige Knospen und azurne, kreiselförmige Blumen unterscheidet. Die „Papyrussäulen" sollten jenes riesige Cypergras darstellen, das schon in uralter Zeit in den sumpfigen Niederungen Unterägyptens zum Zwecke der Papierbereitung angebaut wurde, heute dort wieder verschwunden ist. Der Säulenwald der „Palmensäulen" wurde als Hain von Dattelpalmen aufgefaßt, wie sie noch heute im Nillande so häufig sind, andere Säulen wurden nach dem Bilde von Schilf- und Rohrbündeln gestaltet. Räthselhaft sind die „Liliensäulen", welche unverkennbar eine Art aus der großen Familie der Liliengewächse darstellen, deren Blüthen aus einem mittleren rothen, aufrechten und zwei seitlichen blauen, auswärts gebogenen Blättchen sich zusammensetzen und am Grunde von einem grünen, dreiblättrigen Kelche umfaßt

sind: Es ist die Wappenblume von Oberägypten, wie der Papyrus die von Unterägypten; doch ist es noch nicht gelungen, das Urbild dieser Blume aufzufinden, die als Symbol der Herrschaft auch im byzantinischen Reiche diente und in den Wappen von Florenz und anderen italienischen Städten, wie im Lilienwappen der Bourbonen leicht erkennbar wiederkehrt.

Die assyrischen Künstler, welche die weiten Mauerflächen ihrer Riesenpaläste mit den Reliefbildern der Kriegsthaten und Jagden ihrer Könige ausschmückten, deuteten den landschaftlichen Schauplatz durch Palmen, Laubbäume und Coniferen an, die sich aber wegen der unvollkommenen Darstellung nicht bestimmen lassen; ihr „heiliger Baum" ist eben so phantastisch, wie die Greife oder Cherubim, die ihn zu beiden Seiten begleiten. In Phönicien und Karthago erscheint auf Stelen auch der Granatbaum, der nach der Meinung der alten Griechen dort seine Urheimath hat; seine Frucht ist auch in babylonischen Denkmälern dargestellt. Ueberraschend reich ist das Pflanzenornament auf dem jüdischen Steinsarkophag, der aus den sogenannten Königsgräbern bei Jerusalem stammt und jetzt im Louvre aufbewahrt wird; er ist durch Oelbaumzweige in Felder eingetheilt, in denen Cederzapfen und Eicheln, Granatäpfel und Kürbisse in anmuthigen Gruppirungen zusammengestellt sind.

Arm ist die botanische Ausbeute in der griechischen Kunst, sie beschränkt sich fast ganz auf das Ornament, das hier zu classischer Vollendung ausgebildet wird. Leider ist uns weder das Original noch eine Copie jenes Gemäldes erhalten, in welchem der sonst auch wegen seiner Thierstücke berühmte Maler Pausias von Sikyon im Zeitalter Alexander's des Großen seine Geliebte Glycere darstellte, wie sie aus einem Haufen bunter Blumen einen kunstvollen Kranz bindet; noch drei Jahrhunderte später hatte Lucullus für eine Copie dieses unter dem Namen der Blumenhändlerin oder Kranzwinderin bekannten Tafelbildes zwei Talente bezahlt. Besäßen wir es noch, so würden wir auch beurtheilen können, wie weit es die Griechen in der Kunst der Blumenmalerei gebracht haben[1]).

Einen glücklichen Einfall hatte jener griechische Architekt, der einen Korb mit dem schön gebuchteten Akanthuslaub auf einen Säulenschaft stellte und darin das Modell zu dem Capitell der korinthischen Säule erfand. Seit jener Zeit hat der Akanthus seinen Siegeslauf um die ganze Welt gemacht; er beherrscht nicht bloß die ihm zugehörige Säulenordnung, wo er sich durch Blumen und selbst durch Aronskelche bereichert hat, sondern auch die Schlangenlinien der Arabeske und ist selbst in der Verkümmerung der gothischen Krabbe nicht zu verkennen.

Die griechischen Vasenmaler legten, ebenso wie die Bildhauer, das ganze Gewicht ihrer Kunst auf die Figuren; der Ort der Handlung wurde selbst in den Reliefs entweder gar nicht bezeichnet oder nur symbolisch durch einzelne

[1]) Im sechzehnten Jahrhundert gab es ein Bild von einer kranzflechtenden Jungfrau, das Melanchthon in Frankfurt a. M. sah (J. Caro, Anekdotisches zu Melanchthon. Theologische Studien und Kritiken. 1897. S. 805 f.). Ein ähnliches Bild besaß Dr. Laurentius Scholz in Breslau, der es in seinem Gartenhause in Breslau als Gegenstück zu einer Ceres aufhing (Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXIII, S. 125. Auch dieses Bild ist verschollen.

Bäume angedeutet, von denen auch nur ein paar Zweige und Blätter ausgeführt wurden. Erst in den Wandmalereien der römischen Zeit sind uns wirkliche Landschaften erhalten; Plinius schreibt ihre Erfindung dem römischen Maler Ludius zu, vermuthlich hat jedoch dieser nur helleniſtische Landschaftsmalerei zu Rom in Mode gebracht. Die Mauer einer antiken Villa bei Porta pia zu Rom zeigt uns auch eine antike Gartenlandschaft, wo vor einem dicht belaubten Hintergrunde Fruchtbäume aller Art stehen und bunte Blumen den Vordergrund füllen. Bei der achtzehnten Säcularfeier der Zerstörung von Pompeji im Jahre 1872 hat ein italienischer Botaniker, Orazio Comes, eine Zusammenstellung der Pflanzen veröffentlicht, die sich, sei es in ganzen Landschaften, sei es in Guirlanden und Kränzen, an Friesen und Sockeln botanisch bestimmen lassen; ihre Zahl beträgt siebzig, von denen jedoch zwanzig unsicher sind. Immerhin gewährt die Flora der pompejanischen Wandgemälde einen Ueberblick über die Gewächse, welche im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit bei den Künstlern besonders beliebt waren; vorherrschend sind Obstbäume oder deren Früchte: vor Allem die Weinrebe, daneben Pfirsich und Kirsche, Apfel und Birne, Mandel und Feige, Wallnuß und Granatapfel, Kürbiß und Melone; von Blumen lassen sich Rosen und Oleander, Märzbecher, Narcisse und Iris, von Laubbäumen Olive, Lorbeer und Myrthe, Kastanie, Platane und Eiche, von Coniferen Cypresse und Pinie unterscheiden. Im Isistempel von Pompeji sind auch ägyptische Charakterpflanzen abgebildet: Akazien, Dattelpalmen, Papyrus und die rosenfarbige Lotosblume Nelumbo, die erst nach der persischen Eroberung aus Indien nach dem Nil zu den schon in uralter Zeit dort angesiedelten blauen und weißen Lotosarten verpflanzt wurde; die älteste plastische Darstellung der Nelumbo finden wir am Sockel der kolossalen Nilstatue vor dem Capitol in Rom.

Reizende Blumenfülle zeigt das Mosaikbild eines Blumenkorbes aus der Villa des Kaisers Hadrian bei Tivoli, das jetzt in den Fußboden der Sala di Croce greca im Vatikan eingelassen ist: ein paar rothe, gelbstreifige Kelche würden wir für Tulpen halten, wenn nicht historisch feststünde, daß diese erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus Constantinopel in die Gärten Europa's eingeführt worden sind. Die Technik der antiken Blumenmosaik hat sich bis zum heutigen Tage in Rom, sowie in der Pietra dura von Florenz und selbst in den Holzmosaiken von San Remo und Sorrento erhalten.

Soweit uns die Ueberreste des griechischen und römischen Alterthums zu einem Gesammturtheil berechtigen, sind die Pflanzen von den antiken Künstlern immer nur nebensächlich, meist ganz conventionell aufgefaßt worden; offenbar mangelte ihnen das lebendige Interesse für das Studium der Pflanzenwelt, wie sie es der menschlichen Gestalt und selbst einzelnen Thieren, dem Löwen, dem Pferd, dem Rind, dem Hund, zugewandt haben. Vor Allem wird das Verständniß für den individuellen Charakter und die malerische Schönheit alter Bäume vermißt, das doch, nach zahlreichen Stellen ihrer Schriftsteller zu schließen, den gebildeten Römern nicht abging.

Die bescheidenen Kunsthandwerker der urchristlichen Gemeinden waren noch ganz von den Ueberlieferungen der heidnischen Kunst abhängig, daher

finden wir in den römischen Katakomben die nämlichen Landschaftsbilder und die nämlichen Blumenarabesken wie in den Villen. Die Palmen in den Mosaiken von S. Cosma e Domiano, die Weinranken in Sa. Agnese und manche andere pflanzliche Ornamente in den Basiliken und Baptisterien von Rom und Ravenna geben Zeugniß dafür, daß auch in den Jahrhunderten nach Constantin die antiken Traditionen, wenn auch in mehr und mehr überwuchernder Verrohung, noch fortlebten. Die byzantinische und die romanische Kunst verschmähen pflanzliche Darstellungen fast gänzlich; von dem Würfelcapitell der Säulen verschwindet der Akanthus; die Blumen- und Laubverzierungen der Architektur wurden durch geometrische Figuren, der landschaftliche Hintergrund der Gemälde durch Goldgrund, der Rasen durch getäfelten Marmorfußboden ersetzt. Es ist die Zeit der Scholastik, die sich mit Verachtung von der lebendigen Natur abschließt und in theologisch philosophischen Haarspaltereien sich erschöpft.

Mit der Gothik beginnt allmählich die Rückkehr zur Natur; um die Pfeilerbündel der Kathedralen rankt sich wieder reicher Pflanzenschmuck, der auch nordische Blumen- und Blattformen aufnimmt. Im vierzehnten Jahrhundert erweckt der große Florentiner Giotto die im Byzantinismus erstarrte Kunst zu frischem Leben: er läßt seine Heiligen wieder auf dem Rasen unter Bäumen wandeln; sein Nachfolger, der gedankenreiche Orcagna, malt auf die Wand des Campo santo von Pisa mit noch ungeübter Hand im „Triumph des Todes" einen Garten mit Fruchtbäumen und eine Gebirgslandschaft mit Bäumen, Kräutern und Blumen. Aber erst als im fünfzehnten Jahrhundert die Morgensonne der Frührenaissance die Nebel des Mittelalters siegreich durchdrungen, erringt sich die Pflanzenwelt die ihr gebührende Stellung in der bildenden Kunst. Es waren die Brüder Jan und Hubert van Eyck, die zum ersten Male Landschaften schufen, in denen ein wirkliches Naturstudium sich ausspricht. Jan war im Jahre 1428 mit einer Gesandtschaft des Herzogs Philipp des Schönen von Burgund nach Lissabon gereist; hier hatte er die Baumformen des Südens kennen gelernt; er war der Erste, der sie naturgetreu im Bilde wiedergab. Das Mittelbild des Genter Triptychons zeigt uns im Hintergrund einer bunt beblümten Wiese einen Wald von goldfrüchtigen Orangen- und Citronenbäumen, von Lorbeer und Granate, von Dattelpalme, Pinie und Cypresse. „Man bemerkt," sagt Alexander von Humboldt in der prachtvollen Einleitung des zweiten Bandes vom „Kosmos", welche die Einwirkung der Landschaftsmalerei auf die Erweckung des Naturgefühls behandelt, „daß der Maler den Anblick einer Vegetation genossen, die von lauen Lüften umweht ist."

Die Brüder van Eyck waren aus der Schule der Miniatoren hervorgegangen, die in der Stille der Klostermauern ihre Manuskripte mit bunten Bildern und Initialen ausschmückten und in der Verwilderung aller anderen Kunstformen während des Mittelalters sich wenigstens in der Ornamentik eine feine Technik und Farbenpracht bewahrt hatten. Man erkennt diese Vorbildung der van Eyck nicht bloß an der Sorgfalt und der glänzenden Färbung, mit der in ihren Bildern Teppiche, Kleiderstoffe und Schmucksachen ausgeführt

sind; auch die Kräuter, die Gräser, die Blumen des Vordergrundes, die einzelnen Blätter der Bäume im Hintergrunde sind mit der nämlichen peinlichen Genauigkeit, selbst in Entfernungen ausgemalt, wo sie von dem Beschauer gar nicht wahrgenommen werden könnten. Bis in das erste Drittel des sechzehnten Jahrhunderts macht sich ihre Behandlungsweise der Pflanzen in allen Bildern geltend, die in den Niederlanden, wie in Deutschland und Italien gemalt werden, wohin ja die von den Eycks eingeführte Oelmalerei noch vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gebracht worden war. Alle diese Bilder, gleichviel ob sie in Venedig oder Florenz, in Brügge oder Antwerpen, in Cöln oder Augsburg geschaffen sind, zeigen im Vordergrund die nämlichen sauber ausgeführten Gräser, Kräuter und Blumen, im Hintergrund die spärlich zerstreuten, dünnstämmigen Bäume mit lockerer, fein punktirter Belaubung. Es ist eine wenig belohnende Mühe, die Pflanzen botanisch zu bestimmen, welche diese Maler aus dem Rasen ihrer Wiesen hervorsprießen lassen; denn sie sind conventionell, nach hergebrachter Tradition, nicht auf Grund selbständiger Naturbeobachtung gemalt. Am häufigsten erblicken wir die Erdbeere mit den weißen Blüthen und den rothen Früchten, das Stiefmütterchen mit kleinen dreifarbigen Blumen, den Löwenzahn und das Maßlieb oder die ihre Stelle in der Flora des Mittelmeers vertretenden Körbchenblüther, mit weißen, gelben, auch wohl rothen Sternen, den Wegerich mit breiten oder spitzen Blättern, Disteln und Doldenpflanzen; beliebt sind auch Ackermohn und Akelei. Die Italiener kleiden zwar die Figuren in den Scenen, die ja größtentheils im heiligen Lande spielen, nach der Sitte ihrer Zeit, aber sie versuchen oft, der Landschaft einen exotischen Charakter zu geben, indem sie Palmen, Cypressen, Cedern, Orangen in den Hintergrund versetzen; während sie aber die Cypressen, für die sie in der Heimath genug Originale vorfanden, meist naturtreu darstellen, sind die Bilder der Palmen oft ganz unnatürlich; vermuthlich hatten Fra Angelico, Verrocchio, Perugino niemals lebende Palmen beobachtet, die noch vor fünfzig Jahren in Italien so selten waren, daß ein gewissenhafter Reisender sie sämmtlich einzeln kennen lernte: die Palme bei S. Pietro in Vincoli zu Rom, die Palme der Villa reale in Neapel, die Palme am Albergo Pagano in Capri u. s. w.

Eine reiche Gelegenheit zur Darstellung von Gewächsen gab das Paradies, wo der Baum der Versuchung in der Regel als Orange aufgefaßt wurde. Schon Fra Angelico versetzte in dem Bilde des jüngsten Gerichts (Akademie von Florenz) die Seligen auf eine Wiese voll Blumen, Blüthensträuchern und Fruchtbäumen, die sich aber botanisch kaum bestimmen lassen; auf der Wiese, auf der er im Kloster S. Marco (Florenz) die Kreuzigung vor sich gehen läßt, sind Maßlieb, Klee, Wegerich, Löwenzahn, Levkoje kenntlich; auch die Bäume sind von ihm meist gut beobachtet. Sandro Botticelli hat die Wiese, auf der die Primavera mit ihren Gespielinnen den Reigen führt, mit Narcissen, Lilien, florentinischer Iris und anderen Blumen überschüttet; die Frühlingsgöttin trägt einen Kranz von Kornblumen um den Hals. In Botticelli's „Geburt der Venus Anadyomene" streuen die Zephyre, die in den Lüften schweben, Rosen auf das Meer, dessen Ufer, unbotanisch genug, durch den in Sümpfen wachsenden

Rohrkolben angedeutet sind; es sind die nämlichen kleinen, schalenförmigen, weißen und rothen Provinzrosen, die Bernardo Luini in der Mailänder, Francesco Francia in der Münchener „Madonna im Rosenhag" sich ranken läßt, die Raffael neben Lilien in den Sarkophag der gen Himmel schwebenden Madonna legt (Vatikan); während des ganzen Mittelalters wurden bloß diese flachen, nur halb gefüllten Rosen (Rosa gallica provincialis) in den Gärten gepflanzt. Die großen, vollen, kugligen Centifolien sind erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus dem Orient nach dem Abendlande gekommen, die Remontanten sind sogar modernen Ursprungs, die ältesten vollen Rosen finde ich in den Venusbildern von Tizian und Paris Bordone.

Raffael liebt es, seine Madonnen auf blumigen Rasen zu versetzen, wie neben vielen andern die Wiener „Madonna im Grünen", die Pariser „Belle Jardinière", die Florentiner „Madonna del Cardellino" zeigen; doch sind seine Blumen fast niemals zu bestimmen, auch seine Bäume besitzen die nämlichen schwächlichen Stämme und die frühlingsartige lockere Belaubung, wie die seines Lehrers Perugino; der Lorbeer auf dem Parnaß in der vatikanischen Stanza della Segnatura ist richtig charakterisirt. Leonardo hat Pflanzenstudien gezeichnet, die in der Ambrosiana zu Mailand bewahrt werden, und soll auch über Botanik geschrieben haben, in seinen Bildern ist indeß nichts botanisch Hervorragendes zu erkennen. Moretto, der zu Füßen des unter einer Esche vor St. Justina knieenden Herzogs Ercole II. von Ferrara (Wien) eine schwer kenntliche Blume hervorsprießen läßt, hat auch das Bildniß eines Botanikers (Palazzo rosso, Genua) gemalt, vermuthlich des herzoglichen Leibarztes Brasavola; dieser hat einen Folianten aufgeschlagen, vor welchem Maiglöckchen und Rosen liegen, während von oben Epheuranken herabhängen.

Von den älteren Venetianern zeichnet sich Cima da Conegliano durch gute Beobachtung der Blumen und Bäume aus; die Wiener „Madonna mit Heiligen" thront auf einer Wiese, wo unter anderen Blumen Akelei und Storchschnabel blühen, Epheu, Sinngrün und Brombeere über die Felsen klettern. Auf den Sockel seines „Ecce-Homo" (Wien) hat Carpaccio Milchstern, Hemerocallis, Narcisse, wilde Tulpe und andere Zwiebelgewächse in flüchtiger Skizzirung gemalt.

Getreuere Pflanzengebilde geben in der Regel die deutschen Maler des Cinquecento. Der Augsburger Burgkmaier hat in dem Münchener „Paradies" unter Anderem Maiglöckchen, Primel, Fingerhut, Distel, unter den Bäumen auch eine Palme recht gut dargestellt, zwischen denen sich allerhand Thiere, Käfer, Frösche, Eidechsen, Perlhühner und Affen tummeln. Lucas Cranach verlegt das Paradies schlechtweg nach Deutschland mit seinen Eichen, Kiefern und Fichten, während Schongauer in den Garten Eden einen canarischen Drachenbaum versetzt.

Aber alle Maler überragt in sinniger Auffassung der Pflanzenwelt Wolgemut's Schüler, Albrecht Dürer. Zeigen dies schon die Gräser, die Blumen und Bäume in seinen Tafelbildern, Kupferstichen und Holzschnitten, so sind die Pflanzen hier doch immer nur Nebenwerk. Welch' liebevolles Studium aber Dürer ihnen zugewendet hat, läßt sich erst aus seinen

Aquarellen erkennen. Van Eyck war der Erste gewesen, der das Porträt eines „Mannes mit der Nelke" gemalt hatte. Diese Blume war gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in die europäischen Gärten gekommen, man weiß nicht woher; früher, im Alterthum und Mittelalter, war sie nicht bekannt gewesen; sie hatte sich rasch die allgemeine Gunst erworben und ist bis auf den heutigen Tag bei Vornehm und Gering eine Lieblingsblume geblieben, die fast mit der Rose wetteifert. Es wurde Mode, daß sich die Männer mit einer Nelke in der Hand malen ließen. Dürer ersetzte die Nelke auch durch andere Blumen; als zweiundzwanzigjähriger junger Mann malte er sich selbst einmal mit jenem an Flußufern verbreiteten, amethystblau behauchten Doldengewächs (Eryngium planum), das, einer Distel ähnlich, damals wie heute noch den Namen „Mannstreue" führte und als Symbol dieser seltenen Tugend galt; ohne Zweifel stammt das Bild (Nürnberg, alte Copie in Leipzig) aus jener Zeit, da Dürer um seine Agnes freite. Einem anderen Manne gab er ein Büschel Maßlieb (Bellis) in die Hand; daß diese Blume, die ein bekanntes Liebesorakel ist, auch den Namen „Gänseblümchen" führt, mochte er nicht wissen. Das Haupt seiner „Melancholey" umkränzte Dürer mit Zweigen des Teucrium; wir wissen aus einem von J. Caro in seiner schon erwähnten Abhandlung mitgetheilten Briefe Melanchthon's, daß dieser Lippenblüthler den Zeitgenossen als die Blume der die Einsamkeit suchenden Schwermuth galt.

Unübertrefflich in der Treue der Zeichnung und der Farbengebung sind die Dürer'schen Studien einzelner Pflanzen, welche die Wiener Albertina besitzt. Wir erblicken hier lauter heimische Kräuter: Schöllkraut, Braunelle, Stiefmütterchen, rothen Gauchheil, Akelei; von besonderem Reiz sind Stücke einer Wiese, die mit solcher Wahrheit gemalt sind, als läge man an einem sonnigen Frühlingstage auf dem Rasen und sähe vor sich die lebendigen Pflanzen: Rispengras mit geschlossenen Blüthen und ausgebreiteten Fruchtständen; um einen Halm schlingt sich Ackerwinde; zwischen den Gräsern sprossen die Blätter des großen Wegerich, der Schafgarbe und der Bibernelle, im Hintergrund hat verblühter Löwenzahn sein Köpfchen geschlossen; abgesondert davon blüht ein Busch purpurner Märzveilchen.

In diesen Aquarellen spricht sich das deutsche Volksgemüth aus, das sich mit voller Hingebung in das Kleinleben der Natur versenkt; aber sie sind auch durchweht vom Hauch der Renaissance, die den Menschen die Augen für die Schönheit der Natur wieder öffnete, gegen die sie sich viele Jahrhunderte lang verschlossen hatten. Wir wissen nicht, ob wir an Dürer mehr das Auge bewundern sollen, das alle Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Pflanzen so scharf auffaßt, oder die Hand, die sie mit solcher Sicherheit in Form und Farbe wiederzugeben wußte. Der Botaniker möchte es bedauern, daß Dürer seinen Stift und Pinsel, seine Radirnadel und seinen Holzstichel nicht der Wissenschaft zur Verfügung gestellt hat. Denn in seiner Zeit war mit den Naturwissenschaften auch die Botanik, die fünfzehn Jahrhunderte lang erstorben schien, wieder erweckt worden; deutsche Humanisten waren es, die zuerst den Staub der Klosterbibliotheken von sich abschüttelten und in Feld, Wald und Wiese die Pflanzen aufsuchten, welche von Dioskorides und Plinius als Heil-

mittel aufgeführt worden waren, sie dann möglichst getreu beschrieben und abbildeten. Ihre Bücher wurden von ihnen selbst „Herbarien" genannt; heut sind sie unter dem Namen „Kräuterbücher" bekannt.

Wissenschaftliche Pflanzenbilder hatte es schon im Alterthum gegeben; Krateros, der Leibarzt des großen Königs Mithridates von Pontus, war der erste griechische Arzt, der, wie Wollmann neuerdings nachgewiesen, ein „illustrirtes Kräuterbuch" verfaßt hatte. Seine nach der Natur in Farben gemalten Abbildungen wurden von anderen Aerzten für ihre Bücher über Heilpflege copirt und durch neue vermehrt. Ihre Schriften wurden im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit durch das Lehrbuch eines kleinasiatischen Militärarztes, Dioskorides, wieder verdrängt, das fortan bis in die Neuzeit als kanonische Autorität in der Heilmittellehre anerkannt wurde. Von diesem Buche wurde zu Konstantinopel im fünften Jahrhundert für die kaiserliche Prinzessin Julia Anicia eine Prachthandschrift auf feinstem Pergament in Großfolio angefertigt, in welcher zu jeder im Text behandelten Pflanze eine nach Art der Miniaturmalereien colorirte Abbildung an die Seite gesetzt wurde. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 gelangte dieser Codex durch Vermittelung des österreichischen Gesandten bei der Hohen Pforte, Busbecq, in den Besitz der Kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, wo er noch jetzt in einem Pergamenteinband und Holzkasten aus dem sechzehnten Jahrhundert aufbewahrt wird; er enthält 380 große Pflanzenbilder. Daß diese wirklich nach der Natur gemalt sind, deutet eines der großen Titelbilder an, die dem Text vorangestellt sind: Ein Künstler, mit rothem Gewand und schwarzen Strümpfen bekleidet, malt auf ein weißes, mit Reißbrettnägeln auf einer Tafel befestigtes Pergamentblatt mit Pinsel und Farbenkasten eine Pflanze, die menschenähnliche Mandragora, welche eine weibliche Figur in weißem Kleide, die Wissenschaft (Heuresis), ihm vorzeigt, während rechts Dioskorides die Beschreibung in ein Buch einträgt. Wenn diese Darstellung den Anschein geben könnte, als seien die Pflanzenbilder Originale, welche für diese Handschrift nach der Natur neu gemalt sind, so besteht doch nicht der geringste Zweifel, daß sie sämmtlich nur Copieen jener Figuren sind, die Jahrhunderte früher von Krateros und anderen griechischen Botanikern für ihre Lehrbücher der Heilpflege angefertigt worden waren; sie stimmen mit zahlreichen anderen, in alten Dioskoriden-Handschriften zu Wien, Paris, Bologna, Venedig, England erhaltenen antiken Pflanzen-Abbildungen in ihrer Physiognomie vollkommen überein. Die Pflanzen sind gut erkennbar mit Deckfarben und schwarz umrissenen Conturen von den Wurzeln bis zu den Blüthen dargestellt; aber Wurzeln, Zweige und Blätter sind willkürlich verbogen, um den viereckigen Raum der Seite auszunutzen, was namentlich bei Bäumen seltsame Verzeichnungen zur Folge hat; auch der feinere Bau der Blüthen und Früchte ist zumeist ungenau wiedergegeben. Diese Bilder bestätigen das ungünstige Urtheil des alten Plinius über die illustrirten Lehrbücher der neuen Zeit; wenn es schon an und für sich schwierig sei, die Zartheit und Mannigfaltigkeit in den Färbungen der verschiedenen Pflanzen durch den Pinsel wiederzugeben, so würden diese Bilder hinterher noch von den Copisten ver-

ändert und entstellt. Darin eben genossen die Verfasser der Kräuterbücher in der Renaissance einen unschätzbaren Vorzug vor ihren antiken Vorgängern, daß sie nicht nur ihren Text durch den Buchdruck fehlerlos vervielfältigen, sondern auch ihre Zeichnungen unverändert durch den Holzschnitt wiedergeben konnten, der gerade in ihrem Zeitalter in Deutschland, und nicht zum wenigsten unter Mitwirkung von Albrecht Dürer, eine erst in neuester Zeit wieder erreichte Blüthe erlebte.

In den Jahren 1530 bis 1536 ließ Otto Brunfels von Mainz, der, wie viele deutsche Humanisten, erst Mönch, dann evangelischer Prediger, dann Schulmeister, zuletzt Arzt in Straßburg war, bei dem in dieser Stadt thätigen Buchdrucker Joh. Schott ein Kräuterbuch in Großfolio drucken, in welchem zum ersten Male 229 Pflanzen der Oberrheingegend treu nach der Natur durch prachtvolle Holzschnitte dargestellt waren; wenig spätere Pflanzenbilder kommen diesem ersten in Schönheit gleich: sie verdienen nicht bloß als wissenschaftliche, sondern auch als künstlerische Leistungen anerkannt zu werden.

Dem Beispiel von Brunfels folgten bald andere deutsche Botaniker. 1542 veröffentlichte der Tübinger Professor Leonhard Fuchs bei dem Baseler Buchdrucker Isengrin ein Kräuterbuch mit über 500 meisterhaften großen Holzschnitten, mit Recht trägt die letzte Seite die Brustbilder der beiden Zeichner und des Holzschneiders, während die Rückseite des Titelblattes den Professor in ganzer Figur zeigt. 1546 ließ Hieronymus Bock, der ebenfalls von der Theologie zur Medicin übergegangen war, bei Rybel in Straßburg ein neues Kräuterbuch erscheinen, dessen 465 Holzschnitte zwar weniger vollkommen als die seiner Vorgänger, dafür aber durch lebendige Beschreibungen ergänzt sind. Durch ihre illustrirten Kräuterbücher sind diese drei Männer die Väter der modernen Pflanzenkunde geworden. Als gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Führung in den Geistesbewegungen von dem politisch zerrissenen Italien und dem in theologischem Gezänk sich zersplitternden Deutschland nach den Niederlanden überging, war es vor Allem der Buchdrucker Christoph Plantyn von Antwerpen, in dessen heute als Musée Plantin in voller Ursprünglichkeit erhaltener Werkstatt die letzten großen Kräuterbücher von Lobel, Dodoens und de l'Ecluse mit neuen, nach der Natur gezeichneten Holzschnitten ausgestattet wurden; in allen diesen Büchern sind die Pflanzen nach antikem Muster von den Wurzeln bis zu den Blüthen dargestellt und die gedruckten Umrisse häufig nachträglich mit Farben ausgefüllt.

Die kleinliche Behandlung der beblümten Vordergründe und des schwächlichen Baumschlags, welche als eine Nachwirkung der Miniaturmalerei in der Kunst des Quattrocento und in den ersten Decennien des Cinquecento geherrscht hatten, hörte auf, als sich, zuerst wohl unter den Venetianern bei Giorgone, das Verständniß für die große Landschaft entwickelte, die bei den Vorgängern immer nur Nebenwerk geblieben war. Tizian verschmähte es bereits, den Boden seiner Bilder mit Blümchen und Kräutern zu erfüllen, während er ein offenes Auge hatte für die feierliche Majestät alter Bäume, für das Lichterspiel in den breiten Laubmassen; vielleicht am schönsten hatte er dies in dem verbrannten Gemälde des Petrus Martyr (Maria dei Frari zu

Venedig) bewiesen. Aber „das große Jahrhundert der Landschaftsmalerei" war erst das siebzehnte, wo, um noch einmal Alexander von Humboldt zu citiren, „Ruysdal's dunkle Waldmassen und sein drohendes Gewölk, die heroischen Landschaften von Gaspard und Nicolaus Poussin, die naturwahren Darstellungen von Everdingen, Hobbema und Cuyp" geschaffen wurden. Jetzt erst lernten die Künstler auch den Charakter der verschiedenen Baumarten studiren, die Eschenallee von der Avenue der Rüstern, die Buchenkuppel von der sparrig ausgreifenden Eiche unterscheiden. Die Blumen, deren conventionelle Kleinmalerei aus den Vordergründen verschwunden war, wurden nun ein Gegenstand liebevollen Studiums und selbständiger künstlerischer Darstellung. Schon Rubens hatte seine Madonnen von einem Blumenkranz einrahmen lassen, den er sich von Jan Brueghel malen ließ; seine Zeitgenossen liebten es, auch Porträts von Männern und Frauen in einen Blumenkranz zu stellen, der aus den schönsten der neuen Arten geschaffen war, welche damals aus dem Orient und den beiden Indien in die Gärten der Niederlande zusammenströmten. In den Blumenstücken von Jan Davidsz und Cornelis de Heem, Jan van Huysum, Rachel Ruysch, Abraham Mignon und anderen Meistern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts leben in unvergänglicher Frische jene Spielarten der Zwiebelgewächse, mit denen damals die Mode ihren Sport trieb, und die seitdem zum Theil wieder ausgestorben sind: Die Tulpen, Hyazinthen, Tazetten, Narcissen, Tuberosen; neben ihnen auch Aurikeln, Nelken, Gartenmohne, asiatische Ranunkeln und die vollen hundertblättrigen Rosen, denen sich Melonen, Trauben, Pfirsiche und andere Früchte in köstlicher Lebenswahrheit beigesellt haben.

Im achtzehnten Jahrhundert ward das Kunstgewerbe von dem Einfluß des fernen Orients beherrscht, eine Folge der Kriegszeit und der Handelsverbindungen, welche sich in Holland, England und Frankreich mit Indien, China und Japan angeknüpft hatten. Dort waren schon von jeher naturalistische oder nur wenig stilisirte Nachbildungen von Blumen in Farben oder auch in plastischen Formen zur Verzierung der verschiedensten Gebrauchsgegenstände üblich gewesen; aus China stammt die Bemalung des Porzellans mit Blumen, die bis zum heutigen Tage beliebt geblieben ist; an indische Muster erinnern die beblümten Kattune und Damaste, die mit Blumensträußchen bestreuten Tapeten, Möbelbezüge und Portieren, die so trefflich mit den Guirlanden und Kränzen harmonirten, an denen die Architektur der Rococozeit ihre Freude hatte.

Im gegenwärtigen neunzehnten Jahrhundert hat sich die Landschaftsmalerei unter mehreren Stilwandlungen zu neuer Blüthe entwickelt, so daß sie heutzutage wohl den breitesten Raum in der Kunst einnimmt; unter dem Einfluß des „paysage intime" läßt sie auch den Bäumen mehr denn je ein gründliches, verständnißvolles Studium zu Theil werden. Auch die Blumenmalerei hat gelernt, nach neuen Methoden ihren Stillleben wirkliches Leben einzuhauchen; die brave Rachel Ruysch hat in unserer Zeit viele Nachfolgerinnen gefunden, da die malenden Damen mit Vorliebe und Erfolg diesem Zweige der Kunstübung sich zuwenden. Dennoch möchte auch heutzutage die Bemerkung

des alten Plinius über die Pflanzenbilder seiner Zeit noch nicht veraltet sein, „daß durch diese Werke kaum etwas Anderes als die außerordentliche Schwierigkeit der Sache dargethan werde.“

Auch die Hoffnung ist noch immer nicht in Erfüllung gegangen, die Alexander von Humboldt in seiner Abhandlung über den Einfluß der Blumenmalerei auf Erweckung des Naturgefühls ausgesprochen hatte, es würde diese Kunst durch Darstellung tropischer Landschaften und Gewächse ihr Gebiet erweitern und ihre ästhetische Wirkung vertiefen. Haben doch selbst die märchenhaften Landschaften, welche die Gartenkunst in den Villen der mittelländischen Riviera geschaffen, mit ihrem farbensprühenden Blumengewühl, ihren bis an die Baumwipfel klimmenden Rosen, mit ihren Palmen, Dracänen und Eukalypten und den wunderbaren Contrasten von veilchenblauer See, röthlichgrauem Fels und goldig schimmernder Luft, kaum jemals Anregung zu künstlerischen Schöpfungen gegeben.

Dagegen hat die Kunstindustrie der Gegenwart begonnen, durch Benutzung neuer Pflanzenformen ihren Kreis zu vergrößern. Wie die Poeten keine anderen Blumen zu kennen scheinen als die von Griechen und Römern schon besungenen Rosen, Lilien und Veilchen, so hatten auch die Künstler sich darauf beschränkt, eine kleine Zahl von Pflanzen, die seit alter Zeit als Modelle für Ornamente gedient hatten, in ewiger Wiederholung nachzubilden. Nunmehr haben sich, wohl zuerst in England und Nordamerika, hervorragende Künstler die Aufgabe gestellt, aus dem unendlich reichen Formenschatz der Pflanzenwelt neue Motive herauszugreifen und sie zur Decoration von Tapeten, Gold- und Silberwaren, von Glas und keramischen Erzeugnissen zu verwerthen; die Mode hat diesen Bestrebungen ihre Gunst zugewendet; große illustrirte Werke geben Anleitung zur Gestaltung neuer Ornamente aus einheimischen und ausländischen Gewächsen. Aber das Reich der Pflanzen ist eine unerschöpfliche Schatzkammer, die noch unzählige, noch niemals verwendete Motive birgt; wir können den Wunsch nicht zurückhalten, daß in Kunstschulen und -Akademieen auch Botanik, wie es schon längst mit der Anatomie geschieht, in den Lehrplan aufgenommen werde, damit in den jungen Künstlern das Auge ausgebildet und das Verständniß entwickelt werde, diese brach liegenden Schätze für Kunst und Kunstgewerbe zu heben, statt immer nur in den abgenutzten Gleisen der alten Ornamentik sich fortzubewegen.

Die Baſtille.

[Nachdruck unterſagt.]

Légendes et Archives de la Bastille par Frantz Funck-Brentano. Avec une préface de M. Victorien Sardou, de l'Académie française. La vie à la Bastille — Le Masque de Fer — Les gens de Lettres à la Bastille-Latude — Le 14 juillet. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1898.

I.

„Legenden und Archive" — oder man könnte den Gegenſatz auch bezeichnen als „Dichtung und Wahrheit": Dichtung der Phantaſie des Volkes, welche die Thatſachen der Geſchichte, kaum daß ſie in das Daſein getreten ſind, mit ihrem Nebel umhüllt oder in freier Schaffenskraft Ereigniſſe erfindet, die niemals dageweſen ſind. Dichtung, welche jeden Tag, heute wie vor tauſend Jahren, an die Stelle der Wahrheit tritt und ihre ewigen Wurzeln zieht aus dem Dunkel jener menſchlichen Seelenvorgänge, in welche der helle Strahl der reinen Erkenntniß nicht hinabreicht. Seelenvorgänge, die durch Stimmungen, Leidenſchaften, Parteiungen, durch praktiſche Ziele, Gegenſätze, Kämpfe beherrſcht werden — nur durch Eines nicht: den reinen Trieb nach unbefangener Wahrheit.

Dieſer Trieb iſt die kärglich gedeihende Frucht aus einem unſcheinbaren Keime, der zwar in jeder Seele eingeſchloſſen liegt, der aber in einer unendlich kleinen Anzahl von Menſchen zur Entfaltung gebracht wird. Denn ſoll dieſe Entfaltung gelingen, ſo muß all das Unkraut entfernt werden, das dem zarten Keime den Boden ſtreitig macht — Aberglaube, Vorurtheil, Zuchtloſigkeit der Phantaſie oder Dienſtbarkeit für irgend welche Zwecke außer der Wahrheit ſelber.

Es iſt ein großer Irrthum zu meinen, irgend ein beſonderes Gebiet menſchlicher Intereſſen ſei allein dieſem Schickſal verfallen. Sie ſind es alle mit einander. Auch nicht die ſimpelſte Thatſache des Alltagslebens iſt davon befreit. Gerade an deren Geringfügigkeit zeigt ſich die Uebermacht des Unkrauts, welches ſich um die nackte Wahrheit ſchlingt, und wäre es nur, um das Einerlei der täglichen Erlebniſſe durch ein Ereigniß zu unterbrechen, das die Phantaſie beſchäftigt, das im Guten oder im Böſen hinaushebt über die ewige Gleichmäßigkeit des Wirklichen.

Gewiß iſt das Gebiet der Religion aus naheliegenden Gründen mehr als ein anderes dazu angethan, jene irrationellen Elemente des Geiſtes zur Vorherrſchaft zu bringen. Die Worte ſelber zeugen dafür: Mythe, Legende. Aber

glaube. Und nicht der Witz eines heutigen Spötters, sondern die derbe Zunge des großen Reformators ist es, welche das Wortspiel Legende=Lügende wagt (Luther's Werke, Bd. VIII, S. 36).

Allein unser Jahrhundert ist reich an Beispielen aus einem anderen Gebiete, demjenigen, welches so sehr im Vordergrunde des heutigen Lebens liegt, ja welches in gewissem Sinne ihm den Charakter gegeben hat. Wir meinen das politische Gebiet. Eben jenes Zeitalter der Aufklärung, welches dieses politische Jahrhundert einleitet, zumal die französische Revolutionsepoche selber, sie ist der Schauplatz einer Legendenbildung, welche beweist, daß es immer wieder jene psychologischen Momente der Volksseele sind, aus denen die Dichtung entspringt und sich an den Platz der Wahrheit drängt, mögen nun die Interessen noch so moderne, noch so klare, mögen die Schlagworte noch so feindlich allem alten Irrthum, Vorurtheil, Aberglauben gespitzt sein.

Das neue Buch, dessen Titel im Eingange genannt ist, bringt uns eine lehrreiche Probe davon.

II.

Die französische Geschichtsforschung ist langsam, aber in den letzten Jahrzehnten immer entschiedener zu dem Gebrauche derjenigen wissenschaftlichen Hülfsmittel übergegangen, welche durch den Nebel der Legenden zur Herstellung der Wahrheit hindurch führen. Aehnlich wie in Deutschland sind es mehr und mehr die archivalischen Quellen, welche aufgesucht, an das Licht gebracht und ausgeschöpft werden. Es ist kein Zufall, daß die Antithese von Wissenschaft und vulgärer Ansicht in dem uns vorliegenden Buche sich in die Worte „Legenden und Archive" zusammenfaßt. Die Urkunden der vergangenen Ereignisse sind aufgefunden, gesammelt, herausgegeben worden, und auf ihrem Grunde wird ein Bild der wirklichen Thatsachen herzustellen versucht, welches nicht nur die herkömmlichen Meinungen berichtigt, sondern den Contrast der historischen Wahrheit gegen verbreitete Lieblingserzählungen sich zur eigentlichen Aufgabe macht.

Der Cultus der großen Revolution hat Legenden erzeugt, wie der Cultus der Kirchen. In neuester Zeit haben auch französische Geschichtsforscher sich daran gemacht, an die Stelle der Legenden quellenmäßige Wahrheiten zu setzen. Auf die Geschichtsschreibung eines Louis Blanc und Michelet ist das Werk von Henri Taine gefolgt. In der Richtung dieses neuesten Umschwunges liegt auch die Schrift, welche den Anlaß zu dem gegenwärtigen Aufsatze bietet.

Wer die letzte Pariser Weltausstellung besuchte, die zugleich das hundertjährige Jubiläum der Revolution feierte, sah in der Nähe des Ausstellungsplatzes eine Nachahmung des Gebäudes der Bastille. Kaum hatte er die Eingangspforte durchschritten, so bemerkte er im Dunkel des Raumes einen Greis mit langem, weißem Barte, der auf dem unvermeidlichen „feuchten Stroh" gelagert war, mit seinen Ketten rasselte und lamentable Rufe ausstieß. Der Fremdenführer aber erläuterte dieses Bild mit den Worten: „Sie sehen hier den unglücklichen Latude, welcher in dieser Stellung, beide Arme hinter dem Rücken zusammengekettet, fünfunddreißig Jahre zugebracht hat!"

In der That, die öffentliche Meinung Frankreichs glaubt immer noch an die Beschreibung, die Louis Blanc gegeben hat: „eiserne Käfige, unterirdische Kerker, entsetzliche Aufenthalte von Kröten, Ratten und Spinnen, deren ganzes Ameublement in einem großen Stein besteht, welcher mit etwas Stroh bedeckt ist, und deren vergiftete Luft der Gefangene athmen muß ... eingehüllt in die Schatten des Geheimnisses, verdammt zu einer absoluten Unkenntniß des Verbrechens, das man ihm vorgeworfen hat, ist er Einer, der der Erde nicht mehr angehört."

Diese Bastille des Melodramas hat niemals existirt, am allerwenigsten im achtzehnten Jahrhundert oder gar im Jahre 1789. Unter Ludwig XV. werden die unterirdischen Räume der Bastille nur noch für die zum Tode Verurtheilten, für die Tobsüchtigen u. dergl. gebraucht. Seit dem ersten Ministerium Necker's ist ihr Gebrauch vollständig abgeschafft. Der Gefangene wird in den ersten Tagen nach seiner Ankunft verhört und weiß daher immer, welches „Verbrechens" er angeklagt ist. Keiner befindet sich in einem eisernen Käfig oder sonst dergleichen; jeder bewohnt ein ziemlich geräumiges Zimmer, dessen größte Schattenseite darin besteht, daß die Beleuchtung schlecht ist, weil die Fenster eng und vergittert sind. Dagegen ist es gut möblirt, und wenn der Gefangene damit nicht zufrieden ist, kann er sich von außen die Möbel kommen lassen, ebenso wie Kleider und Wäsche, die ihm belieben. Selbst verwöhnten Bedürfnissen wird nachgegeben.

Der Gefangene erhält Heizung, Licht, Papier, Feder, Tinte, Bücher, er darf auf Musikinstrumenten spielen und bei dem Gouverneur der Bastille werden Concerte veranstaltet. Gesellige Spiele der Gefangenen, wie wechselseitige Besuche sind gestattet, auf dem Dache des Schlosses sind die regelmäßigen Spaziergänge.

Seit dem Regierungsantritt Ludwig's XVI. wird die Milde immer größer. Die zunehmende Sanftheit der Sitten machte sich auch hier geltend. Einzelne Gefangene dürfen Ausgänge machen, bisweilen sogar für die Nacht fort bleiben. Weil die Bastille seit Jahrhunderten das Gefängniß für die höheren Classen, für Leute der Hofgesellschaft u. dgl. ist, war bereits zur Zeit Ludwig's XIV. die Art der Speisen nicht nur eine ausreichende, sondern eine luxuriöse. Es werden merkwürdige Beispiele von den hier üblichen Menus mitgetheilt. Auch Voltaire ist in seiner Jugend zwölf Tage Gefangener der Bastille gewesen, begleitet von der Empfehlung des Polizeipräsidenten, „ihm alle diejenigen Rücksichten zu Theil werden zu lassen, welche man seinem Genie schuldig ist."

Ja, eine Einrichtung hat dort bereits bestanden, für die heutzutage als den neuesten Fortschritt der Strafrechtspflege gekämpft wird — die Entschädigung des unschuldig Festgenommenen. Für achtzehn Tage Einsperrung erhält ein Herr 6000 Franken; ein Anderer, der zwei Jahre gefangen gehalten war, gar eine Jahrespension von 2400 Francs für Lebenszeit. Voltaire erhielt für die zwölf Tage seiner Gefangenschaft eine Jahresrente von 1200 Livres.

III.

Alles, was sich auf die Bastille bezieht, hat den Charakter des Fabelhaften angenommen. Bekanntlich waren es die Anfänge der Revolution von

1789, die Tage des 13. und 14. Juli, da die Bastille erstürmt wurde. Wie glorreich stellen sich diese Tage und Thaten in der Phantasie des Volkes seit hundert und so viel Jahren dar! Michelet schildert sie in einem bilderreichen, leidenschaftlichen, dramatischen, bewundernswerthen Stile. Aber er hat nicht die Geschichte, sondern den Roman der französischen Revolution geschrieben, wie es ein französischer Schriftsteller der Gegenwart ausdrückt, welcher selber Dichter und nicht Gelehrter ist — Victorien Sardou, in der Vorrede zu unserem Buche.

Wenn wir Michelet glauben, so sehen wir ganz Paris empört gegen Versailles und mit einem herrlichen Elan zu den Waffen eilend, um der königlichen Armee die Spitze zu bieten. Historisch angesehen, die reine Dichtung! Die Pariser waren unzweifelhaft Anhänger der „neuen Ideen", d. h. der Unterdrückung der Mißbräuche, der Vorrechte, die in den Acten der Allgemeinen Stände gekennzeichnet waren, mit einem Worte aller der Reformen, die von ganz Frankreich gewünscht wurden. Aber sie dachten sich diese Reformen nicht ohne Mitwirkung des Königthums, dem sie aufrichtig ergeben waren. Jene Menge aufgeregter Leute, welche auf das Stadthaus läuft und Waffen verlangt, die uns von den revolutionären Schriftstellern als durch Necker's Entlassung erbittert, als bereit zum Umsturze des Thrones dargestellt werden, sind in Wahrheit weit weniger besorgt um das, was in Versailles geplant wird, als um das, was in Paris vorgeht. Wenn sie Waffen verlangen, so geschieht es für ihre eigene Sicherheit.

Die Auflösung der Nationalversammlung erhitzte alle Geister und die Uebelgesinnten benutzten die Unruhe, um die Unordnung zu vermehren. Die Polizei war verschwunden, das Gesindel war Herr der Straße. Seit dem Mai des Jahres 1789 strömte allerhand verdächtiges Volk nach der Hauptstadt; man wußte nicht, woher sie gekommen, wer sie gerufen hatte. Sie zeigten sich allenthalben, insultirten die Frauen, plünderten die Kaufläden, öffneten die Gefängnisse, verbrannten die Octroibarrièren. Am 13. Juli beschlossen die Bürger von Paris die Bildung einer Bürgermiliz zur Beschützung der Stadt, zum Schutze gegen die „brigands". Bis zum 14. Juli zeigte sich die Pariser Bürgerschaft viel besorgter vor den Ausschreitungen des Pöbels als vor den Absichten des Hofes. Die Bewegung, welche am 15. Juli die Bastille eroberte, wäre vielleicht durch die Nationalgarde unterdrückt worden, wenn deren Organisation eine straffere gewesen wäre. Aber es fehlte eine Leitung, ein Haupt, es fehlte namentlich die Unterstützung durch die Armee.

„Am 13. Juli", sagt Michelet, „vertheidigt sich Paris, am 14. Juli greift es an. Eine Stimme weckt Paris und ruft ihm zu: Geh, und nimm die Bastille! Und dieser Tag ist der Tag des ganzen Volkes."

Das klingt schön, ist aber grundfalsch. Man höre Marat, einen unverdächtigen Zeugen, der die Dinge aus der Nähe gesehen hat. „Die Bastille", sagt er, „war schlecht vertheidigt und wurde erobert von einigen Soldaten und einem Haufen hergelaufenen Volkes, meist Deutschen und Provinzialen. Die Pariser, diese ewigen Gaffer, kamen aus Neugierde, um sich die Sache anzusehen."

In Wahrheit reducirt sich das „ganze Volk", von dem Michelet redet, auf etwa tausend Angreifer, von denen höchstens dreihundert am Kampfe Theil genommen haben: französische Garden und Deserteure aus allen Armeen, zugelaufene Banditen, denen die Straflosigkeit des Stehlens und Mordens winkt, dann Exaltirte, zumal Neugierige. Der Kanzler Pasquier erzählt, daß er bei der Einnahme der Bastille zugegen gewesen. Was man den „Kampf" nennt, war nicht ernsthaft. Der Widerstand war völlig null. Die Zuschauer waren nicht einen Augenblick davon erschreckt. Es waren viele Frauen und zwar sehr elegante Damen darunter. Diese hatten, um sich bequemer nähern zu können, ihre Wagen verlassen. Nicht ein Kanonenschuß ist abgefeuert worden. Gleich am Morgen hatte der Gouverneur der Bastille ohne Mühe sich dazu bestimmen lassen, die fünfzehn Kanonen, welche die Plattform zierten, zurückzuziehen.

Ja, die Bastille war nicht für einen einzigen Tag verproviantirt. Jeden Tag empfing man seine Lebensmittel von den Kaufleuten aus der Stadt, und diesen Tag waren die Lebensmittel abgefangen worden. Die Hand voll Invaliden, welche die Garnison der Bastille bildete, fand darin den Vorwand zur Meuterei und brachte vollends die Widerstandsfähigkeit des Gouverneurs ins Wanken. Ohne daß die Kugeln der Angreifer einen einzigen Mann getödtet haben, öffnet er die Thore.

Die Folgen des 14. Juli sind unheilvolle. Die einzigen Worte: „Die Bastille ist genommen" sind in ganz Frankreich das Losungswort für die entsetzlichsten Ausschreitungen. Es sieht aus, als ob diese alten Mauern in ihren Sturz alle Autorität, allen Respect, alle Disciplin hinein ziehen, als ob jetzt die Bresche gelegt ist für alle Excesse. Die Bauern rotten sich zusammen, um zu verwüsten, zu plündern, die Schlösser anzuzünden, die Bürgerhäuser, die Menschen selber lebendig zu verbrennen, die sich dabei fangen lassen. Die Soldaten insultiren ihre Befehlshaber und machen mit den Verbrechern, die sie befreien, gemeinsame Sache. Keine Stadt, kein Flecken, in dem die Canaille nicht den Ton angibt, in dem die anständigen Leute nicht belästigt werden von den Demagogen der Clubs und der Straßenecken.

Am 14. Juli schon rächt sich die Schwäche an dem Gouverneur der Bastille. Sein Haupt wird von einer Bande betrunkener Missethäter triumphirend durch die Straßen von Paris getragen. Es ist von hier aus eine einzige Kette der Ereignisse, welche zu der Enthauptung des Königs und zu dem Regimente des Schreckens führt.

IV.

Einer der Säle der Bastille enthielt die ganze Geschichte dieser berühmten Festung seit dem Jahre 1659 in sorgfältig geordneten Cartons. Hier waren die Urkunden vereinigt, die nicht nur die Gefangenen der Bastille, sondern alle Personen betrafen, welche eingeschlossen, verbannt oder einfach verfolgt worden waren in den Polizeibezirken von Paris auf Grund einer königlichen Ordre (Lettre de cachet). Diesem Archive waren Archivare beigegeben, welche während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts die Urkunden geordnet hatten

die am Vorabend der Revolution hunderttausend an Zahl betrugen. Der Major des Schlosses, Chevalier, hatte den Auftrag erhalten, auf Grund dieser Quellen eine Geschichte der Gefangenen zu schreiben.

Bei der Plünderung der Bastille waren auch diese Papiere zwei Tage lang zerstreut oder verschleppt worden, verbrannt oder zerrissen. Wißbegierige entführten mancherlei. Sammler, deren es damals in Paris schon gab, benutzten die Gelegenheit. Die geraubten Papiere wanderten nach allen Enden von Frankreich, ja von Europa. Ein großes Packet gerieth in die Hände eines Attachés der russischen Gesandtschaft. Im Jahre 1805 kaufte es der Kaiser Alexander und ließ es in dem Palais der Eremitage zu St. Petersburg verwahren. Heute liegen diese Urkunden in der Kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg.

Etwas verspätet, aber doch schon am 16. Juli 1789, ernannte man in Paris eine Commission von literarisch gebildeten Persönlichkeiten, welche die Urkunden wieder zusammen bringen sollte. Am 24. Juli wurden die Bürger aufgefordert, ihren etwaigen Besitz daran in das Stadthaus zurück zu bringen. Und mit großem Erfolge. Am 2. November 1791 beschloß die Commune von Paris, die kostbaren Documente in der Stadtbibliothek ordnen zu lassen. Dann erlischt das Interesse daran, die Papiere gerathen in Vergessenheit, und es ist im Jahre 1840, daß ein junger Bibliothekar, François Ravaisson, sie entdeckt in der „Bibliothek des Arsenals" in einem Kellergelasse durch einen wahren Zufall, gelegentlich eines Umbaues der Küche. Der Fußboden derselben wird durchgeschlagen, und aus dem Loche kommen alte Papiere zum Vorschein, eine Anzahl von „Lettres de cachet".

Seitdem hat die Arbeit der Ordnung des ungeheuren Materials begonnen, und erst kürzlich (1892—1895) ist der Catalog veröffentlicht worden.

V.

„Bastille" bedeutet ursprünglich einen beweglichen Festungsthurm, dessen gleichen bereits Julius Cäsar beschrieben hat. Froissart sagt an der Stelle, wo er von einem belagerten Platze spricht, daß man Bastides (Bastilles) auf dem Lande und auf den Wegen errichtet, um zu verhindern, daß eine Stadt Nahrungszufuhr erhalte. Die Bezeichnung ging dann auf die festen Thürme über, die man auf den Wällen zur Vertheidigung der Städte errichtete, zumal auf diejenigen, welche an den Thoren standen.

Im Jahre 1356 erwähnen die Chronisten von Paris derartige Befestigungen der Hauptstadt. Im Jahre 1370 wurde, bei der Verstärkung der Befestigung gegen die Engländer, der Grundstein derjenigen Bastille gelegt, die später diesen Namen auf sich allein heftete. Baulich blieb sie erhalten, wie sie im letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts errichtet war; die Schicksale ihrer Bestimmung wechselten im Laufe der Zeiten. Ludwig XI. und Franz I. gaben glänzende Feste darinnen. Bisweilen wohnten in ihr die durchreisenden Gäste der Könige. Erst Richelieu machte ein königliches Gefängniß daraus, einen Aufenthalt für Staatsgefangene, das soll heißen, für solche, welche ein andres Vergehen auf sich geladen haben, als ein gemeinrechtliches — welche der Sicherheit des Staates gefährlich erscheinen; freilich ein sehr vager Begriff. So

vag, daß darunter auch der Sproß einer vornehmen Familie begriffen wurde, der sich seiner Familie unbequem machte, oder wiederum eine Persönlichkeit, die zu hoch gestellt war, um gleich einem gemeinen Manne eingesperrt werden zu können. Viele Jahre lang bewahrt die Bastille ihren militärischen Charakter, und es sind vorzugsweise Officiere darin, welche wegen eines disciplinarischen Vergehens bestraft werden.

Die Regierungszeit Ludwig's XIV. mit ihren Religionsverfolgungen, mit ihren Repressivmaßregeln gegen die „gazetiers" und „nouvellistes" füllte die Bastille mit Schriftstellern, mit Jansenisten und Protestanten, die sie mit Vagabunden und Spitzbuben zusammen zu sperren, zu civilisirt war. Für solche waren Bicêtre, Saint-Lazare und andere Gefängnisse von Paris bestimmt. Auch war dieselbe Regierungszeit gekennzeichnet durch einige große Processe, welche die Angeklagten mit einer mysteriösen Aureole umgaben. Processe über Magie, Giftmorde, Falschmünzerei. Die dieser Verbrechen Angeklagten kamen in die Bastille.

Das geheimnißvollste Ereigniß ist dasjenige der „eisernen Maske". Ein classisches Beispiel dichterischer Phantasie, dessen Wahrheit neuerdings enthüllt worden ist. Voltaire ist es, der die größte Fabel des 18. Jahrhunderts erfunden hat — die Fabel von der eisernen Maske, dem Bruder Ludwig's XIV., der in der Bastille eingesperrt gehalten worden sei. Nicht einmal die eiserne Maske ist Wahrheit; es war eine Maske von schwarzem Sammet, und dahinter steckte nicht ein Bruder Ludwig's XIV., sondern ein Minister des Herzogs von Mantua, der Graf Mattioli. Er hatte sich treulos gegen Ludwig XIV. benommen, dafür ließ ihn dieser entführen und in die Bastille sperren. Das Geheimniß der Einsperrung war gefordert durch die einfachsten Grundsätze des Völkerrechts, denen der König von Frankreich ins Gesicht geschlagen hatte.

Auch unter Ludwig XIV., in der Epoche, da die „lettres de cachet" am zahlreichsten ergingen, kamen jährlich nicht mehr als dreißig Gefangene in die Bastille. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wurde ihrer immer weniger. In den Jahren vor dem Ausbruche der Revolution waren nicht mehr als zehn darin, am 14. Juli 1789 nur noch sieben. Dabei kostete die Bastille viel: der Gouverneur allein erhielt jährlich 60 000 Livres. Necker, in der Erkenntniß, daß die Bastille zu nichts mehr diene, wollte sie „aus Sparsamkeit" unterdrücken. Es war überhaupt von ihrer Schleifung die Rede, längst vor der Revolution. Im Jahre 1784 hat der Architekt Corbet, Oberbauinspector der Stadt Paris, einen Plan für den „Platz Ludwig's XVI." entworfen, der auf der Stelle der alten Bastille angelegt werden sollte. Andere Künstler waren mit Projecten für ein Monument, das an dieser Stelle stehen sollte, beschäftigt, ein Monument zu Ehren Ludwig's XVI. Das Standbild des Königs erhob sich auf einem Piedestal, das aus den Ketten des alten Staatsgefängnisses gebildet war; der König streckt die Hand nach dem zerstörten Gemäuer aus, von dem eine Thurmruine übrig geblieben, die Hand des Befreiers.

Diese Pläne lagen in der Luft, um dann jene Störung zu erfahren, durch welche der Ausbruch der großen Revolution herbeigeführt wurde.

Y.

Ein Ausflug nach den ägäischen Inseln.

Von

Rudolf Lindau.

[Nachdruck untersagt.]

Die Dardanellenstadt — Tenedos — Smyrna.

Wir verließen Constantinopel am Sonntag, den 22. Mai. Unsere Gesellschaft bestand aus drei Personen. Wir hätten leicht mehr Theilnehmer an unserem Ausfluge finden können, denn der „Archipel" ist ein hier oft genanntes, sehr wenig bekanntes Wilajet, aber die kleine Dampfyacht, auf der wir die Reise machen wollten, gewährte nur Raum für drei Fahrgäste.

Unser erstes Reiseziel war Smyrna, das wir, nach kurzem Aufenthalt in Kalé-i-Sultanié, der Dardanellenstadt, und in Tenedos am Dienstag früh erreichten. Auf dem Wege dorthin, durch das Marmarameer und die Dardanellenstraße, sah ich nur wenig, was meine Aufmerksamkeit sonderlich gefesselt hätte. Ich freute mich des herrlichen Wetters, des klaren Himmels, der blauen See, der reinen, milden Luft, die die vom Constantinopeler Staub ermüdeten Lungen wie etwas Köstliches einsogen, des schönen Tages vollkommener Ruhe.

In den heißen Straßen von Kalé-i-Sultanié, die ich durchschritt, sah es ruhig, friedlich, freudlos aus. Kaum ein lautes Wort störte die Stille. Es lag Feiertagsstimmung in der Luft, obgleich wir am ersten Tage der Arbeitswoche waren. Hier und da schlich ein schwer beladener Hamal (Packträger) vorüber, finster, stumm, mühsam athmend, dem Lastthiere gleich, dessen Loos er, wie dieses, ohne zu klagen, trägt. Aus einem Hause erscholl feines, schüchternes Geklimper einer schwach tönenden Guitarre. Vor den zahlreichen Kaffeehäusern saßen Türken und Griechen, die meisten von ihnen schweigsam an der schweren Spitze eines gurgelnden Nargileh saugend. Die Türken blickten träumerisch, gleichgültig, ernst vor sich hin; auch die Griechen verhielten sich ruhig. Ich habe bemerkt, daß an den Orten, wo die Griechen nicht unter sich leben oder durch ihre Zahl das vorherrschende Element einer Bevölkerung bilden, sie starke Einbuße an ihrer angeborenen Lebhaftigkeit und Frische erlitten haben.

Gegen ein Uhr verließen wir die Dardanellen, und zwei Stunden später gingen wir in den kleinen Hafen von Tenedos vor Anker.

Die Möglichkeit, eine Reise durch die ägäischen Inseln zu machen, war mir unerwartet geboten worden, so daß ich kaum Zeit gefunden hatte, mich auf die Fahrt vorzubereiten. In Constantinopel, das keine öffentlichen Bibliotheken besitzt, hatte ich nur zwei Bücher gefunden, die mir darüber einige Auskunft gaben: das große Werk Vital Cuinet's, „La Turquie d'Asie", das sich in erster Linie mit der Verwaltung und Statistik des Archipels beschäftigt und bis zum Jahre 1890 reicht, und Louis Lacroix', „Iles de la Grèce", eine Arbeit, in der mit lobenswerthem Fleiße viel Aelteres zusammengetragen, was über die Inseln geschrieben worden ist, und die gegen Mitte des Jahrhunderts vollendet sein dürfte, da sie an keiner der Stellen, die ich nachlaß, über das Datum 1850 hinaus reicht. Beide, Cuinet und Lacroix, namentlich dieser, indem er sich zum Echo der größten Dichter und Historiker des Alterthums und hervorragender Schriftsteller neuerer Zeit macht, sprechen mit Enthusiasmus von der „unübertrefflichen Schönheit der Inseln", die sie, unter stets lächelndem Himmel gleich blühenden Gärten auf dem azurblauen, silbern und goldig glitzernden Meere dahin gestreut, von schönen, fröhlichen Menschenkindern bewohnt, als das Lieblichste schildern, was das Auge sehen kann.

Meine Erwartungen waren dementsprechend hochgespannt, und lange bevor wir in den Hafen von Tenedos einliefen, hatte ich die Insel bereits mit dem Fernglase aufmerksam gemustert. Was ich nun von Bord des Schiffes aus sah, nachdem wir in dem kleinen, stillen Hafen den Anker ausgeworfen hatten, bereitete mir nicht etwa eine Enttäuschung, doch war es weniger, oder richtiger gesagt etwas Anderes, als ich zu sehen erwartet hatte. Still und friedlich, am Fuße einer in sanften Farben prangenden Anhöhe und im Schutze einer starken, anscheinend wohl unterhaltenen Citadelle, lag an den Ufern der kleinen Bucht, in die wir eingelaufen waren, eine freundliche, helle Stadt vor mir. Aber vergebens suchten meine Augen nach dem versprochenen reichen Schmuck der Höhen und Fluren. Ich erblickte eine malerische Landschaft, die aber, so weit meine Erinnerung zurückgeht, an den Farbenreichthum und die Ueppigkeit anderer südlicher Inseln, die ich im Leben gesehen habe, nicht hinan reichte. Ich tröstete mich damit, daß wir die großen Edelsteine des Archipels: Lesbos, Chios, Samos, Rhodos noch nicht gesehen hatten, und es voreilig gewesen wäre, mir jetzt bereits ein Urtheil über die Schönheit der Sporaden bilden zu wollen.

Etwas ernüchtert, aber keineswegs verdrossen, trat ich ans Land. Alles, was ich erblickte, war freundlich, friedlich, wie ich es vom Schiff aus gesehen hatte, Auge und Gemüth labend und beruhigend — aber von überraschender Schönheit war es nicht.

Der einheimische Grieche, der mich auf meiner kurzen Wanderung begleitete, hatte kaum eine Ahnung von der großen historischen Vergangenheit seiner Heimath. Er beschrieb das nahe Troja als einen Ort, wo Fremde viel Geld ausgäben, um werthlose Gegenstände auszugraben, wozu er überlegen

lächelte, und von den blutigen Kämpfen großer Völkerschaften um den Besitz von Tenedos war in seinem Geiste ebenso wenig eine Spur zu finden wie auf der Insel selbst. Er hatte von einem Einfall der Russen zu Anfang des Jahrhunderts sprechen hören, dem er mit großer Bitterkeit die Verarmung seiner ehemals reichen Familie zuschrieb, und er erwärmte sich nur wenig, als er von der Heldenthat der Ipsarioten sprach, die unter Kanaris einen glorreichen Seesieg über den Kapudan-Pascha erfochten hatten. — „Jetzt haben wir dem Padischah zu gehorchen," sagte er, „und das ist wohl auch das Beste für uns. — Mögen nur neue Kriege uns erspart bleiben!" Diese ruhige, nicht etwa schwermüthige politische Resignation habe ich übrigens auf allen Inseln, die ich während meines Ausfluges besuchte, wieder gefunden.

Die Stadt Tenedos, die 4000 Einwohner, darunter 1300 Muselmänner, zählt, gleicht einem ärmlichen Fischerdorfe; doch sah ich dort keinen Bettler. Die Gassen waren verödet, denn die Mittagssonne brannte heiß. Die großen, schlanken Männer, denen ich hie und da begegnete, und die mich artig begrüßten, schritten mit der eigenthümlichen Anmuth einher, die bei den armen griechischen Volksclassen deutlicher hervortritt als bei den besseren.

Der Hafen von Tenedos bietet Fahrzeugen mit geringem Tiefgang sicheren Schutz; größere Schiffe würden dort keine Zuflucht suchen dürfen. An der Stelle, wo sich die griechische Flotte vor der Einnahme von Troja verborgen haben soll, wird eine Bucht gezeigt, in der kaum ein Dutzend kleiner Fahrzeuge Platz gefunden haben würde.

Wir verließen Tenedos um fünf Uhr, und gen Süden steuernd, die anatolische Küste zu unserer Linken, die mächtigen Berge von Lesbos vor uns, befanden wir uns am Cap Baba Kalessi, am Eingang des Golfs von Adramytte, als die rothe Sonne, wunderbares Licht auf das erglühende, alte Gemäuer einer ehemaligen Festung und auf die auf dessen Trümmern erbaute, weit über den Felsen zerstreute neue Capstadt werfend, strahlenlos am wolkenfreien Himmel in ein stilles Meer hinabstieg, über das sie einen sich langsam verdunkelnden Purpurschleier ausbreitete. Am Himmel zeigte sich die schmale, silberne Sichel des jungen Mondes, und bald funkelte und leuchtete der ganze, große Dom in goldiger, südlicher Sternenpracht.

Am nächsten Morgen wurde ich zu früher Stunde durch das dröhnende Rasseln der Ankerkette aus tiefem Schlaf geweckt. Vom Golf von Smyrna hatte ich nichts gesehen. Wir lagen dicht am Quai der reichen Stadt vor Anker.

Smyrna zählt etwa eine halbe Million Einwohner, wovon über ein Viertel Muselmänner, 130 000 Griechen und 60 000 fremde Kaufleute aller Nationen, der Rest Israeliten, Armenier, katholische Lateiner und Bulgaren sind. Der eigentliche Hafen von Smyrna, der am westlichen Ende des Quais, neben der Douane liegt, ist verhältnißmäßig klein. Dort ruhen, Schiff an Schiff gedrängt, die Fahrzeuge aller mit der Türkei Handel treibenden Nationen. Am häufigsten sieht man die türkische und die englische Flagge wehen. Auf dem Quai herrscht das übliche laute, rege, bunte Leben. Dort ist Europa, Asien und Afrika in unentwirrbarem Treiben vermischt. Schwarze, weiße,

braune und gebräunte Menschen kreuzen sich, und neben rollenden Lastwagen und keuchenden Hamals sieht man schwer beladene unförmliche Kameele, Esel und Pferde. Die Häuser hinter dem Hafen dienen ausschließlich dem großen Handelsverkehr. Jenseits des breiten Dammes aber, der den Hafen abschließt, nimmt die Straße plötzlich ein anderes Aussehen an und wird eine rein europäische. Nun begegnet man fast nur noch wohlgekleideten, mit dem runden Hut oder dem Fez bedeckten Männern und daneben Frauen in heller, geschmackvoller Straßentoilette. Die aus Marmor oder farbigem Stein gebauten freundlichen Häuser sind auf das Sorgfältigste unterhalten und werden von dem mit Glücksgütern besonders reichlich gesegneten Theil der Bevölkerung von Smyrna bewohnt. Sie sind wegen der stets drohenden Erdbebengefahr gewöhnlich einstöckig und überhaupt bescheidenen Umfanges, dagegen haust in einer jeden dieser Wohnstätten immer nur eine Familie, und sogenannte Miethskasernen gibt es in Smyrna überhaupt nicht.

Die innere Anlage der Wohnhäuser scheint mir bei den meisten dieselbe zu sein: man tritt unmittelbar durch die Hausthür in eine Vorhalle, die den größten Theil des Erdgeschosses einnimmt und, mit breiten Diwans und bequemen Sesseln möblirt, mit Blumen und grünen Pflanzen geschmückt, wohl das am meisten benutzte Gemach des Hauses ist. Daran schließt sich dann, an der Seite oder nach hinten gelegen, der Speisesaal und kleinere Empfangsräume; die Arbeitszimmer, Schlafgemächer und Aehnliches befinden sich im ersten Stockwerk.

Die wenigen Einrichtungen, die ich besichtigen konnte, zeugten von dem Bemühen der Bewohner, guten Geschmack an den Tag zu legen. Ich sah viele kostbare Stoffe und Teppiche, einige mehr oder minder werthvolle Alterthümer, hier und da ein gutes Bild neben billigen Chromolithographien und schlechten Radirungen, was mich an Amerika erinnerte, an vielen Orten Flügel und andere Musikinstrumente, und nur sehr wenig Bücher.

Das auffallendste Gebäude am Quai ist das des neuen, großen Sportclubs, das von der Straße durch einen breiten, offenen Platz getrennt ist und als das vornehmste Kaffeehaus von Smyrna bezeichnet werden kann. Neben dem Club, in unregelmäßigen Zwischenräumen durch Wohnhäuser von einander getrennt, findet man mehrere kleine Theater und größere Kaffeehäuser, die sich zahlreichen Besuches erfreuen. Einige derselben besitzen große Gärten, wo es sich die Gäste während des Sommers im Schatten schöner, alter Bäume wohl sein lassen.

Auf der Wasserseite der Staden läuft eine Pferdebahn, die von allen Classen der Bevölkerung benutzt wird. Aber es gibt in Smyrna auch noch anderes und zwar auffallend gut gehaltenes, öffentliches Fuhrwerk. Ich fand auf dem Halteplatz einen fast noch neuen Landauer, auf dessen Rädern ich die Adresse Binder's, eines der ersten Pariser Fabrikanten, las.

Auf den Staden, die dem Süden zugewandt sind, herrscht während der Mittagsstunden stechende Hitze. Die großen Quadersteine, mit denen sie gepflastert sind, erscheinen dann bis zum Versengen der Fußsohlen geheizt, und die von der Sonne ausgegossene und von dem Fußboden ausströmende Hitze

erzeugt eine Temperatur, die jeder Europäer so viel wie möglich zu vermeiden sucht. Die Staden von Smyrna sind von zwölf bis drei Uhr verödet, und tritt man in ein Haus, so findet man die Leute ruhend oder in dem durch Jalousien und Vorhänge verdunkelten Zimmer in leichtesten, hellen Costümen, häufig mit einer kalten Limonade oder der allgemein beliebten kleinen Tasse schwarzen türkischen Kaffees neben sich, langsam und still, jede Bewegung möglichst vermeidend, ihrer Arbeit obliegen.

Als ich am Tage meiner Ankunft zum ersten Male den Fuß auf den Boden von Smyrna setzte, stand die Sonne noch lange nicht im Mittag. Es war warm, aber nicht heiß, und ich benutzte die Zeit zu einem Umgang durch die Stadt, wobei mir ein wohl unterrichteter, sehr artiger Fremder, für den ich eine Einführung mitgebracht hatte, als Cicerone diente. Wir begaben uns zunächst nach dem alten asiatischen Viertel, das an einer mäßigen Anhöhe im Westen der europäischen Stadt emporklimmt. Wir schritten durch enge, dicht bevölkerte, schlecht gepflasterte Straßen, in denen vielfach höchst unangenehme Gerüche verbreitet waren. Um uns reges, stilles Treiben, wie in einem Ameisenhaufen. In den meisten Straßen reihte sich Laden an Laden, in anderen fand ich Wohnhäuser, die in dem leicht erkennbaren türkischen Viertel verschlossen waren und aus denen kein Lebenszeichen drang. In den anderen, nicht ausschließlich dem geschäftlichen Verkehr gewidmeten Theilen der asiatischen Stadt saßen blasse Frauen mit großen, schwarzen Augen, von zahlreichen hageren, schlecht gepflegten Kindern umgeben, vor den Thüren. Aber während die Nationalität der Männer im asiatischen Stadttheil durch den Anzug noch ziemlich leicht zu erkennen ist: der Grieche an der Wraka — einer unter dem Knie festgebundenen Pluderhose — der Jude am Kaftan, der Türke am Turban, der Armenier an seiner Beinbekleidung, die mit der des Griechen eine gewisse Aehnlichkeit hat, nur daß sie hinten durch einen langen, während des Gehens hin und her schlenkernden Sack verunstaltet wird — sieht man nur selten Frauen im Nationalcostüm. Die meisten der den unteren Volksclassen angehörigen Griechinnen und Armenierinnen, einige alte Frauen ausgenommen, tragen eine lose Blouse, häufig in grellen Farben, und einen schlaff herabhängenden Rock dunklerer Farbe, der bis auf die Füße reicht. Auch in der Haartracht konnte ich nicht sogleich charakteristische Unterschiede entdecken. — Die Jüdinnen sind leichter erkennbar, namentlich an ihrer bleichen Gesichtsfarbe, und nicht selten tragen sie, wie die Männer, eine Art Kaftan über dem Anzuge. Hübsche Gestalten habe ich unter den Frauen und Mädchen im asiatischen Viertel nicht gesehen, dagegen viele allerliebste Kinder. Aber auch diese erscheinen arg vernachlässigt.

Die Eingeborenen und alten Bewohner von Smyrna und anderer Städte mit stark gemischter Bevölkerung, wie Constantinopel und Brussa, täuschen sich fast nie über die Nationalität der Personen, mit denen sie zusammentreffen. Der Fremde dagegen kann nur selten mit Bestimmtheit sagen, ob dieser oder jener, der ihm begegnet, dem griechischen, armenischen oder jüdischen Stamm angehört. Zwischen Griechen und Juden ist der Unterschied noch einigermaßen leicht zu erkennen, aber zwischen Griechen und Armenier, und namentlich zwischen Armenier und Juden, täusche ich mich

heute, nach mehr als fünfjährigem Aufenthalt in Constantinopel, noch sehr häufig. Von einigen Männern oder Frauen kann Jedermann an ausgesprochen hervortretenden charakteristischen Merkmalen sofort sagen, welcher Nationalität sie angehören; aber man findet hier kaum einen Armenier, den man in Europa, wenn er sich dort in der gewöhnlichen Tracht zeigte, nicht sicherlich für einen Juden halten würde; auch vielen Griechen würde es nicht anders ergehen. Die dunklen Augen, die stark gebogene große Nase, das schwarze Haupthaar, die dichten, scharf gezeichneten Augenbrauen, das hagere Antlitz, die blutlose Gesichtsfarbe sind vielen der Angehörigen der genannten drei Volksstämme gemeinsam. Dazu will ich jedoch bemerken, daß von den in der Türkei lebenden Juden die meisten spanischen Ursprunges sind — sie werden auch vielfach „Spaniols" genannt — die sich in ihrer Körperbildung sehr wesentlich von den sogenannten polnischen Juden unterscheiden. Man findet darunter vorwiegend hoch und gerade gewachsene Männer und nur selten die gedrungenen Gestalten derjenigen ihrer Glaubensgenossen, die im Westen für Typen des Judenthums gelten. Zwischen einem arabischen Semiten mit seinen langen, sehnigen Gliedmaßen und einem abendländischen ist der Unterschied in der Körper- und Gesichtsbildung kaum geringer als zwischen dem blonden Nordländer und dem dunkeln Spanier.

Im türkischen Viertel sieht es weit ruhiger aus als in den anderen der asiatischen Stadt. Der Türke selbst ist stolz darauf und vermeidet es nach Möglichkeit, mit Griechen, Armeniern und Juden in Berührung zu kommen. Frauen sieht man in den türkischen Straßen fast gar nicht; wenn man ihnen begegnet, so schreiten sie, in ihre weiten, meist seidenen Mäntel gehüllt, das Gesicht strenger als in Constantinopel verdeckt, bescheiden und gleichzeitig würdevoll vorüber, ohne sich, dem Anschein nach, um irgend etwas, was um sie vorgeht, zu kümmern. Die Lebhaftigkeit und sehr große Schwatzhaftigkeit der türkischen Frau tritt im Hause und im Verkehr mit anderen türkischen Frauen hervor. Dort kennt der Fremde sie aber nur von Hörensagen.

Nach dem ermüdenden langen Umgang im asiatischen Viertel trat ich wieder in die europäische Stadt, und zwar zunächst in die Haupthandelsstraße, die „Rue Franque". Dort herrschte — und herrscht, wie ich erfahren habe, während des ganzen Jahres — das regste Leben. Die Menschen drängten sich buchstäblich in der engen Straße, und der Wagen, in den ich mich gesetzt hatte, mußte in langsamem Schritt fahren. Uebrigens sind Wagen in diesem Stadttheil wenig gebräuchlich, da die Straße so eng ist, daß sich zwei Wagen nur mit großer Mühe ausweichen könnten. — In der Rue Franque steht ein Laden neben dem andern. Ich trat in einen derselben, eine Art „Bon marché", um kleine Einkäufe zu machen, und war durch die außerordentliche Billigkeit der Preise, die man mir abforderte, überrascht. Ich kaufte unter Anderem einen Sonnenschirm, einen Strohhut, einige leichte Halstücher und Aehnliches und zahlte dafür kaum die Hälfte von dem, was man in Constantinopel, ja, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, auch weniger, als ich in Berlin, Wien oder London, woher die meisten Waaren kamen — denn die einheimische Industrie ist eine sehr beschränkte — gezahlt haben würde.

Während der heißen Mittagsstunden kann der Fremde nichts Besseres thun, als dem Beispiel der Eingeborenen folgen. Ich blieb bis vier Uhr an Bord und ließ mich dann von meinem gefälligen Begleiter überreden, eine Spazierfahrt zu machen, deren Ziel der Garten der Diana sein sollte, den er mir als etwas sehr Schönes rühmte. Der Weg führte bis zum Ende der Stadt am Meere entlang. Es wurden mir einige Badeanstalten gezeigt, von denen auch die beste nicht einladend war. Smyrna könnte ein östliches Ostende sein, aber vorläufig und wohl für alle Zeiten sind dort die Badeeinrichtungen nichts Besseres und Größeres als die eines europäischen Schwimmbassins. Der Orientale hat keine besondere Vorliebe für Bäder in freier Luft: der Türke kennt nur sein heißes Bad; wie es Griechen und Armenier damit halten, habe ich nicht erfahren. Unaufgefordert spricht Niemand davon.

Hinter Smyrna schüttelte mich unser guter Wagen auf schlechten Wegen bis nach dem gerühmten Garten der Diana. Er enttäuschte mich nicht, denn ich hatte wenig von ihm erwartet: er bot mir so gut wie nichts, abgesehen von einer Gruppe prachtvoller Magnolienbäume, die mit zahlreichen schneeweißen Blumen geschmückt waren.

Als ich mich wieder auf dem Quai befand, wehte mir eine herrliche, erfrischende Seebrise entgegen. Dieser Wind, der während des Sommers mit beinahe vollkommener Regelmäßigkeit um sechs Uhr Abends einsetzt und bis gegen Sonnenaufgang andauert, bietet die schönste Erfrischung des heißen Klimas von Smyrna. Er hat auch einen besonderen Namen: „Imbat". Die europäische Gesellschaft von Smyrna erfreut sich seiner womöglich täglich. — Auf den Staden, namentlich vor dem Club, bewegten sich bereits einzelne Gruppen von Spaziergängern, Damen und junge Mädchen in hellen, leichten Gewanden, hübsch aufgeputzte Kinder, junge Stutzer und gemessen einherschreitende ältere Herren — Alle dem Anschein nach sehr gesprächig, und bald gewannen die Staden das Aussehen eines lebhaft besuchten Vergnügungsortes. Ich sah viele anmuthige Gesichter mit feingeschnittenen Zügen und schönen dunklen Augen; besonders aber fielen mir auch hier die Scharen lieblicher Kinder auf, die mit ihren langen, flatternden, dichten Haaren, Lebensfreude in den strahlenden Augen, umherliefen oder von blonden, nüchtern und traurig blickenden Gouvernanten, in denen ich Engländerinnen und Landsmänninnen witterte, ehrbar in Reih' und Glied vorbeigeführt wurden.

Nun erscholl aus dem sogenannten Clubgarten, dem freien Platz, auf dem lange Reihen von Tischen und Stühlen aufgestellt waren, Orchestermusik. Ich ließ mich mit meinem neuen Freunde an einem der Tische nieder und sah im Verlauf einer Stunde Hunderte von Gästen kommen und gehen, die meistens lange Zeit sitzen bleiben. Mein Begleiter nannte mir unter den Anwesenden Griechen, Armenier, Juden, hie und da einen Engländer, Franzosen oder Deutschen. Von den ersten Drei konnte ich nun auch unter den Wohlgekleideten die verschiedenen Nationalitäten nicht genauer feststellen, als mir dies am Morgen in der asiatischen Stadt möglich gewesen war. Mein erfahrener Nachbar lächelte darüber und sagte: „Ich begreife nicht, wie Sie nicht sofort erkennen, daß Madame X. eine Griechin, Fräulein Y. eine Armenierin und

Frau Z. eine Jüdin ist." Aber ich konnte, obgleich ich mich nicht über meine Augen beklagen darf, den Unterschied zwischen den Genannten — alle drei blaß, schmächtig, mit wundervollen Augen und prächtigem Haar, alle Drei in ähnlichen hellen Kleidern — beim besten Willen nicht erkennen, und ich glaube, wie mir wird es wohl einem jeden Fremden, Maler und Bildhauer etwa ausgenommen, während der ersten Zeit des Aufenthaltes in Smyrna ergehen.

Gegen acht Uhr verlief sich die Menge, obgleich das Orchester unverdrossen weiterspielte. Es war nach den Ansprüchen, die man bezüglich musikalischer Leistungen im Orient machen darf, nicht schlecht zu nennen, jedenfalls besser als die Capellen, die ich in den öffentlichen Gärten von Constantinopel — „Petits Champs" und „Taksim" — gehört habe; aber in einem Wiener oder Berliner Biergarten würden die braven Musikanten kein Glück gehabt haben.

Der Empfehlung meines Begleiters, mit ihm auf der Terrasse des Clubs zu speisen, folgte ich gern; und bald saßen wir dort, das noch immer lebhafte Treiben zu unseren Füßen, und mit herrlicher Aussicht auf den Hafen, das Meer und die gegenüber liegende malerische Küste des Golfs.

Außer uns beiden befand sich hier nur noch eine aus vier Personen bestehende Gesellschaft. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, denn in allen anderen großen Städten, so viel ich deren kenne, würde die Clubterrasse den Ruf des schönsten Speiseraums gehabt haben. Mein Begleiter erklärte mir, daß der Smyrniot in Bezug auf Essen und Trinken gewöhnlich, hie und da wohl aus Sparsamkeitsrücksichten, ein häuslicher Mann sei; die Griechen, Armenier und Juden wären sehr gastfreundlich und gäben verhältnißmäßig viel Geld für gesellschaftliche Zwecke aus, aber für sich selbst seien sie, ohne sich besondere Opfer aufzuerlegen, in hohem Grade anspruchslos: auf gute Weine und Aehnliches legten sie überhaupt keinen Werth; was die europäischen fremden Einwohner anginge, so seien die älteren unter ihnen verheirathet und lebten mit Frau und Kind, die Jüngeren aber sähen sich wohl genöthigt, ein billigeres Restaurant als das des Clubs aufzusuchen.

Die Mahlzeit, die mir dort geboten wurde, war zwar raffinirter, aber keineswegs schmackhafter, als sie mir in einem gut gehaltenen, bescheidenen deutschen Speisehaus geboten worden wäre. Das Beste waren die Früchte und das Eis. — Der Orient bietet überhaupt dem Gourmand nur unbefriedigende Ausbeute. Ich bin selbst kein Feinschmecker, aber ich habe mich noch immer nicht mit dem Fisch, der einem im Orient vorgesetzt wird, und noch weniger mit dem zähen, trockenen Rindfleisch und dem saftlosen Geflügel befreunden können. Auch das Wildpret, das von den einheimischen Jägern als vorzüglich gerühmt wird, ist nicht nach meinem Geschmack, und mit der Zeit bin ich, wie die meisten hier Ansässigen, auf das ewige Hammelfleisch verfallen, das man mit allen möglichen Saucen, wo immer man seine Mahlzeit findet, vorgesetzt bekommt. Ebenso hätte ich über die Gemüse und Früchte mehr Tadelndes als Lobendes zu sagen. Gut finde ich nur den Salat, grüne Bohnen, Artischocken und an Früchten, in erster Linie Erdbeeren, Kirschen, Weintrauben und etwa noch die Aepfel von Amasia. Es leben viele Millionen Menschen im Orient, befinden sich ganz wohl und erreichen oft ein hohes Alter.

Triftigen Grund zu Klagen bieten die Landeserzeugnisse also nicht. Aber ein Abendländer hat eben seine eigenen Angewohnheiten, und er braucht nicht gerade verwöhnt zu sein, um die orientalische Küche nicht so gut wie die der Heimath zu finden.

Während des Essens begann, nach etwa halbstündiger Pause, das Orchester wiederum aufzuspielen, gleichzeitig erscholl aus verschiedenen Gärten vierstimmiger Männergesang, von Guitarren begleitet. Es klang hübsch in die stille, laue Nacht hinein, die sich über Meer und Landschaft gelagert hatte. Ueber uns funkelten die großen Sterne des südlichen Himmels und leuchtete in mildem goldigen Schimmer die Sichel des jungen Mondes. — Man hätte sich an all' dem wohl noch einige Zeit erfreuen können, aber nachdem der Kaffee aufgetragen war, drängte mein Freund zum Aufbruch: ich sollte nicht versäumen, die griechische Oper zu hören.

Bald darauf betraten wir einen mittelgroßen, gut gefüllten Saal. Die versammelte Gesellschaft war wohl dieselbe, die ich zwei Stunden vorher auf dem Quai und im Clubgarten angetroffen hatte, aber die schwarzäugigen, blassen Damen hatten sich jetzt noch hübscher geputzt, und einige der jüngeren Herren waren im Frack erschienen.

Die Zuschauer waren das Beste im Saale, die Musik war jämmerlich, jämmerlicher noch waren die schauspielerischen Leistungen und am jämmerlichsten der Gesang der ausübenden Künstler. In dieser Beziehung zeichnete sich ganz besonders die Primadonna aus, eine junge, recht hübsche, für ihre Jahre etwas sehr starke Dame, die gewöhnlich leise, harmlos, vertrauenerweckend sang, aber ganz unerwartet, bei einigen nicht zu berechnenden Gelegenheiten, mit furchtbarer Macht die höchsten gellenden Töne ausstieß, die wie Messer in die Ohren schnitten. Das Publicum, aus den Mitgliedern der besten Gesellschaft bestehend, hörte andächtig zu, und wenn die Donna am lautesten schrie, applaudirte es lebhaft. Sämmtliche Sänger und Sängerinnen tremolirten stark; einige sangen noch obendrein falsch. Ich weiß nicht, ob mir das Gequicke und Gezirpe japanischer Sänger und Sängerinnen nicht doch noch lieber ist, als der anspruchsvolle, entsetzliche Gesang der großen griechischen Truppe von Smyrna. „Es ist eine sehr beliebte Gesellschaft," meinte mein Nachbar. „Sie wird wohl von hier nach Constantinopel gehen, wo Sie sie im Winter wieder hören können." Ich nickte zustimmend, aber mein Entschluß, die gerühmte Truppe niemals wieder zu hören, stand fest. Als der Vorhang nach dem ersten Act gefallen war, schützte ich Müdigkeit vor und begab mich an Bord.

Es wäre ungerecht, zu sagen, daß es für eine Stadt von einer halben Million Einwohner, wie Smyrna, beschämend sei, kein einziges auch nur einigermaßen gutes Theater zu haben. Das Verhältniß der Theaterbesucher zur Zahl der Einwohner ist für Smyrna ein ungünstigeres als für europäische Städte. Von der halben Million sind zunächst nahe an 300 000 Moslem abzuziehen, die beim Theaterbesuch überhaupt nicht in Betracht kommen, da sie derartige Schaustellungen nicht besuchen. Unter den griechischen, armenischen und jüdischen türkischen Unterthanen Smyrna's gehört ein sehr großer Procent-

satz der armen, arbeitenden Klasse an, denen das Bedürfniß nach musikalischen Genüssen vollständig abgeht. Die Ziffer desjenigen Theils des Publicums der großen Handelsstadt, der sich überhaupt um das Theater kümmert, dürfte kaum die Einwohnerzahl eines kleinen deutschen Ortes von 20 000 Seelen übersteigen. Aber auch mit dieser Einschränkung bleibt die Oper, die den Musikfreunden in Smyrna sowohl, wie in Constantinopel geboten wird, noch immer eines einigermaßen musikalisch gebildeten Auditoriums unwürdig. Ich schließe daraus, daß die heutigen Griechen, als ein Ganzes genommen, nicht musikalisch sind und die Armenier ebenso wenig. Zwar findet man in den reichen griechischen und armenischen Familien häufig junge Mädchen, denen die Eltern nachrühmen, sie könnten singen und Clavier spielen, aber in der Mehrzahl der Fälle sind die künstlerischen Leistungen der niedlichen Dilettantinnen nicht hervorragend. Ausnahmen gibt es natürlich und sogar recht hervorragende, aber als allgemeine Regel darf man annehmen, daß wirkliche Liebe für die Musik im Orient nicht besteht.

Der nächste Tag brachte mir an Neuem nur einen Besuch bei dem ersten Beamten der Provinz, dem Wali des Wilajets von Smyrna. Er ist eine in der Türkei berühmte Persönlichkeit, ehemaliger Großwesir und trägt demzufolge den Titel „Hoheit“. Sein Name ist Khiamil Pascha. Er ist über achtzig Jahre alt, aber noch von vollkommener geistiger und körperlicher Frische, seine kräftige Gestalt ist kaum gebeugt, und seine klugen, ernsten, milden Augen, die Augen des alten Mannes, der viel erlebt hat, blicken hell und klar. Er spricht geläufig französisch und englisch, so daß bei der Unterhaltung mit ihm die meisten Fremden der Dienste des jedes Zwiegespräch erschwerenden Dragoman entbehren können.

Khiamil Pascha bekleidete das Großwesirat in Constantinopel während des Besuchs, den der deutsche Kaiser dem Sultan machte, und wurde bei dieser Gelegenheit durch die Verleihung des schwarzen Adlerordens ausgezeichnet. Er steht in dieser Beziehung wohl als einziger türkischer Beamter da. Der Pascha gilt für freisinnig — und dies soll der Grund sein, weshalb er aus Constantinopel entfernt worden ist. Sein Konak, am östlichen Ende der europäischen Stadt gelegen, ist das übliche große Gebäude, in dem es von Beamten, Dienern und Soldaten wimmelt. Die Einrichtung darin ist von der einfachsten Art.

Ich hatte Tags zuvor um die Ehre einer Audienz gebeten und wurde ohne das geringste Ceremoniell vorgelassen, nachdem ich wenige Minuten in einem Vorzimmer gewartet hatte. Der Pascha begrüßte mich mit der würdevollen Höflichkeit, die alle höheren türkischen Beamten in so angenehmer Weise auszeichnet, nöthigte mich, Platz zu nehmen, und eröffnete in liebenswürdiger Weise eine angenehme Unterhaltung, die ich aus gebotener Rücksicht auf den vielbeschäftigten Herrn nicht in die Länge zu ziehen versuchte. Ich blieb etwa eine Viertelstunde in seiner Gesellschaft. Während derselben wurden wir verschiedene Male unterbrochen durch Diener, welche Kaffee und Cigaretten hereintrugen, und durch mehrere Beamte, die einer nach dem andern in das große Gemach traten, sich dem Pascha bis auf einige Schritte näherten und dann, demüthig

zur Erde blickend, des Befehls harrten, sich des Auftrages, der sie in das Zimmer geführt hatte, entledigen zu können. Einige Male wurden dem Pascha starke Stöße von Briefen überreicht, die er, ohne sie anzublicken, neben sich auf den Divan legte, andere Male handelte es sich um seine Unterschrift unter ein ihm ehrerbietigst überreichtes Schriftstück. Er gab sie, indem er, in der üblichen Weise das Papier in der linken Hand haltend, seinen Namenszug unter das Schriftstück setzte. Ich glaube, daß er in den fünfzehn Minuten von etwa zehn verschiedenen Personen in Anspruch genommen wurde. Er ließ sich aber dadurch in der Unterhaltung nicht stören, sondern fuhr ruhig fort, zu sprechen oder anscheinend auf das zu achten, was ich ihm sagte. Dabei schnupfte er fleißig aus einer kleinen goldenen Tabaksdose, die er fortwährend in der Hand hielt. Sein ganzes Wesen war das eines sehr vornehmen, großen Herrn, ernst, milde und ruhig, und jedes Wort, das er sagte, verdiente Beachtung, wie das häufig bei hochgestellten Männern der Fall ist, in deren Händen es liegt, über die Schicksale vieler Menschen zu entscheiden.

Nachdem ich mich dem Wali empfohlen hatte, machte ich, wie die Sitte es erheischt, seinem ersten Beamten, und nach diesem auch dem Chef der Gendarmerie, der im Konak des Wali seine Bureaux hat, und dem militärischen Gouverneur von Smyrna, in einem besonderen Hause dem Konak gegenüber, meine Aufwartung. In dem ersten Beamten fand ich einen noch jungen, der französischen Sprache vollkommen mächtigen, sehr gewandten Mann von den höflichsten Umgangsformen und in dem Chef der Gendarmerie einen alten Soldaten, gleichfalls sehr zuvorkommend, mit dem aber die Unterhaltung einen beschwerlicheren Fortgang nahm, da er nur türkisch sprach, so daß wir uns zur Verständigung eines Dragoman bedienen mußten und uns mit dem Austausch der üblichen Höflichkeitsformeln begnügten.

Den militärischen Gouverneur traf ich auf dem großen Exercirplatz vor seinem Hause. Er saß dort auf einem hölzernen Stuhl, von einem halben Dutzend jüngerer Officiere umgeben, und zwischen seinen Knieen stand ein bildhübscher Knabe von acht bis zehn Jahren — sein Sohn, wie ich später erfuhr —, der sich an ihn schmiegte, und dem der alte Mann die weichen Haare streichelte. — „Der Herr Gouverneur war fast ein Jahr lang von seiner Familie entfernt," sagte mir, wahrscheinlich um die Zärtlichkeit seines Vorgesetzten, des alten Soldaten, zu beschönigen, ein jüngerer Officier, der recht gut deutsch sprach. — Als ob es einer Beschönigung bedurft hätte! —

Auf dem Exercirplatze befanden sich einige hundert Mann bestäubter Soldaten, in ziemlich defecter Uniform, in voller Ausrüstung: den Tornister vollgepfropft, darüber den gerollten Mantel und auf der Schulter das Gewehr. An den Füßen trugen sie dicke wollene Strümpfe, wie für den kalten Winter, und über den Strümpfen Sandalen. Die Armen mußten in diesem Anzuge wohl sehr unter der starken Hitze leiden, aber sie gingen schwingenden Schrittes an dem Gouverneur vorüber. Sie waren ohne Ausnahme von der Sonne verbrannt, einige so, daß man sie für Schwarze hätte halten können. Ich erfuhr von dem deutsch sprechenden Officier, daß ich eine Abtheilung der

soeben aus Thessalien zurückgekehrten Truppen sähe. Einer von ihnen wurde auf dem Buckel eines Kameraden vorbeigetragen, ein anderer, auf seine zwei Nebenmänner gestützt, schleppte sich mühsam vorbei. Es war ein recht trauriges Bild, ein Bild „nach dem Kriege." Keiner der anwesenden Officiere verlor ein Wort darüber. Sie standen während des Vorbeimarsches auf und salutirten.

Ich fragte den artigen Officier, der ebenfalls in Thessalien gewesen und mir bei der Unterhaltung mit dem Gouverneur als Dolmetscher gefällig war, was mit den Soldaten jetzt geschehen würde. Er antwortete, sie würden in Smyrna bleiben, zunächst würde man sie ins Bad schicken. — Sie schienen in der That einer gründlichen Reinigung sehr bedürftig.

Während der noch übrigen zwei Tage in Smyrna lernte ich einige angesehene Armenier und Griechen persönlich kennen und wurde von allen mit großer Gastfreundlichkeit aufgenommen. Des Abends herrschte auf dem Quai, ohne für mich erkennbare Abwechselung, dasselbe Leben, das ich am ersten Tage beobachtet hatte, das Leben eines Badeortes, in dem man die Zeit in möglichst angenehmer Weise todtzuschlagen bemüht ist. Alle Welt sah vergnügungssüchtig und harmlos aus. Mein freundlicher Begleiter, der sich ein für allemal zu meiner Verfügung gestellt hatte, sagte mir, ich würde wohl wenige Eingeborene in Smyrna finden, die auch nur entfernt daran dächten, sich nach vollendetem Tagewerk des Abends noch zu beschäftigen. Geistige Bedürfnisse hätten die Leute nicht, und sie verbrächten die Abende auf der Straße, im Café, im Theater, im Club oder in Gesellschaft. „Das scheint mir für einen jungen Mann wie Sie ein ganz vergnügliches Leben," sagte ich.

„Ja, eine Woche lang vielleicht," antwortete er, „aber ich bin hier schon seit mehreren Jahren. — Es ist etwas einförmig." Er sah, als er dies sagte, niedergeschlagen und entmuthigt aus, und ich mußte ihn bedauern. Ich kann mir in der That denken, daß das Leben, wie man es in Smyrna führt, einem Abendländer nach kurzer Zeit recht öde erscheinen muß.

Lesbos.

Wir verließen Smyrna mit Tagesgrauen und langten noch im Laufe des Vormittags in Mitylene, der Hauptstadt der Insel Lesbos, an. Diesen Namen hört man aber im Osten nur selten aussprechen. Dort trägt die Insel jetzt den Namen ihrer Hauptstadt: Mitylene oder Mételin.

Die ruhige Fahrt während der frischen Morgenstunden durch den großen Golf von Smyrna war sehr angenehm. Als wir ihn verlassen hatten, sahen wir die hohe Südküste von Lesbos vor uns, und nachdem wir uns dieser bis auf geringe Entfernung genähert hatten, fragte der Capitän, ob wir den schönen Hafen von Hiëro besuchen wollten, den fremde Reisende nur in seltenen Fällen zu sehen bekämen. — Wir bejahten dies natürlich.

Darauf steuerten wir auf die Insel los, als wollten wir dort auflaufen; aber plötzlich, in unmittelbarer Nähe des steilen Ufers, zeigte sich eine schmale Oeffnung, die uns eine davorgeschobene kleine Insel bis dahin verborgen hatte, und durch die wir nun zunächst in einen engen Wasserweg und sodann in

einen rings von anmuthigen Hügeln eingeschlossenen Hafen gelangten, so groß und so tief, daß alle Flotten Europa's darin Raum finden würden. Aber ein größeres Schiff sieht man dort nie, denn der Kanal zu dem sichern Ankerplatz ist so eng und seicht, daß nur kleine Fahrzeuge ihn benutzen können.

Der Hafen von Hiëro, der von vielen Punkten aus einem See gleicht, ist über sechs Meilen lang und drei breit. Die Küsten sind gut bebaut, hauptsächlich mit Olivenbäumen. Auch sieht man große Weinpflanzungen und überall kleine Ortschaften und vereinzelte Häuser, deren helle Mauern und Fenster durch grüne Bäume und hohes Gesträuch einladend hervorleuchten. Friedliche Ruhe lagert über dem lieblichen, weltverlorenen, von der freundlichen Frühsonne bestrahlten Stückchen Erde, das man sich nur von friedfertigen, stillen Menschen bewohnt denken kann. — Es wäre ein schöner Ruheplatz für Einen, der, „des Treibens müde", Frieden sucht und sich „ohne Haß vor der Welt verschließen" will.

Nach zwei Stunden im Hafen von Hiëro setzten wir längs der blühenden und grünenden Südküste von Lesbos die Fahrt nach Mitylene fort. Die Sonne stand nun hoch am Himmel, aber sie belästigte uns nicht. In Lesbos wird es niemals empfindlich kalt und erst von der zweiten Hälfte des Monats Juli ab, etwa vier Wochen lang, wirklich heiß. Ein milder Himmel liegt über der glücklichen Insel, die als eines der Wunder der Natur gepriesen worden ist. Sie ist noch immer von der großen Lieblichkeit, die sie den Geschenken der Natur verdankt; aber was Menschen für sie gethan hatten, um sie zu einer der schönsten Stätten des Alterthums zu machen, ist vernichtet und verschwunden.

Vom kleinen Hafen aus, in dem einige Boote und Kaiks vor Anker gegangen waren, erblickten wir eine Stadt aus weißen und hellfarbigen Häusern, die sich von dem schmalen Quai aus amphitheatralisch an einem grünen, spärlich bewachsenen Hügel aufbaut. Es fallen darin zwei große neue Gebäude auf, die man mir später als die türkische und die griechische Schule bezeichnete, vor Allem aber die alte große Burg, die von den Genuesen auf der Nordostspitze der Stadt vor Jahrhunderten so fest errichtet worden ist, daß die geringe Sorgfalt, die man ihr seitdem geschenkt, genügt hat, um sie leidlich gut zu erhalten. Ihre Mauern umschließen eine förmliche Stadt, in der in früheren Zeiten fünfhundert Janitscharen mit ihren Familien gelebt haben sollen, und heute die Garnison von Mitylene untergebracht ist.

Betritt man Mitylene, so befindet man sich in einem armseligen Flecken mit engen, schlecht gepflasterten, schlecht unterhaltenen Straßen und kleinen, ärmlichen Häusern. Von irgend welchen schönen öffentlichen Baudenkmalen oder anderen Kunstwerken sieht man nichts, ebenso wenig sind andere Spuren der alten Herrlichkeiten zu entdecken. Im Hofe des griechischen Patriarchats wird ein großer Marmorblock gezeigt, den die Legende als das Grabmal der Sappho bezeichnet. Aber es ist eben nur eines der zahlreichen alten Fundstücke, denen unter der archäologischen Ausbeute unseres Jahrhunderts ein hervorragender Platz nicht angewiesen werden kann. Im Innern der Insel sieht es nicht besser aus als in der Hauptstadt. Von den hunderten von Schlössern,

die sie einst schmückten, ist keines stehen geblieben. Kriege, häufig wechselnde Herrschaft, Plünderung, Erdbeben, Entmuthigung der Einwohner, Mißwirthschaft haben das Land zwar nicht ganz zu Grunde gerichtet, aber aus der blühenden, reichen Insel ist ein verwahrloster Flecken Erde geworden; doch kann sich das Auge noch immer daran erfreuen, denn die Sonne gießt heute wie vor tausend Jahren ihr freundlichstes Licht auf das Land, und die Natur läßt bei armseligster Pflege reiche Ernten aus dem Boden sprießen.

Die Lesbier sind prachtvolle Gestalten von natürlicher Grazie der Haltung und Bewegungen. Die Nationaltracht, in der die meisten von ihnen umhergehen, ist malerisch und gleichzeitig bequem, eine Tracht, in der der Mann sich leicht und schnell bewegen und ungehindert arbeiten kann. Ueber der Brust tragen die Lesbier eine eng anliegende Jacke mit langen oder kurzen Aermeln. Der Hals ist frei, den Kopf ziert eine kleine barettartige Bedeckung. Um die schlanken Hüften ist ein breiter Gurt gewunden, in dem bei vielen ein dolchartiges Messer steckt, und der zur Aufbewahrung kleiner Habseligkeiten, unter anderen auch des Geldes und Tabaks, dient. Die Beinbekleidung besteht aus der Wraka, dem bis zu den Knieen reichenden sackartigen, unter dem Hüftengurt zusammengeschnürten, vielfaltigen Kleidungsstücke, aus gestrickten elastischen Strümpfen, die sich fest an die reinen Formen des Beines anschließen, und aus Sandalen oder anderm Schuhwerk aus hellem Leder. Im Sommer werden von den Fischern und Arbeitern die heißen Strümpfe abgelegt, die Leute gehen dann barfuß einher; aber trotz des schlechten Pflasters und der überall umherliegenden spitzen Steine auf den ungepflasterten Wegen schreiten sie mit einer Sicherheit und Anmuth einher, auf die der Führer eines Balletcorps mit Bewunderung blicken würde. Und diese selbe natürliche Grazie zeigt sich in all' ihren Stellungen: wie sie sich an einen Pfosten oder ein Boot anlehnen und auf die See hinausschauen oder sich in lebhafter Unterhaltung einander gegenüberstehen. Ihre Hände sind wohlgeformt, und noch auffallender ist die Bildung des schmalen Fußes mit hohem Spann und beweglichen, durch keinen harten Druck verdorbenen langen Zehen.

In alten Zeiten hat man die weiche Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft der Lesbier gerühmt. Unglück und Unruhen, die jahrhundertelang die Insel heimgesucht, haben viele ihrer Bewohner zu Dieben, Piraten und Schmugglern gemacht. Aber der Grundton ihres Charakters soll ein liebenswürdiger geblieben sein, und es bedürfte wohl nur eines kurzen guten Regimentes, um die schönen Eigenschaften, mit denen die Natur den Volksstamm gesegnet hat, wieder hell ans Tageslicht treten zu lassen.

Frauen und Mädchen zeigen sich nicht viel in den Straßen. Die wenigen, denen ich begegnete, hatten nichts Reizvolles. Schöne Augen, glänzendes, dichtes schwarzes Haar und gute kleine Zähne waren wohl allgemein. Von den Linien der Gestalt ließ der häßliche Anzug, ähnlich dem der griechischen Frauen im asiatischen Viertel von Smyrna, wenig erkennen, und nirgends entdeckte ich bei ihnen das Bestreben, Aufmerksamkeit zu erregen oder zu gefallen: alle waren sorglos und viele unsauber gekleidet. — Die Kinder liefen halbnackt, lebensfrendig und gesund, in den dunstigen Straßen und am Meeres-

ufer umher; ein Dutzend halbwachsener Knaben, die sich in leichten Booten umhertummelten und bis an unser Fahrzeug kamen, handhabten die Ruder mit der Geschicklichkeit alter Schiffer.

Im Laufe des Vormittags machte ich einige Besuche, auch bei dem Wali des Archipels, dessen Hauptresidenz Rhodos ist, der sich aber zur Zeit nach Mitylene in seinen hübschen, auf dem Hügel gelegenen Konak zurückgezogen hatte. Ich fand in ihm einen erstaunlich wohlunterrichteten Mann, der sich mit allen Tagesfragen augenscheinlich aufmerksam beschäftigte und sich in geläufigem Französisch mit mir unterhielt. — Den Gebräuchen des Landes gehorchend, stellte ich mich auch noch einigen anderen höheren Beamten vor und wurde allerorten mit der würdevollen, sicheren, beruhigenden Höflichkeit empfangen, die eine der liebenswürdigsten Eigenschaften der vornehmen Türken ist. Diese Herren aber sprachen nur türkisch, und mit dem Französisch der Dolmetscher war es nicht weit her, so daß unsere Unterhaltung auf den Austausch der üblichen Höflichkeitsformeln beschränkt blieb. Doch dauerte ein jeder der Besuche wohl an zwanzig Minuten, da es nicht für artig gilt, sich zu entfernen, bevor man die angebotene Tasse Kaffee getrunken und eine Cigarette geraucht hat.

Ersprießlicher war mein Zusammentreffen mit einem jungen englischen Kaufmann, der sich seit Jahren bereits in Mitylene niedergelassen hat und mich seiner schönen jungen Frau, einer Smyrniotin, vorstellte. Mit dieser Dame hätte ich, wie bei vielen Einwohnern von Smyrna, englisch, französisch, italienisch, griechisch oder türkisch sprechen können. Ich ließ es bei dem Französisch bewenden. — Die Beiden machten sich während des Nachmittags zu meinen gefälligen und wohlunterrichteten Führern, und in ihrer Gesellschaft unternahm ich einen längeren Ausflug durch die Insel, wobei mir in der Nähe des Dorfes von Moria die letzten Ueberreste eines alten Aquäducts und in der Ferne mehrere große und kleine helle Ortschaften gezeigt wurden, deren Namen mir bekannt ans Ohr klangen, von denen mir meine Begleiter aber sagten, daß ich dort nichts Anderes, wohl noch weniger Bemerkenswerthes finden würde als in Mitylene selbst, der heruntergekommenen Hauptstadt des ehemals herrlichen Reiches.

Das landschaftliche Bild war ein liebliches. Zwar lagen große verwilderte Flächen zwischen schmäleren Streifen bebauten Landes, auf denen Oliven-, Feigen-, Orangen- und Citronenbäume, Valonnées und Weinanpflanzungen standen, aber in der weiten Ebene grünte und blühte Alles, und auf den Anhöhen erhoben sich kleine und größere Waldungen. In der Ferne erschienen nackte hohe Felsen. Vor ihnen und am Fuße derselben befinden sich noch größere Wälder, in denen Jäger Rehe und Hirsche erlegen und kleine wilde Pferde eingefangen werden können, die zu billigen Preisen nach dem Festlande verkauft werden. Sie klettern wie die Ziegen und sind für ihre unansehnliche Gestalt von großer Leistungsfähigkeit.

Wir machten den Ausflug in einem ziemlich guten Wagen, der von mageren, schnellen Pferden gezogen wurde. Die Wege waren leidlich unterhalten. Als ich dies meinem Begleiter bemerkte, sagte er mir, Lesbos und

Chios wären von den ägäischen Inseln die einzigen, auf denen sich überhaupt noch Fahrwege befänden; südlich würde ich selbst auf den größeren Inseln, wie Samos und Rhodos, keinen Wagen mehr antreffen. Das war, wie ich später feststellte, nicht ganz richtig, denn in Karlowassi konnte ich den Weg vom Hafen zum Konak des Fürsten von Samos in einer merkwürdigen alten Carosse aus dem vorigen Jahrhundert zurücklegen.

Den Abend verbrachte ich mit meinen Reisegefährten bei dem freundlichen englischen Wirthe. Er sagte mir, es gäbe auf der Insel noch einige wohlhabende Leute, da Lesbos noch immer für nahe an zwanzig Millionen Franken Oel, Seife, Feigen und Valonnées, auch noch etwas Wein ausführe; zum Schaden der Insel würde freilich der Importhandel mit jedem Jahre bedeutender, und wenn die heimische Industrie nicht bald einen größeren Aufschwung nähme, was wohl nur mit fremder Hülfe geschehen könne — denn der Grieche sei ein guter Händler, aber kein fleißiger Fabrikant —, so sei vorauszusehen, daß der Werth der Einfuhr den der Ausfuhr in absehbarer Zeit übersteigen werde. Die Unterhaltung mit ihm bestätigte mir auch, daß vom alten griechischen Patriotismus auf dem Archipel nichts übriggeblieben ist, und die Leute nur nach Frieden verlangen, gleichviel unter welcher Herrschaft er ihnen gesichert werde.

In dem englischen Hause hörte ich auch zum ersten Male seit meiner Ankunft in Lesbos alte berühmte Namen: Arion, Sappho, Erinna u. s. w., aussprechen, obgleich ich bereits mit mehreren Griechen der besseren Stände von Mitylene zusammengetroffen war. Fast scheint es, als ob die griechische Bevölkerung des Archipels, im Zusammenleben mit ihren jetzigen Herrschern, ebenso pietätlos geworden sei wie das muselmanische Nomadenvolk und selbst die Erinnerung an die alte Größe ihres Vaterlandes eingebüßt habe. In dem niedrigen Volke ist sie wohl vollständig verschwunden.

Wir blieben zwei Tage in Lesbos; und ich will sogleich hier sagen, um nicht in Versuchung zu kommen, es noch häufig zu wiederholen, daß die Abende, vor und unmittelbar nach dem Sonnenuntergang, und die sternhellen Nächte, die bei dem wachsenden Monde mit jeder Nacht herrlicher wurden, wohl bis zum letzten in meiner Erinnerung fortleben werden.

Ich habe mich während meines Lebens oftmals am Nachthimmel der südlichen Breiten erfreuen können, aber die Nächte im Archipel hatten etwas eigenthümlich Schönes, das ich nicht beschreiben kann. Bei Sonnenuntergang erglühten die kahlen Felsen in milder Farbenpracht, wie ich sie anderswo als in Griechenland nicht gesehen habe; und wenn ich mich später auf dem Verdeck ausgestreckt hatte, vor mir die gezackten Umrisse dunkler ruhender Höhen und im Mondlicht gebadete, weiße, stille Städte, über mir den tiefen Dom des reichen Himmels und unter mir das lautlos goldig, silbern, bläulich, schwarz erzitternde Meer, das, kaum hörbar plätschernd, mit sanftem Rauschen und Summen ein Schlummerlied der Natur an mein Ohr trug, dann kam Ruhe, sorgloser Friede, eine unendlich wohlthuende Abspannung über mich, wie Opium sie dem von Schmerzen befreiten Körper bringen kann. Das, was mir im Laufe des Tages Sorge gemacht haben mochte, war aus meinem

Geiste verwischt, und wenn es in undeutlichen schwachen Umrissen auftauchte, so erschien es nichtig: nichtig das Sorgen, nichtig das Wünschen und Hoffen, ein schmerzloses Erlöschen — Nirwana, das Glück des Alters. — Während der stillen, milden Sommernächte des Archipels war es mir beschieden.

Chios.

Chios, nächst Lesbos die größte unter den ägäischen Inseln, liegt Smyrna gegenüber, auf halbem Wege von Lesbos nach Samos. Die Hauptstadt, die denselben Namen wie die Insel trägt, und auf den Karten, nach der großen alten Citadelle, die sich dort befindet, häufig Kastron genannt wird, erhebt sich auf der östlichen Seite der Insel. — Wir legten die Entfernung zwischen Mitylene und Kastron, die etwa 60 Meilen beträgt, bei spiegelglatter See in sieben Stunden des Vormittags zurück. Der Theil der Ostküste von Chios, an dem wir entlang fuhren, war öde und traurig: die Höhen spärlich mit niedrigen Bäumen bestanden — die Thäler und Triften nur hie und da bepflanzt — wenige kleine Ortschaften und vereinzelte Häuser —, keine Herden, kaum ein lebendes Wesen außer den großen schreienden Möwen, die, im schäumenden Fahrwasser unseres Bootes nach Nahrung suchend, stundenlang unsere Gefährten blieben.

Der Hafen von Chios bietet nichts Bemerkenswerthes. Er ist ziemlich groß. Als wir vor Anker gingen, lagen dort ein türkisches Kriegsschiff, einige zwanzig größere griechische und türkische Segelschiffe und viele kleine Kaiks, von denen die meisten von halbwüchsigen lebhaften Knaben gehandhabt wurden.

Die Stadt, meist aus kleinen, niedrigen, hellen Häusern bestehend, erscheint, vom Hafen aus gesehen, freundlich und einladend, wie übrigens alle Inselstädte, die ich während meiner Fahrt besucht habe. Einige schöne neue Häuser, Eigenthum reicher griechischer Kaufleute, vor Allem aber das schöne alte Schloß, derselben Art, wenn auch nicht so groß, wie das von Mitylene, machen sich sogleich bemerkbar.

Der freundliche Charakter der Stadt veränderte sich schnell, als wir sie betreten hatten. Auf dem Quai, wo der Grund und Boden verhältnißmäßig theuer ist, und Handel und Verkehr die Bewohner zwingen, ihre Häuser und Waarenlager einigermaßen in Stand zu halten, sah es nicht besser und nicht schlechter aus als in Mitylene: leidlich ordentlich, keineswegs reich; aber als wir in die Straße gelangt waren, starrten uns von allen Seiten traurige Ruinen entgegen, verfallene steinerne Häuser, die nur noch wüste Schutthaufen waren, gerade so, wie sie das furchtbare Erdbeben von 1881 niedergeworfen hatte. Es muß die derzeitigen Bewohner von Chios wohl vollständig entmuthigt und den Wohlstand der Stadt auf lange Jahre vernichtet haben, denn sonst ist nicht zu erklären, daß seit achtzehn Jahren nur an vereinzelten Stellen neue Häuser auf dem Platz der alten errichtet worden sind, im Uebrigen aber offenbar nicht das Geringste geschehen ist, um die elenden Trümmer der niedergeworfenen Gebäude zu entfernen, geschweige denn sie durch neue zu ersetzen. Es hat den Anschein, als ob das Erdbeben, anstatt vor Jahren, vor wenigen Tagen erst gewüthet hätte.

Der Anblick der Straßen von Chios, trotzdem er ein trauriger war, gab mir doch nur ein schwaches Bild von dem, was ich später zu sehen bekam, als ich einen kleinen Ausflug durch die Insel machte. Dort fand ich ganze Ortschaften mit Ausnahme weniger Häuser, zu Boden geworfen, nur vereinzelte neue Häuser, und in den verwüsteten die kläglichsten Wohnungsvorrichtungen. Es war, als ob man durch eine ausgegrabene Stadt wanderte, nur daß in einer solchen nach einiger Zeit Reinlichkeit und Ordnung herrschen, wogegen die vom Erdbeben zerstörten Wohnstätten von Chios nichts als ein formloses, graues, wüstes Durcheinander bilden.

In einem der Dörfer fiel es mir auf, daß eine schöne, große Kirche, bereits mehr als halb fertig, aus dem Boden hervorwuchs und ihrer baldigen Vollendung entgegengetrieben wurde. Sie stand inmitten eines fast gänzlich verwüsteten Fleckens. Auf meine Frage, wie die Bewohner, die augenscheinlich nicht genug besaßen, um sich menschenwürdige Unterkommen zu schaffen, die sicherlich hohen Summen erschwungen hätten, die der Bau der stattlichen Kirche erfordern mußte, wurde mir geantwortet, das Material dazu sei von einem in London lebenden reichen Griechen, dessen Familie aus jenem Dorfe stamme, der Gemeinde zum Geschenk gemacht worden, die Arbeit aber werde von den Bewohnern des Dorfes geliefert, deren Jeder monatlich eine gewisse, nicht unbeträchtliche Arbeitszeit der Errichtung der Kirche widme.

Die Spazierfahrt auf sehr schlechten Wegen, wie sie, nach meiner Erfahrung, auf den Inseln und im ganzen türkischen Reich die allgemeine Regel bilden, wäre auch ohne die elenden Ruinen eine traurige gewesen; denn in Chios, wo gute Bausteine überall für die Mühe, sie herbeizuschaffen, zu haben sind, ist es eine weitverbreitete Gewohnheit, alle Besitzungen, namentlich die Gärten, in denen die berühmten Chiosfrüchte: Orangen, Citronen, Feigen, Mandeln, gezogen werden, und deren die Insel über fünfzehnhundert zählt, mit fünf bis acht Fuß hohen, häßlichen, grauen, steinernen Mauern zu umgeben, die die Straßen abscheulich entstellen und die Landschaft in ihrer reichen, blühenden Schönheit erst erscheinen lassen, wenn man sie von der Höhe betrachtet, wo dann die Mauern sozusagen in die Erde versinken und das Auge sich an freien, grünen und blühenden Flächen laben kann, auf denen auch Wein, Oel- und Maulbeerbäume gedeihen. Zur Blüthezeit der Orangen strömt aus diesen Gärten ein so starker Duft, daß er nach zuverlässigen Mittheilungen bei gewissen Winden schon auf dem Meere, auch wenn man sich noch in ansehnlicher Entfernung vom Lande befindet, gespürt werden kann.

In alten Zeiten und noch bis vor einigen Jahren trug der Erwerb aus Gartenfrüchten wesentlich zum Wohlstand der Chioten bei. An Orangen allein wurden noch vor dem Erdbeben jährlich für fünf Millionen Franken ausgeführt. Eine Reihe von Mißernten, von denen die im vergangenen Jahre eine der schlimmsten gewesen sein soll, hat diesen Erwerb auf ein Fünftel zurückgeführt. Auch der Handel in Mastix, einem Harz, das nirgends in der Welt so gut gedeiht wie in Chios, und das früher bei einer Production von 100000 Kilogramm mit 18 Franken das Kilogramm bezahlt wurde, ist erheblich im Preise gesunken, da es als Lack und Firniß durch chemische Präparate

verdrängt worden und jetzt hauptsächlich auf den türkischen Markt angewiesen ist. Dort benutzt man es zur Bereitung des im ganzen ottomanischen Reiche beliebten Getränkes Rakki, auch zu Räucher- und Zahnpulver, und viele vornehme Damen gebrauchen es als Kaumittel, um den Athem wohlriechend zu machen. — Der Mastix wird durch leichte Einschnitte in einen strauchartigen Baum gewonnen, und die Regierung überwacht diese Pflanzungen mit großer Sorgfalt, da ein nicht unbeträchtlicher Theil der Ernte in die Harems des Sultans geht. Die Mastixbauern, frühere Sklaven, stehen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zur Pforte, und es ist ihnen nicht gestattet, über das, was sie ernten, frei zu verfügen.

Meine Gewährsmänner: Beamte und angesehene fremde und griechische Kaufleute, stimmten überein, daß auf Chios großes Elend herrsche. Die Handelsverhältnisse der Insel seien insofern niemals glänzende gewesen, als die Einfuhr auch zu guten Zeiten stets bedeutender gewesen als die Ausfuhr; aber früher hätten die Chioten eine große Handelsflotte besessen, und der Verkehr mit dem asiatischen Festlande und mit entfernten Häfen in Italien, Oesterreich, Spanien, auch Frankreich und England, hätte Reichthum und Wohlleben nach der Insel gebracht. Davon konnte ich in der That nur noch schwache Spuren entdecken.

Während meiner Spazierfahrt gelangte ich nach dem Kloster San Minas, wo im Jahre 1822 ein furchtbares Gemetzel von Griechen stattfand, die sich aus Chios vor den eindringenden Türken dorthin geflüchtet hatten. Man zeigte mir Blutspuren in der Capelle und führte mich in ein Beinhaus, wo Hunderte von Schädeln und zahllose verbleichte Knochen aufgehäuft waren: Ueberreste derzeit Ermordeter. Ich wurde dort auf eine eigenthümliche Touristenroheit aufmerksam gemacht. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Besuchern hatte die gebleichten Schädel wie Blätter eines Fremdenbuches benutzt, und auf vielen derselben fand ich Namen und Wohnort von Reisenden, mit dem Datum ihres Besuches.

Die griechischen Mönche, die mich im Kloster umherführten, waren sämmtlich ältere Männer. Einige waren steinalt. Der Prior gab sein Alter auf achtundneunzig Jahre an. Zwei seiner Ordensbrüder, die wohl nur um wenige Jahre jünger waren, widersprachen dem und sagten, er sei sechsundneunzig. Der Greis hatte klare, lebhafte Augen und bewegte sich mit einer Leichtigkeit, um die ihn ein Sechzigjähriger hätte beneiden können. Er war harmlos eitel auf seine Jugendlichkeit und zeigte mir als Beweis dafür die starken Zähne, die beinahe noch vollzählig in seinem Munde standen. Der Mann hat in seinem Leben mit keinem Zahnarzt zu thun gehabt, und wenn ich mich nicht irre, so waren ihm auch Zahnbürste und Zahnpulver stets fremd geblieben. Ueberhaupt war sein Aeußeres etwas vernachlässigt. Mein einheimischer Cicerone erklärte dies damit, daß die heiligen Mönche jede auf das persönliche Aussehen verwandte Sorgfalt, wozu sie auch Reinlichkeit zu zählen schienen, als sündhafte Zugeständnisse an die Eitelkeit der Welt betrachteten. Man wird mit diesen Vorurtheilen in Bezug auf Seife, Bürsten, Kämme und Schwämme sehr alt auf den Inseln. Greise über neunzig Jahre sind keine

Seltenheit. Der ehrwürdige Prior von San Minas sah aus, als ob er noch viele Jahre leben werde.

Schöne oder merkwürdige Ueberreste des Alterthums befinden sich in Chios nicht mehr. Aber während in Lesbos kein Mensch den Namen Sappho oder Arion ausgesprochen hatte, fragte mich in Chios ein jeder Grieche, mit dem ich in Berührung kam, ob ich nicht die Schule Homer's besucht hätte — Homer's, des größten Chioten. Denn in Chios besteht kein Zweifel darüber, daß die Insel sein Geburtsort war, und man ist dort sehr stolz darauf. Ich möchte aber bezweifeln, daß die überwiegende Mehrzahl seiner noch lebenden Landsleute etwas Anderes von ihm wüßte, als daß er ein großer Sänger gewesen wäre. Der Cultus des Alterthums ist in der griechischen Bevölkerung des Archipels erloschen. Die Chioten, ebenso wie die Bewohner der anderen ägäischen Inseln, haben im Laufe vieler Jahrhunderte zahllose Herren gehabt, und jede neue Herrschaft hat das, was während der vorhergehenden geschaffen war, theilweise oder ganz zerstört, so daß für die Chioten ein Regierungswechsel selten etwas Anderes bedeutet hat als die Vernichtung erworbener Reichthümer. Hie und da hat man ihnen politische und religiöse Freiheiten gelassen. Nach dem, was ich sah, kann ich kaum annehmen, daß die heutigen Chioten darauf besonderen Werth legen, und wenn ihre Vorfahren ihnen in dieser Beziehung geglichen haben, so ist ihnen die bestehende Herrschaft stets die liebste gewesen.

Dies war auch zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Fall, und ganz gegen ihren Willen sind die unglücklichen Einwohner von Chios damals zum Aufstand gegen die türkische Gewalt gekommen. Hätte man sie gewähren lassen, sie wären ruhig geblieben. Aber sie wurden von Griechen des Festlandes und von Ankömmlingen aus dem benachbarten Samos zur Revolution angestachelt. In der Bevölkerung befanden sich einige auf Abenteuer ausgehende junge Leute, die den Ruf: „Es lebe Griechenland! Krieg dem Unterdrücker!" so oft gehört hatten, daß sie ihn mit ungeheucheltem Enthusiasmus ausstießen und Andere mit sich fortrissen. Das unglückliche Chios mußte dafür furchtbar büßen. Die Türken, die eine Besatzung in der Citadelle zurückgelassen hatten, deren Erstürmung den Aufständischen nicht gelungen war, drangen, ohne Widerstand zu finden, in die Stadt ein und wütheten dort mit ruchloser Grausamkeit. Fast die ganze Bevölkerung der Insel, so weit man ihrer habhaft werden konnte, wurde niedergemetzelt. Es fehlt an zuverlässigen Angaben über die erschreckende Zahl der Opfer, aber man wird kaum zu weit gehen, wenn man annimmt, daß bei dem Blutbade 30000 Griechen getödtet wurden. Alle Männer und Knaben über zwölf, alle Frauen über vierzig Jahre alt wurden ohne Gnade und Erbarmen erschlagen oder gehängt, die wenigen Uebriggebliebenen in Gefangenschaft nach Constantinopel geführt. Etwa 20000 Chioten gelang es, sich auf die Schiffe der Ypsarioten zu retten und nach Griechenland zu entkommen, von wo aus sie sich nach allen Theilen der Welt zerstreuten. Viele gingen nach Triest, Andere nach England, Frankreich, ja entflohen bis nach Amerika und Indien. Die ganze Stadt Chios wurde in Brand gesteckt, und noch heute, nach drei Viertel Jahrhunderten, werden

die Spuren des türkischen Vandalismus gezeigt. Auch ist nahezu mit Sicherheit festgestellt worden, daß von den 80- bis 100000 Einwohnern, die Chios vor dem Befreiungskriege aufwies, höchstens 10000 Griechen zurückblieben, die meisten in Noth und Elend. Heute zählt die Insel wieder 38000 Einwohner, von denen 35000 Griechen, 1000 Italiener und 2500 Türken sind. Ungefähr die Hälfte wohnt in der Hauptstadt Chios selbst.

Das Klima von Chios ist ein so herrliches, daß die Chioten trotz des Unglücks, das sie so oftmals heimgesucht und namentlich in diesem Jahrhundert, während des Befreiungskrieges und durch das Erdbeben von 1881, so furchtbar getroffen hat, noch immer ein glückliches Volk genannt werden können. Sie leben, obgleich bettelarm, in einer Art Lazzaroniherrlichkeit. Dies soll sich selbstverständlich nicht auf die ganze Bevölkerung beziehen, denn man findet in Chios auch wohlhabende, strebsame Landbauer, Kaufleute, Rheder. Aber auf Alle paßt die alte Charakteristik des Chioten, die ihn als wohllebend, leichtsinnig, klug, gastfreundlich und gleichzeitig gutmüthig und verschmitzt kennzeichnet. Er war von jeher als großer und glücklicher Spieler bekannt, und man citirt noch heute ein geflügeltes Wort, dessen Sinn ist: „Er hat Glück beim Spiel wie ein Chiot." Ob es von diesem Worte abgeleitet ist, daß man, namentlich in Frankreich, einen glücklichen Spieler, der die Kunst besitzt, „de corriger la fortune", einen „Grec" nennt und darunter allgemein einen Falschspieler versteht, möchte ich bezweifeln, da die Chioten wohl für leidenschaftliche und verwegene, aber nicht für unehrliche Spieler gelten. — In alten Zeiten wurden sie als Feinschmecker ersten Ranges gerühmt, und der Koch aus Chios gehörte zum Haushalt eines jeden großen Herrn; auch heute noch hört man chiotische Kochkunst vielfach rühmen, aber in Chios selbst hat sie bei der Verarmung der Insel wenig Gelegenheit, sich zu bewähren.

Der im Ausland lebende Chiot bildet einen sehr wichtigen, wenn auch nicht zahlreichen Theil der Bevölkerung. Der Chiot ist von jeher zur Auswanderung geneigt gewesen, aber im Gegensatz zu den Emigranten vieler anderer Länder, die fern von der Heimath häufig das Bestreben zeigen, für patriotische Bürger ihrer Adoptivheimath zu gelten, bleibt der Chiot, wo immer er sich niedergelassen haben möge, ein guter Sohn seines Vaterlandes. So oft die Insel von einem Unglück heimgesucht wird, kommen aus allen Ländern, wo ehemalige Chioten sich niedergelassen haben, Beiträge von erheblicher Höhe zur Linderung des Elends, und wenn ein reicher Chiot im Auslande stirbt, so hat er gewöhnlich lebend nicht vergessen, sein geliebtes Vaterland durch reichliche Legate zu bedenken. Die meisten großen öffentlichen Anstalten in Chios: Museen, Bibliotheken, wohlthätige Stiftungen, Schulen, auch Brunnen, namentlich aber Kirchen, sind, wenn nicht ganz, so doch zum großen Theil auf Kosten ausgewanderter Chioten errichtet worden. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die schwersten Unglücksfälle die Bevölkerung niemals auf längere Zeit ganz zu Grunde gerichtet haben. — Es wurde bereits erwähnt, daß der Chiot ein sehr gewandter Kaufmann ist. Als solcher hat er sich auch in der Fremde bewährt. Die bedeutenden griechischen Vermögen im Auslande, namentlich in

Triest, Marseille, London und Paris, sind zum großen Theil von ausgewanderten Chioten erworben worden. Dasselbe darf auch von Constantinopel gesagt werden, und wenn man von den griechischen Bankiers von Galata spricht und deren Geldmacht rühmt, so hört man am häufigsten Namen aus Chios nennen.

Die heutigen Einwohner von Chios müssen auf jeden Fremden, der sie besucht, einen sympathischen Eindruck machen — gleichzeitig einen betrübenden, den verarmter Reichen, denn von der alten Herrlichkeit des Landes ist auf der Insel fast nichts mehr zu entdecken.

Das vollkommenste und best unterhaltene Baudenkmal, das man dort noch bewundern kann, ist die alte, große Citadelle, deren erste Grundmauern zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gelegt wurden, und die in der Kriegsgeschichte des Mittelalters oftmals genannt wird als ein Schlachtfeld, auf dem Tausende von Byzantinern, Genuesen, Venezianern, Türken und Griechen geblutet haben. Im Jahre 1821/22 hatte sich dort die türkische Garnison zurückgezogen, die der Hauptstadt so verderblich werden sollte; heute dient sie der türkischen Besatzung, deren Höhe mir auf 3000 Mann angegeben wurde, als Kaserne; ferner, während Christen in der Festung nicht geduldet werden, wohnen dort 300 Juden; ein Privileg, dessen sie sich auch in Rhodos erfreuen.

Der Israelit inmitten der türkischen und griechischen Bevölkerung nimmt eine andere gesellschaftliche Stellung ein als seine Glaubensgenossen im Abendlande. Einige Städte ausgenommen, namentlich Saloniki, wo die „Spaniols" Herren des Landes zu sein scheinen, ist der türkische Jude in den meisten Fällen ein armer kleiner Händler und Handwerker, dessen öffentliches Leben in keiner Weise geeignet ist, den Neid der andersgläubigen Bevölkerung zu erregen. Die Griechen stehen den Israeliten an Befähigung zum Reichwerden mindestens gleich, und die Armenier dürften ihnen darin überlegen sein. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß, während man nur selten von reichen Juden sprechen hört, die sparsamen, rastlos thätigen Armenier an vielen Orten als die Reichsten genannt und dem entsprechend von den Herren des Landes, den Türken, beneidet und verfolgt werden. Die armenischen Gemetzel dürfen zum großen Theil auf den Haß der armen türkischen Bevölkerung gegen das wohlhabende und reiche Armenierthum zurückgeführt werden. Zu bemerken ist bei dieser Gelegenheit noch, daß der Armenier, selbst unter den schwersten Bedrückungen, nur wenn die türkische Gewalt ihn dazu zwingt, seinen Glauben abschwört, und es wenige Beispiele gibt, wo gregorianische Armenier mit Andersgläubigen in eheliche Verbindungen getreten wären.

Vergebens suchte ich in der Stadt Chios einen Laden zu entdecken, in dem ich ein kleines Andenken hätte kaufen können. In dieser Beziehung sah es in Chios nicht besser aus als in jedem türkischen Dorfe. Die Artikel zur Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse wurden ausgeboten, nichts weiter. An einem der Häuser entdeckte ich ein Schild mit einem deutschen Namen und darunter „Photograph". Ich trat hinein und fand einen jungen Mann, der, eine kurze Pfeife im Munde, sich mir als der Inhaber des Ateliers vorstellte. Er war ein Wanderphotograph, der mit seinen Instrumenten und einem Zelte, das ihm als Camera obscura diente, seit Jahren von einem Orte auf der

asiatischen Küste und auf den Inseln nach dem anderen zog, aber nicht um schöne Landschaften und malerische Porträts aufzunehmen, sondern um die Einwohner der Ortschaften, die er besuchte, hübsch spießbürgerlich ab zu conterfeien. In Chios befand er sich erst seit einigen Tagen, und während derselben hatte er noch keine andere Kundschaft erworben als die des Theaters und der Oper, von deren Anwesenheit ich zum ersten Male hörte. Er fragte mich, ob ich die Photographien der Künstler und Künstlerinnen kaufen wollte, und zeigte sie mir. Aber ich fand darunter nichts besonders Reizvolles. Doch fühlte ich mich, trotz der traurigen Erfahrungen, die ich in Smyrna gemacht hatte, veranlaßt, das Theater von Chios zu besuchen. Es war nicht viel schlechter als jenes, und interessant, hier wie dort, nur das Publicum. Am hübschesten waren auch in Chios die Kinder, namentlich die kleinen Mädchen, die artig und aufmerksam zwischen ihren Eltern saßen, alle mit blassen Gesichtchen, großen, traurigen Augen, schönem Haar und winzigen Händchen und Füßchen — kleine Märchenprinzessinnen.

Man sagt, daß viele arme Eingeborene von Chios nach allen Regeln einer Kunst, die hundertjährige Erfahrung gelehrt hat, zu Bettlern erzogen werden und von ihrer Heimath, wo sie bei Ausübung ihres Gewerbes voraussichtlich wenig Glück haben würden, nach den großen Städten des Festlandes, namentlich auch nach Constantinopel, auswandern. Ich selbst wurde während meines Aufenthaltes in Chios nicht von Bettlern behelligt, und eine Anzahl kleiner Kinder, die sich während eines längeren Aufenthaltes auf der Landstraße um mich versammelt hatten, begnügten sich damit, mich mit ihren großen Augen stumm anzustarren. Gleichzeitig fällt mir jedoch ein, daß ich auf meinen Wegen in Constantinopel neben den braunen, zierlichen Zigeunermädchen, die das Recht, in Galata zu betteln, gepachtet zu haben scheinen, in Pera eine nicht geringe Anzahl kaum den Kinderschuhen entwachsener weiblicher Wesen vorgefunden habe, die vielleicht Schülerinnen der Bettlerakademie von Chios sind. Sie strecken mit einer vollkommen natürlich erscheinenden, möglicher Weise aber angelernten schüchternen Anmuth die Händchen aus, und ihre traurigen, dunklen Augen sind flehend auf den Vorübergehenden gerichtet. Ich glaube, sie machen ganz gute Geschäfte. Mit der Zeit gelingt es nämlich beinahe einem jeden der Kinder, sich gewissermaßen feste Kunden anzuschaffen, deren Lebensgewohnheiten sie genau kennen lernen, denen sie in bestimmten Zwischenräumen in der Perastraße oder auf dem Wege nach Galata, vor einer Hausthür hockend, auflauern, und deren Almosen sie mit rührend freundlichem Lächeln und tiefer Verbeugung wie eine Art Tribut empfangen. Sie kennen sich unter einander, und es kommt nicht selten vor, daß sie eine neuangekommene kleine Bettelschwester ihren Gönnern gewissermaßen vorstellen.

Während meines Aufenthaltes in Chios hielt ich es für meine Pflicht, den bereits genannten Lehrstuhl Homer's aufzusuchen, obgleich man mir vorher gesagt hatte, daß ich nichts als einen unförmlichen Stein finden werde, der alles Mögliche vorstellen könnte, und an den sich seit Jahrhunderten die Legende knüpfe, daß Homer dort inmitten von Schülern seine Gesänge vorgetragen habe. Der große runde Block ist etwa anderthalb Stunden Weges

von Chios entfernt und befindet sich am Ufer des Meeres. Oben ist er abgeplattet, und es scheint, als ob er dort ausgehöhlt gewesen wäre. In der Mitte sieht man rohe Bildungen, die man für Sitze oder Aehnliches halten könnte; einer von diesen ist höher als die anderen und soll die Kanzel Homer's gewesen sein.

Auf dem Wege dorthin und zurück konnte ich wieder feststellen, wie sehr die Herrlichkeiten, die die Natur so verschwenderisch über Chios ausgestreut hat, durch die Natur selbst, aber zum großen Theil auch durch Menschenhände, zerstört worden sind. Einen erfreulichen Anblick hat, wenn ich Alles zusammennehme, die Insel nicht auf mich gemacht, und der Enthusiasmus, mit dem sich Viele, darunter auch einige namhafte Schriftsteller der Gegenwart, darüber äußern, ist mir nicht ganz erklärlich. Das vor dem Erdbeben Geschriebene konnte in der That von den Ruinen, die heute das Bild von Chios zu einem traurigen machen, nicht sprechen; aber die grauen, steinernen Mauern, die den staubigen Wegen, in der Umgegend der Hauptstadt und überall, wo es Gärten gibt, einen so freudlosen Anblick verleihen, müssen seit vielen Jahren, wenn nicht seit Jahrhunderten, bestanden haben, und es erscheint geradezu unmöglich, daß ihre Häßlichkeit dem Besucher nicht aufgefallen sein sollte. Dagegen fand ich das, was von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Bewohner gesagt wird, nicht übertrieben. Wohl waren die Männer nicht so stattlich wie die von Lesbos, aber die Frauen und Kinder mit ihren schönen Augen, dem schönen Haar, den milchweißen Zähnen, den kleinen Händen und schmalen Füßen erschienen mir noch schöner als die anderen Insulanerinnen, obgleich, wenn ich die „gute Gesellschaft" ausnehme, die ich im Theater bewundert hatte, die meisten Gestalten weiblichen Geschlechts, gerade so wie in Lesbos, durch eine oft bis zur Unreinlichkeit gehende Vernachlässigung entstellt waren.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Aus Gottfried Keller's Briefen an Jacob Bächtold.

Mitgetheilt
von
Erich Schmidt.

[Nachdruck untersagt.]

Am 8. August 1897 erlag in Zürich der Germanist Bächtold einem Herzleiden, dem seine gewaltige Lebens- und Arbeitskraft lange getrotzt hatte. Die Universität verlor einen der tüchtigsten Lehrer, die Schweiz den besten Kenner und Darsteller ihrer Literatur und einen treuen Patrioten, der große Freundeskreis einen lieben Genossen von ehrenfester Zuverlässigkeit, zarter Empfindung und erquickendem Humor. Er stand erst im fünfzigsten Jahre und war langsam zu einer freieren Stellung durchgedrungen, die ihm erlaubte, alle der kargen Muße des Schulmeisters abgewonnenen Vorstudien in einem Hauptwerk über das geistige Leben der deutschen Schweiz von dem alten Ruhme St. Gallens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zusammenzufassen. Viele bedauerten, daß dies anschaulich beschreibende Inventar nicht aus den letzten Niederungen zu den Höhen Jeremias Gotthelf's, Conrad Ferdinand Meyer's, Gottfried Keller's emporführe, und wollten die Gegengründe ihres Geleitsmannes nicht stichhaltig genug finden. Er aber war längst entschlossen, die Hauptschuld in anderer Weise vollauf zu begleichen. Als Verwalter des reichsten Erbgutes Züricher Dichtung brachte er 1893 „Gottfried Keller's nachgelassene Schriften" dar und errichtete, wie es nur der eingeweihteste Landsmann thun konnte, von 1894—1896 in drei Bänden das große Denkmal „Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher" (Berlin, W. Hertz), aus dem Vollen schöpfend, die Jugendgeschichte im beständigen Hinblick auf den „Grünen Heinrich" gestaltend. Mit Recht hielt er es nicht für seine Aufgabe, die Stoffmassen als künstlerischer Biograph zu verdichten und runden, sondern vor Allem die Urkunden selbst sprechen zu lassen, und wollte an Entwürfen der Dichterwerkstatt, an Traumgebilden und an Correspondenzen lieber zu viel als zu wenig geben; doch ohne die leidige Bequemlichkeit einer bloßen Auffädelung, genannt „Life and letters". Es bedarf hier keiner neuen Anpreisung dieser unschätzbaren Bände. Bächtold hat in der „Deutschen Rundschau", deren

Blätter sich auch gern mit Erinnerungen an seinen anderen Liebling, Mörike, zierten, wiederholt den lockendsten Vorschmack der Briefschätze Keller's geboten. Durch des Freundes Wittwe ist mir nun seine eigene Correspondenz mit dem Dichter vertrauensvoll vorgelegt worden, und die verehrte Frau gestattet die Mittheilung von Auszügen, die ich theils nach der Zeitfolge, theils nach dem sachlichen Zusammenhang gebe, aber nur mit ein paar nothwendigen, ganz einfachen Verzahnungen. Der Briefwechsel setzt in eben den Jahren voller ein, wo die „Deutsche Rundschau" von dem zweiten Saft der Poesie Keller's ihre gesegneten Ernten empfing.

Dem 1. Juli 1876, da Keller nach fünfzehnjähriger Amtsführung die Feder des Staatsschreibers niederlegte, um endlich zum dichterischen Schaffen heim zu kehren, widmete Bächtold von Solothurn her einen schwungvollen Dithyrambus, der, obwohl nur als Handschrift gedruckt, durch Indiscretion in etliche Zeitungen überging. Der Besungene erwiderte am 11. des Monats: „Empfangen Sie meinen tiefgefühlten Dank für Ihre poetische Begrüßung meiner letzten Wandlung, resp. späten Menschwerdung. Leider ist der Dank diesmal trocken, weil ohne Begießung des Weines, und zugleich begleitet von der leisen Befürchtung, daß mein Hausherr den Miethzins steigern könnte, weil in seinem Hause eine so kommliche Dichterwohnung entdeckt worden sei. Wenn ein Verkaufsladen oder eine Wirthschaft gut geht durch das Verdienst des Erwerbers, so wird ja in der Regel auch sofort mit der Miethe gestiegen, und so wird es wohl hier gehen, wenn das von mir neu eröffnete Geschäft eines bürgerlichen Dichters sich als ein lucratives herausstellen sollte. In diesem Fall wollen wir aber gern etwas mehr Zins bezahlen. Eine andere Fährlichkeit Ihrer Ode hat folgendes Inserat im hiesigen Tageblatt hervorgerufen, welches ich Ihnen nicht vorenthalten darf: ‚An den Dichter der Neuen Zürcher Zeitung, Feuilleton Nr. 331. Mit Karli Kaisers Schwert und Krone hat, seit er da oben am Großmünsterthurm steht, noch nie ein Morgensonnenstrahl[1]) gespielt, sintemalen Karli beharrlich nach Südwesten sieht. Fraglicher Morgensonnenstrahl wird's wohl auch zur Feier des 1. Juli 1876 kaum gethan haben.' Die kleine Philistermalice gilt natürlich mir, dessen Unwürdigkeit so unzuträglich besungen worden ist . . . Doch der Vormittag rückt vor, und ich muß mich an meinen ‚Hadlaub' machen, der jetzt in der That sich entwickelt. Die Zürcher Kritiker oder Localdilettanten vom Schlag des obigen Inseratstellers werden sich aber wundern, wie ich die Dinge durcheinanderwerfe, und rufen, es wäre besser, man ließe dergleichen unterwegen, wenn man es nicht besser verstehe."

---

[1]) In dem Gedicht hieß es:

Schon spielt
Drüben am Fraumünster ein junger Sonnenstrahl
Mit Schwert und Krone des steinernen Frankenkönigs,
Der eingenickt in der lustigen Nische sitzt.

Bächtold antwortete launig, der Spötter habe ihm den Hauptbock, gegen den die bewußten Sonnenstrahlen nichts seien, großmüthig corrigirt, nämlich den historisch-topographischen Irrthum vom „Fraumünster".

Am 3. November meldet er, der Druck des „Hadlaub" habe in der „Deutschen Rundschau" begonnen, die bis zum Februar seine vier Züricher Novellen bringen solle: „Die Historiker und Philologen werden freilich über den spaßhaften Einfall die Nase rümpfen, was Wurst ist, weniger Wurst aber, daß ich fürchte, die Ausführung des Einfalls sei etwas langweilig ausgefallen . . . Mit der Autobiographie in der ‚Gegenwart' [Nachgelassene Schriften, S. 7] verhält es sich so, daß ich mich halb dafür pressen ließ und seit zwei Jahren zögerte oder ganz ausbleiben wollte (Sie wissen, daß mindestens ein Dutzend ihr Sätzlein bereits gepfiffen haben). Neuerdings gedrängt, habe ich einige Betrachtungen rein literarischen Charakters in Aussicht gestellt, was man zu der breitspurigen Ankündigung einer Autobiographie benutzt hat. Die Arbeit von Scherer[1]) über Feggel Dahn habe ich in der ‚Deutschen Rundschau' nicht entdecken können, wird also noch kommen. Aus München bin ich seit acht Tagen zurück und sah dort Heyse. Von Leuthold sah und hörte ich nichts. Indessen hat jetzt der literarische Fähnrich Pistol, vulgo H . . . . . eine unwahre und marktschreierische Schilderung von ihm im ‚Schweizerhaus' abgeschossen, die offenbar, wenigstens zum Theil, von ihm selbst eingegeben ist. Dergleichen wird dem unbehaglichen Manne auch nicht auf die Strümpfe helfen, so lange er nicht ein Stück Arbeit vorweist. Er ist übrigens in dieser Beziehung ein ächt lyrisches Genie: viel leben und nichts thun und darüber die Schwindsucht bekommen und dann das Vaterland, den kleinen Käs, anklagen! Mir kommt zuweilen vor, daß wir der Reihe nach alle Nummern des literarischen Hurübels durchmachen werden; Sie sehen an diesem Ausdruck meine Belesenheit in germanistischen Zeitschriften!"; wohl eine Anspielung auf Liebrecht's saftige Beiträge zur „Germania".

Am 25. December 1876: „Ich habe Ihnen leider kein Exemplar der ‚Rundschau' schicken können, weil das einzige, das ich erhalten, mir gleich ausgeführt wurde und noch auf Reisen ist. Sollte der ‚Hadlaub' poetisch nicht mißlungen sein, so wäre das freilich erwünscht wegen der Potenzfrage, die bei meinem salto mortale, den ich gemacht, nicht gleichgültig ist. Ich fürchtete, das Stücklein werde zu literarisch-pedantisch aussehen[2]). Mit den

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1876, Bd. IX, S. 142—144: „Die Könige der Germanen im Roman"; S. unterzeichnet, wieder abgedruckt in Scherer's „Kleinen Schriften", Bd. II, S. 39 ff.

[2]) Ich kann mich nicht enthalten, einige mir von dem Empfänger frisch mitgetheilte Worte Keller's an Theodor Storm abzudrucken. Dieser hatte auf die Züricher Novellen hin eine briefliche Verbindung mit dem „Confrater" angeknüpft und es bemängelt, daß uns der Dichter nach dem Minneliederspiel des „Hadlaub" plötzlich da im Stiche lasse, wo den beiden jungen Menschen nun die wirkliche Frucht der Liebe in den Schoß falle u. s. w. Keller antwortet: „Die treuliche und freundliche Vermahnung befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht ausgewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerückte Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbeigeführt und dann sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt daß zwischen den Zeilen genug zu lesen sei. Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Cancellaren helvetischer Confession zu größerem Fleiß in erotischer Schilderei

Studien hat es seine Wege, dieselben beruhen mehr auf Schwindel; ich gewärtige eher, daß einige Schulherren davon Veranlassung nehmen, eine Polemik gegen unbefugte Verwerthung und lügenhafte Erfindungen zu eröffnen. Der ‚Grüne Heinrich' wird jetzt regelmäßig als Beispiel eines regelwidrigen Romans mit Nutzen verwendet (siehe Keitler, Theorie des Romans, wo er zwanzigmal vorkommt), und so kann auch aus dem ‚Hadlaub' noch ein brauchbares negatives Lehrmittel gemacht werden. Vielleicht ließe sich eine förmliche schriftstellerische Existenz auf Lieferung solcher Sachen gründen! Schreiben Sie einmal hierüber in eine pädagogische Zeitschrift. Ihre Anzeige des Widmann'schen Wohlgefallens hat mir sehr wohlgefallen. Das Bild von den mit einem Kornfeld verglichenen Strohhüten der Frauen in der Kirche hatte mich bei der Lectüre der Gedichte ebenfalls gleich gepackt; daneben aber auch der brennende Nachtfalter, der wie ein Häuptling seinen Todesgesang singt. Man sieht den kleinen Kerl mit den Pelzflügeln und dem bebuschten Kopf leibhaftig."

Am 9. Februar 1877: „Das Heft [einer Zeitschrift] mit den Leuthold'schen Gedichten muß ich durch ein anderes ersetzen, da ich es im ersten Anfall übler Laune leider mit einigen Bleistiftnoten verschmiert habe. In der ‚Alemannia' stehen von Birlinger Spukgeschichten, worunter die bekannte der Schauspielerin Clairon. Es steht aber kein Wort dabei, daß Göthe diese Geschichte in seinen ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter', und zwar in der ersten Novelle, die der Geistliche erzählt, behandelt hat. Solche Unbelesenheit ist kein guter Anfang zu der Göthe-Philologie, welche Wilhelm Scherer im ‚Neuen deutschen Reich' gepredigt hat" [1]).

Am 23. Februar 1877: „Kaum war es [das Billet] endlich fort, so stellte sich eine traurige Nachricht aus München ein. Leuthold liegt dort in jedem Betracht hülflos darnieder; zum Lungenleiden sei die Rückenmarkdarre getreten; er kann sich nicht mehr rühren und leidet auch schon geistig. Ein Landsmann, Dr. Freivogel, hat um Hülfe hergeschrieben, es soll entweder um ordentliche Unterkunft in einem dortigen Krankenhause oder um Heimschaffung gesorgt werden. An einer relativen Heilung scheint der Berichterstatter, den man hier nicht kennt, nicht zu verzweifeln; dagegen ist die Sache jedenfalls langwierig. Man ist nun auf den Gedanken eines öffentlichen Aufrufes verfallen, wogegen ich mich aber ausgesprochen habe, weil mir ahnt, daß Leuthold,

---

auffordert ꝛc.;" und später: „Ihre erotischen Rathschläge finden Sie auf S. 118 des ersten Bändchens, so weit meine unschuldige und ehrbare Phantasie reichte, befolgt. Um nochmals auf jene Figura Leu [im ‚Landvogt von Greifenstein'] zurückzukommen, so hat sie wohl unverheirathet bleiben können, denn ich habe erst seither in Ihrem ‚Sonnenschein' gesehen an der dortigen Fränzchen, wie man ein lustiges und liebliches Rococofräulein machen muß, und die hat ja auch ledig sterben müssen. Es ist mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zu Muthe, als ob ich von literärischen Dingen spräche, sondern eher wie einem altlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer anderen Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie, jeder an seinem Orte, züchten."

[1]) Im neuen Reich, 1877, Bd. I, S. 162: „Goethe-Philologie", wieder abgedruckt in Scherer's „Aufsätzen über Goethe" 1886, S. 3. — S. auch Keller, „Goethe-Jahrbuch", Bd. VI, S. 361.

wenn er sich erholen sollte, für ein solches Vorgehen wenig Dank wissen dürfte. Ich halte vielmehr dafür, daß eine Privatsammlung (unter der Hand), combinirt mit einer etwelchen Staatsunterstützung, eher rathsam wäre. Zweck dieser Zeilen ist nun nicht, Sie für eine solche Sammlung selbst zu pressen, sondern anzufragen, ob Ihnen in der Schweiz herum Personen bekannt seien, denen ein bezügliches Circular zugestellt werden könnte, resp. ob Sie Leute oder Kreise kennen, bei welchen einiges Interesse für L. vorausgesetzt werden könnte. Hier ist man fast nur auf seine alten Zürcher Bekannten angewiesen, wenn man von einem Aufruf absehen will. L. soll nach dem Berichte obigen Freivogel's die letzten zwei Jahre von einem Gönner unterstützt worden sein, der aber jetzt München verlassen habe. Ihr grüßend ergebener

G. Keller.

In dem Falkenliedchen des Kürenberger[1]) in meiner Bodmer-Ausgabe heißt es doch auch ‚gelieb'. Der Grund, warum ich die Liedchen übersetzt habe, liegt eigentlich darin, daß das Publicum die mittelhochdeutschen Sachen metrisch nicht zu lesen weiß und daher nicht das Gefühl hat, daß es Verse vor sich habe, auch wenn es den Sinn allenfalls versteht. Das stört aber die ganze Wirkung."

Wir haben die Sätze des vorigen Briefes über Heinrich Leuthold, der dann in der Irrenanstalt Burghölzli dahinsiechte, unverkürzt gebracht, zum Zeugniß, welches humane Pflichtgefühl, welche vornehme Gesinnung Keller so schlicht und sachlich vertrat. Bächtold, durch Hermann Lingg von der Nothlage seines alten Cumpans im Münchener Café Mozart genauer unterrichtet, strengte unablässig alle Kraft an, um Hülfe zu schaffen, in stetem Einvernehmen mit Keller, der nach wie vor den Aufrufslustigen zu bedenken gab, „daß sie damit das edle Handwerk in den Augen des großen Publicums aufs Neue zu einem prädestinirten Bettlerstand degradiren". Auch an die Spitze eines vertraulichen Rundschreibens wollte er seinen eigenen Namen nicht setzen, weil ihm die Nachbarschaft theilweise mißfiel, sondern lieber im Stillen werben. Ganz gegen seine Gewohnheit ging er bei Bekannten und bei einflußreichen Männern herum und holte aus München nähere Nachrichten über den Zustand des unseligen Dichters ein. Endlich ließ er, als der Aufruf gedruckt wurde, seine Unterschrift passiren, um Leuthold's Heimholung zu befördern; nur Eines fürchtend: „daß die dem Aufruf in etwas willkürlicher Weise beigesetzte Gesellschaft, meine Herrlichkeit mit eingeschlossen, nicht geeignet ist, die üblichen reichen Geber stark anzuziehen." Die traurige Angelegenheit kam bald in eine gute Bahn. Keller hofft (26. August 1877), man werde die geplante Bearbeitung der dichterischen Manuscripte des Kranken in Bächtold's Hand legen: „Da bei einer allfälligen Genesung Leuthold's es dem Betreffenden schlimm gehen kann und ich mich in kein Verhältniß zu ihm setzen mag, eh'

[1]) Ich zöch mir einen valken . . . die gerne geliebe wellen sin; Züricher Novellen S. 145: „Die gerne treu sich möchten sein" (so auch schon im ersten Druck vom December 1876). — Ueber Scherer's Recension (Deutsche Rundschau, November 1878; Kleine Schriften, Bd. II, S. 152) s. Keller's Briefe an J. Rodenberg, Leben, Bd. III, S. 387 und 409.

ich ihn einmal wieder gesehen und gesprochen habe, so mische ich mich nicht in die Sache durch weiteres Nachfragen." Auf das trostlose Urtheil der Aerzte hin überwindet er seine Schwerbeweglichkeit und macht allein einen Besuch im Burghölzli, wie er später mit Bächtold dem Absterbenden noch einen Veltliner Labetrank hinaus brachte, nachdem seine Bedenken über diese „Art von Henkermahl" beschwichtigt waren, und ihm endlich, im Juli 1879, das letzte Geleit gab. Das lang währende Elend veranlaßte mancherlei falsche Gerüchte, die Keller immer von Neuem gegen solche „Literatensauereien" in Harnisch riefen, da dem Meister der „Mißbrauchten Liebesbriefe" feuilletonistische Ausbeutung von Dichternöthen höchst zuwider war: auch kamen unnütze und unüberlegte Vorschläge, wie die Hülfsmittel zu steigern seien. „Daß man nun auch noch einen König anbetteln soll für einige hundert Franken, setzt der Sache die Krone auf. Wenn Sie bedenken, daß in den Gedichten wiederholte Verhöhnungen der königl. bayerischen Ordensverleihungen vorkommen, so werden Sie finden, man könnte bei einer Anbettelung des Königs mit Recht sagen, es sei Niemand so unverschämt, als die Schweizer" (27. Januar 1879). Im Spätjahr 1878 war Bächtold's Ausgabe der formschönen Gedichte ans Licht getreten. Keller selbst correspondirte darüber mit Buchhändlern (Leben, Bd. III, S. 405) und berieth den emsigen Pfleger bei der rasch begehrten neuen Auflage: „Ich wüßte nicht, was ich wegwünschte, nachdem das Geringfügigste so dankbar aufgenommen worden ist. Etwas Ballast scheint lyrischen Fahrzeugen auf unseren seichten Seen eher gut zu thun als zu schaden. Ich werde darum meine Sammlung auch so dick als möglich machen." Aber am 23. Juni 1880: „Sollten Sie die Idee, meine Anzeige der Leuthold'schen Gedichte [Neue Zürcher Zeitung 12. December 1878: Nachlaß S. 198] in der Einleitung zur neuen Ausgabe zu verwenden, noch herum tragen, so würde ich Sie bitten, dieselbe fallen zu lassen. Ich bin für die wenige Berührung, die ich mit L. hatte, schon zu viel genannt worden, und jage keineswegs danach, mitzufiguriren, wo ich nichts gewirkt habe. Schließlich aber wünschte ich auch durch solche Fixirung eines flüchtig abgegebenen Urtheils mir den Mund nicht für die Zukunft verschlossen zu wissen, abgesehen davon, daß auch die mildeste Einschränkung unbedingten Lobes, wie ich sie handhabte, in der Edition eines Autors, der noch Zeitgenosse ist, sich nicht wohl ausnimmt. Man ist gewissermaßen in *seinem* Hause und kann schicklicher Weise nicht sagen was einem einfällt. In dieser Beziehung werden Sie, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, sich noch besinnen müssen, was Sie selbst über L. sagen wollen. Die Wahrheit zu entstellen, wird Ihnen wohl widerstreben; auf der anderen Seite wird es nicht angehen, Dinge zu sagen, welche in irgend einer Weise die Verehrer und Käufer des Buches gegen dessen eigenen Urheber einzunehmen und sie zu enttäuschen geeignet wären. Ich hielte dafür, daß die Gedichte Leuthold's ihren jetzigen Nimbus am sichersten bewahren, wenn die lakonische Erscheinungsform die alte bleibt, mit Ausnahme der Beisetzung des Herausgebers. Doch alles das soll keine Einmischung sein; thun Sie, was Sie für gut finden!" Und Bächtold fand es später (3. Aufl. 1884) für gut, trotz jenem von Keller ge-

predigten Hausgesetz als Vorredner nicht bloß den unerquicklichen Lebenslauf des Dichters und meisterhaften Dolmetsch zu erzählen, sondern auch der Lyrik ein kritisches Geleitwort auf den Weg zu geben, obgleich ihm dieser Drang seiner beherzten Wahrheitsliebe manche Anfechtung schuf. Nicht in der Form, aber in der Sache wußte er Keller einverstanden, der einem der Einleitung zu Grunde liegenden Aufsatz „so Ausreichendes und Zuverlässiges" nachgerühmt (Leben, Bd. III, S. 421), daß er selbst auf das Wort verzichte, und sein eigenes Urtheil am 28. Januar 1877 dahin zusammengefaßt hatte: die Gedichte, sehr schön, sehr talentvoll, erinnerten doch an die Glätte der Porzellanmalerei. So schrieb mir Theodor Storm, der zu sehr mit seinem unzulänglichen Ich beschäftigte Dichter lasse den Naturlaut der Lyrik und in der vornehmen Form die volle Herzenswärme eines Hölderlin vermissen.

Wir kehren zur älteren Correspondenz zurück. Für die „glorreiche Erwähnung" in einem Aufsatze Bächtold's dankt Keller mit der lustigen Wendung: „daß Sie auch meinen unwerthen Namen wie ein Sophanägelchen mit hinein geschlagen haben." Der Philolog und der Dichter studirten zu gleicher Zeit ein Hauptdenkmal alemannischer Historie und Sitte des 16. Jahrhunderts. Keller schreibt am 30. Juli 1877: „Die Zimmerische Chronik ist ja wie der Hexenbesen. Es sind mir noch zwei ebenso dicke Bände, wie Sie mir geschickt, nachgesandt worden. Ich habe mir übrigens drei Gedichtstoffe[1]) daraus notirt: 1. den Has von Ueberlingen, der jedes Frühjahr im Harnisch und mit der Helbarte vor die Hausthüre tritt, um den Märzen, den er fürchtet, herauszufordern, sich mit ihm zu schlagen. 2. den Narren eines der Herren v. Zimmern, der in der Kirche zu Meßkirch in Ermanglung eines Chorknaben bei der Messe zudient und bei der Elevation, weil kein Glöcklein zur Hand ist, die Schellen an seiner Narrenkappe schüttelt, und zwar naiv, nicht um einen Spaß zu machen. 3. den Auszug der öffentlichen Dirnen aus dem Frauenhause zu Meßkirch, welche sich wegen allgemeiner Sittenlosigkeit der Weiber nicht mehr ernähren können. Sie binden ein Schnupftuch an einen Stecken und ziehen so mit der Frau Mutter aus dem Thore! Sollte Ihnen bekannt sein, daß eine dieser Schnurren schon beverset ist, was etwa von Schwab, Pfizer u. s. w., die mir nicht zur Hand sind, geschehen sein könnte, so theilen Sie mir es gütigst mit, damit ich nicht gedroschenes Stroh dresche."

Mitten in dieser frischen Anregung erklärt er Tags darauf: „Wegen des Albums kann ich Ihnen nicht gut rathen. Einerseits sind mir diese Wühlereien und gemeinen Marktmanöver in sogenannter schweizerischer Literatur durch deutsche und jüdische Buchhändler zum Kotzen zuwider. Anderseits weiß ich hier nicht, worum es sich handelt, ob um eine Anthologie aus dem schon Vorhandenen oder um eine Sammlung neuer Sachen. Letzteres dürfte seine Schwierigkeit haben und das Buch sehr dünn werden, wenn man nicht einen Haufen Schund zusammen bringen will. Nun aber erkenne ich sehr wohl, daß

[1]) „Has von Ueberlingen" und „Der Narr des Grafen von Zimmern" (Gedichte, S. 398, 403), zuerst im Juniheft der „Deutschen Rundschau" 1878. Den Has kritisirt Keller selbst, Leben Bd. III, S. 392. Die drei Stellen der Zimmerischen Chronik, Bd. II, gibt Bächtold, Leben Bd. III, S. 635 f.

gerade dadurch, daß Sie die Sache in die Hand nehmen, das Schlechte verhindert wird, welches sich sonst nicht wird vermeiden lassen, und daß Sie etwas Erfreuliches zu Wege bringen würden puncto Anthologie, und ich möchte Ihnen daher das Project durchaus nicht verleiden. Ungedrucktes habe ich in diesem Augenblicke nichts von der Art, wie es für fraglichen Zweck wünschbar ist. Ich kann mich als alter Karpfen nicht mit Nichtssagendem betheiligen und durchschlagend Gutes ist nicht da; meine nachsommerliche lyrische Schlußperiode harrt noch immer vor der Thür und ich darf sie nicht herein lassen, bis ich Anderes gesichert habe."

Auch die charakteristische Aeußerlichkeit soll angemerkt werden, daß Keller, der bisher begonnen: „Verehrter Herr und Freund" oder „Lieber Mann und Freund", und der in all seinen Briefwechseln die herkömmlichen Anreden abzuwandeln liebte, 1877 die Ueberschrift ganz einstellte mit der Erklärung: „Man fängt in neuerer Zeit an, in den vertraulicheren und frequenteren Correspondenzen die gespreizten Anreden am Eingange wegzulassen und ich habe diese Bequemlichkeit schon bei Mehreren mit Vergnügen acceptirt und schlage Ihnen das Gleiche vor, wie obsteht oder vielmehr nicht steht."

Ernstlich betrieb Keller die Verpflanzung des jungen Freundes an die Züricher Universität. Professor Ettmüller, ein wunderlicher Vertreter der deutschen Philologie, der sogar in der Tracht etwas Skaldisches herauszukehren suchte, starb: „Der alte Mistelfresser hat wirklich seinen langen Bart Wagner's rother Polizeistunde, der Götterdämmerung, entgegen getragen, ohne daß ich eine Ahnung hatte, daß es so weit sei" (21. April 1877). Zwar habe er seit dem Rücktritt vom Schreiberamt keinen Regierungsrath mehr gesprochen, aber diese Professur — und wir lesen in der Biographie, wie gewissenhaft Keller für seine Person über die Pflichten des Lehrstuhls dachte — dürfe nicht die Beute „demokratischer speichelleckender und lauernder Gesellen" werden. „Uebrigens ist mein Einfluß durch eigene Fahrlässigkeit, resp. habituelle Nichteinmischung ein möglichst kleiner oder wahrscheinlich gar keiner. Immerhin werde ich ausnahmsweise so deutlich als möglich darauf aufmerksam machen, daß es Pflicht sei, einen Germanisten anzustellen, wenn ein solcher und dazu von gutem Ruf und helvetischem Herkommen zu haben sei, und dem man Raum und Mittel nicht von der Meute der hohlen Phrase, der lediglich neuliterarischen Schuster und Schaumschläger soll wegfressen lassen." Dies Volk kannte und haßte er aus nächster Nähe und wünschte zur Abwehr auch ein Gutachten Scherer's, als Jemand ihm verdächtig schien, „wieder einen jener deutschen weißen Raben placiren zu wollen, welche ihr Vaterland verfolgen und sich für verfolgt ausgeben, indem sie zugleich den Hofnarren und Speichellecker der Zürcher Demokratie machen, was natürlich wohl gefällt." Die schwach dotirte Stelle wurde nach Verdienst und Würdigkeit dem vielgeprüften L. Tobler zu Theil; erst 1880 konnte Keller die akademische Antrittsvorlesung Bächtold's über die Entwicklung der deutschen Philologie in Zürich mit warmem Lobe begrüßen.

1878 war Bächtold von Solothurn nach Zürich übergesiedelt, wo den unermüdlichen Mann ein strenger Dienst am Töchterseminar, der „Maidel

schul", wie Keller scherzte, neben der zwei Jahre später begonnenen akademischen Docententhätigkeit einspannte, bis ihm 1887 eine Professur an der Universität verliehen ward. Sein reges schriftstellerisches und gelehrtes Wirken, das zur Literaturgeschichte der deutschen Schweiz hinanführte, gerieth durch dies Uebermaß von Pflichten nicht ins Stocken; ja, er machte es möglich, eine geraume Zeit lang auch das Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" sorgsam zu leiten und mit vielen eigenen ernsten, wie launigen Beiträgen zu bereichern. Dem Journalisten sind folgende Zuschriften Keller's gewidmet. Am 4. Juni 1879: „Es wäre mir lieb, wenn Sie das Ding [einen eingesandten Artikel über Bilder zu ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe'] ganz unterdrücken würden. An meinem Wohnorte und in der Neuen Zürcher Zeitung erscheinend wird die Arbeit zunächst lediglich den Effect einer zu meinen Gunsten veranstalteten ungeschickten Reclame hervorbringen, zumal man weiß, daß Sie freundschaftlich mit mir verkehren. Gerade die literarischen Philister, die dergleichen als etwas ungeheuer Angenehmes zusammenschlecken würden, brauchen in diesem Fall zuerst das Maul. Abgesehen hiervon werden ja viel weniger die Compositionen Kurzbauer's charakterisirt und sachlich beschrieben, als die betreffenden Stellen der Erzählung wieder erzählt, unnöthiger Weise und wie! Können Sie das Elaborat nicht ganz cassiren, so müßte jedenfalls Alles wegfallen, was sich auf mich und meine Novelle an sich bezieht. Vollends die Zumuthung am Schlusse, daß in meiner Heimath Jemand circa 9000 Francs an die Erwerbung der Cartons wagen sollte, würde den Schatten der Anmaßung schließlich nur auf mich werfen, da sonst kein anderer Auffangsgegenstand vorhanden ist. Soeben bemerke ich noch, daß die gutgemeinte Arbeit dem Verfasser insofern nicht zu sehr verübelt werden kann, als er allerdings meine Personage für mausetodt hält. Aber eben dieser Passus beweist, daß er am besten über mich schweigt." Nicht minder zurückhaltend äußert sich Keller am 28. September 1879 als Mitarbeiter[1]): „Hier folgt die besprochene Abwehr. Ich bitte Sie, dafür sorgen zu wollen, daß mir nicht etwa ein Honorar berechnet wird, was in diesem Falle unschicklich wäre. Auch die kurze Notiz, betreffend L. Vogel's Begräbniß, bitte ich in dieser Beziehung streichen zu lassen, damit ich nicht etwa als penny a liner zum Vorschein komme. Das Bettagsmandat lege ich zu Ihrer eigenen Orientirung bei. Die gemeine Geschichte ärgert mich mehr als billig. Halten Sie sich selbst vorsichtig zurück, da die Wettermacher in Universitätssachen, wenn auch indirect, betheiligt sind." Am 21. November fordert er „drei Herbariumseinlagen" wieder: „1. das Gedicht auf W. Baumgartner's Tod, das ich für meine Gedichtmappe brauche. 2. die Neue Zürcher Zeitungsnummer mit dem Artikel über meinen Vater[2]), den ich nicht möchte herumflattern lassen, resp. nicht irgendwo aufgegriffen sehen möchte. 3. das Bettagsmandat", und begrüßt die Gastrolle eines Münchener Schriftstellers in Zürich mit dem scharfen Wort: „Ich bin beinah fest überzeugt, daß dieser

[1]) „Ein nachhaltiger Rachekrieg" Neue Zürcher Zeitung 30. September 1879 (Nachlaß S. 202), vergl. „Ein Bettags-Mandat" (Nachlaß S. 235). Der kleine Nachruf auf den Maler Ludwig Vogel: Neue Zürcher Zeitung 25. August 1879 (Nachlaß S. 216).

[2]) Erinnerungen eines ungenannten Lehrers, 23. April 1863, s. Leben Bd. I, S. 5.

Herr alle Redactionsverhältnisse und noch Anderes durcheinander richten und ruiniren wird, wenn er Fuß faßt, und wenn er schließlich weiter trollt oder getrollt wird, so ist der Schaden doch da."

Als Bächtold 1880 an die Spitze einer auswärtigen Zeitschrift berufen werden sollte, empfing er von dem Freund eine ernste Abmahnung: „Was für Rosen den Chef-Redacteurs zu blühen pflegen, können Sie ja in der Nähe studiren . . . Sie müßten jedenfalls jeder Gelehrten- und literarischen Thätigkeit den Abschied geben und könnten dann zusehen, wie Sie wieder dazu kämen. Denken Sie auch nur an die 360 Tage im Jahr, ohne Ferien, an denen Sie den Stein ohne Unterlaß wälzen müßten, jeden Abend müde und meist ärgerlich, und jeden Morgen wieder dahinter, ohne zu wissen, was es sein wird, das Sie zu sagen haben! Auch widerstrebt mir die Vorstellung, eine organische Entwickelung auf Veranlassung des zufälligen Bedürfnisses eines Verlegers abzubrechen, so lange jene leidlich ihren Weg geht."

Kein Freund der Oeffentlichkeit, liebte Keller wie Uhland auch „das laute Leben" und das Gefeiertwerden im engeren Kreise nicht. „Erst gestern Abend," so schreibt er am 25. Juni 1879, „fiel mir der Ueberfall wegen des sechzigsten Geburtstages wieder ein. Ich bitte Sie und die Miturheber nur, den Handel abzustellen und bereits Eingeladenen einfach zu sagen, ich wolle nicht. Die Annahme solcher Freundlichkeiten, die man sich etwa einmal kann zu Schulden kommen lassen, wird bei der Wiederholung nur ein Act der Selbstgefälligkeit und Selbstüberschätzung, und so würde, was mir vorgestern lediglich als ein annehmbares stilles Nachmittagsvergnügen erschien, schließlich doch den Beigeschmack dieses Vorwurfes für mich bekommen, insbesondere gegenüber gleichaltrigen Freunden und Theilnehmern. Das wohlthuende Zeugniß freundlicher und aufmunternder Gesinnung habe ich jetzt schon mit dem Project dankbarlichst einheimsen können, so daß ja die Hauptsache bereits abgethan ist und die praktische Strapaze erspart bleibt. Wickeln Sie also die Sache unter Kundgebung meines herzlichsten Dankes in diesem Sinne ab und verbinden dadurch Ihren alten G. Keller." Er ließ sich endlich doch zu einem üppigen Schmaus bereden (Leben Bd. III, S. 261, 424). Vier Jahre später heißt es: „Ein originelles Geburtstag-Telegramm erhielt ich von Dr. Güßfeldt aus Hamburg, der soeben aus Südamerika gelandet war und sich sogleich des 19. Juli erinnerte, woher mag der Teufel wissen. Aber artig ist es doch." An Bächtold hat er damals ins Wallis die feuchtfröhlichen Verse telegraphirt:

Wir haben euern Gruß vernommen
Und sind erst gestern nachgekommen
Mit altem Yvorne unser Vier
Auf euren sauern Malvasier.
Putzt nur den Leib von allen Resten
Und trinkt nicht immer nur vom besten!

Ein ander Mal schickt Keller herzlichen Worten der Theilnahme den derben Rath nach: „Halten Sie sich gut oben und gerben Sie gründlich das Fell!" Vom Wein ist überhaupt fleißig die Rede; so war in früherer Zeit lange ein Ausflug mit Baron R. nach Solothurn geplant, aber „es ist mit dem alten

Kerl, der vor der Zeit hinfällig geworden, nicht viel mehr anzufangen, auch verträgt er den Wein nicht mehr, sondern sinkt zusammen, wenn er geladen hat, wie ein überbürdeter Müllereſel", und nochmals: „Der alte Seckelwetzer mag nur nicht viel mehr aushalten, was aber nur einen Grund zu edler Maßvollheit abgeben mag für Alle, die es angeht."

Ein altfränkiſcher Zechgruß lautet:

Trut Wingeselle unde Friunt!

Sit von Lucerne nach Hûz geriten han ich dick an iuwer Profezei gedacht, so ir frilich zevor wizzen kunnt, vnde han michel Fröide enphachen durch iuwer botschaft, dazz iuwer wirdeklich wirtinne sige eins magetlins genesen. Dizerem wunschen ich ain fruotig wahstum unz dazz ez grozz genuog sin wurd fur ain rehten man sam sin vater ist. Hierbi volget dez Schaden [Profeſſor Schade's] buoch zuruck uf dazz diu Schuol nit still stat. Unde han ich noch ze berihten, dazz ir ze Lucerne versumt habent den win St. Georgen uz Burgunden ald Sainschors, sam diu Franzose sagent. Dizeren Win hant wir unde etlich ander och ze Zurih endechet unde zimelih genozzen.

Zurih am VIt tag nah Bettag 1875. Gotefrid der Schriber, och Cellerarius.

In Zürich gab es dann ſehr regelmäßige Stelldichein in der „Meiſe" oder im „Safran", zumal am Wochenſchluſſe: „Da ich Samſtags gewöhnlich erſt am Abend, aber dann feſt ausgehe", oder „Da übermorgen Samſtag iſt, werde ich morgen, Freitag, zu Haus bleiben."

Beim Becher gedieh das literariſche Geſpräch. Keller, der den Künſtler wie den Zeloten Gotthelf ſo meiſterlich zu beurtheilen gewußt hatte, und der im Rahmen der Novellen einen Hadlaub und einen Zwingli, einen Bodmer und einen Geßner vergegenwärtigte, nahm allzeit warmen Antheil an Bächtold's Ausgaben und Erörterungen von Denkmälern der vaterländiſchen Literatur, verſchmähte auch nicht z. B. ein langes Gedicht vom heiligen Michael in ſauberer Abſchrift beizuſteuern. Die „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutſchen Schweiz und ihres Grenzgebietes" begrüßt er 1877 mit den Worten: „Der Titel iſt ſehr angemeſſen und vernünftig, und ich wünſchte nur noch alle XIV Bände, auf die ich ſubſcribiren werde, zu erleben. ‚Je nun, ſo dann,' ſagte der geiſtreiche Moſenthal im Sonnwendhof[1]), als er dem Jeremias Gotthelf ſein mißverſtandenes ‚He nu ſode' ſtahl." Freilich konnte ihm die Stretlinger Chronik, die Bächtold mit einer ſcharfen Kritik naiver Fälſchungen der Vorzeit eröffnete, wenig behagen: „Von Ihrem Stretlinger muß ich geſtehen, daß ich nach Genießung der vortrefflichen Einleitung an dem alten Augurenſtänker ſelbſt nicht mehr viel Schnurriges gefunden habe für meine unwiſſenſchaftliche Seele. So ſehr ich begreife, daß Sie gern mit einem vollſtändigen Novum begonnen haben, bin ich dennoch nun um ſo lüſterner auf den Manuel, von dem ich noch gar nichts kenne." Wie er dann

[1]) Ein ihm, der ſelbſt daran gedacht hatte Gotthelf's Erzählung „Elſi, die Magd" zu dramatiſiren, beſonders verhaßtes Stück (Leben Bd. II, S. 260; Nachlaß S. 163: grimmiger Hohn über die falſche Redensart).

den von Bächtold neubelebten Berner Dichter und Maler des 16. Jahrhunderts Niclas Manuel würdigte, und wie fein er einen leisen Zug von Kindlichkeit des kleinen Barbali mitten im antipapistischen Geschimpf und Lehrstreit empfand, das mag man in den Nachlaß-Schriften lesen. Aus den Briefen sind seine drolligen Worte über Ludmilla Assing's Auffrischung Wieland'scher Jugendliebschaften bekannt; mit demselben, nur nicht zugleich gegen den Forscher gerichteten Humor schaute er dem Handel zwischen Vater Bodmer und Klopstock zu, neue Urkunden aus der Bibliothek vermittelnd: „Den köstlichsten, allermenschlichsten Brief, wo Bodmer in seiner Wuth auch noch mit dem Geldpump herausrückt und denselben ausbringt, hat Mörikofer nicht. Er hält die Sache als Schweizer offenbar auch für eine ungeheuer heikle und wichtige, die höchst vorsichtig behandelt sein müsse. Schreckliche Geschichte!" 1881 erschien Bächtold's Büchlein: „Aus dem Herder'schen Hause", Aufzeichnungen vom Schaffhauser Theologen Johann Georg Müller, dem Bruder des Historikers Johannes. Keller dankt am 5. Mai: „Der Inhalt ist bedeutender, als ich erwartet, und bietet ein werthvolles Kulturbild, abgesehen von der speciellen Herderfrage. Die vorausgehende Notiz, daß der junge Müller ein tüchtiger und wirkungsreicher Mann geworden ist, benimmt dem jugendlichen Schwärmerwesen den närrischen Anstrich und erhebt dasselbe auf ein höheres Niveau. Vorzüglich besticht das wahre und lebendige Naturgefühl, das der Jüngling auf der Wanderschaft überall und in nicht gewöhnlichem Geschwätz zeigt, und man vergißt darüber gern, daß die pikanten Weimarer Personalien nicht so reichlich ausgefallen sind, als man glaubte. Die Zürcher Theologen von dazumal haben sich eher zu beklagen. Dagegen hat mir der Kerl zum Thüringer Bier zu viel Gurken und Wurst gefressen und das ‚Beergen'- und ‚Träubgen'-Picken ist für einen Schaffhauser Weinländer, der das Weinbergsrecht kennt, fast etwas zu theologisch lüstern"[1]. Als dann Bächtold 1884 dem handschriftlichen Nachlaß von David Heß ein buntes Charakterbild aus dem Revolutionszeitalter, „Joh. Gaspar Schweizer", abgewann, da war es Keller, der diesen Lebensläufen Schweizer's und seiner Magdalene nachrühmte, es stecke darin ein großer Roman und ein halbes Dutzend der besten Novellenstoffe, blieb sich aber treu mit dem kurzen Bescheid: „Für die freundliche Absicht, mir Ihr Buch zuzueignen, höflichst dankend, bitte ich jedoch entschieden, die Vollziehung unterlassen zu wollen."

Mit regster Theilnahme hatte er Bächtold's Ausarbeitung eines „Deutschen Lesebuches für höhere Lehranstalten der Schweiz" (1880) begleitet, das beste Werk dieser Art, das ich kenne, von seltener Fülle bis in unsere Tage, echter Landskraft ohne localpatriotische Einschränkung, und vorzüglich geeignet, den Sinn für gute Lectüre über die Schule hinaus wach zu halten. Keller

[1]) S. 12: „Da kam ich zu einem kleinen Rebgelande; ich freute mich sehr, ruhte aus, denn ich war müde und pflückte erst nur Beergen, dann ganze Träublein, die mich sehr, sehr erquickten. Sie waren nicht übel, die Rebstöcke sehr niedrig. Oft kamen dergleichen Flecke und ich ließ selten einen ganz unangetastet hinter mir. Recht innig froh war ich über diese guten Gaben." Aber vor Erfurt wurde er gepackt und mußte ganze 2 Groschen Fanggeld erlegen. S. 14: „Schnell aß ich Gurken und eine Wurst" u. s. w.

selbst erschien in beiden Theilen mit Gedichten, Erzählungen und Aufsätzen; die in einer Zeitschrift vergrabene herrliche Beschreibung der Schillerfeier „Am Mythenstein" (1860) haben Viele, bevor sie in die Nachlaß-Schriften einging, hier zuerst bewundert. Er gab nicht bloß aus seinem Reichthum, sondern war auch ernstlich auf eine diesem pädagogischen Zwecke gemäße Fassung seiner Spenden bedacht. So schrieb er am 23. Mai über ein dramatisches Gelegenheitsgedicht für die Becherweihe der zürcherischen Zunftgesellschaft zur Schmieden (1876; Gedichte, S. 240.): „Wegen der Johannisnacht brauchen Sie ja keine Erlaubniß, da die Aufnahme kleinerer Stücke in Sammelwerke, Schulbücher u. s. w. gestattet ist. Bei Weglassung der 2 Verse des faulen Hunds [S. 243] müssen auch die zwei vorhergehenden weggelassen werden, da sie die Voraussetzung der ersteren sind und unfertig abbrechen würden. Der Vers mit dem Schluß ‚wohlbeleibt' schließt besser. Indessen ist der ganze Passus betreffend Brun, wenigstens wo es heißt: In jeder wohlbesorgten Stadt u. s. w. [Braucht's Einen, der kein Ehr nicht hat], bedenklicher Natur und geht über das Verständniß der untern Classen hinaus, ist jedenfalls zu satirisch für dieselben. Es frägt sich auch, ob dieser specifisch zürcherische Gegenstand dem Buche in den anderen Kantonen nicht schadet, da dieselben jeweilig nur ihre eigene Geschichte angenehm finden. Meine Gotthelfrecensionen [Nachlaß S. 93] erstrecken sich über 4 Jahrgänge der Blätter für literarische Unterhaltung und sind sehr ungleich, zum Theil unüberlegt und flüchtig. Ich habe daher vor, zu jener Zeit, wo ich einst einen Band noch extra zu schreibender kritischer und contemplativer Aufsätze zusammenstellen werde (wozu ich ein Bedürfniß empfinde), fragliche Artikel durchzusehen und in einen zusammenzuschweißen. Unter diesen Umständen geschieht mir gerade kein Gefallen, wenn das Zeug jetzt aufgestört wird." Hatte der Herr Staatsschreiber in der letzten Zeit seines Amtens den „Schweizerischen Bildungsfreund, ein republikanisches Lesebuch" neu bearbeitet und vorn goldene Worte über profane und geistliche Classiker, aber auch gegen die „sogenannte Volksschriftstellerei mit ihrer albernen Titti-Tatti-Sprache" gesagt, so durfte sich jetzt Bächtold für das Vorwort zur „Oberen Stufe" (S. IV) einige Worte aus dem folgenden Briefe seines Berathers (9. April 1880) zu Nutze machen: „Ich könnte dem mitgetheilten Fragment nur zustimmen und wüßte nichts beizufügen. Vielleicht würde ich, wenn ich die Vorrede zu schreiben hätte, die Frage noch etwas entschiedener zuspitzen, ungefähr so (d. h. nicht so weitläufig): Classisch im höchsten Sinne sind nur Schiller und Goethe und auch diese unbedingt nur in einem Theile ihrer Werke. Das bringt mit sich, daß es endlich an der Zeit ist, diese Werke in eigenen Ausgaben oder sonst wie für sich zu Schulbüchern zu machen, wie das schon längst mit den Alten geschehen ist. Das vorausgesetzt, was bliebe dann übrig für das deutsche Lesebuch, im Sinne der Rigoristen? Nichts! Denn die humanistisch theoretische Vorbereitung der Lessing und Herder deckt das Bedürfniß der Lesebücher nicht, die poetische Vollkommenheit steht derjenigen der beiden Ersten schon entfernter, und Wieland vollends hebt sich wohl historisch, aber nicht mehr sachlich qualitativ über den Strom der deutschen Literatur, wie sie in ihren guten und charakteristischen Erzeugnissen

vorher und seither fortgelebt hat. Diesen Strom nun für die Schule beliebig und willkürlich abzuschneiden, geht nicht an. Die Jugend soll schon in der Zeit des Lernens des lebendigen Flusses der Sprache und damit des Denkens und Fühlens inne werden, um nicht nachher plötzlich einem Fremden, Unbekannten gegenüber zu stehen; es handelt sich also nicht um eine bloße Toleranz gegenüber dem Neueren, sondern um eine pädagogische Pflicht u. s. w. Daß manche Momente in Leben und Cultur des allgemeinen Verlaufs der Geschichte wegen erst nach Schiller und Goethe einen prägnanten Ausdruck haben finden können, wird nicht besonders nachgewiesen zu werden brauchen. — Ich weiß nicht, ob aus diesen vielen Worten noch etwas für Ihren Zweck abzuzapfen ist. Das Wort ‚strahlend' würde ich vermeiden und etwa mit ‚vortrefflich' oder ‚mustergültig' ersetzen. Denn strahlen thut allerdings jetzt Niemand und seit geraumer Zeit nicht."

In stetem Verkehr neben einander hausend, haben die Beiden während der achtziger Jahre natürlich nur wenige Briefe gewechselt. 1884 trat eine böse Spannung ein, deren Bächtold im Vorwort der Biographie mit unverhohlener Wehmuth gedenkt. Harmlose Fragen faßte die Jungfer Regula so auf, als solle sie über den Bruder ausgehorcht werden; sie schürte Gottfried's sehr leicht zu weckendes Mißtrauen, so daß er, neuerdings durch jene Vorrede zum Lenthold verstimmt, dem Freunde das unwirsche Wort ins Gesicht warf: „Sie spielen meinen Eckermann und zählen meine Ränsche!" Bächtold ließ sich das gesagt sein, aber er hat schwer durch dies Zerwürfniß gelitten. Freilich schwebte dem Geschichtschreiber der schweizerischen Literatur schon lang ein Buch über den Größten in diesem Reiche vor, und die offene Ankündigung eines darauf zielenden unreifen Planes hatte Keller am 28. Januar 1877 folgendermaßen erwidert: „Was nun die Biographie betrifft, mit der Sie mich beehren wollen, so bitte ich ernstlich, davon abzustehen. Ich war, wie Sie gesehen haben werden, schon in der ‚Gegenwart' in der größten Verlegenheit, etwas über mich selbst zu sagen. Die Sache ist die: Ich bin trotz meines Alters noch nicht fertig, sondern ein Bruchstück, das in den nächsten Jahren vielleicht ergänzt wird, aber jetzt zu keinem richtigen Bilde dienen könnte. Es kommt das von den 15 Jahren Amtsleben und von vorheriger ungeschickter Zeitverschleuderung. Die Situation ist die: Wenn Sie, wie Sie sich ausdrücken, für das Schweizervolk schreiben wollen, so können Sie ihm ja gar nichts zur Probe in die Hand geben oder fast nichts; ein Theil der Gedichte und der ‚Grüne Heinrich'[1]) sind gegenwärtig gar nicht zu haben, Gottlob! Beide aber werden in ein paar Jahren in besserer Gestalt wieder vorhanden sein. Daß ich selbst eine Autobiographie vorhabe, kommt hier nicht in Betracht, weil es mehr eine Geschichte meines Gemüthes und der mit ihm verbundenen Menschen und auch zum Theil etwas poetische Geschichte sein wird, wenn ich überhaupt dazu komme. Also nochmals seien Sie angefleht, geben Sie die Idee wenigstens für jetzt auf. Des armen Emil Kuh Tod wurde

[1]) 9. December 1880: „Hier ist endlich die alte Ausgabe des ‚Grünen Heinrich', möge dieselbe ruhig in einem Winkel Ihres Bücherstalls schlummern."

mir gemeldet. Auch hat derselbe ein verlogenes Feuilleton veranlaßt [vergl. Leben, Bd. III, S. 375], worin steht, Kuh habe mich entdeckt (wie Stiefel), ich habe ihn aufgesucht und dergleichen, was Alles nicht wahr ist. Ich habe ihn nie gesehen. Der löbliche Fleiß, welchen Sie meiner Armseligkeit zuwenden wollten, hat mir übrigens eine andere nützliche Idee erweckt. Wenn ich spüre, daß es abwärts gehen will, und an mein Testament denken muß, so werde ich Sie zu meinem Nachlaßherausgeber ernennen, da Sie so herausgabelustig sind. Dann können Sie nach Herzenslust in einem paar tausend Briefen und Papierfetzen herumwühlen. Das kommt mir jetzt wirklich ganz à propos in den Sinn! Ich habe schon mehrmals so darüber spintisirt, wo ich auch mit meinem Geschriebenen hin soll, da, wenn ich sterbe und meine Schwester auch stirbt, circa ein Dutzend Bauernleute in meine Wohnung gestürzt kommen und zusammenpacken werden. Wie es dann zugehen mag, weiß der Himmel! Inzwischen sollen aber noch einige Liter her! ische Geschäfte abgewandelt werden. Ihr alter G. Keller."

Darauf Bächtold: „Wenn die Sache so ist, daß wir den Gottfried Keller nur bruchstückweise kennen, dann will ich freilich mein Schwert einstecken. An das Feierabendmachen wollen wir noch gar nicht denken. Müssen Sie aber einmal die Hausthüre schließen, dann mögen Sie ruhig den Schlüssel in meine Hände legen . . . Mit Ihrem Anerbieten, mir dereinst Ihren Nachlaß anvertrauen zu wollen, haben Sie mich traurig und freudig gemacht. Nun lohnt's sich für mich, alt zu werden. Nun fühle ich mich zum ersten Mal geehrt. Doch an Nekrologe wollen wir später denken —

Sider wemmer lebe und 's Lebe freudig verbruche,
Trübli esse, Neue trinke und Chästene brote!"

Das Märchen vom Herzblut.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Es war einmal ein junger Mensch, wenn den die Leute fragten, was er einmal werden wolle, so antwortete er, ohne sich zu besinnen: ein Dichter. So hatte er schon als Knabe gesprochen, da er erst ein paar Jahre in die Schule gegangen war, Gesangbuchlieder auswendiggelernt und aus seinem Lesebüchlein Gellert'sche Fabeln aufgesagt hatte. Damals lachten die Leute und fanden es artig, daß Hans Lutz — so hieß der junge Schüler — allerlei Reime verfaßte und zu Geburtstagen und Neujahr seinen Eltern in Versen Glück wünschte. Als er aber das zwanzigste Jahr erreicht hatte und immer noch auf die Frage, welchen Beruf er sich erwählt habe, nichts Anderes zu erwidern wußte als: er wolle ein Dichter werden, schien seinem lieben Vater die Sache außer Spaß, und er erklärte dem Hänschen, der nun schon ein großer Hans geworden war, das Dichten sei eine brotlose Kunst, bei der schon die trefflichsten Leute verhungert seien. Hierauf erwiderte der Sohn mit einem seltsamen Feuer in seinen Augen: es stehe ja geschrieben, der Mensch lebe nicht von Brot allein, und was er sonst zum Leben brauche, werde ihm der liebe Gott ja wohl zukommen lassen, der ja auch die Lilien auf dem Felde kleide, so daß sie lustig fortblühten und so lieblichen Duft aushauchten, als ob es die schönsten Gedichte wären.

In solchen aberwitzigen Gedanken bestärkte ihn ein Jugendfreund, der sich schon in frühen Jahren zu ihm gefunden und seitdem immer treue Kameradschaft mit ihm gehalten hatte. Es war das ein munterer Geselle, von dessen Herkunft und Sippschaft man nichts Sicheres wußte, auch nicht, wo er wohnte und wovon er seinen Unterhalt gewann. Nur seinen Namen, Phantasus, hatte er dem Freunde vertraut. Zwar besuchte er die Schule nicht, schien aber von allem Wissenswürdigen seinen Theil genascht zu haben und war ein so witziger Geselle, daß er, was er nicht wußte, sich zusammenträumte.

Der war nun dem jungen Dichter ein unzertrennlicher Gefährte, außer in den Schulstunden, obwohl die Eltern diesen Umgang, der ihren Sohn in

seinen thörichten Schwärmereien bestärkte, sehr ungern sahen und nur duldeten, weil der Jüngling erklärte, es werde sein Tod sein, wenn er von diesem Freunde sich trennen sollte. So mußten sie es erlauben, daß dieser Phantasus ihren Hans auf langen Spaziergängen begleitete, sogar neben ihm saß, wenn er seine lateinischen Exercitien und mathematischen Aufgaben machte, die dadurch nicht eben besser wurden, und manche Nacht in einem Bette mit ihm schlief. Niemand erfuhr, was die Beiden mit einander zu plaudern hatten; nur daß sie zuweilen lachten, zuweilen traurige Mienen machten, war ihnen anzusehen. Das Schlimmste war, daß Phantasus seinen Freund in der üblen Gewohnheit, Verse zu machen, bestärkte, ihm auch allerlei Geschichtchen erzählte, die Jener dann in Reime brachte, und wenn sie irgendwo hin kamen, wo sich junge Mädchen befanden, ihm zuraunte, die oder die sei die Hübscheste und wohl werth, von ihm angesungen zu werden.

Dies vergnügliche Leben hatte nun die längste Zeit gedauert, da that der Vater einen Machtspruch und bestand darauf, daß sein Hans auf der großen rheinischen Hochschule sich einem richtigen Brotstudium widmen sollte. Er dachte ihn auf diese Art zugleich von dem gefährlichen Freunde zu trennen und die poetischen Mücken zu verscheuchen, die ihm dermaßen im Hirn summten, daß kein vernünftiger Gedanke darin aufkommen konnte.

Hierin aber hatte er sich getäuscht. Denn da Junker Phantasus frei war wie der Vogel in der Luft, hinderte ihn nichts, seinem Freunde nachzufliegen und ihm dort, wo er ohne jede Aufsicht war, noch ungebundener zur Seite zu bleiben als bisher.

Obwohl nun aber der junge fahrende Schüler die schönste Freiheit hatte, es mit dem Brotstudium nicht allzu ernst zu nehmen, und der phantastische Freund bei Tag und Nacht ihm Gesellschaft leisten konnte, wollte es doch mit dem Dichterwerden nicht so recht vorwärts gehen. Das Büchlein zwar, in das er seine Verse schrieb, erhielt einen beträchtlichen Zuwachs, da an blondem Wein und braunen Mädchen in Stadt und Umgegend kein Mangel war; aber eine innere Stimme raunte dem jungen Dichter zu, mit all' diesem Singsang sei noch nichts Erhebliches geleistet, und der Ruhm bei Mit- und Nachwelt, um den es ihm zu thun war, werde so im Spazierengehen nicht zu erlangen sein.

Also steckte er eines Tages, was er von seinen poetischen Exercitien für besonders gelungen ansah, zu sich und trug es zu einem gelehrten alten Literaturprofessor hin, ihn bescheidentlich um sein Urtheil bittend. Der empfing den schüchternen Juvenil ganz freundlich, blätterte in den dicken Heften, las hin und wieder ein Gedicht oder eine Seite in dem Trauerspiel „Konradin, der letzte Hohenstaufe", und nach manchem Hum! und Hem!, das dem harrenden Scholaren das Blut ins Gesicht trieb, erklärte er ihm, die Sächlein seien ganz hoffnungsvolle Talentproben, alle aber noch so grün und unerheblich, daß er dringend rathe, sie doch ja vor Druck zu bewahren. Er müsse, wenn er was Rechtes schaffen wolle, sich vor Allem des leeren Phantasiegeflunkers enthalten, ins volle Menschenleben hineingreifen oder sich einen schon hinlänglich präparirten Stoff suchen, ihn mit Fleiß und Liebe zu bearbeiten.

Hiermit entließ er den ziemlich verdutzten Musenjünger, indem er ihn noch unter der Thür seines Wohlwollens versicherte. Hans aber trug seine poetische Habe sehr niedergeschlagen nach Hause, warf das ganze Bündel in den Ofen, in dem gerade, da es schon stark herbstete, ein helles Feuer brannte, und ließ sich mit einem schweren Seufzer auf das Bette sinken, da er in Tristam Shandy gelesen hatte, jeden Kummer könne der Mensch in der horizontalen Lage am besten überwinden.

* * *

So fand ihn sein Freund, der indessen ein Bad im Rhein genommen hatte. „Siehst Du nun wohl," rief er, nachdem der junge Poet ihm das Urtheil des Professors mitgetheilt hatte, „siehst Du, wie Recht ich hatte, Dich vor diesen alten Pedanten zu warnen, die nichts können, als mit der Scheere ihrer grämlichen Vorurtheile einem munteren Talent die Flügel beschneiden? Ins volle Menschenleben greifen — als hätten wir Zwei nicht schon genug Mädchen geküßt und tolle Suiten gemacht! Und was sollen das für Stoffe sein, die Du ‚hinlänglich präparirt' bearbeiten müßtest? Habe ich Dir nicht die schönsten Schnaken und Schnurren aus der Luft gegriffen und kann Dir noch tausend Abenteuer erfinden, eines immer wundersamer als das andere? Aber ich sehe schon, mein Rath gilt Dir nichts mehr, unsere Freundschaft hat sich etwas abgekühlt. Nun, so thue, was dieser weise Meister Dir gerathen hat. Es ist gerade Jahrmarkt und Kirchweih in der Stadt, da kannst Du das sogenannte Menschenleben im schönsten Flor finden. Was die Stoffe betrifft, mußt Du Dir selber helfen. Auf alten Plunder und Trödlerwaare versteh' ich mich nicht."

Er wandte ihm schmollend den Rücken und rief ihm nicht einmal ein Ade! nach, als Hans sich aufmachte, seinem Rath zu folgen.

Auf einer Wiese vorm Thor der Stadt waren die Buden und Zelte des Jahrmarkts aufgeschlagen, und ein buntes Gewimmel von Stadtleuten und Landvolk trieb sich in den breiten Gassen dazwischen herum. Der junge Dichter gab sich die beste Mühe, etwas Poetisches unter den Gaffenden, Schwatzenden und Feilschenden zu entdecken, fand aber nur, was er auch sonst alle Tage gesehen hatte. An einem Glückshafen blieb er stehen und beobachtete die Hoffnungen und Begierden, mit denen die Bauernbuben und -dirnen in den Loostopf griffen, die Meisten, um eine Niete zu ziehen, die Glücklicheren, um einen Gewinnst heimzutragen, der ihnen unnütz war. Er selbst gewann auf den ersten Griff einen blanken zinnernen Löffel. „Wenn es nun Brei regnet," sagte er tiefsinnig vor sich hin, indem er ihn in die Tasche steckte, „so fehlt mir wenigstens nicht der Löffel." — Ein paar hübsche junge Mädchen, die, untergefaßt verstohlen mit einander flüsternd, an ihm vorbei strichen, warfen ihm einen aufmunternden Blick zu. Er folgte ihnen und fing einen kleinen, galanten Discurs mit ihnen an. Als sie aber ziemlich freche und einfältige Antworten gaben, machte er sich bald wieder von ihnen los, worauf sie ihm ein schnödes Valet nachriefen. Aus einer Trinkbude rief ihn ein Rudel bekannter Studenten an; er entschuldigte sich aber, daß er sich nicht

zu ihnen setzen könne wegen eines wichtigen Ganges. Was hätte er dort erfahren können, das er nicht längst schon wußte. So ging er in mißtröstlichen Betrachtungen weiter und sagte sich, hier betrage sich die liebe Menschlichkeit so höchst prosaisch, daß für einen Poeten, der aus der Wirklichkeit schöpfen wolle, nichts zu holen sei. Er bereute schon, sich mit Freund Phantasus überworfen zu haben. Seine erste Liebe, bei der Jener ihm so hübsche Gedanken eingegeben, war doch was Anderes als diese zweideutigen Frauenzimmer, und andere Abenteuer ließen sich hier im Marktgewühl schwerlich erjagen.

So war er an das Ende der Budenstadt gelangt und dachte schon daran, für einmal den Griff ins volle Menschenleben aufzugeben, als er etwas abseits unter einigen hohen Weidenbäumen eine Bude erblickte, auf deren Schild in Goldbuchstaben geschrieben stand: Stoffhandlung. Das Wort fesselte ihn, obwohl er nichts weniger als ein Lager solcher Stoffe dahinter vermuthete, wie der alte Professor sie ihm gewünscht hatte. Vor der verschlossenen Thür des ganz verwitterten Bretterhäuschens saß ein uraltes Weib, das eifrig an einem großen Gestrick mit langen hölzernen Nadeln arbeitete. „Was strickt Ihr da, Mütterchen?“ fragte der junge Dichter und blieb bei ihr stehen. Die Alte blickte mit Augen, die seltsam leuchteten, zu ihm auf. „Nichts für Euch, junger Herr,“ sagte sie. „Ich stricke einen Romanstoff für Familienblätter, aus weißer Lammwolle, die Figuren werden hernach mit bunten Lappen aufgenäht. Aber drinnen im Laden hab' ich die rarsten Stoffe, wie sie für die besten Dichter taugen. Ich seh' Euch an, auch Ihr gehört zu dieser Gilde. Wenn Ihr meine Waare sehen wollt — hoffnungsvollen jungen Leuten geb' ich sie zu herabgesetzten Preisen.“

Damit rollte sie ihr Gestrick zusammen und stand von dem niederen Bänkchen auf, ihm voranzugehen. „Woran habt Ihr erkannt, daß ich auch dichte?“ fragte der Jüngling. „Weil Ihr mehr in die Luft starrt als auf die Erde und über den Strohhalm dort gestolpert seid. Aber nun tretet ein und sagt, ob ich geprahlt habe. Hier haben schon ganz andere Leute Mund und Nase aufgesperrt und mir ihre Kundschaft zugetragen.“

In der That sah es im Innern der Bude so bunt und schimmernd aus, wie man's von außen nicht vermuthet hätte. Die seltensten Stoffe vom feinsten Gewebe, seiden und sammten, mit eingestickten Figuren und alten Sinnsprüchen hingen an den vier Wänden herum, daß einem die Wahl weh thun konnte. Das Weibchen weidete sich eine Weile an dem Starren und Staunen des Jünglings. „Was für eine Sorte wünscht Ihr, mein Sohn?“ fragte sie endlich. „Da sind uralte ägyptische Muster, die sind seit einiger Zeit wieder in die Mode gekommen. Daneben altgriechische und römische, werden weniger mehr begehrt. Auch nach den mittelalterlichen ist nicht mehr so viel Nachfrage wie noch vor dreißig, vierzig Jahren. Die allerneuesten möchte ich Euch nicht empfehlen, die sind nicht eben sauber, sondern werden gerade wegen ihrer Schmutzfarben gesucht von sonderbaren Schwärmern. Ueberhaupt aber müßt Ihr mir zunächst erklären, welche Gattung Ihr wünscht. Ich habe eine Menge historisch gut beglaubigte, andere, die nur von Chroniken und Novellenbüchern verbürgt sind.“

„Nein," sagte der Jüngling, „ich will nichts Historisches. Mein ‚Conradin' liegt mir noch in den Gliedern. Wenn Ihr einen recht soliden Stoff hättet für ein leidenschaftliches Trauerspiel mit viel Liebe, Mord und Todschlag und dazwischen eine Menge holder Gefühle, der wäre mir der liebste. So etwas wie ‚Romeo und Julie' von Shakespeare." — Bei diesem Namen nickte die Alte mit einem eigenen Zwinkern ihrer hellen Augen still vor sich hin. „Den hab' ich gut gekannt," sagte sie; „er war einer meiner besten Kunden, ein sehr lieber Herr, der sich immer freundlich nach meinem Befinden erkundigte. Ich muß lachen, wenn ich jetzt höre, er sei gar nicht er selbst gewesen, sondern ein vornehmer Herr und großer Gelehrter. Daß er viel studirt hatte, bezweifle ich, aber auf Stoffe verstand er sich wie Wenige, und es war ein Vergnügen, ein Geschäft mit ihm zu machen, weil er aus Allem, was er mir abkaufte, was Rechtes zu machen wußte, während so mancher andere hochmüthige Herr die schönsten Stoffe jämmerlich verschneidet. Nun, da Ihr ihn auch verehrt — da hab' ich gerade noch einen schönen Rest von einer Sorte, die auch der Herr Shakespeare besonders liebte; es ist alter italienischer Goldbrokat, die Motten sind nicht hineingekommen, nur von Staub und Sonne ist er ein bißchen abgeblaßt. Darauf kommt es aber nicht an, das sind hernach die dauerhaftesten."

Sie nahm ein altes, gelbliches Stück Zeug vom Nagel und hielt es ausgebreitet gegen das kleine Fenster. „Ist es nicht ein Prachtstück?" sagte sie, indem sie es schüttelte, daß ein leichtes Staubwölkchen daraus aufwallte. „Die Goldfäden sind ein bißchen rostig geworden, aber die Zeichnung noch ganz wohl erhalten. Wenn sie Euch nicht deutlich genug ist, braucht Ihr nur ein paar Tropfen Herzblut daran zu spritzen, und sogleich wird jede Figur in ihren frischen, natürlichen Farben Euch entgegenglänzen."

Der Juvenil hätte gern gestanden, daß er in dem alten Gobelinrest nicht viel mehr erkannte als ein verschossenes Arabeskenmuster, aus welchem einige verblichene Gestalten aufzutauchen schienen. Er wollte doch aber nicht verrathen, wie schlecht es um seine Kennerschaft stand, und die Autorität des großen Dichters, der diese Sorte bevorzugt hatte, schüchterte ihn vollends ein. Also fragte er nur etwas beklommen nach dem Preise, ob die Rarität auch nicht für seinen bescheidenen Studentenwechsel unerschwinglich sei.

„Ihr braucht sie mir gar nicht gleich zu bezahlen," versetzte das alte Weibchen, während sie den kostbaren Stoff zusammenrollte und in ein großes Zeitungsblatt verpackte. „Anfängern gegenüber bin ich immer coulant. Wenn Ihr mich fernerhin mit Eurer Kundschaft beehrt, werde ich schon sehen zu meinem Schaden zu kommen."

Damit schob sie das Packetchen dem jungen Dichter unter den Arm, begleitete ihn hinaus, und als er, sich langsam entfernend, noch einmal nach ihrer Hütte umsah, saß sie schon wieder auf dem Bänkchen und regte eifrig die langen Nadeln an ihrem Gestrick.

* * *

Zu Hause angelangt, fand er den Freund am Fenster sitzend und blaue Wölkchen aus seiner kurzen Pfeife hinausblasend, die allerlei Figuren bildeten, eine Weile im Winde schwankten und dann zerflatterten.

„Nun, junges Genie," rief er ihm höhnisch entgegen, „hast Du den wahren Weg zum ewigen Ruhm entdeckt oder den Lorbeerkranz wohl gar schon fix und fertig auf dem Jahrmarkt erhandelt? Laß sehen, was Du eingeheimst hast!"

Er sprang auf, nahm dem Anderen die Rolle weg und wickelte sie auf. „Weiter nichts als diesen alten Fetzen?" rief er und wollte den Stoff in den Winkel schleudern. Der junge Poet aber fiel ihm in den Arm. „Sachte!" brummte er, „erst wollen wir ihn in Augenschein nehmen." Damit breitete er ihn sorgfältig auf dem Tische aus, indem er dem Freunde erzählte, wie er dazu gekommen war. Phantasus, als er hörte, er sei von der Sorte, die der große Dichter bevorzugt hatte, war ganz still geworden, beugte sich über den Tisch und stierte auf das verblichene Prunkstück. Nach einer Weile brach er in ein helles Gelächter aus.

„Da hast Du Dich schön anführen lassen, theures Kind!" rief er. „Ich habe doch gute Augen, aber wenn ich auf diesem alten Lumpen etwas Anderes sehe als krause Schnörkel, ein paar Arme und Beine und verdrehte Köpfe dazwischen, will ich Hans heißen."

„Auch ich," sagte sehr kleinlaut Jener, der wirklich so hieß, „kann aus diesem Stoff nicht klug werden; aber das alte Handelsweibchen hat gesagt, ich brauchte ihn nur mit ein paar Tropfen Herzblut zu netzen, so würden alle Linien deutlich hervortreten und die Farben frisch zu leuchten anfangen." — „Und Du wolltest die Tollheit begehen, auf das Wort einer verschmitzten Hexe hin, die ihre Ladenhüter an den Mann bringen wollte, einen Aderlaß zu riskiren? Nun, das ist Geschmackssache. Ich aber, als Dein Freund, kann Dir nur rathen, den Plunder in denselben Ofen zu stecken, in dem Du heute Morgen Deine Jugendsünden verbrannt hast."

Damit wandte er ihm den Rücken und fuhr in seinem luftigen Spiel mit der dampfenden Pfeife fort. Der gute Junge, den es nicht wenig verdroß, zum Schaden auch noch den Spott zu erfahren, sagte kein Wort mehr, beschloß aber im Stillen, morgenden Tages seinen Kauf der alten Stoffhändlerin zurückzubringen und zu verlangen, daß sie ihn gegen einen anderen, besser erhaltenen umtauschte, wenn sie ihren Credit bei jungen und alten Dichtern nicht verlieren wollte.

Als er aber am andern Tage sich wieder nach ihrer Bude aufmachte, hatte er doch nicht den Muth, sogleich seinen Kauf wieder einzupacken, da er den Versuch mit dem Herzblut noch nicht gemacht hatte. Er ließ den Stoff also zu Hause, um zunächst mit der Alten darüber zu verhandeln, ob das Blut gerade vom Herzen kommen müsse, oder ob es genüge, wenn er sich in den Finger schnitte. So schlenderte er nachdenklich durch die Budenstadt, war aber sehr erstaunt, als er an ihrem Ende die Stoffhandlung nicht mehr erblickte. Auf seine Erkundigung bei den benachbarten Händlern wollte Niemand ein altes Mütterchen, wie er es beschrieb, und ihre Hütte gesehen haben. Nun glaubte er sich erst recht angeführt und das Opfer eines schlauen Schwindelgeschäfts zu sein und schämte sich gewaltig, seinem Stubenburschen wieder vor die Augen zu treten.

Indem er so darüber nachsann, wo er die Zeit hinbringen könnte, bis er sicher wäre, Phantasus schlafend in seinem Bett zu finden, hörte er von der anderen Seite der Marktwiese nahe am Fluß ein Trompetengeschmetter, das zum Eintritt in eine große Reiterbude einlud.

Er fühlte zwar nicht die geringste Lust, Pferde herumlaufen zu sehen und alberne Clownsspäße zu hören, ging aber doch nach dem runden Bretterbau, dem heute, da gerade Sonntag war, ein dichtes Menschengewühl zuströmte. Die unteren Plätze waren schon alle besetzt, er fand nur einen Sitz in einer letzten noch freien Loge, wo er sich mißmuthig niederließ und gedankenlos auf den dunklen Krautacker von Menschenköpfen hinabsah. Die schrille Blechmusik betäubte ihn, und an den ersten Stücken des langen Programms fand er so wenig Gefallen, daß er schon im Begriff war, sich wieder davonzumachen, als ein Trompetentusch eine Glanznummer ankündigte, das Auftreten der weltberühmten „Fee Delibab, der ersten Equilibristin und Schulreiterin der alten und neuen Welt".

Sogleich öffnete sich die Schranke, zu deren Seiten ein Häuflein Officiere sich aufgestellt hatte, und an der Hand eines rothbefrackten Stallmeisters erschien ein Mädchen, das mit einem schallenden Händeklatschen von der jungen Verehrergarde begrüßt wurde. In diese Huldigung stimmte das laute Herzklopfen des jungen Dichters mit ein. Denn wirklich war's eine Erscheinung, die ihren überschwänglichen Namen mit allem Rechte trug, ein schlank und doch kräftig gegliedertes Figürchen, ganz in ein silbern schimmerndes Tricot gehüllt, die volle Brust von einem blau atlassenen Mieder umspannt, um die Hüften bis zu den Knieen hinab ein weitbauschiges Röckchen von derselben Farbe, mit Sternen übersät. Das Bezaubernd'ste an ihr war aber der kleine Kopf, das längliche blasse Gesichtchen, ungeschminkt, aus dem zwei tiefschwarze Augen vorglänzten, Alles umrahmt von einer wilden Flut dunkler Haare, die über der niederen Stirn von einem schmalen Goldreif gebändigt war, dann aber frei bis über die Hüften herabwallte.

Mit einem flüchtigen Lächeln dankte sie, sich rechts und links verneigend, ihren Verehrern, griff dem starken isabellfarbenen Pferde, das ihr nachgeführt wurde, in die dichte Mähne und lief dann eine Strecke weit neben ihm her, während das Thier, die rosenrothen Nüstern aufwerfend, von der wieder anhebenden Musik und den Hieben ihrer Reitpeitsche befeuert, im Kreise herumzugaloppiren begann. Auf einmal hatte sie sich hinaufgeschwungen und wiegte sich, die Arme über der Brust gekreuzt, frei auf der weichen Decke sitzend, eine Weile nach dem Takt der Tanzweise, indem sie ihre funkelnden Augen gleichgültig über die Menge schweifen ließ.

Der Jüngling in der einsamen Loge droben folgte jeder ihrer Bewegungen in athemloser Verzückung. Sie erschien ihm wie ein Geschöpf aus einer anderen Welt, und es hätte ihn nicht in Erstaunen gesetzt, wenn ihr plötzlich an dem schlanken Rücken Flügel gewachsen wären und sie durch die Lücke des Leinwanddaches in den freien Himmel hinausgetragen hätten. Die Lampen an den Pfeilern ringsum warfen spielende Lichter über die geschmeidige Gestalt und erhellten auch das reizende Gesicht hinlänglich, daß er deutlich einen finsteren

Zug an ihrem streng geschlossenen Munde bemerken konnte und ein zorniges Blitzen der Augen, wenn ihr galoppirendes Pferd, von ihrem wilden Zuruf gespornt, einen ungeschickten Sprung machte. Immer rasender jagte sie im Kreise herum, sprang durch die vorgehaltenen Reife, sauste durch die mit Seidenpapier bespannten Ringe, die Haare flogen ihr wie ein schwarzer, sturmgepeitschter Mantel nach, so daß ihr weißer Nacken darunter vorschimmerte; ein Taumel ergriff das sämmtliche Publicum bei dem sinnverwirrenden Wirbeltanz, bis plötzlich, mitten im tollsten Jagen, die wilde Jägerin vom Pferde glitt, ohne eine Spur von Erregung sich nach allen Seiten verneigte und blitzschnell mit ein paar leichten Sprüngen durch die Schranke verschwand.

Der Beifallssturm, der ihr nachbrauste, rief sie noch einmal zurück. Aus einigen der oberen Logen fielen Kränze und Blumensträuße zu ihr hinab, von denen sie nur einen einzigen aufhob, ihn an die Brust drückte und, mit einem bezaubernden Lächeln sich verneigend, mit hinwegnahm. Der übrige bunte Kram wurde ihr von einem der Bajazzi unter lächerlichen Gebärden nachgetragen.

Der junge Zuschauer droben, der sich die Hände zerklatscht hatte, war tief beschämt, daß er keine Blume ihr hatte zuwerfen können. Wie in einem seligen Rausch verließ er seinen Platz, um für ihr Wiederauftreten besser versorgt zu sein. Die Händlerin draußen hatte aber ihren ganzen Vorrath bereits an die jungen Officiere verkauft. Nur ein paar dunkle Rosen waren ihr geblieben, nach denen der Jüngling begierig griff. Dann ging er, ohne sich zu beeilen, die heiße Stirn in der Nachtluft kühlend, eine ganze Weile um den Circus herum, da ihm die folgenden Productionen bis zu ihrem Wiederauftreten sehr gleichgültig waren.

Als er dann seinen Sitz wieder eingenommen hatte, dauerte es nicht lange, so sprengte auf einem stolzen, kohlschwarzen Hengst, der einen weißen Stern an der Stirn hatte, die junge Fee wieder durch die Schranke herein, in so ganz anderer Gestalt, daß die Zuschauer unten, die meist aus geringeren Stadtleuten und bäuerlichen Marktbesuchern bestanden, sie nicht sogleich erkannten, während ihre militärische Leibgarde sie mit erhöhter Begeisterung empfing. Sie trug ein eng anschließendes dunkelgrünes Reitkleid, das ihren herrlichen Wuchs nur halb verhüllte, die Haare nicht mehr frei flatternd, sondern in einen schweren Knoten im Nacken aufgesteckt, auf dem kleinen Haupt ein glänzendes Cylinderhütchen, mit einem grauen Schleierchen umsäumt. Langsam, ihren Verehrern gnädig zunickend, begann sie dann ihren Umritt, mit einem leichten Gertenschlag, einem Zügeldruck oder einem leisen Schnalzen der Zunge das feurige Thier nach ihrem Willen lenkend.

Auch jetzt hing das Auge des jungen Dichters wie gebannt an ihrer Gestalt, obwohl ihm die Geheimnisse der hohen Schule, die den Lieutenants das helle Entzücken bereiteten, durchaus fremd waren. Als sie aber endlich ihre sämmtlichen Künste gezeigt und mit der Reitpeitsche salutirend wieder hinausgesprengt war, mischte er seine Stimme in den tobenden Ruf der Menge und war überglücklich, daß es ihm gelang, da sie gelassen wieder hereinritt, seine beiden Rosen so geschickt zu werfen, daß die eine gerade an ihre Brust, die andere vor ihr auf den Sattelknauf fiel.

Sie warf in die Loge, aus der dieser bescheidene Gruß gekommen war, einen leuchtenden Blick, neigte leise den Kopf und lenkte dann das schaumbedeckte Thier durch die Schranke zurück. Dem glücklichen Hans war zu Muth, als wäre ihm ein Funke aus diesen schwarzen Augen geradewegs ins Herz gefahren. In einer seltsamen Betäubung blieb er auf seinem Sitz, die Wimpern eingedrückt, von Zeit zu Zeit beklommen seufzend, immer die reizende Gestalt vor seinem inneren Auge. Was da unten noch vorging, würdigte er keines Blicks. Delibab! sagte er vor sich hin. Er entsann sich, daß dies der Name der ungarischen Fee Morgane ist. Ein dichterisches Motiv, dieses Erlebniß mit jener Mythe zusammenzufügen, dämmerte in ihm auf. Eben wollte er sich erheben, um draußen im Freien den Traum weiterzuspinnen, da öffnete sich leise die Thür seiner Loge, und mit einem kurzen Gruß trat sie selbst zu ihm ein, noch in dem Reitanzug, wie sie eben die hohe Schule geritten hatte.

Er war aufgesprungen, mit heftigem Herzklopfen, das ihn kein Wort hervorbringen ließ. Sie deutete aber, ihm freundlich zunickend, mit einer Gebärde an, daß er sich nicht stören lassen solle, und setzte sich auf einen Stuhl in der zweiten Reihe, ein wenig hinter ihm. Auch er schob nun seinen Stuhl zurück und fand so viel Athem, ein Wort des Entzückens über ihr Auftreten zu stammeln. Hier in nächster Nähe erschien sie ihm noch viel schöner, so zart ihre etwas gelbliche Haut, die langen schwarzen Wimpern leicht am Rande umgebogen, ein ganz leiser Anflug von feinen Härchen an ihrer Oberlippe. Und wie ihre Zähne glänzten, als sie jetzt zu sprechen anfing! Ob er auch ein Liebhaber und Kenner von Pferden sei? Nein? Was er denn sei? Ein Dichter! Dergleichen seien ihr schon öfter vorgekommen, aber sie hätten alle kümmerlich ausgeschaut, und er sei ein so schmucker junger Mann. Ob er auch ein Gedicht auf sie machen und in die Zeitung setzen wolle? Nein, von ihm verlange sie das gar nicht. Er gefalle ihr auch ohne schöngereimte Worte, er habe so was Besonderes in seinem Wesen, das habe sie gleich weggehabt, als er ihr die Rosen zugeworfen, und sie habe sich vorgesetzt, seine Bekanntschaft zu machen. Denn sie werde so gelangweilt von den jungen Anbetern da unten, die immer nur dieselben überschwänglichen Redensarten vorbrächten, während sie — er solle nicht denken, daß sie immer vergnügt sei (das sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und ihre feinen schwarzen Brauen zogen sich finster zusammen) — nein, außer wenn sie auf ihrem Almansor reite, fühle sie sich unglücklicher, als ein Mensch ahne, da sie keinen wahren Freund habe, und der Ruhm — pah! der Ruhm! — —

Er ließ sie reden, ohne sie zu unterbrechen, hingerissen von der eigenen Art und dem fremdartigen Accent, in dem sie Alles vorbrachte, und mehr noch von dem Vertrauen, das sie ihm gleich in der ersten Viertelstunde schenkte, wie einem alten Freunde. Sie blickte dabei aufmerksam, trotz ihrer Melancholie, in den Circus hinab und ließ zuweilen ein tadelndes oder anerkennendes Wort fallen, je nachdem ihre Collegen es verdienen mochten. Endlich stand sie auf.

„Sie werden bis zu Ende bleiben. Ich aber bin müde und möchte nach Hause. Gute Nacht!“ — Eifrig erklärte er, auch er habe von dem Schauspiel

genug, und es würde ihm eine hohe Freude und Ehre sein, wenn sie ihm erlaube, sie zu begleiten. — „Wie Sie wollen," sagte sie. „Es ist übrigens nicht weit. Aber kommen Sie schnell, eh' die geschniegelten Gecken da unten merken, daß ich mich zurückziehe."

Sie schlüpften eine enge dunkle Holzstiege hinab und traten ins Freie. „Wie schön die Sterne funkeln!" sagte sie, indem sie sich ungezwungen an seinen Arm hing. „Wenn ich die große Bärin seh', denk' ich immer an den Himmel über meiner Heimath. Ich bin nämlich in einer Hütte auf der Pußta geboren, mein Vater hatte eine kleine Schafherde und ein paar Pferde; schon als winzig kleines Mädel ritt ich über die weite Haide ohne Sattel und Zaum, das war meine einzige Freude, denn im Uebrigen hatt' ich wenig gute Tage, da meine Mutter krank war. Der Vater hatte sie einmal im Rausch so hart geschlagen, daß sie nie wieder ganz gesund wurde. Da mußt' ich alle schwere Arbeit im Hause thun. Und endlich — ich war vierzehn Jahre — hielt ich's nicht mehr aus und entfloh mit einem jungen Zigeuner, wir beide auf den Pferden meines Vaters; so konnte er uns nicht einholen. Denken Sie sonst nichts Arges von mir. Ich liebte meinen Gefährten nicht; in der Stadt ersah ich mir bald die Gelegenheit, ihm zu entwischen, dann nahm eine gute Frau mich in ihr Haus zu ihren kleinen Kindern, bis mir auch das langweilig wurde. Und als eines Tags eine Reitergesellschaft in die Stadt kam, lief ich aus dem Dienst weg und dachte, ich käme in den Himmel, wie ich zum ersten Mal wieder auf ein Pferd kam. Nun, seitdem bin ich dabei geblieben. 's ist mit unsrer Kunst wie mit Allem, was Menschen thun: viel Weh und wenig Wonne. Ich weiß nicht, ob es mit dem Dichten besser steht. Sie schauen auch nicht gerade sehr lustig aus Ihren hübschen Augen."

* * *

Sie waren unter diesen Reden bei der Wohnung der „Künstlerin" angelangt, einem niedrigen Hause, das einsam an der Straße lag. „Hier muß ich Sie verabschieden," sagte die Fee Delibab. „Meine alte Maruscha wird sich schon wundern, wie lange ich heut' ausbleibe, da ich sonst gleich nach meiner letzten Nummer weggehe. Haben Sie Dank für Ihre Begleitung; ich darf wohl .auf Wiedersehen!' sagen?"

Sie zog den Reithandschuh aus und reichte ihm ihre kräftige, bleiche Hand. Als er sie küssen wollte, zog sie sie zurück. „Nein," sagte sie, „für einen Dichtermund ist sie zu gering, der darf sich höher hinaufwagen." Damit umfing sie ihn rasch und drückte ihm einen leichten Kuß auf die Lippen. „Und nun schlafen Sie wohl, nein, schlaf wohl! Wen ich geküßt habe, der ist mir kein Fremder mehr, zu dem muß ich Du sagen. Also gute Nacht und träume was Hübsches von der Delibab oder vielmehr von Irma, denn so bin ich getauft, und den anderen Namen führe ich nur auf den Placaten."

Sie zog die Klingel am Hause; sogleich öffnete sich die Thür, und ein altes Weibchen erschien auf der Schwelle, in dem Hans Lutz die Verkäuferin der Stoffhandlung zu erkennen glaubte. Doch wurde er wieder zweifelhaft, da sie ihn aus ihren müden alten Augen wie einen Wildfremden anstarrte.

So ging er, von allem Erlebten verwirrt und aufgeregt, langsam die Straße zurück und über den jetzt todtenstillen Jahrmarkt nach Hause. Der Freund lag schon zu Bette, war aber noch wach und begrüßte ihn mit einem forschenden Blick. „Du bist lange ausgeblieben, Hans," rief er. — „Ich erzähle Dir morgen Alles," versetzte der Jüngling. „Jetzt bin ich zu müde dazu. Gute Nacht!"

Er warf sich aufs Bett, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Auf seinen Lippen fühlte er noch immer den sanften Hauch des reizenden Mundes, die schwarzen Augen glühten ihn an, als ob es taghell in seinem Schlafgemach wäre. Irma! — wie oft sagte er sich den fremdklingenden Namen vor und rief sich die schlanke, schimmernde Gestalt mit ihren kecken Sprüngen und dem schwankenden Wiegen auf dem Rücken des Pferdes zurück. Das Blut klopfte ihm ungestüm in den Adern. Daß es ein solches Geschöpf auf Erden gab und er so vertraulich ihm begegnen durfte — was waren all seine „ersten Lieben", deren er drei bis vier zählen konnte, mit ihren zahmen Freuden und Leiden gegen dieses bezaubernde Gefühl einer ersten allgewaltigen Leidenschaft!

Am frühen Morgen saß er schon am Schreibtisch und mühte sich ab, Verse an sie zu dichten. Das war ihm sonst, wenn er ein schönes Mädchen anfingen wollte, so leicht von der Hand gegangen. Heute versagte ihm jedes Wort; jede zierliche Wendung schien ihm armselig gegen das stürmische innere Gefühl. Phantasus, der mit halb spöttischer, halb mitleidiger Miene um ihn herumstrich, hörte endlich auf, etwas aus ihm herauslocken zu wollen. „Da macht einmal wieder Einer einen dummen Streich!" citirte er — denn er war wohlbelesen in seinem Goethe. Dann sah er, wie der stumme Freund das angefangene Blatt zerriß und aus dem Hause lief.

Den Gedanken, seiner Schönen einen Morgenbesuch zu machen, gab er bald wieder auf. Er fürchtete, sie möchte im hellen Tageslicht sich wundern, was sie gestern unter dem Sternenhimmel Besonderes an ihm gefunden habe. In seine Sehnsucht vertieft, schlenderte er durch die Stadt — an der Universität stahl er sich hurtig vorbei —, und da er im Schaufenster eines Juweliers ein Paar seltsame Ohrringe sah, trat er ein, sie zu kaufen. Es waren ziemlich große breite Goldreifen, die sich irgendwie aus dem Süden, wo dergleichen üblich sind, hieher verirrt hatten, oben mit einem Rubin geschlossen. Hans erinnerte sich, daß Irma nur ganz kleine verbogene Ringlein in den Ohren getragen hatte, und dachte, wie hübsch die rothen Steine funkeln müßten, wenn die dunkle Mähne darüber hinwehte. Der Preis überstieg freilich weit sein Vermögen, denn es seien echte Steine und sehr kostbar, versicherte der Händler. Endlich kam der Kauf doch zu Stande, da Hans seine Uhr aus schwerem Golde, ein Erbstück vom Großvater, dazu gab — nur vorläufig als Pfand, beruhigte ihn der Juwelier. Er könne das Familienstück nach und nach durch Abzahlungen wieder in seinen Besitz bringen.

So zog der junge Verliebte sehr zufrieden mit seinem Handel ab und verbrachte den Rest des Tages in ziellosen Wanderungen, ungeduldig den Abend herbeisehnend. Als endlich das Trompetensignal ihm ankündigte, daß die Stunde seines Glücks angebrochen sei, versicherte er sich hastig desselben Platzes

in der Loge, den er gestern eingenommen. Heut aber war der Zudrang nur gering, die unteren Bänke zur Hälfte leer, in den Logen nur hie und da einer der Honoratioren mit seiner Familie. Es war dem verliebten Jüngling unbegreiflich, daß nicht Jeder, der sie einmal gesehen, Abend für Abend unwiderstehlich in den Circus zurückgezogen würde. Und wirklich, trotz des leeren Hauses, übertraf sie sich heute selbst, in noch viel verwegneren Künsten und einem Costüm, das noch ausgesuchter all' ihren Reiz zur Schau brachte. Nur an den Schranken unten die jungen Officiere waren ihr treu geblieben und huldigten ihr noch lärmender als gestern. Hans aber war mit seinem Herzen so ganz in den Augen, daß er sogar das Klatschen vergaß; das schien ihm nur ein verächtlicher Beifallsausdruck, wo sich die höchsten Wunder der Kühnheit und Anmuth offenbarten.

So entschuldigte er sich auch gegen sie selbst, als sie richtig wieder nach ihrer letzten Nummer zu ihm in die Loge trat. „Du bist ein dummes Kind," sagte sie und gab ihm einen sanften Schlag auf die Wange; „wir können an Händen, die uns beklatschen, nie genug haben. Aber ausnahmsweise lass' ich mir Deine stumme Begeisterung gefallen. Nun aber komm! Wir wollen gleich nach Hause. Ich habe Dir viel zu sagen."

Sie zog ihn hinaus, und er folgte ihr in seliger Beklommenheit. Als sie unten aus der Thüre traten, stand einer ihrer eifrigsten Anbeter Schildwacht davor. „Sie sollen mir heute nicht wieder entschlüpfen, reizende Fee!" rief er. „Ich beanspruche das Recht, Sie nach Ihrer Behausung zu escortiren." — „Dies Recht habe ich bereits Jemand anders eingeräumt," erwiderte sie kurz und kühl. „Adieu, Herr Lieutenant!" Damit nahm sie den Arm des Jünglings und ging an dem Lästigen vorbei. Der aber rief ihr nach: „Ueber den Geschmack soll man bekanntlich nicht streiten. Daß Sie mir aber diesen grünen dummen Jungen vorziehen, ist denn doch pyramidal."

Sofort stand Hans still und sagte: „Verzeih einen Augenblick. Ich habe dem unverschämten Gesellen etwas ins Ohr zu sagen." — „Um Gotteswillen!" hauchte sie — „er weiß nicht, was er spricht — ich beschwöre Dich — !" Hans aber war zu dem Beleidiger getreten und hatte ein paar leise Worte mit ihm gewechselt, worauf er zu der erschrockenen Freundin zurückkehrte. Obwohl er ihr sagte, um sie zu beruhigen, der Angreifer habe das Schimpfwort zurückgenommen, blieb sie doch ungläubig und so wortkarg, daß nun ihm sich die Zunge löste und er ihr erzählte, wie er diese vierundzwanzig Stunden nur im Denken an sie hingebracht hatte.

Sie erwiderte nichts, als daß sie leise seinen Arm drückte. Zu Hause angelangt, gab sie der alten Dienerin — nein, es war kein Zweifel möglich, er fand hier die „Stoffhexe" wieder — in einer fremden Sprache einen Auftrag und zog sich dann in ein Zimmer nebenan zurück. Nach zehn Minuten erschien sie wieder in einem losen, hellen Schlafrock, statt des Gürtels eine rothe Schärpe um die Mitte geschlungen, die Haare wieder aufgelöst. Sie lächelte ihm entgegen, da seine leuchtenden Augen ihr sagten, wie sehr sie ihm auch in diesem Costüm gefiel. „O," sagte sie, „Fee Delibab hat noch mancherlei Verkleidungen, in so viel Farben wie der Regenbogen. Aber nun komm,

Hänschen, ich habe starken Hunger und noch mehr Durst. Du mußt aber mithalten."

Sie setzten sich an den Tisch, auf dem die Alte ein paar Schüsseln mit kalter Küche und eine Flasche mit rothem ungarischen Wein aufgetragen hatte. Irma füllte zwei feine venezianische Gläser und reichte ihm das eine. „Auf gute Freundschaft!" sagte sie und stieß mit ihm an. Aber da er heftig sein Glas dem ihren näherte, zersprang dieses, und die rothe Fluth ergoß sich über das Tischtuch. „Kehre Dich nicht daran!" rief sie, seine Bestürzung gewahrend. „Das bedeutet nur, daß wir besser thun, aus Einem Glase zu trinken." Und nun nahm sie ihm das seine aus der Hand und leerte es auf einen Zug.

Die Alte hatte murrend und vor sich hin rannend das Tischtuch weggenommen. „Wenn man ein bißchen nachhilft, Mütterchen, könnt Ihr einen blutigen Romanstoff daraus machen," wagte er zu sagen, wobei er sie prüfend ansah. Sie stellte sich aber, als verstände sie nicht, was er meine, und verließ kopfschüttelnd das Gemach.

„Nun sind wir allein," sagte Irma, „nun wollen wir uns zusammen setzen und ernsthaft allerlei besprechen." — „Vorher möchte ich Dir noch ein bescheidenes Andenken überreichen," stammelte er und zog den kleinen Schmuck hervor! — „O Du großer Kindskopf," rief sie, „was fällt Dir ein! Meine Ohrringerln scheinen Dir zu dürftig für eine in der alten und neuen Welt gefeierte Künstlerin. Aber Du mußt wissen, ich trüge nie andere, und wenn mir der Schah von Persien Diamanten groß wie Taubeneier in die Ohren stecken wollte. Denn diese meinen hat mir mein armes Mutterl geschenkt, als ich zur ersten Communion gegangen bin, das Einzige, was ich von Hause mitgenommen habe. Uebrigens sollst Du mir gar nichts Kostbares schenken, denn ich bin viel reicher als Du. Da schau!" — und sie lief zu einem alten Schrank an der Wand und nahm ein Blechkästchen heraus, das sie aufschloß. „Schau, was für hübsche blanke Dingerle da bei einander liegen, alles Präsente von meinen Verehrern, aber wenn ich einem Einzigen anders dafür gedankt habe, als mit einem freundlichen Kopfnicken, will ich auf der Stelle so alt und verhutzelt werden, wie meine Maruscha. Trag Deine schönen Ohrringe nur wieder in den Laden zurück, wenn Du kein Schwesterchen hast, dem Du sie schenken kannst; für Deinen guten Willen aber laß Dich küssen. Ich weiß nicht, wie Du's anfängst, aber je länger ich Dich anschau', desto mehr gefällst Du mir."

Sie schlang ihm die Arme um den Hals und küßte ihn, heute weit süßer und feuriger als gestern Nacht, daß ihm der Kopf schwindelte vor übergroßem Glück. Als er sie aber gar nicht wieder aus seiner Umarmung entlassen wollte, machte sie sich kräftig los und sagte: „Basta, für diesmal. Wir dürfen unsere Zeit nicht mit solchen süßen Narrheiten vertändeln, ich hab' Dir etwas sehr Wichtiges vorzutragen."

Dabei setzte sie sich auf seinen Schoß, so unbefangen wie ein Kind, strich ihm das dichte, braune Haar aus der Stirn und sagte: „Höre, wenn Du mich so lieb hast wie ich Dich, so mußt Du mir einen großen Dienst leisten. Ich bin entschlossen, nicht länger bei der Gesellschaft auszuhalten. Man behandelt mich ja so weit nicht schlecht, und ich habe meinen Almansor — versteh, das

Schulpferd — und auch die anderen Pferde so lieb, daß mir der Abschied schwer werden wird. Aber Du weißt noch nicht — (sie sah düster in ihren Schoß) — da ist nämlich Jemand, der mich als sein Eigenthum betrachtet — ein wilder, gefährlicher Mensch, ein Vetter des Directors, der so riesenstark ist, daß er auf dem ausgestreckten Arm ein ausgewachsenes Pferd tragen kann — der gebärdet sich, als ob er mein Mann wäre, obwohl wir nie getraut worden sind. Wenn ich mich ihm widersetzen will, droht er, mich zu erwürgen, und da er rasend in mich verliebt ist, weiß der Himmel, was er noch einmal thut. Augenblicklich ist er nach Köln gereist, um dort Alles zu besprechen für unser Auftreten. Aber übermorgen soll er zurückkommen, und es überläuft mich kalt, wenn ich daran denke. Nun, Hans, mein Geliebter, da Du ein freier Mann und ein Dichter bist, und ich denke, alle Dichter sind vogelfrei — nun sollst Du mich von hier entführen, gleichviel wohin. Wir verstecken uns in irgend einem heimlichen Nest, wo der Barbogio — so heißt der Wilde — uns nicht auffinden kann. An Geld fehlt mir's nicht, ich nehme auch all' meinen Schmuck mit — ja, wenn ich's recht bedenke — wir könnten schon diese Nacht — wart', noch etwas! Ich will Dir zeigen, daß ich ein kluges Schätzchen bin, das an Alles denkt."

Sie glitt von seinen Knieen herunter und huschte aus der Thür. Nicht lange, so trat ein junger Mann ins Zimmer in einem schmucken dunklen Anzug, ein Mäntelchen umgehängt, einen breiten Künstlerhut tief in die Stirn gedrückt. „Guten Abend, Kamerad!" tönte eine tiefe Stimme ihm entgegen. „Wohnt hier Fräulein Irma, genannt Fee Delibab?" Im nächsten Augenblick flogen Hut und Mantel in den Winkel, und das reizende Geschöpf schlang die Arme wieder um den nun vollends bezauberten Freund. „Gelt, ich kann Komödie spielen!" rief die Uebermüthige. „Mit mir kannst Du überall wagen, Dich ehrbar sehen zu lassen, und wenn ich mich unter vier Augen wieder auf meine Mädchenschaft besinne, soll's Dein Schade nicht sein!"

„Du Einzige, Himmlische, süßeste Geliebte!" rief er, ihre Küsse erwidernd, „aber heute Nacht schon? Nein, das ist unmöglich. Ich habe morgen noch —

„Ich weiß, was Du sagen willst", unterbrach sie ihn. „Du mußt Dich von dem frechen Menschen erst noch ein bißchen todtschießen lassen. Aber daraus wird nichts. Jetzt gehörst Du mir, ich habe ältere Rechte auf Dich, um ganze vierundzwanzig Stunden ältere. Hernach, wenn Du Deiner armen kleinen Irma überdrüssig geworden bist, dann ist immer noch Zeit genug, den ‚dummen Jungen' in Deinem oder seinem Blut abzuwaschen. Heute aber und die nächste Zeit, so lang' es reicht, gehört jeder Deiner Blutstropfen mir. Verstehst Du? Hast Du den Muth, das nicht ganz in der Ordnung zu finden?"

* * *

Wieder war sie ihm auf die Knie gesprungen und hatte den einen Arm um seinen Hals gelegt. „Siehst Du", sagte sie, „auch der Himmel ist mit uns verschworen, es ist eine ganz sternlose Nacht. Wenn Mitternacht geschlagen hat, machen wir uns leise davon. Ich kann den Stall öffnen; da hole ich zwei der geringeren Pferde heraus, und wir reiten bis an die Morgendämmerung, denn mit der Eisenbahn wär's gefährlich, da wissen sie gleich, wohin wir

entwischt seien. Sobald es dann ohne Gefahr geschehen kann, schicken wir die Gäule zurück und reisen zu Fuß oder zu Schiffe weiter, vielleicht nach Belgien hinein, wo ich schon einmal gewesen bin. O die Welt ist weit, und zwei Liebesleute finden überall gutes Quartier, und bis mir wieder die Sehnsucht kommt, mich auf ein Pferd zu schwingen — aber horch, was war das?"

Sie blickte nach dem Fenster, doch der Vorhang ließ sie nicht erkennen, was sich draußen regte. Im nächsten Augenblick aber wurde der leichte Riegel, der die beiden Flügel verschloß, von einer kräftigen Faust gesprengt, und ein riesenhafter Mann schwang sich mit einem lauten Fluch ins Zimmer herein.

Sie hatte nur eben Zeit, sich von dem Schoße des Jünglings herabgleiten zu lassen. An allen Gliedern zitternd, doch mehr vor Zorn über die Störung, als vor Schrecken, stand sie, ihren Geliebten mit ihrem Leibe deckend, vor dem Eingedrungenen. „Hinaus!" rief sie ihm zu und deutete mit dem ausgestreckten Arm nach der Thür. „Was hast Du hier zu suchen? Ich gehöre Dir nicht an, ich bin frei und kann mir Freunde wählen, wie es mir beliebt!"

Der ungeschlachte Geselle antwortete nicht sogleich, sondern betrachtete das Paar mit einem höhnischen Grinsen. Auch Hans war aufgesprungen; er konnte nicht zweifeln, wen er vor sich hatte. Zu anderer Zeit wäre ihm der Riese mehr spaßhaft als furchtbar erschienen. Denn mit dem schwarzen Bart, der fast bis an die Augen reichte, den vorgequollenen wasserblauen Augen und dem gewaltigen Munde, aus welchem zwei Reihen blanker Wolfszähne hervorglänzten, sah er aufs Haar einem Nußknacker ähnlich.

Der Hut war ihm rücklings vom Kopf gefallen, auf dem kurzgeschorene schwarze Borsten sich emporsträubten. So stand er eine Minute lang, die schweren Fäuste wiegend, wie zu einem Boxerkampf. Dann: „Aus dem Weg, elende Dirne!" knirschte er. „Mit Dir rechne ich hernach ab. Erst will ich diesem Deinem erbärmlichen Milchbart einen Denkzettel geben, daß er das Wiederkommen für ewige Zeiten vergißt!"

Er trat einen Schritt näher und hob die Hand, um sie bei Seite zu schleudern. Sie aber hatte blitzschnell aus dem Knoten ihres dicken Haares einen langen schmalen Dolch von spanischer Arbeit gerissen und hielt ihn dem Feinde entgegen. „Rühre ihn nicht an!" rief sie. „Ich bin aufs Aeußerste gebracht, und wenn Du ihm nur ein Haar krümmst" —

Im nächsten Augenblick hatte der Wüthende ein Messer ergriffen, welches neben ihrem Teller lag — ein paar Secunden lang rangen die Beiden mit einander, sich die Waffen zu entreißen, dann fuhr die breite stumpfe Klinge der verzweifelt Kämpfenden in den Hals, ein heller Blutstrahl schoß heraus, und mit einem leisen Ach brach die junge Gestalt rücklings zusammen.

Auch der Jüngling, zu blinder Raserei gestachelt durch diesen Anblick, hatte nach einem Tischmesser gegriffen. Doch ehe er noch dem Feind damit zu Leibe rücken konnte, traf ihn selbst ein sicher gezielter Stoß in die linke Brust, und lautlos stürzte er neben dem hingestreckten Leibe seiner Geliebten zu Boden.

* * *

Der November war herangekommen, ein erster leichter Schnee rieselte vom dunklen Himmel, da schlug der junge Dichter in seinem stillen warmen Zimmer, wo er drei Wochen im Wundfieber gelegen, zum ersten Mal mit leise aufglimmendem Bewußtsein die Augen wieder auf und blickte staunend um sich.

„Guten Morgen, Hänschen!" rief der Freund, der an seinem Bette stand. „Endlich ausgeschlafen? Die Nacht war ein bißchen lang, und manchmal dachte ich und wohl auch der Doctor, sie würde erst am jüngsten Tage ein Ende nehmen. Jetzt aber heißt's fein stille bleiben und langsam sich wieder ans Wachen gewöhnen. Da trink von diesem kühlenden Tränkchen. Bis zum Rheinwein mußt Du Dich noch eine Weile gedulden."

„Hab' ich denn das Alles nur geträumt?" fragte der Jüngling mit schwacher Stimme. „Nein, Lieber, Du mußt mir Alles sagen. Ich falle sonst wieder in meine Fieberglut zurück. Ich bin stark genug — und wenn ich nicht weiß, was aus ihr geworden ist — ob auch sie sich wieder erholt" —

„Um sie brauchst Du nicht zu sorgen", versetzte der Andere mit einem verhaltenen Seufzer. „Es geht ihr vortrefflich, und bleibt ihr nichts zu wünschen. Euren Feind, den Mordgesellen, hat man freilich nicht fassen können, der hat das Weite gesucht, als die Alte, die Stoffhexe, weißt Du, hereinstürzte und das holde Liebespaar in seinem Blute liegen sah. Ich kam zum Glück gerade an dem Hause vorbei, sah den Kerl aus dem Fenster springen, und wie ich neugierig herantrat, erschrak ich gewaltig, als ich die Teufelei, die er in dem Zimmer angerichtet hatte, überblickte. Ich habe dann dafür gesorgt, daß Du gleich hierhergeschafft wurdest, das arme Liebchen überließ ich der Alten; ein paar Tage später ist die Gauklerbande still davongezogen, vermuthlich haben sie ihre Fee Delibab mitgenommen, wenn ihr Name auch nicht mehr auf dem Programm stehen wird. Du siehst aber, lieber Sohn, in was für Mordgeschichten man sich verirrt, wenn man sich der Führung eines so weisen Pädagogen, wie ich bin, entzieht."

Der Kranke ließ das Haupt in das Kissen zurücksinken und lag eine Weile mit geschlossenen Augen. Diesen ganzen Tag versuchte er noch mehrmals, Genaueres von dem Freunde zu erfahren. Der aber verschanzte sich hinter den Befehl des Arztes, jedes aufregende Gespräch zu vermeiden.

Erst ein paar Tage später, als Hans zum ersten Mal das Schmerzenslager verlassen konnte, sagte er, ihn zu dem Tisch führend, auf dem der alte Brocatfetzen ausgebreitet lag: „Du wirst Augen machen, lieber Sohn! Denk', mit dem Taschentuch, das ich auf Deine Wunde drückte, um das hervorstürzende Blut zu hemmen, habe ich hernach die Muster des alten Lumpens betupft. Ich erinnerte mich während der Nachtwache, daß die Stoffmuhme das Mittel empfohlen hatte, um die verschossenen Farben aufzufrischen. Nun schau, wie trefflich das Recept sich bewährt hat."

Der Jüngling starrte, beide Hände auf den Tisch gestützt, in tiefem Sinnen auf das alte Gewebe. Da erkannte er wirklich eine wundersame, süßtraurige Historie in wechselnden Bildern abgeschildert, von einem Liebespaar, das neben einander auf einem Ruhebett saß, ein Büchlein auf den Knieen des Jünglings, in welchem sie gelesen zu haben schienen. Aber ein reizvolleres Geschäft

hatte ihre Wißbegierde unterbrochen, ihre Arme hatten sich umfangen und die Lippen, statt die geschriebenen Worte nachzusprechen, aus dem Stegreif allerlei süße Laute gestammelt, bis auch die verstummten. Und dann war ein wilder Geselle hereingestürmt und hatte die beiden Glücklichen in eine Welt geschickt, in der Niemand ihre zärtliche Zwiesprache mehr zu stören vermochte.

Deutlich sah der Dichter die Augen der jungen Frau glänzen und das Lächeln, mit dem sie ihren schönen blühenden Mund dem Freunde bot. „Wie ist mir denn?“ sagte er. „Habe ich diese Geschichte nicht schon irgendwo gelesen und verstehe sie jetzt zum ersten Mal? Diese Dame ist lange nicht so schön wie eine Andere, die ich gut kenne, und wenn ich die nicht bald wiedersehe, werde ich nicht ganz genesen. Ich bitte Dich, Phantasus, sage mir, wo sie hin verschwunden ist. Warum schweigst Du? Du willst mir doch nicht das Gräßlichste verhehlen, daß sie“ —

Der Freund wandte sich ab. Als er sich wieder umkehrte, lag der kaum Genesene bewußtlos am Boden. Seine Wunde hatte sich wieder geöffnet, ein frischer Strahl war über den Tisch gespritzt.

* * *

Auch über diesen Rückfall hob ihn seine Jugendkraft hinweg.

Zu Anfang des März war er soweit erstarkt, daß er, auf den Arm des Freundes gestützt, langsam den Friedhof betreten konnte. Da standen sie lange vor einem Hügel, den ein einfacher Stein bedeckte, und die Augen des Jünglings hafteten fest auf dem Namen „Delibab“, der statt jeder anderen Inschrift in den Stein gemeißelt war, bis ein Schleier heißer Thränen ihm den Blick verdunkelte.

Als er von dieser ersten Ausfahrt wieder nach Hause gekommen war, fing er sofort zu dichten an, ein seltsam trauriges und wonnevolles Spiel, das die Geschichte jenes alten Liebespaares da unten im welschen Land behandelte. Freund Phantasus stand ihm dabei mit gutem Rath zur Seite, und sie förderten das Werk so rasch, daß Hans es schon nach vier Wochen beendet hatte.

Er trug es, da die Tinte noch kaum trocken war, zu dem alten Professor hin, der es sogleich zu lesen versprach. Als der schüchterne, junge Poet sich wieder meldete, wurde er aufs Freundlichste empfangen. „Ihr Trauerspiel ist noch kein Meisterwerk, junger Freund,“ sagte der alte Kenner. „Aber wie weit ist die Kluft zwischen Ihren früheren poetischen Exercitien und dieser Arbeit! Hier ist Leben und Wahrheit. Und wenn Sie noch zuweilen sich ungeschickt anstellen, so ist's — verzeihen Sie den Vergleich — wie der unbeholfene Lauf eines jungen Neufundländers; die Rasse ist edel. Und dann“ — mit einem feinen Blick in das noch immer bleiche Gesicht des Jünglings, von dessen Abenteuer er wohl gehört haben mochte — „man sieht es jeder Zeile dieser Dichtung an, daß sie mit Ihrem Herzblut geschrieben ist.“

Georg Ebers.

[Nachdruck untersagt.]

Das alte Wort der Krösus-Sage, daß man Keinen vor dem Tode glücklich preisen soll, trifft auch den ästhetischen Erfolg. Nur, daß der wirkliche Tod der Person hier noch nicht einmal den Ausschlag gibt. Erst muß Alles hingehen, was der Zufall, was die Gunst des Moments an Kränzen gewunden haben. Die Person muß gleichsam noch ein zweites Mal sterben, in all' ihren individuellen Beziehungen, die über das Aesthetische hinaus gingen, in dem ganzen Netz, das der „Mensch" gewoben, der, wenn auch noch so viel idealer Goldglanz von ihm ausstrahlte, doch zuletzt sich von seiner Kunst lösen muß wie von einem anvertrauten Pfunde, das nun allein gewogen wird.

Georg Ebers hat in seinem ersten Roman versucht, gerade die Gestalt des alten Krösus dichterisch zu beleben. Es war ihm nicht verliehen, den Hauch des Dämonischen, das der dichtende Genius der Weltgeschichte um eine solche Figur gewoben, zu erfassen. In seiner Hand wurde der Zauberkönig von Sardes ein rührend guter, alter Großpapa, der in Sentenzen Bodenstedt's redete. Aber was er im Bilde nicht gestalten konnte, dessen hat er im eigenen Lebensschicksal mindestens einen Schatten verspürt.

Als Ebers in seinen besten Jahren, frisch in die Wissenschaft der Aegyptologie eingeweiht, seinem Lehrer Lepsius das Manuscript eben jenes Romans von der „ägyptischen Königstochter" brachte, bekam er im ersten Moment den bitteren Bescheid: man habe geglaubt, er wolle etwas Vernünftiges schaffen, und nun komme er mit solchem Zeug wie einem Roman. In diesem Augenblick stand der Schüler, der das mindestens ebenbürtige Recht der Kunst neben der trockenen Sachforschung vertrat, gewiß hoch über dem Meister. Es handelte sich ja noch nicht um Talent oder Nichttalent. Man erinnert sich an den Ausspruch eines Goethe-Biographen, daß Goethe, als er nach Leipzig und Straßburg kam, wohl das Zeug gehabt hätte, ein brauchbarer Jurist zu werden, daß er sich aber durch Unfleiß und unzeitgemäße Nebenbeschäftigungen selber um die ehrliche Carrière gebracht habe. Dann erschien der Roman, hatte einen außerordentlichen Erfolg, erlebte sechzehn Auflagen. Und es folgten noch sechzehn weitere Romane, jeder im Durchschnitt mit etwa zehn Auflagen. Für deutsche Verhältnisse ein beispielloser Erfolg und dem Autor ein kleiner Paktolus. Eine Weile schien es gewissermaßen eine statistische Wahrheit zu sein, daß Ebers unser volksthümlichster und vollkräftigster moderner deutscher Romandichter sei. Aber in Mitten des Glückes kam auch der Umschwung, hart und grausam, wenn man bedenkt, daß es sich um eine feine Natur, des reinsten Strebens voll, handelte. Und eines Tages erklang, diesmal nicht aus dem Munde der Aegyptologen, sondern der Aesthetiker, der unwirsche Stoßseufzer: Wir meinten, es wolle hier ein großer Poet sich entwickeln, und jetzt kommt er uns mit lauter archäologischem Ballast . . . Auf diesen Zuruf folgte ein eisiges Schweigen. Im

letzten Jahrzehnt war es, als sei die Kritik Ebers gegenüber versteint. Jetzt, da er als Mensch heimgegangen ist — der edle, liebenswürdige Mensch, der selbst so gern lobte und anerkannte, neidlos lobte, Alles bis zum Fremdesten, seiner Art unmittelbar Widersprechenden anerkannte — jetzt sind ihm die bittersten Worte nachgerufen worden an Stellen, wo man ihn einst überschwänglich gefeiert hat — ich will nicht gerade so weit gehen, zu sagen: von denselben, die ihn einst so gefeiert haben. Jedenfalls war es ein Krösus-Loos. Kein zweiter namhafter deutscher Dichter der letzten dreißig Jahre hat einen solchen Absturz erlebt. Dadurch allein schon wird er für die Folge interessant werden, psychologisch interessant. Eine andere Frage ist, wie viel eine unbefangenere Folgezeit von ihm als Dichter wieder finden und weiter führen wird.

Ebers verdient ein gerechtes Urtheil, gerechter als es heutige Durchschnittskritiker zu schreiben wissen. Er war nicht bloß eine außergewöhnlich reine, eine menschlich wirklich „echte" Persönlichkeit. Das kann schließlich nur ein engerer Kreis, der ihm nahe stand, wissen und werthen. Aber er verdient es auch, weil *er* seinen Intentionen nach *kein* Erfolgsdichter, kein Streber und Macher war, wie wir sie heute zahlreich genug, mit und ohne Erfolg, vor Augen sehen. Was er gab, war ehrlich, war dem Herzen abgerungen. Er hat innerlich höher gestanden als die Meisten, die über ihn geschrieben, die über ihn den Stab gebrochen haben, als das „Mode" geworden war im Ersatz der früheren Mode, die ihn blindlings und zum Schaden einer gerechten Würdigung unserer deutschen dichterischen Gesammtleistung gelobt hatte. Aber diese Gerechtigkeit wird gewisse Punkte nicht übersehen können. Ich vergegenwärtige ihn mir in diesem Augenblick, wie er in seinen besten Momenten war, den stolzen Mann mit dem weißen Bart und dem schönen Auge, mit dem Hintergrunde des grünen Sees, an dem sein Heim stand, und des freundlichen, gastfreien Hauses, um das er seine Rosen und Nelken zog — ich denke mir einen gewissen nervösen Zug hinweggenommen, den das zermalmende körperliche Leiden ihm aufgeprägt — und ich habe das Gefühl, als könnte ich das Folgende ihm selbst sagen. Man sagt sich im Leben allerdings das Wahre doch kaum so. Aber es ist wohl die schönste Form, wie man sich einen Abgeschiedenen noch lebendig denken kann, daß man ihn sich freier denkt, unbefangen und vielleicht lächelnd auf die Debatte über sein eigenes Werk eingehend.

Naive Gemüther haben wohl gemeint, mit Georg Ebers habe der historische Roman, wenn nicht angefangen, so doch aufgehört. Sie wissen es nicht, welche Macht sie damit ungewollt dem Manne verleihen, den sie herabsetzen möchten. Ein ästhetisches Motiv von so alter Kraft todtschlagen, wäre eine Leistung, fast größer als ein entsprechend neues gründen. Aber es ist nicht wahr, daß er es gethan hat. Die historische Dichtung als solche wird weiter leben nach ihm, wie sie vor ihm gelebt hat. Solche Principien hängen überhaupt an keinem Einzelnen, sie sind mächtiger als Mensch und Zeit, sie kehren wieder, wenn *ihre* Zeit erfüllt ist, und suchen sich dann ihren Menschen, ob auch eine ganze Schulästhetik darüber zusammen bricht. Wie das historische Drama immer wieder kommt, so auch der historische Roman. Keine noch so tüftelnde ästhetische Theorie wird je den Dichter hemmen können, in das größte Wunder, das tiefste Geheimniß hinab zu tauchen: das Geheimniß der Vergangenheit, der Weltgeschichte, der rückwärts sich wieder aufrollenden Zeit. Und wie er das dann bewältigt, als Drama oder Versepos oder Roman, ist nur eine belanglose Formfrage. Etwas Anderes ist die Methode im einzelnen Fall, die Methode, wie er das Vergangene innerlich aus seinem Dornrosenschlaf zu wecken sucht. Hier scheiden sich individuelle Wege. Und ein solcher Weg kennzeichnet Ebers.

Unsere Kenntniß der Vergangenheit ist Stückwerk. Auch der beste historische Roman bleibt in bestimmtem Sinne Stückwerk. Nun, das ist an sich noch kein schlimmer Einwurf. Denn Stückwerk ist jede Dichtung. Ein Roman, der die Gegenwart in brennendstem Leben schildert, bleibt doch Stückwerk, weil er die

Zukunft nicht kennt; er malt Figuren, Ideen, Motive aufs Blaue zu, ohne die echte Werthung, die ihnen eben erst die Zukunft geben kann. Von der Vergangenheit wissen wir wenigstens, was nach ihr, was aus ihr kam, und so sind wir in gewissem Sinne dort sogar besser dran. Was heute aus socialen, aus ethischen oder religiösen Ideen werden will, sehen wir nicht, und ein Roman, der dieses dunkle Aufgähren und Wallen schildern will, wird allenthalben im Dunkeln tappen. Was aus dem Christenthum der Cäsarentage oder dem Serapiscult geworden, wissen wir aber heute mehr oder minder klar, und ein Dichter kann rückschauend vielleicht wirklich den Nerv von damals herausschälen und aus den Zuckungen dieses Nerves ein tragisches, dichterisch bedeutendes Schicksal gestalten. Aber gerade in dieser Gegenüberstellung zeigt sich auch schon wieder die andere ungeheure Lücke des Geschichtlichen für den Dichter. Die Ideen der Vergangenheit sind ihm deutlicher, logischer, nackter gleichsam als die der eigenen Zeit; aber was ihm dafür um so unerbittlicher in den Nebel sinkt, sind die Personen. In dem dunkeln Wogen gährender Ideen von heute sieht der Poet sich selbst und so und so viel Menschen um sich her als Personen handelnd, leidend, irrend, suchend, in allen Regungen der Seele, allen Stößen der dunklen Welle, wo sie schwimmen, so gut Jeder kann. In der Vergangenheit sieht der Blick den Ideen wie einem krystallklaren Wasser auf den Grund: aber die Menschen sind fort, die Menschen, die damals diese blitzblanke Fluth als trübes Wasser durchschwammen, mühsam darin athmeten, darin ertranken . . . Aus den Ideen soll er erst die Individuen wieder schaffen — schweres Loos! Und hier scheiden sich scharf die Wege der Kraft, der Gabe, des Genies, des Glücks.

Mancherlei Wege sind versucht worden. Unsere besten historischen Romane sind fast ebenso viel verschiedene Experimente, das Problem von irgend einer Ecke her theoretisch zu bezwingen. Eine Methode legte den Schwerpunkt auf die philosophischen Ideen. Die Personen erschienen nur wie angedeutete Hüllen solcher kämpfenden Ideen. So hat Kingsley die Menschen in seiner „Hypatia" gezeichnet. Die Methode gibt ein willkürliches Bild; denn wir wissen von uns, wie Wenige selbst in der bewegtesten Zeit mit ganzer Person im Kampfe um die Weltanschauung aufgehen. Aber es mag Menschheitsstunden der Vergangenheit geben, die diese Willkür stärker hervortreten lassen, andere, in denen sie sich mehr verliert. Kingsley gerieth für seine Methode auf den denkbar glücklichsten Stoff und schuf ein unvergängliches Werk. Immerhin ein Werk, dem eine gewisse Schwere anhaftete, eine philosophische Schwere, die ihm wohl eine kleine Gemeinde denkender Verehrer geschaffen hat, aber niemals einen dauernden Massenerfolg gewähren konnte. Ein ganz anderer Weg ging nicht von engeren philosophischen oder religiösen Ideen aus, sondern von einer ideellen Gesammtverklärung der Vergangenheit, die man grob etwa als Idee der Geschichte bezeichnen könnte. Hauptvertreter ist Flaubert. In „Salammbo" ist mit einer wunderbaren Meisterschaft ein Stück uralter karthagischer Geschichte so dargestellt, daß man es mit Händen zu greifen meint und doch dabei keinen Moment die feste Vorstellung verliert, das Alles sei seit endloser Zeit todt, sei Vergangenheit, sei Geschichte. Es ist eine gespenstische Vision, die in einer rothen Wolke vorüber zieht. Menschen, die noch einmal aus dem Staube kommen und reden. Aber sie reden nicht zu uns. Nichts hat Zusammenhang mit uns. Mit dämonischer Gewalt packt uns das Gefühl, daß das Alles in Wahrheit ewig dahin ist, daß wir keinen inneren Faden mehr zu dieser Welt zurück besitzen. Wir sehen unter der Wucht eines furchtbaren Zauberers noch einmal auf eine Stunde in das goldschimmernde Gewühl der Dinge. Aber diese Menschen haben keine Herzen mehr, für uns nicht mehr. Ich kenne keinen zweiten Dichter, der das Zerschmetternde so herausgebracht hätte, das in einem gewissen Sinne das Wort „Geschichte" ausspricht. Keiner hat es ihm so wieder nachgemacht — man möchte aber auch nicht gerade alle Tage solche Bücher lesen. Nicht leicht ist ein größerer Contrast möglich als zwischen dieser Methode und einer

dritten, die den ganzen Schwerpunkt auf einen inneren Gemüthszusammenhang zwischen Gegenwart und Vorzeit legt. Sie denkt dabei nicht an einseitig philosophische Zusammenhänge, in denen Ideen fortleben über die Köpfe der Generationen fort. Diese Methode unternimmt den schärfsten Angriff zur wirklichen Rückeroberung der alten „Menschen". Aber sie braucht dazu eine ganz bestimmte Voraussetzung, mit der Alles erst möglich wird. Sie glaubt an eine Continuität der tiefsten Gemüthsveranlagung, die mindestens über eine bestimmte Reihe von Generationen hinweg die „Menschen" erscheinen läßt wie die ewige Wiederkehr eines einzigen Menschen, der im Herzen immer derselbe bleibt, ob auch die äußeren Dinge wechseln. Die Todten erscheinen als die „Ahnen" der Lebendigen, die in diesen Lebendigen thatsächlich noch immer fortleben. Aus dieser Methode heraus hat Freytag seinen langen Romancyklus geschaffen. Das Beste, was Walther Scott gelungen ist, stand auf ihr und nur auf ihr. Der Dichter sah sich selbst und die Mitlebenden einfach hinein in die alte Zeit. Er wechselte das Kleid, und er war Ingraban, zu dem Bonifacius das Evangelium trug, war ein alter Puritaner oder ein politischer Schwärmer für Karl Eduard den Prätendenten. So lange die Voraussetzung sicher ging, war dieses Verfahren mehr und sehr viel ernsthafter als eine Masterade. Aber man fühlt, wo die Schranke beginnt. Sie durchquert die Methode da, wo die engere wirkliche Blutsverwandtschaft aufhört und mit ihr die engere Gemüthsgemeinschaft, wo der Begriff der „Ahnen" im leeren Blau verschwimmt, wo die Bande patriotischer Gefühle reißen, wo alle die vielen Beziehungen bis in das Rauschen der gleichen Wälder, den Anblick desselben Stromes hinein abbrechen. Für diese Methode bekommt der reale Begriff des eigenen Volkes eine Uebergewalt weit über Alles hinaus, was man gewöhnlich patriotische Dichtung nennt. Das haben die Besten, die auf dieser Straße gewandelt sind, gleichsam intuitiv gewußt und angewandt. Und wo sie es verlassen haben, da sind sie gestrauchelt wie der Ritter im Märchen, der seinen Zauberspruch verliert, der das „Sesam" nicht mehr weiß, das ihn aus dem Berge wieder hinaus führen soll.

Und nun zu Ebers. Auch Ebers hatte sein Princip, von dem er eigentlich nie einen Finger breit abgewichen ist. Zuerst hat er es wohl unbewußt, im Zwang seines Temperaments, ausgeübt. Später war er sich selbst auch theoretisch darüber klar, man konnte mit ihm darüber reden, er lachte, wenn ein Kritiker es ihm wie eine eigene Entdeckung entgegenhielt, er verfocht jede Wirkung, die daraus kam, als seine eigenste Absicht. Ihm stand eine Grundthese fest: ein gewisser Kreis von Gemüthsdingen in unserm heutigen Empfinden ist absolutes Menschengut; bis in die entferntesten Zeiten lassen sich diese Dinge als rother Faden zu Grunde legen; sie sind immer das Selbstverständliche, neben dem aller Unterschied mehr oder minder belanglose Arabeske bleibt. Ebers war selbst ein Gemüthsmensch von feinster Durchbildung, ein Gemüthskünstler als Mensch möchte man fast sagen. Der Cultus seiner Mutter hatte bei ihm schwärmerische Formen angenommen. Als Familienvater, als Freund, als Helfer und Rather in jeder Gemüthsfrage war er unermüdlich, von einer überströmenden Kraft des Herzens, die Jeder empfunden hat, der je mit ihm zusammen gekommen ist. Aber von hier ging ihm nun auch ein gewisser eigensinniger Glaube in Geschichtsfragen aus. Was ihm das Liebste und Tiefste war, das machte er selbstherrlich zum geschichtlich Absoluten. Mit der größten Ruhe malte er die intimsten Züge des heutigen deutschen Familienlebens in die Zeit Ramses' des Großen hinein, verlegte sie an den Hof des Cambyses oder der Ptolemäer. Für ihn existirte die Frage nicht, was in diesen Zügen specifisch deutsch, was modern, was bloß in der nachchristlichen Aera und wiederum in dieser bloß nach der Reformation, nach dem Zeitalter Goethe's, nach der Romantik möglich sei. Je kleiner und feiner er die Züge zu schattiren wußte, je goldener sein eigenes Herz hinein sank, desto seltsamer steigerte sich nur diese Manier. Man fühlte beim Lesen ganz deutlich, daß diese Dinge dem Dichter das Wichtigste, das Wesentliche waren. Um der Familienzüge, der kleinen, zarten, romantischen Liebes-

fügungen willen wurden uns eigentlich diese ganzen Romane erzählt — aber die Geschichtsthese des Autors warf sie uns im äußeren Gewande beliebig durch die Jahrtausende herum, von Volk zu Volk. Einmal in der Gewalt seiner These, war es ihm absolut gleichgültig, ob er von Krösus erzählte oder von Karl V., von den Persern des Cambyses oder den Legionen Hadrian's. Er hätte in ganz genau demselben Tone auch einen Roman bei den Chinesen oder bei den Eskimos spielen lassen, wenn er gerade stofflich durch seine Studien darauf geführt worden wäre. Die Grundfabeln, die er in diesem Sinne erfand, waren durchweg äußerst zierlich und an sich unerschöpflich in ihren feinen, intimsten Varianten. Jedem dieser Geschichtsromane lag gleichsam als Kernmotiv eine zarte, gemüthstiefe deutsche Novelle zu Grunde, meist ohne starke Leidenschaft, mit viel Romantik, doch im edeln Sinne, immer der Anlage nach die Erfindung eines echten Dichters. Aber nun kam die Geschichtsthese: und auf einmal brauste um die weichen deutschen Liebesherzen der ungeheure Sturm der Weltgeschichte, das philosophische Ringen Hypatia's, die grause Vision Salammbo's, all' das unsäglich Große, aber auch unsäglich Wilde, Elementare, Rohe der Vergangenheit — über dem kleinen Liebespaar reckte sich das Gigantenhaupt der im Sande versinkenden Menschheits-Sphinx, stiegen die Pyramiden in die Wolken auf, dröhnte der Sturm der römischen Welteroberung dahin, heulten die Panther der Arena, die die ersten Christen verschlang. Das war unmöglich: es entstand der Contrast, der das wahre harmonische Kunstwerk tödtet. Der Contrast des Unlogischen, der Maske entstand.

Und Ebers selbst verschuldete, daß dieser Contrast sich noch gewaltig steigern mußte. Mochte schon das deutsche Mädchen einer bestimmten Gesellschaftsschicht des neunzehnten Jahrhunderts, mochte die deutsche Familienmutter von heute ein seltsam verschlagener Robinson sein in den Tagen der Ramses und Hadrian: unendlich seltsamer wurden die Dinge noch, als der Dichter nun die Hand ausstreckte nach Ramses und Hadrian in Person — als er seine weichen Novellen auf die Throne der Gewaltigen des ungeheuren Wahrheitsepos der Geschichte selber setzte. Hier faßte sein Princip Ebers wie ein entscheidendes Verhängniß. Was hat er uns da für Züge gemalt in seiner fast unbegreiflichen Consequenz bis hierher! Ein Perserkönig wie Cyrus, mit den realistischen Farben Flaubert's gemalt, würde schon ein erschreckendes Phantom für heute sein, den stärksten Nerven kaum erträglich. Von einem solchen Perserkönig (Cambyses) glaubte aber die Mitwelt, daß er wahnsinnig sei, um *seine* Thaten noch zu verstehen! Und dieser Cambyses wird bei Ebers der Held eines Liebesidylls, den zarte Regungen bezwingen. Der Schatten Werther's zittert durch den Roman, der an seinem Hofe spielt! Ebers griff ebenso nach der Gestalt der Cleopatra, um eine Mutter zu schildern, der das Wohl ihrer Kinder Alles war. Er belebte Antinous und Hadrian, um uns die Novelle einer unschuldigen Kinderseele zu schreiben! Hier liegt die Grenze, wo ein Princip, rein und in gutem Glauben aufgenommen und mit einem gewiß nicht zu unterschätzenden Aufwande dichterischer Fähigkeiten durchgeführt, beim Grotesken zum Stillstand kam. Ueber diese Dinge konnte man mit dem Autor nicht mehr streiten. Es gibt einen historischen Optimismus, der Berge versetzt um der Liebe willen; einen Optimismus, der auch Cambyses und Antinous begreift, weil er alles Menschliche in der Linie einer großen läuternden Entwicklung sieht; der das Furchtbarste furchtlos schildert und dann hinzufügt: Ihr seid Alle todt, seid Staub — die Menschheit aber lebt, und so mußte ihr Leben wohl auch über Euch gehen, Ihr seid gerechtfertigt. Aber dieser Optimismus hat wenig mit dem geschichtlichen Umfärben bei Ebers gemein. Solches Umfärben ist nicht Liebe, sondern Schwäche. Das hat Ebers nie begreifen können, ein so freier Geist er auch war. An der scharfen Ecke ist er historisch wie dichterisch gescheitert, wo sich die Toleranz, die Alles kennt, aber Alles vergibt um der großen Entwicklung willen, scheidet von der Schönfärberei, die das Vergangene nach ihren Wünschen umformt und dann allerdings nur zu leicht die nöthige Toleranz bewährt.

Seltsames Loos! Der Schwäche seines Princips verdankte Ebers seinen stärksten äußeren Erfolg. Unbefangene Seelen, denen das Historische in seiner wirklichen Größe Angst einflößte, dankten ihm die Art, wie er deutsches Gemüth, das diese Sonne gewärmt, in die Schatten des Cambyses und Antinous trug. Man freute sich des Eigenen im buntscheckig fremden Gewande. Im Aeußeren war er ja ein Meister, so weit es sein Princip zuließ. In seinen Romanen ist so manche wundervolle äußere Schilderung, die ihm so bald Keiner nachmachen wird. Auch schwebte er trotz seines falschen Princips als Kenner viel zu hoch über den Dingen, um nicht gelegentlich immer auch große Hülfsprincipien auszuspielen. Als er im „Homo sum“ die Gedankenwelt Kingsley's berührte, fühlten auch solche, die ihm sonst ganz fern standen, den starken Geist, der uns sehr viel Tieferes hätte geben können, wenn er jene Art des philosophischen Ideenromans resolut ergriffen hätte. Es sollte nicht sein. Wohl wechselte er in späteren Jahren noch mehrfach sein altes Stoffgebiet. Er spielte seine Novellen hinüber in die Reformationszeit. Hier lag Alles günstiger. In „Barbara Blomberg“ war er ganz nahe der Grenze, wo sein Talent gleichsam in reines Gebiet gerathen wäre. Es war zu spät. Sein Ruhm hatte bei Cambyses, Ramses und Hadrian begonnen. Sein Ruhm ging dort unter, während er unsicher nach neuem Boden suchte. Eines Tages faßte die Kritik ein Hauch der Bedenken, die an sich so nahe lagen. Die Menge wurde stutzig, fiel ab. Auf einmal hörte man die lieblosen Urtheile, daß gar kein Dichter in ihm stecke. Der ungeheure Erfolg war falsch; aber dieses Urtheil war es ebenso. In Ebers hat ein feiner, geistreicher Dichter gesteckt, mit relativ engem Idealgebiet, aber in dem, was er konnte, ein ganzer Mann. Ein unglückliches Princip aber war es, was ihn dorthin geführt hat, wo sein Ruf auf einmal aufflammte, als habe Deutschland keinen Größeren neben ihm. Wir wollen nicht auffärben mit Lichtfarben, wie er Cambyses und Antinous gefärbt hat. Wir wollen jene bessere Toleranz üben, die das Mangelhafte nicht übersieht, aber die es überwindet in einem höheren Licht. Er war ein ganzer Mann, der ein falsches Princip vertreten hat. Es mußte wohl einmal durchgeritten werden. Nun ist es todt. Wir aber gedenken ihm, daß er ein Kämpfer war, wie als Person Jeder ihn sich wünscht, eine edle, reine, neidlose Natur, in die wir keinen seiner Helden hinein zu färben brauchen, da in ihm als Mensch wirklich all' das war, was er in Cambyses und Hadrian hinein gesehen hat — ein goldener Charakter, an dem kein Fehl war . . . und eine feine, sensitive, suchende Poetennatur, die bloß in der Ungunst der Zeit einen unglücklich verwickelten Weg gesucht. Er wollte der Sphinx sein Herz geben, der ungeheuren Sphinx der Weltgeschichte. Das war zu groß.

Wilhelm Bölsche.

Die niederländischen Feste.

[Nachdruck untersagt.]

Um dieselbe Sommerzeit, vor achtzehn Jahren, als Belgien das Jubiläum seiner Unabhängigkeit feierte, ward in den Niederlanden das Königskind geboren, dazu bestimmt, dereinst die Krone zu tragen, die wir soeben unter festlichem Gepränge ihr auf das jugendliche Haupt haben setzen sehen. Sprößling eines alten Heldenstammes, der mehr für die Freiheit der Welt gethan hat, als irgend ein anderer, und sich immer, in seinem Namen, seinem Wappen und seiner Gesinnung, des Zusammenhanges mit der ehemaligen deutschen Heimath bewußt geblieben ist — Tochter einer deutschen Mutter: so hat Wilhelmina, Königin der Niederlande, den Thron bestiegen, einen der ehrwürdigsten Europa's, begrüßt von den Huldigungen ihres Volkes und den Sympathien aller Nationen, nicht am wenigsten der unserigen. Eine Königin von achtzehn Jahren, in einem Lande von so großer historischer Vergangenheit, einen nur geringen Flächenraum umfassend und um diesen lange mit den Elementen ringend, erfüllt aber vom männlichen Selbstvertrauen seiner Bewohner — „Von Gott das Meer, von uns die Ufer!" — und gestählt durch das zähe Kraftgefühl seiner Regenten — „Je maintiendrai!" — fest im Glauben, unerschütterlich im Vorsatz — sieben Provinzen um ihren Führer, den ersten Oranier, geschart, im Aufstand gegen ein Weltreich und zum Heile der Menschheit den ungleichen Kampf siegreich bestehend! Man kennt sie, diese schönen, altniederländischen Volkslieder, die jetzt auch bei uns so gern gesungen werden:

„Wilhelmus von Nassauen
Bin ich, aus deutschem Blut,
Mein Vaterland fühlt sicher sich
In meiner Hut."

Fiel er selber auch, der ernste Schweiger, der Begründer des niederländischen Staatswesens, am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn durch Mörderhand, die von Jesuiten gedungen war: sein Werk bestand. Längst war der katholisch gebliebene Theil der Niederlande, befleckt mit dem Blute der Grafen Egmont und Hoorn, durch das Schreckensregiment Alba's wieder unter die Botmäßigkeit Spaniens zurückgebracht worden: aber zur höchsten Blüthe, mit ihren oranischen Statthaltern und hochmögenden Herren, den Generalstaaten, gelangte die Republik der Niederlande, deren Handel und coloniale Ausdehnung bald an die Stelle trat, die Spanien zuvor eingenommen, und deren Kriegsflotte sich mit der englischen messen durfte. Zwistigkeiten im Innern, wie sie wohl keinem Gemeinwesen gänzlich erspart bleiben, dienten immer nur dazu, dieses Volk, das seine Freiheit sich so schwer errungen, zu Schutz und Abwehr jeder Gefahr von außen widerstandsfähiger zu machen; den Kern seiner Tüchtigkeit berührten sie nicht. Religiöser Hader war der Grund, daß des edlen und um seine Mitbürger hochverdienten Rathspensionärs Oldenbarnevelt Haupt und mit ihm sein Haus fielen; aber dennoch waren und blieben die Niederlande das Land der Toleranz und des freien Gedankens — das

Land des großen Humanisten Erasmus von Rotterdam, in welches Descartes sich zurückzog, um sein System zu vollenden, und das Voltaire aufsuchte, bevor er in England ein Asyl fand; das Land der aus Spanien vertriebenen Juden und ihres größten, von der Synagoge ausgestoßenen Sohnes, Baruch Spinoza's. Und abermals war es dieses Land, das an einem Wendepunkte der neueren europäischen Geschichte die Entscheidung brachte. Ein Oranier war es, an Staatskunst und Tugend nur seinem größten Ahnherrn vergleichbar, es war Wilhelm III., ein friedlicher Wilhelm der Eroberer, der, Gemahl einer Stuartstochter, mit einem kleinen Häuflein an der englischen Südküste landend, die Fahne der Befreiung aufpflanzte, das, was Cromwell begonnen, vollendend, und über den Tod hinaus lebendig in jenem Bündniß Englands und Hollands, vor dem die Weltmacht Ludwig's XIV. in Trümmer ging.

Auf dieser politischen Höhe haben, unter den veränderten Weltverhältnissen, sich die Niederlande wohl nicht zu halten vermocht. Wer aber könnte ihren Boden betreten, ohne sich angeweht zu fühlen von dem alten Geiste, der sie groß gemacht! Wer könnte durch diese Städte mit ihren alterthümlich stolzen Bauten, ihren Kirchen, ihren Rathhäusern, ihren Palästen, ihren Museen wandern, ohne etwas zu spüren von der Kunstfreudigkeit, dem Patriotismus und dem Wohlbehagen Derer, die all' dies errichtet und gestiftet. Wer könnte ohne Respect diese ehrenfesten Bürger in ihren Gilden- und Schützenhäusern, an den identischen Stellen, wo sie vormals gesessen, in den Regenten- und Doelenstücken sehen, auf denen ihre Maler sie verewigt haben! Von ihrem Ruhme, dem Ruhme der Rembrandt, Gerard Dou, van der Helst, Franz Hals und all' der Anderen sprechen alle Galerien der Welt; und wie gern in den Bildern Brouwer's und Ostade's, Terburg's, Jan Steen's, Paul Potter's und Ruysdael's erkennen wir die holländische Landschaft mit ihren Canälen, Windmühlen und Weideplätzen, die holländischen Volkstypen und Trachten, die holländischen Volksbelustigungen, fast noch wie heute! Mit vertrautem Zuge muthet uns ihre Kunst, ihre Sprache, ihre Literatur an, deren auch in Deutschland beliebten Vertretern auf dem Gebiete der Novellistik und des Romans: van Lennep, Frau Bosboom-Toussaint, Beets, Cremer, Multatuli (Dekker) wir so viel vaterländisch Anheimelndes verdanken. Es ist kein fremder Blutstropfen in diesem Volksthum, das sich hierin eins weiß mit den Vlamen Belgiens und dieser sprachlichen Gemeinschaft zwischen den „Noord-nederlanders" und „Zuid-nederlanders" auf den jährlich stattfindenden Congressen beider Ausdruck gibt. Aber die Jahrhunderte lange Entfremdung, der Katholicismus, der sich in Belgien auf eine starke ultramontane Partei stützt, und nicht am wenigsten eben jener „fremde Blutstropfen", die Beimischung des französisch-wallonischen Elements: dies zusammen war es, was die Trennung innerlich nothwendig und den Bruch unheilbar machte, zumal König Wilhelm I., durch harte Schicksalsschläge, das Napoleonische Interregnum und langjähriges Exil nicht weiser gemacht, die Gegensätze mehr verschärfte, als auszugleichen suchte. Wiewohl selber gemäßigt, war er doch von einem solchen Hasse gegen Frankreich erfüllt, daß in seiner Gegenwart nicht einmal französisch gesprochen werden durfte; viel weniger noch als mit den bigott katholischen Vlamen, die in dem König nur den Häretiker sahen, „der unsere heilige Religion nicht bekennt", konnte daher ein Verhältniß hergestellt werden mit den Wallonen Belgiens, die, wiewohl politisch und kirchlich liberal, dennoch die geistigen Führer der Revolution von 1830 gewesen sind. Das 1815 neu geschaffene Königreich trug den Keim des Zerfalls in sich; nur fünfzehn Jahre hat es bestanden. Von einander abgelöst, haben beide, Belgien und die Niederlande, in gleicher Prosperität Schritt gehalten, ein anderes Beispiel dafür, daß Volkseinheit sehr wohl freundnachbarlich fortdauern kann, auch wo Staatseinheit längst aufgehört hat, möglich zu sein. Freilich muß man sagen, daß der Fortschritt in der politischen und socialen Entwicklung der Niederlande sich in ruhigeren, gleichmäßigeren Bahnen vollzogen hat als in dem

benachbarten Königreich, in welchem zwei Sprachen gesprochen werden, und innerhalb der beiden Sprachgebiete die Liberalen und die Clericalen als unversöhnte Parteien einander gegenüber stehen, während zugleich in diesem Lande der Industrie, der Fabriken und des Bergbaues die Socialdemokratie zahlreicher und mächtiger geworden ist als in irgend einem anderen. In den Niederlanden dagegen gibt es so wenig Socialdemokraten, daß sie politisch kaum in Betracht kommen. Die Wahlreform, die in Belgien nur nach blutigen Zusammenstößen zwischen dem Volk und den Truppen durchgeführt werden konnte, kam in den Niederlanden ohne Zwischenfall, wenn auch nicht ohne harte parlamentarische Kämpfe, so weit zu Stande, daß sie vom allgemeinen Wahlrecht, wie wir es haben, nur wenig noch entfernt ist. Auch in der Unterrichtsgesetzgebung, die in Belgien die Staatsschule nahezu zerstörte, hat man in den Niederlanden trotz einiger, den Katholiken gemachten, nicht unbedeutender Zugeständnisse, den Staatsgedanken doch aufrecht erhalten, und als König Wilhelm III. am 23. November 1890 starb, da hat seine junge Wittwe, die Königin-Regentin Emma, die Fragen übernommen, die sein Tod ungelöst zurückgelassen. Außer der Heeresreform, welche die allgemeine Wehrpflicht einführt und die Stellvertretung abschafft, standen auf dem Programm ihrer Regierung vornehmlich Forderungen, welche die materielle sowohl wie die sittliche Hebung der unteren Classen im Auge hatten: Einführung der obligatorischen Schulpflicht, Schutz der kindlichen und Frauenarbeit, Unfallsversicherung. Als Zwanzigjährige, eine Prinzessin von Waldeck, dem Könige vermählt, hat sie mit zweiunddreißig Jahren die Vormundschaft über ihr damals zehnjähriges Töchterlein angetreten, der sie nunmehr, umringt von einem dankbaren Volke, das bis dahin ihren Händen anvertraute Königreich der Niederlande, so glücklich im Innern, so angesehen nach außen, übergeben hat, wie sie es empfangen. Ein schmerzlicher Vergleich liegt nahe mit einer anderen fürstlichen Frau, Wittwe wie sie, Mutter und Vormünderin wie sie eines für den Thron bestimmten Kindes — aber wie verschieden in allem Anderen! Wer vermöchte der Königin-Regentin Christine von Spanien die tiefe Sympathie zu versagen, die man der edlen Weiblichkeit, dem stärksten Pflichtgefühl und einem vom Unglück wohl getroffenen, aber nicht gebeugten Charakter schuldet? Was sie duldet, sie duldet es für ihren Sohn — und das ist auch eine That. Sie hat die noch übrigen Trümmer dieses Weltreiches, in dem einst die Sonne nicht niederging, dahingeben — sie hat einen Frieden gut heißen müssen, der das Reich ihres Sohnes um seine stolzesten Erbtheile vermindern wird. Sie hat das ihr anvertraute Pfand so nicht zurückgeben dürfen, wie sie es empfing. Jetzt erst hat die Geschichte die letzten Consequenzen jenes Kampfes zwischen den Niederlanden und der habsburgisch-spanischen Monarchie gezogen. Auch die Niederlande haben nicht den Colonialbesitz ihrer großen Zeit ungeschmälert behauptet; aber selbst wo sie verdrängt worden sind, wie am Cap, ist das Stammesbewußtsein nicht geschwunden, haben die Söhne sich nie gegen das alte Vaterland aufgelehnt. Die Begründer des Transvaal und des Oranjestaates sind in Sprache, Brauch und Sitte geblieben, was ihre Väter waren; und gibt es einen besseren Typus des echten Holländers, als den Präsidenten Krüger?

Mannigfach, seit den Tagen Friedrich Wilhelm's, des Großen Kurfürsten, da die Niederlande die protestantische Vormacht Europa's waren, sind die Beziehungen, politische wie verwandtschaftliche, der Hohenzollern und der Oranier gewesen, und zahlreich die Spuren, die davon in Berlin sich erhalten haben. Des Kurfürsten erste Gemahlin, Henriette Luise, war eine Tochter des Hauses Oranien, und wie die Stadt Oranienburg, so ist auch unsere Oranienburgerstraße nach ihr genannt worden, damals noch die Spandauer Chaussee, mit der holländischen Meierei der Kurfürstin, dem heutigen Monbijou. Ganz nach Holland könnte man sich versetzt glauben, in einer anderen Gegend unserer Stadt, an der Wasserseite, da, wo die Spree sich theilt und an dem Arme, der Alt-Köln von Neu-Köln scheidet, die Friedrichsgracht entlang läuft. Gleichfalls eine Schöpfung des Großen Kurfürsten, von

seinem holländischen Baumeister Memmhardt nach holländischem Muster ausgeführt, erinnert nicht nur durch ihren Namen, sondern ebenso sehr durch ihr Aussehen die Friedrichsgracht an eine jener Grachten von Amsterdam, deren malerischen Charakter sie bewahrt hat mit ihren Brücken und Brückchen, den Schiffen auf dem Graben, den alten Gebäuden und dem schmalen Fußsteig am Gestade, dem Grün, das hier und da noch über grauen Mauern herabhängt, dem Wasserspiegel, der jenseits der Inselbrücke sich öffnet und den Häusermassen und Thürmen von Alt-Berlin dahinter. Ein alterthümliches Bauwerk war es auch, das in der Dorotheenstraße, dicht neben der Loge Royal York, und allen Berlinern wohlbekannt als die Maison d'Orange. Wilhelm III., der Oranier, König von England, hatte dieses Haus zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erworben, um den Kranken und Armen Derer ein Asyl zu bieten, die vor der verfolgungssüchtigen Politik Ludwig's XIV. aus der Orange geflüchtet waren. Diese lag, ein kleines, selbständiges Fürstenthum, mitten in Frankreich, im heutigen Departement Vaucluse, und war im Jahre 1530 durch Erbgang an die Grafen von Nassau-Dillenburg gekommen. Der zweite Graf dieser Linie war jener Prinz von Oranien, der von den Spaniern selbst auf den Posten gestellt ward, auf dem er der Befreier der Niederlande von ihrem Joche werden sollte. Darauf beziehen sich die Verse des Volksliedes:

„Bin Sprößling von Oranien,
Des Stammes auch werth,
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt."

Page am Hofe Kaiser Karl's V., dann von diesem so sehr bevorzugt, daß er, der Welt und Herrschaft müde, auf des Jünglings Schultern gestützt, vor den versammelten Generalstaaten abdankte (1555), ward Wilhelm der Oranier von Philipp II. zum Statthalter von Utrecht, Seeland und Holland ernannt. So kam er hierher, und so haben, durch alle Wechsel der Geschicke, die Oranier ihr neues Vaterland zum Ruhm und zur Größe geführt. Das kleine Fürstenthum, nach dem sie hießen, verblieb ihnen bis zum Utrechter Frieden (1713), wo Ludwig XIV. es mit der Dauphiné vereinigte. Doch der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges (1701), der mit der Annexion dieser Enclave des südlichen Frankreichs endete, brachte schlimme Zeit für dessen protestantische Bewohner: gleich den französischen Hugenotten nach dem Widerruf des Edicts von Nantes (1685) wanderten sie aus, und wie jene vom Großen Kurfürsten, wurden diese von dessen Nachfolger in den brandenburgischen Staaten, zumal Berlin, willkommen geheißen. Es waren fleißige Gärtnerfamilien, die sich in einer damals noch unbebauten Gegend im Süden Berlins ansiedelten: der heutigen Louisenstadt, mit der nach ihnen benannten Oranienstraße, die im vorigen Jahrhundert zuerst als Orangengasse vorkommt, und in der Mitte des unsrigen noch Orangenstraße geschrieben ward. Immer aber bis zu seinem Tode betrachtete sich Wilhelm III. als den rechtmäßigen Oberherrn dieser Schar Ausgewanderter, der für sie zu sorgen habe; und heute noch, wo das altersgraue Haus der Dorotheenstraße längst verschwunden und fern im Westen, in der stillen Ulmenstraße, freundlicher wieder aufgerichtet worden ist, steht die Maison d'Orange, deren Goldinschrift durch die Laubfülle der umgebenden Gärten und Bäume fast verdeckt wird, unter der Oberaufsicht des jeweiligen britischen Botschafters in Berlin.

Unter den Linden, dem Palais Kaiser Wilhelm's I. benachbart, und wie dieses jetzt mit geschlossenem Thor und verhängten Fenstern, erhebt sich noch ein Oranierhaus von mäßigem Umfang, mit schlicht stilisirter Säulenfront und dem altmodischen Zierrath der Fridericianischen Zeit am Gesims, eine der wenigen Bauten, die hier aus dem vorigen Jahrhundert übrig geblieben sind: das niederländische Palais. Es hatte schon eine lange Geschichte hinter sich, als der es erwarb (1803), der damals, von Napoleon seiner Lande beraubt, Erbprinz von Oranien und später der erste König der Niederlande war. Schwager Friedrich Wilhelm's III., hatte dieser

Oranier seine Jugendjahre hier in Berlin verlebt und sollte seine wechselvolle Laufbahn hier beschließen. Nicht glücklicher in seinem Privat- als seinem öffentlichen Leben, erbittert gegen die Belgier, die sich von ihm losgesagt, und uneinig mit seinem Volke, das den Frieden wünschte: so legte König Wilhelm 1840 die Krone nieder, kam noch einmal nach Berlin, um hier, in diesem Palais, an dem die trüben Erinnerungen der Gräfin Lichtenau hafteten, der Welt das Schauspiel einer jener zweiten Fürstenehen zu geben, die, ähnlich der seines königlichen Schwiegervaters, Hader mit dem eigenen Volk stiften und der öffentlichen Meinung ein Aergerniß sind. Ein reinerer Geist zog in diese Räume mit dem Prinzen der Niederlande, seinem Sohne, der, seit 1825, mit einer Tochter Friedrich Wilhelm's III. vermählt war. Prinzessin Luise gehörte zu den populären Persönlichkeiten, die jeder Berliner kannte; sie hielt gute Nachbarschaft mit ihrem erlauchten Bruder nebenan, den sie noch in den Krieg gegen Frankreich ausziehen sah, dessen glorreiche Heimkehr als deutscher Kaiser sie nicht mehr erlebte. Sie starb am 6. December 1870; und nach dem Tode ihres Gemahls (1881) kam das niederländische Palais in den Besitz Kaiser Wilhelm's I., der es durch eine Galerie mit seinem eigenen Palais verband und den badischen Herrschaften als Absteigequartier anwies, so oft sie zum Besuche in Berlin weilten. Und nun, da wir zu diesen lichteren Regionen gelangt sind, die das Andenken an Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta geweiht hat, wie könnten, wie dürften wir derjenigen Oranierin vergessen, die mit all' den besten Charaktereigenschaften ihrer Abstammung ein so warmes Herz, eine so starke, thatkräftige Liebe für ihre neue Heimath und ihr zweites, geistiges Vaterland vereinte: der Großherzogin Sophie von Sachsen? Indem wir hier, im Gefühle dessen, was Alles wir dieser Fürstin verdanken, unsere Blicke von Weimar wieder nach den Niederlanden richten, müssen wir nicht ergriffen werden wie von etwas Providentiellem, daß gleichzeitig mit den Festen, welche die Thronbesteigung der jungen Königin begleiteten, von der Newa her jene beglückende Friedensbotschaft durch alle Reiche der Welt erklang? So gibt es denn wirklich über den Grenzen, welche die Völker von einander trennen, etwas Höheres, das sie zu dem Begriffe der Menschheit eint, mit gemeinsamen Zielen, gemeinsamen Interessen und gemeinsamen Idealen? Schöner Traum, so lange hoffnungslos geträumt, und vielleicht zu schön, um jemals die Züge greifbarer Wirklichkeit anzunehmen. Aber das Wort ist gesprochen. Die friedliche Gemeinschaft der Nationen, bisher nur von den Philosophen ausgemalt und von den Dichtern besungen, ist nunmehr durch den Mund des mächtigsten Herrschers der Erde verkündet worden. Weit ist der Weg, und unübersteiglich jetzt und noch lange mögen die Hindernisse sein: aber die Verheißung, die wir in der fernen Zukunft schimmern sehen, verklärt doch den Augenblick und verleiht dem, was in ihm sich begibt, einen höheren Sinn. Sollte sie jetzt uns nicht vorbildlich erscheinen, die fremde Fürstentochter, die dem Genius der deutschen Dichtung seinen edelsten Tempel errichtet hat? Dem Lande, dem sie entstammt, dem Volke, das mit dem unsern sich in die Ehre theilt, sie sein zu nennen, dem Hause, das, reich an tapferen Helden, auch solch hochgesinnter Frauen sich rühmen darf und jetzt eben mit der holden Anmuth einer jungfräulichen Königin sich geschmückt hat: ihnen Allen frohes Gedeih'n und ein herzliches „Oranje boven!"

J. R.

Der Tod der Kaiserin von Oesterreich.

[Nachdruck untersagt.]

So dicht, auch im Leben der Fürsten, grenzen die sonnigen Höhen an die dunkelsten Tiefen, und so völlig unvermittelt reiht an das Blatt, das den Festjubel eines freudig bewegten Volkes schildert, das andere sich, auf dem der Schmerz, die Klage, der Schreck und das Entsetzen umsonst nach einem Ausdruck ringen: denn nicht Oesterreich-Ungarn allein, die ganze civilisirte Welt ist von dem Mordstahl getroffen worden, der die Kaiserin Elisabeth getödtet hat. Die Hand sträubt sich, es niederzuschreiben, daß eine solche Frau so enden mußte — eine Frau, die so hoch über dem Gemeinen wandelte, daß sie fast etwas Märchenhaftes für uns hatte — deren weltfremdes Wesen uns immer an die Verse ihres Lieblingsdichters erinnerte:

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff
Seine träumerischen Furchen . . .

Ihre Schönheit, der heroische Zug ihres Charakters, ihre Liebe zur Literatur, ihre künstlerischen Neigungen und ihr Unglück haben sie zu der ungewöhnlichen Erscheinung gemacht, die der Theilnahme der Menschen nahe stand, auch wo sie sich von ihnen zurückzog — die still ihres Weges ging, auf das gerichtet, was die Herzen erhebt, und der man sich immer erinnern wird, nicht so sehr im kaiserlichen Purpur und Diadem, als umgeben von dem geheimnißvollen Reiz einer verschwiegenen Innerlichkeit. Von einem regen Wissensdrange beseelt, hat sie vielfach fremde Länder besucht, niemals mit kaiserlichem Gefolge, stets als einfache Reisende. Die Natur in ihrem großen und erhabenen Anblicke, die Poesie der Landschaft auf ihren, von der Menge nicht betretenen Pfaden übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf sie aus. So hat sie einmal Irland durchpilgert, die Insula Sanctorum, deren schwermüthige Schönheit so beredt zu dem verwandten Gemüthe spricht. So hat sie ein anderes Mal Schottland durchstreift bis zur Grenze der Ultima Thule, wo noch immer mit dem Haidewind der Gesang Ossian's sich geisterhaft zu mischen scheint. Nicht im Prunke der Hofburg, in der Einsamkeit war man gewohnt, sie sich vorzustellen — in den sommerlichen Gärten von Gödöllö, wo sie einst, in ihren guten Tagen, so gern geweilt, inmitten dieses Ungarlands, das seine Königin, seinen treuesten Schutzgeist über Alles liebte; oder an der Küste des blauen Mittelmeers, wo die vom Unglück schon Heimgesuchte sich und ihrem Seelenleid ein Asyl errichtet unter den Palmen Corfus und den stummen, aber vertrauten Marmorbildern ihres nach dem sterbenden Achill genannten Schlosses.

Doch kein Tragiker des Alterthums hat uns das Schicksal erschütternder dargestellt als dieses ist, das zuerst den Sohn der Kaiserin Elisabeth, den Kronprinzen Rudolf, dann ihre Schwester, die Herzogin von Alençon, und nun sie selbst dahin gerafft hat. Armes Oesterreich, wie hart wirst du geprüft, in diesem Augenblick, wo die durch den traurigen Sprachenstreit getrennten Nationalitäten sich in einem Wort

der Liebe für ihren, ihnen allen gleich theuren Herrscher vereinigen wollten! Es gibt kein Wort, das sagen könnte, was auch wir für den Kaiser Franz Josef empfinden — für den Vater, der des Sohnes, für den Gatten, der der Gattin beraubt ward — und auf solche Weise! Noch ist das Echo jener Botschaft nicht verhallt, die den Völkern den Frieden bringen will; aber was sind die Greuel des Krieges, verglichen mit diesen, und was die zum offenen Kampf gerüsteten Heerscharen im Vergleich mit dem unsichtbar heranschleichenden Feind, gegen den der Staat keine Waffen hat? Kein Schreckensregiment von oben könnte so schlimm sein wie dieses von unten, das nach einander im Zwischenraum weniger Jahre den Präsidenten der französischen Republik, Carnot, den spanischen Ministerpräsidenten Cánovas del Castillo und nun die Kaiserin von Oesterreich zu seinen Opfern erkor.

Doch nicht die Liebe nur, auch der Schmerz hat eine bindende, heiligende Kraft. Können die Völker Oesterreichs, welche Sprache sie auch sprechen, jemals wieder den Tag vergessen, an dem sie Alle sich Eins wußten in dem einen Gefühle der Trauer um diese Todte? Sollten nicht über diesem Grabe die Hände sich in ehrlichem guten Willen einander entgegenstrecken zur Versöhnung und zum Frieden? Kein Freund Oesterreichs, der nicht im Tiefsten jetzt erschüttert wäre; Keiner aber auch, der einen innigeren, heißeren Wunsch hätte als den, daß ein tröstlicher Gedanke, wie jener, der blutigen Saat entsprießen möge. Sie aber, die Vielen wohl, und Niemandem Leides gethan, die rein und schuldlos war im Leben und ahnungslos hinüber gegangen ist in der Stunde des Todes, sie gemahnt uns noch einmal an die Verse ihres Dichters von dem stillen Land, wo unter schattigen Cypressen ein Flüßlein mit wunderthätigem Wasser fließt:

Lethe heißt das gute Wasser!
Trink daraus, und Du vergißt
All Dein Leiden — ja, vergessen
Wirst Du, was Du je gelitten —

Gutes Wasser! Gutes Land!

Berlin, am 11. September 1898.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Die bevorstehende Reise des deutschen Kaisers nach Palästina ist insbesondere in der französischen Presse mehrfach in dem Sinne gedeutet worden, daß das von Frankreich in Anspruch genommene Protectorat über die Katholiken im Orient eine Einschränkung erfahren sollte. Der Cardinal Langénieux hat sogar die römische Curie in Bewegung gesetzt, und Papst Leo XIII. hat nicht ermangelt, am 20. August d. J. dem französischen Kirchenfürsten zu erwidern, daß Frankreich im Orient eine besondere, von der Vorsehung ihm anvertraute Mission habe, „eine herrliche Mission, die nicht bloß durch eine Jahrhunderte lange Praxis geheiligt ist, sondern auch durch internationale Verträge, wie es zugleich die Congregation der Propaganda durch ihre Erklärung vom 22. Mai 1888 anerkannt hat.“ In Wirklichkeit steht die Palästinareise des deutschen Kaisers mit dem Protectorate über die Katholiken nicht im geringsten Zusammenhange, wie bereits aus den an hervorragende Protestanten des Auslandes gerichteten Einladungen zur Theilnahme deutlich erhellte. Vielmehr hat diese Reise einen ausgesprochen protestantischen Charakter; auch wird sich gerade bei diesem Anlasse zeigen, daß die Protestanten aller Länder einiger sind als z. B. griechische und römische Katholiken, deren Streitigkeiten in Bezug auf die heiligen Gräber oft genug mit der Würde des Ortes schlecht im Einklange standen. Was aber das von Frankreich heute noch in Anspruch genommene Protectorat über alle Katholiken des Orients betrifft, so wird ein solches Recht trotz der Kundgebung des Papstes von Deutschland nicht anerkannt. Deutschland hat vielmehr durch die That bewiesen, daß es seine Staatsangehörigen im Auslande selbst zu schützen gewillt ist, und daran kann sicherlich durch Erklärungen der Congregatio de propaganda fide nichts geändert werden.

Weit größere Bedeutung als dem päpstlichen Briefe an den französischen Cardinal mußte dem auf die Einberufung einer internationalen Conferenz bezüglichen Plane des Zaren beigemessen werden. Das durch den russischen Minister des Auswärtigen, Grafen Murawiew, auf Befehl des Zaren den in St. Petersburg beglaubigten Botschaftern und anderen diplomatischen Vertretern überreichte Communiqué, betreffend die Einberufung einer „Abrüstungs-Conferenz“, ist unstreitig eines der bedeutsamsten Documente des zur Neige gehenden neunzehnten Jahrhunderts. Während ganz Europa gewissermaßen in Waffen starrt, und soeben erst die Vereinigten Staaten von Amerika durch die Ueberlegenheit ihrer Flotte, sowie durch das Aufgebot eines zum Theil improvisirten Landheeres Spanien gezwungen haben, unter Vermittelung der französischen Regierung um den Frieden nachzusuchen, tritt der Selbstherrscher des russischen Reiches mit so idealen, kriegsfeindlichen Vorschlägen hervor, wie sie bisher nur auf Friedenscongressen gemacht zu werden pflegten.

Wie ganz anders erschien Kaiser Nicolaus II. den Franzosen, als sie bei dessen Besuche in Paris in ihm den Revanchegedanken verkörpert zu sehen wähnten! Wie lechzten sie Jahre hindurch nach dem Worte Allianz in einer officiellen Kundgebung des Zaren, und als dieses Wort nach langem Harren endlich gesprochen war, zweifelten sie nicht mehr daran, daß das Schutz- und Trutzbündniß wirklich abgeschlossen sei. Viel zu wenig beachtet worden ist daher eine kurze Stelle in dem russischen Communiqué, die jedoch eine authentische Interpretation des mit Frankreich abgeschlossenen Bündnisses darstellt. „Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse mit einander geschlossen." Dieser Hinweis läßt keinen Zweifel mehr darüber obwalten, daß, wie die Tripelallianz, auch der Zweibund nicht Angriffs-, sondern lediglich Vertheidigungszwecken zu dienen bestimmt ist. Allerdings fehlte es in Frankreich nicht an Stimmen, die den Schluß des Communiqué in einem mit dem Revanchegedanken immerhin in Einklang zu bringenden Sinne interpretirt wissen wollten. Dort wird die Conferenz zwar als ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts gedeutet, da sie in einem mächtigen Bündel die Bestrebungen aller Staaten vereinigen würde, die aufrichtig darum bemüht wären, den großen Gedanken des Weltfriedens über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht triumphiren zu lassen. Indessen heißt es dann von den Mächten: „Sie würden zugleich ihr Zusammengehen besiegeln durch eine solidarische Weihe der Principien des Rechts und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht." Man braucht sich nur gegenwärtig zu halten, daß die Worte „droit" und „justice" auch in einem früheren Trinkspruche des Zaren vorkamen, und damals, grundlos genug, auf Elsaß-Lothringen bezogen wurden, um zu verstehen, daß französische Blätter den Schlußsatz des Communiqué in ihrem Sinne auslegten.

Bestärkt in dieser Auffassung werden die Pariser ja alltäglich, wenn sie den großen Hof des Louvre passiren und dort gegenüber dem Arc du triomphe du Carrousel am Denkmale Gambetta's die einer seiner Reden entlehnte Inschrift finden: „Wenn unsere Herzen schlagen, geschieht es für dieses Ziel und nicht für die Aufsuchung eines blutigen Ideals, es geschieht, damit wir auf die Zukunft rechnen und wissen können, ob es in den irdischen Dingen eine immanente Gerechtigkeit gibt, die zum bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde kommt." Daß der Zar der Vollstrecker dieser „justice immanente" sein könnte, ist nun von den Franzosen bisher angenommen worden, und dies würden sie auch aus dem Schlußsatze des Communiqué herauslesen können, wenn nicht eben ausdrücklich hervorgehoben wäre, daß Zweibund und Dreibund im Namen des Friedens, nicht aber zum Zwecke eines Offensivkrieges geschlossen worden sind.

So begreift man wohl, daß die deutsche Regierung den Vorschlag, eine Abrüstungs-Conferenz einzuberufen, sogleich sympathisch aufgenommen und daß Kaiser Wilhelm II. seine vollständige Uebereinstimmung mit den Ideen des Zaren bekundet hat. Wer vermöchte auch in Abrede zu stellen, daß die auswärtige Politik des Deutschen Reiches seit dem Frankfurter Friedensschlusse niemals die Bestrebungen verleugnete, zu denen sich nunmehr der Zar offen bekennt! Jeder Unbefangene muß auch in der Theorie der Begründung des russischen Communiqué zustimmen, in der ausgeführt wird: „Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Capital zum großen Theile von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproductiver Weise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden aufgewendet, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden, und schon morgen dazu verurtheilt sind, jeden Werth zu verlieren in Folge irgend einer neuen Entdeckung auf diesem Gebiete."

Nicht bloß vom humanitären Standpunkte aus, sondern auch in volkswirthschaftlicher Beziehung sind solche Ausführungen höchst beachtenswerth. Wer könnte

sich allerdings die Schwierigkeiten verhehlen, die der Verwirklichung eines so verlockenden Ideals entgegenstehen! Das Verdienst, die Abrüstungsfrage in einer maßgebenden Stellung, wie sie dem Zaren gebührt, angeregt zu haben, wird dadurch nicht abgeschwächt, daß eine Reihe von Einwendungen geltend gemacht wird. Zunächst kommt Rußland selbst in Betracht, und es bedarf keiner näheren Ausführungen, um den Antagonismus mit England in Asien zu begründen. Man braucht keineswegs an eine nahe bevorstehende Auftheilung China's zu glauben und kann doch wohl verstehen, daß die britische Regierung ihre Maßnahmen trifft, um für alle Eventualitäten vorbereitet zu sein, sobald Rußland die sibirische Eisenbahn bis zur Mandschurei fortgeführt haben wird. Der englische Minister Goschen hat auch schon sein Flottenbau-Programm in großem Stile entwickelt. Darf nun angenommen werden, daß England auf diese Rüstungen ohne Weiteres verzichten wird? Jetzt bereits wird darauf hingewiesen, daß die gewaltigen Eisenbahnbauten Rußlands, obgleich sie auch den Zwecken der fortschreitenden Cultur und Civilisation dienen, doch eine große strategische Bedeutung haben. Ist die sibirische Eisenbahn vollendet, dann ist auch, wie in der englischen Presse hervorgehoben wird, Rußland in der Lage, Hunderttausende von Mannschaften bis nach China vorzuschieben, so daß selbst eine wesentliche Verstärkung der englischen Flotte sich noch als unzureichend erweisen würde, um die „friedliche" Rüstung auf der anderen Seite wett zu machen. Ebenso wird in England dessen Stellung in Indien als bedroht angesehen, falls Rußland im Stande wäre, mittelst der in Ausführung begriffenen Eisenbahnen ungezählte Streitkräfte immer weiter zu führen. Daß nach dem Abrüstungsvorschlage des Kaisers Nicolaus II. diese Streitkräfte eben beträchtlich vermindert werden sollen, ist durchaus zutreffend. Nur entsteht die Frage, wie ein Ausgleich gefunden werden und welche Instanz darüber entscheiden soll.

Nicht minder muß die Stellung der Vereinigten Staaten von Amerika in Betracht gezogen werden. Siegreich im Kriege gegen Spanien, sieht die Regierung in Washington sich genöthigt, umfassende militärische Rüstungen vorzunehmen, um den Besitz von Porto Rico, die „Controle" auf Cuba und die noch näher zu bestimmende Position auf den Philippinen nicht zu gefährden. Auf eine Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit werden sich die Vereinigten Staaten kaum einlassen, und so ergibt sich die weitere Folge, daß England trotz seinen gegenwärtigen guten Beziehungen zu Amerika im Hinblick auf spätere Eventualitäten nicht darauf wird verzichten wollen, seine Marine nach Möglichkeit zu vervollkommnen, auf die Gefahr hin, daß durch die Technik von morgen diejenige von heute überholt wird. Sicherlich ist dies höchst bedauernswerth; nur läßt sich zunächst nicht absehen, wie ein Ausweg aus diesem circulus vitiosus gefunden werden soll.

Mögen aber die Schwierigkeiten einer allgemeinen Abrüstung oder der Einschränkung weiterer Rüstungen noch so groß sein, so bezeichnet doch die Initiative des Kaisers von Rußland einen Culturfortschritt, dessen Tragweite keineswegs unterschätzt werden darf. Kriegerische Anwandlungen des Zaren sind jedenfalls nach einem solchen Vorgehen ausgeschlossen, und es darf der sicheren Erwartung Ausdruck verliehen werden, daß das der Abrüstungs-Conferenz vorzulegende Programm dazu beitragen wird, die verschiedenen Nationen einander zu nähern in dem Bewußtsein, daß selbst ein siegreicher Krieg dem eigenen Volke tiefe Wunden schlägt.

Wie das russische Communiqué als Botschaft des Friedens mit Genugthuung begrüßt werden durfte, verdient auch das zwischen England und Deutschland getroffene Abkommen als Friedenssymptom volle Anerkennung. Mußte es früher den Anschein gewinnen, daß aus Anlaß der Südafrikanischen Republik ein Conflict zwischen Großbritannien und Deutschland entstehen könnte, so ist nach dem nunmehr abgeschlossenen Vertrage über die Delagoa-Bai die Erwartung berechtigt, daß auch die letzten dunklen Punkte in dieser Hinsicht verschwunden sind. Daß die britische Regierung seit Jahrzehnten bereits den Besitz der Delagoa-Bai anstrebt,

ist bekannt; die Portugiesen wollten sich jedoch auch in ihrer finanziellen Bedrängniß nicht dieses Besitzes entäußern, während Deutschlands nahes Colonialinteresse nunmehr Berücksichtigung verlangte. Sehr übertrieben waren aber die Meldungen englischer Blätter, nach denen ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen England und Deutschland abgeschlossen worden sein sollte. Hierbei wurde nur übersehen, daß ein englisches Ministerium gar nicht in der Lage ist, einen solchen Bündnißvertrag in rechtsverbindlicher Form zu unterzeichnen, da ein neues Cabinet sich von ganz anderen Grundsätzen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik leiten lassen könnte. Andererseits besteht auch in den maßgebenden Kreisen Deutschlands nicht die geringste Neigung, durch ein Schutz- und Trutzbündniß mit irgend einer Großmacht die gesammte auswärtige Politik zu binden.

Der Dreibund bedingt keineswegs so weitgehende Verpflichtungen, wie bereits aus dem seiner Zeit veröffentlichten Vertrage zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn hervorgeht. Durch das englisch-deutsche Abkommen, das die Zustimmung Portugals in Bezug auf die Delagoa-Bai zur Voraussetzung hatte, wird die Stellung der Großmächte zu einander nicht berührt; auch ist von Seiten Rußlands ausdrücklich erklärt worden, daß dessen Interesse dabei gar nicht in Betracht komme. Wenn aber mehrfach betont wurde, daß die ägyptische Frage ebenfalls den Gegenstand der Verhandlungen gebildet habe, so ist dies durchaus unzutreffend. Durch die Thatsache, daß Rußland seine vollständige Gleichgültigkeit hervorhob, wird zugleich die von anderer Seite aufgestellte Behauptung widerlegt, daß das deutsch-englische Abkommen sich auch auf die ostasiatischen Verhältnisse bezieht. Wohl aber darf erwartet werden, daß Deutschland für seine Zustimmung eine ausreichende Compensation erhält. Französische Interessen werden durch die Abtretung der Delagoa-Bai an England nicht unmittelbar berührt.

Die Erwartung, daß die französische Regierung dem immer stärkeren moralischen Drucke in der Dreyfus-Angelegenheit weichen werde, hat sich rasch erfüllt. Als eine seltsame Fügung muß es aber bezeichnet werden, daß gerade der heftigste Widersacher der Revision des Dreyfus-Processes im Cabinet Brisson, der Kriegsminister Cavaignac, gewissermaßen zum Vollstrecker der „immanenten Gerechtigkeit" berufen sein sollte. Cavaignac war es, der am 7. Juli d. J. in der Deputirtenkammer als das den Capitän Dreyfus am meisten belastende Actenstück einen dem früheren deutschen Militärattaché in Paris, Oberst von Schwartzkoppen, zugeschriebenen Brief an den italienischen Militärattaché, Oberst Panizzardi, bezeichnete. In diesem Briefe sollte Oberst von Schwartzkoppen erklärt haben, er werde dem deutschen Kaiser niemals Mittheilungen über seine Beziehungen zu Dreyfus machen, indem er den italienischen Militärattaché aufforderte, dasselbe Verhalten gegenüber dem Könige von Italien zu beobachten. Form und Inhalt des Schriftstückes waren so eigenthümlich, daß jedem unbefangenen und auch nur oberflächlichen Beurtheiler sich die Ueberzeugung aufdrängen mußte, es läge eine Fälschung vor. Der französischen Deputirtenkammer blieb es nun vorbehalten, den Brief für echt zu halten und mit 572 gegen zwei Stimmen zu beschließen, daß die Rede des Kriegsministers in sämmtlichen Gemeinden Frankreichs durch öffentlichen Anschlag verbreitet werde. Wesentlich verschieden war der Eindruck, den die Presse aller civilisirten Länder mit Ausnahme Frankreichs widerspiegelte. Allgemein wurde die plumpe Fälschung als solche erkannt. Noch zeigten aber die Häuser der französischen Hauptstadt und der entlegensten Provinzstädte den Maueranschlag, in dem der angebliche Brief des deutschen Militärattaché an den italienischen als das hauptsächlich belastende Actenstück gegen Dreyfus mitgetheilt wurde, als sich am 30. August in dem Cabinet des Kriegsministers Cavaignac eine dramatische Scene abspielte. Dieser hatte einen seiner Officiere mit einer Nachprüfung der in Betracht kommenden Documente beauftragt, und die Untersuchung hatte klar und deutlich ergeben, daß das aus dem Oktober 1896 datirte Schreiben eine Fälschung sei.

Oberstlieutenannt Henry, der bereits im Processe gegen Dreyfus eine verhängnißvolle Rolle gespielt hatte, wurde vorgeladen und bekannte sich in Gegenwart des Kriegsministers und des Chefs des Generalstabes, General de Boisdeffre, selbst als Urheber dieser Fälschung. Sofort ordnete Cavaignac die Verhaftung des Oberstlieutenant Henry an, der nach der Festung des Mont Valérien gebracht wurde und am nächsten Tage an sich selbst Justiz übte, indem er sich mit einem Rasirmesser die Kehle durchschnitt. Der Chef des Generalstabes, de Boisdeffre, der ebenso wie die Generale de Pellieux und Gonse im Processe gegen Emile Zola sich gerade auf die Fälschung des Oberstlieutenant Henry gestützt hatte, reichte unverzüglich seine Entlassung ein. Der Kriegsminister selbst, dem seine Leichtgläubigkeit ebenso wie den französischen Generalen verhängnißvoll geworden war, erschien zunächst wenig geneigt, die Consequenzen aus seinem Verhalten zu ziehen, durch das die Deputirtenkammer am 7. Juli zu ihrem unüberlegten Beschlusse hingerissen worden war. Anstatt sich sofort dahin zu erklären, daß die Revision des Dreyfus-Processes nothwendig geworden, versuchte er, diese im Ministerrathe unter dem Vorwande zu bekämpfen, daß die Fälschung erst aus der Zeit nach der Verurtheilung des Capitän Dreyfus datire. Herr Cavaignac übersah nun geflissentlich, daß Derjenige, der den angeblichen Brief des deutschen Militärattaché gefälscht, zugleich einer der „classischen" Hauptbelastungszeugen im Processe gewesen war, wie er denn auch später bei der schwurgerichtlichen Verhandlung gegen Emile Zola eine unheilvolle Rolle gespielt hatte.

Inzwischen war jedoch das öffentliche Gewissen in Frankreich wach geworden; die von Scheurer-Kestner und Trarieux, von Emile Zola und den übrigen „intellectuels", nicht an letzter Stelle aber von den Nachkommen der alten französischen Hugenotten ausgestreute Saat war aufgegangen, und die Revision des Dreyfus-Processes drängte sich der Regierung als gebieterische Forderung auf. So mußte auch der Kriegsminister Cavaignac, der sich dieser Revision mit Hartnäckigkeit widersetzte, seine Entlassung nehmen. Eine Zeit lang schien es, als ob sich kein activer General bereit finden lassen würde, die Nachfolgerschaft des Civil-Kriegsministers zu übernehmen. Der Versuch, den früheren Militärgouverneur von Paris, Saussier, zu dieser Uebernahme zu bestimmen, war vergeblich, da der General darauf hinwies, daß er selbst mittelbar mit der Dreyfus-Angelegenheit befaßt gewesen sei. Der Militärgouverneur von Paris, General Zurlinden, der dann das Portefeuille des Kriegsministeriums übernahm, hat sich trotzdem als ein Gegner der Revision erwiesen, so daß sogleich wieder dessen Rücktritt angekündigt wurde.

Da jedoch die Revision des Dreyfus-Processes unvermeidlich geworden ist, auch die weit überwiegende Anzahl der französischen Blätter dieselbe Auffassung vertritt, versuchen die Neu-Boulangisten einen weiteren Streich, indem sie behaupten, daß durch ein wiederholtes Verfahren gegen Dreyfus internationale Verwickelungen heraufbeschworen werden könnten. Der frühere Kriegsminister hat aber selbst in der Deputirtenkammer versichert, daß der nunmehr als Fälschung erkannte angebliche Brief des Oberst von Schwartzkoppen gewissermaßen die pièce de résistance sei. Sollten sich daher noch andere „Actenstücke" der gleichen Art in dem „dossier" gegen Dreyfus befinden, so würden sie zwar in Deutschland keine Kriegslust, wohl aber neues Erstaunen über solche Leichtgläubigkeit erregen. Allenfalls würden Vergleichungen zwischen dem früheren Chef des Generalstabes und dem im Jahre 1880 verstorbenen französischen Gelehrten Michel Chasles angeregt werden, der, ein ausgezeichneter Physiker und Mathematiker, angebliche Autographen Pascal's veröffentlichte, von denen er später bekennen mußte, daß sie sämmtlich gefälscht und er selbst das Opfer einer Mystification geworden. So mag General de Boisdeffre immerhin ein tüchtiger Soldat sein, seine juristische Qualification hat er jedoch ebensowenig erwiesen wie seine politische, wenn er im Ernste geglaubt haben sollte, durch die Veröffentlichung weiterer gefälschter Schriftstücke könnten kriegerische Verwickelungen entstehen. Da unter den geheimen „Actenstücken" des Dreyfus-Processes auch ein

Bericht des deutschen Botschafters, Grafen Münster, über die Dreyfus-Angelegenheit sich befinden soll, darf sogleich auf den Widerspruch der verschiedenen Fälschungen unter einander hingewiesen werden. Sollte doch nach der vom Oberst Henry vor seinem Selbstmorde zugestandenen der deutsche Militärattaché ausdrücklich erklärt haben, er werde dem Kaiser Wilhelm gegenüber Stillschweigen über seinen Verkehr mit Dreyfus beobachten, während nunmehr die „Anti-révisionnistes" behaupten, der weit frühere angebliche Bericht des deutschen Botschafters enthalte bereits Mittheilungen über den Verkehr mit dem französischen Capitän. Die jede solche Beziehung klar und bündig zurückweisende Erklärung des Staatssecretärs des deutschen Auswärtigen Amtes, Herrn von Bülow, in der Budgetcommission des Reichstages rechtfertigt es wohl, daß von deutscher Seite allen französischen Veröffentlichungen von „Actenstücken" mit Gemüthsruhe und Seelenheiterkeit entgegengesehen werden kann. Die Revision des Dreyfus-Processes ist und bleibt eine innere französische Angelegenheit, deren Erledigung im Sinne von Recht und Gesetzlichkeit nur vom Gesichtspunkte der Humanität aus allgemeines Interesse erregt.

Auch der bedeutsame Erfolg, den das englisch-ägyptische Heer unter dem Oberbefehle Kitschener Pascha's über den Mahdi und die Derwische im Sudan am 2. September errungen hat, darf im Interesse der fortschreitenden Cultur und Civilisation mit großer Genugthuung begrüßt werden. Allerdings ist der Mahdi selbst entkommen, die schweren Verluste, die er erlitten hat, und der Fall Omdurman's gestatten jedoch die zuversichtliche Erwartung, daß die Befreiung des Sudans von den Derwischen in absehbarer Zeit vollständig erreicht sein wird. Für die gedeihliche Fortentwicklung Aegyptens ist dieses Resultat sehr wichtig; auch ist es für die guten Beziehungen zwischen Deutschland und England bezeichnend, daß Kaiser Wilhelm auf dem Waterloo-Platze in Hannover nach dem dort am 4. September abgehaltenen Feldgottesdienste Angesichts der Waterloo-Säule an die frühere Waffenbrüderschaft der Engländer und der Deutschen erinnerte und den wenige Tage zuvor von den Engländern im Sudan über einen viel stärkeren Feind errungenen Sieg feierte, indem er seine Ansprache in einem Hoch auf die Königin Victoria ausklingen ließ. Erregten dagegen die jüngsten Vorgänge auf der Insel Kreta in politischen Kreisen Besorgniß, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß es den vereinten Bemühungen Englands, Frankreichs, Rußlands und Italiens gelingen wird, die Ruhe wieder herzustellen. Durch das Blutvergießen und die Brandstiftungen in Candia müssen die vier Mächte jedenfalls veranlaßt werden, nachdem Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich zurückgezogen haben, auf eine Lösung der kretischen Frage bedacht zu sein, deren Schwierigkeiten sich allerdings Niemand verhehlen darf.

In ergreifendem Gegensatze zu den festlichen Vorbereitungen für das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers von Oesterreich mußte durch die Trauerbotschaft von der Ermordung der Hohen Gemahlin dieses Herrschers die gesammte civilisirte Welt aufs Tiefste erschüttert werden. Mit allen Vorzügen des Herzens und des Geistes ausgestattet, hatte die Kaiserin von Oesterreich sich nur Sympathien gewonnen. Mit der Vorliebe für das Alterthum verband sie die für einen so modern fühlenden Dichter, wie Heinrich Heine, als dessen muthvolle Vorkämpferin sie mit Auszeichnung genannt werden darf. An einer anderen Stelle der „Deutschen Rundschau" werden Charakter und Persönlichkeit dieser nicht bloß durch Geburt „edlen Frau" — die Prinzessin Leonore von Este hat im „Torquato Tasso" die Bezeichnung für alle Zukunft gemünzt — eingehender gewürdigt, so daß hier nur dem innigen Bedauern Ausdruck verliehen werden darf, daß ein „reizend Muster herrlichster Natur" durch den Mordstahl eines Anarchisten jäh hinweggerafft worden ist.

Literarische Rundschau.

Indische Philosophie.

[Nachdruck untersagt.]

Sechzig Upanishads des Veda. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. Paul Deussen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1897.

Wie die Griechen ihre esoterischen Lehren und Mysterien, die Perser ihren Sufismus hatten, so haben auch in Indien die auserwählten Geister sich frühe von dem phantastischen Wust der überlieferten Götterlehre abgewendet und ihre Erbauung in einer tiefsinnigen philosophischen Speculation gesucht, als deren ältester literarischer Niederschlag die Upanishads zu betrachten sind. „Es gibt zwei Wissenschaften," heißt es in einem dieser Werke selbst, „die höhere und die niedere." Die niedere umfaßt die vier Vedas und die Fachwissenschaften: Grammatik, Metrik, Astronomie u. s. w.; „die höhere ist die, durch welche jenes Unvergängliche erkannt wird, das als der Wesen Schoß die Weisen schauen" (Deussen S. 547). Die „Philosophy of the Upanishads" faßt der Engländer Gough, ein in Indien selbst geschulter Kenner derselben, in seinem diesen Titel tragenden Werk kurz dahin zusammen, daß „diese ältesten Denkmäler der indischen Philosophie den Jammer der Seelenwanderung und den Weg zur Erlösung aus diesem Jammer durch die Anerkennung des Selbst (Atman) als der einzigen Realität verkünden." Der Seelenwanderungsglaube, „diese indischste aller indischen Ideen", wie Garbe sagt, beschränkt sich nicht auf die bloße Annahme einer Fortdauer des Lebens in Pflanzen und Thierleibern, sondern er ist zu einer durchgeführten Vergeltungstheorie ausgestaltet, indem die Rangstufe der Wiedergeburt nach dem Tode durch das Verhalten während des Lebens bestimmt wird. So werden brave Menschen als Brahmanen oder als Mitglieder des zweiten oder dritten Standes, Gottlose als Hunde oder Schweine oder in der verachteten Kaste der Candalas wiedergeboren. Dagegen betreten die Wissenden und Gläubigen nach ihrem Tode den Götterpfad, auf dem sie schließlich zur Vereinigung mit der Weltseele, dem Brahman, gelangen (Deussen S. 143 f.). Diese Absorption der individuellen Seele in der Weltseele beruht auf ihrer ursprünglichen Wesenheit, und „die Identität des eigenen Selbstes (Atman) mit der Kraft, welche alle Welten hervorbringt, trägt und in sich zurückschlingt", ist der Grundgedanke der Upanishads (Deussen in seiner „Geschichte der Philosophie"). Das Wort Atman ist doch wohl mit dem deutschen „Athem" verwandt und bedeutet ursprünglich den Athem, dann die Lebenskraft, die Seele, zuletzt das „eine Unvergängliche", das ohne alle Attribute und Qualitäten ist, die Allseele, die Weltseele, wonach es dann identisch wird mit Brahman, der ewigen, unendlichen Kraft, die der Grund alles Seins ist (Garbe). Dieser Monismus durchzieht die Upanishads in unerschöpflichen Variationen. Der Atman ist der

Einigungsort aller Tast- und Geschmacksempfindungen als Haut und Zunge, aller Gerüche, Gestalten und Töne als Nase, Auge, Ohr, gerade wie der Ocean der Einigungsort aller Gewässer ist. Es ist damit „wie mit einem Salzklumpen, der, ins Wasser geworfen, sich in dem Wasser auflöst, also daß es nicht möglich ist, ihn wieder herauszunehmen, woher man aber immer schöpfen mag, überall ist es salzig“ (S. 418). „Wie aus dem Feuer die Funken, ihm gleichen Wesens, tausendfach entspringen, so gehen aus dem Unvergänglichen die mannigfachen Wesen hervor und wieder in dasselbe ein“ (S. 550). Neben den Feuerfunken wird auch das Spinnennetz zum Vergleich herangezogen; wie die Spinne durch den Faden aus sich herausgeht, so entspringen aus dem Atman alle Wesen (S. 411). „Rastend ist es und doch rastlos, Ferne ist es und doch so nah! In Allem ist es inwendig, Und doch außerhalb Allem da“ (S. 525). „Wer, tödtend, glaubt, daß er tödte, Wer, getödtet, zu sterben glaubt, Irre gehen dieser wie jener: Der stirbt nicht, und der tödtet nicht“ (S. 274). „Wahrlich, diese Welt war am Anfang Brahman, dieses wußte allein sich selbst. Und es erkannte: ‚Ich bin Brahman!‘ Dadurch ward es zu diesem Weltall. Und auch heutzutage, wer also eben dieses erkennt: ‚Ich bin Brahman!‘ der wird zu diesem Weltall; und auch die Götter haben nicht Macht, zu bewirken, daß er es nicht wird“ (S. 395).

Die Frage nach der Entstehung der Welt regte auch schon Betrachtungen über das Verhältniß des Seins zum Nichtsein an, wie die berühmte Stelle zeigt: „Zwar sagten Einige, nichtseiend sei dieses am Anfang gewesen, eines nur und ohne zweites; aus diesem Nichtseienden sei das Seiende geboren. Aber wie könnte aus dem Nichtseienden das Seiende geboren werden?“ (S. 160). Diese Frage hat später die indischen Philosophen vielfach beschäftigt und verschiedene Beantwortungen gefunden. Ueberhaupt sind die philosophischen und religiösen Tendenzen der späteren Zeit, einschließlich des Sivaismus und Vishnuismus, größtentheils schon in den Upanishads nachweisbar, zumal in den jüngeren Tractaten dieses Namens, die Deussen nach der jeweilig darin vorherrschenden Richtung in übersichtlicher Weise in fünf Gruppen eingetheilt hat. Das Hauptinteresse wird sich freilich immer wieder den direct an die drei älteren Vedas angeschlossenen Upanishads zuwenden, weil sie das historische Bindeglied zwischen der ältesten Volksreligion und der zünftigen Philosophie, sowie den späteren Religionen Indiens bilden.

Noch mehr als durch ihren Inhalt wirken diese Werke durch die Art des Vortrags, durch ihre poetische, bilderreiche Sprache und die zahlreich eingestreuten Legenden und Dialoge, welche die lehrhaften Partien angenehm unterbrechen. So findet die bekannte Erzählung des Menenius Agrippa von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst verweigern, ihr indisches Gegenstück in der Legende von dem Rangstreit der Organe, der von dem Schöpfer dahin geschlichtet wird, daß er demjenigen Organ den Vorrang zuerkennt, nach dessen Auszug aus dem Leib derselbe sich am übelsten befinden würde. Nun ziehen der Reihe nach die Stimme, das Auge, das Ohr und das Denkorgan aus dem Körper aus, ohne daß derselbe aufhört zu leben; aber als der Athem auszieht, da reißt er alle anderen Organe mit sich, so daß das Leben zu entweichen droht. Da gestanden die anderen Organe bereitwillig dem Athem den Vorrang zu und baten ihn, nur ja nicht auszuziehen (S. 133—135, vergl. S. 503—505).

Die Aufgabe eines Uebersetzers dieser alten Urkunden indischen Denkens ist keine leichte, da sie bei aller anscheinenden Simplicität reich an Dunkelheiten sind, die zum Theil auf schlechter Ueberlieferung der Texte beruhen. Auch sind die Upanishads sehr umfangreich; das vorliegende, mit Unterstützung der Berliner Akademie gedruckte Werk enthält daher, obwohl es einen sehr ansehnlichen Band von 946 Seiten bildet, nur eine Auswahl, in der man allerdings nichts Wichtiges vermissen wird. Der Verfasser, Dr. Paul Deussen, Professor der Philosophie in Kiel, hat sich schon durch mehrere ausgezeichnete Werke bedeutende Verdienste um das Studium der indischen Philosophie erworben. Auch in seinem gegenwärtigen

großen Werke hat er keine Mühe gespart, um durch sorgfältige Einleitungen und Inhaltsübersichten, erläuternde Bemerkungen und Zusätze und einen werthvollen, ausführlichen Index „die Weisheit der Brahmanen" dem Verständniß deutscher Leser näher zu bringen. Die Uebersetzung schließt sich möglichst genau an das Original an, aber in einer geschickt dem biblischen Stil angenäherten Redeweise; Ausdrücke wie „eingespeicht, Speiserestbehafteten, zwei-erzeugthaft, bestimmtheithaft, Veda-Geheimtheil, Brahmanschülerschaftssünde" dürften allerdings als Uebersetzungsdeutsch zu qualificiren sein, und die versificirten Stellen lassen sich z. B. mit den eleganten Versen in Vorberger's „Lied der Gottheit" nicht vergleichen. Deussen wollte offenbar vor Allem treu und wörtlich übersetzen und ist daher auch genau dem überlieferten Text gefolgt, woraus sich wohl auch sein ablehnendes Verhalten gegen die werthvollen Textverbesserungen des Altmeisters Böhtlingk, seines philologischen Vorgängers, erklärt, dessen große Leistungen auf dem Gebiete der Upanishads er überhaupt wohl nicht nach Gebühr gewürdigt hat. Indessen ist hier nicht der Ort, auf philologische Details einzugehen. Deussen ist jedenfalls, wenn auch kein zünftiger Philologe, doch ein durchaus berufener Interpret der Upanishads, zumal da sein Enthusiasmus für die indische Philosophie ihn auch nach Indien geführt hat, wo er unter Anderm mit einem befreundeten alten „Sannyasin" philosophirte, indem dieser, völlig nackend (also ein echter Gymnosophist), auf einer Steinplatte des Gartens in Benares saß, welchen er bewohnt (S. 544, Anm.). Die Werthschätzung der Upanishads bewegt sich noch immer in mindestens ebenso starken Gegensätzen wie früher, als Hegel in der gesammten indischen Philosophie nur die breitesten Darstellungen des „sogenannten Pantheismus in seiner poetischen, erhabensten, oder, wenn man will, krassesten Gestalt" erkannte, während Schopenhauer die Upanishads für die belohnendste und erhebendste Lectüre erklärte, die auf der Welt möglich sei. So findet Gough darin „die Anschauungen der Denker einer niedrigen Rasse, eines Volkes von stehen gebliebener Cultur", Deussen hingegen „eine höhere Stufe des religiösen Bewußtseins". Bei dieser großen Divergenz der Anschauungen ist es um so werthvoller, daß wir nun einen deutschen Text der wichtigsten Upanishads besitzen, der jeden Gebildeten in Stand setzt, sich darüber sein eigenes Urtheil zu bilden. Eine englische Uebersetzung von zwölf der ältesten Upanishads, mit einer interessanten Einleitung, hat bekanntlich Max Müller veröffentlicht im I. und XV. Band der von ihm ins Leben gerufenen und redigirten großen Sammlung der „Sacred Books of the East".

J. J.

Aus fremden Literaturen.

[Nachdruck untersagt.]

1. Inferno. Von August Strindberg. Berlin, Georg Bondi. 1898.

Ein Fels, der zerrieben wurde von der Brandung, und der, indem er hinschmilzt ins Meer, bekennt: es war ein Irrthum, Fels zu sein — das ist Strindberg's „Inferno". Seit Jahrzehnten war man gewohnt, im Kampf der Meinungen Strindberg immer da zu suchen, wo das Gefecht am lautesten tobte. In religiösen Dingen zumal. Da hieß er Freidenker, hieß Atheist sogar. Nun, wie ein müder Melanchthon zieht er sich zurück und preist die Schönheiten eines Cultus, gegen den der Protestantismus (vom Freidenker ist überhaupt nicht mehr die Rede) wie ein Parvenu erscheinen soll. Mehr als das: er hat ein belgisches Kloster um Unterkunft angegangen. „Wenn dies Buch gedruckt sein wird," schließt das Inferno, „muß die Antwort eingetroffen sein. Und dann? Danach? — Ein neuer Spaß für Götter, die aus vollem Halse lachen, wenn wir heiße Thränen weinen." Die

Götter werden nicht die Einzigen sein, die hier „aus vollem Halse lachen“. Auch für die frühern Anhänger Strindberg's, nun seine lachenden Erben, wird dieser zu Kreuze kriechende Augustin ein Hauptspektakel sein. Nur die Wenigsten werden ein Herz haben für die „heißen Thränen“, die da flossen. Und doch hätte man alle Ursache gerade dazu. Der Fall Strindberg ist durchaus nicht so vereinzelt. Tolstoi, Verlaine, Bourget und der ganze Troß der modernsten Pariser Moderne stehen ihm zur Seite. Wer weiß, wem ein gleiches Geschick, wenn er es bei Zeiten nicht erkennt, nicht die gleichen Thränen erpressen könnte.

Das neue Buch von Strindberg ist, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, kein Roman, sondern ein Tagebuch. Es schildert persönliche Erlebnisse des Verfassers, und zwar mit einer Offenheit, die an Cynismus den „Bekenntnissen“ Rousseau's nichts nachgibt. Seit drei Jahren ging in literarischen Kreisen das Gerücht um, Strindberg leide am Verfolgungswahn. Nicht leicht dürfte ein Schriftstück aufzutreiben sein, auch in der psychiatrischen Literatur nicht, das so vollständig alle Merkmale jenes Geisteszustandes zusammenstellt. So vollständig und so ins Detail hinein deutlich. Jedes einzelne Symptom nimmt Dimensionen an, wie unter einem ungeheueren Vergrößerungsglas. Man möchte mitleidig sein, aber schließlich kann man nur bewundern, welcher Kraftleistungen diese gleich einem gehetzten Wilde hinrasende Phantasie noch fähig ist. Alles, was den genialen Gelehrten ausmacht, eine rasche Combination, ein sicherer Blick für die Werthung der Dinge, ihre Gruppirung in verschiedene Gründe, findet sich hier wieder. Und all' das verschwendet für die Gestaltung jener Wahngebilde!

Lionardo empfiehlt es einmal als Uebung der Phantasie, vom Zufall geschaffene Liniencombinationen sinnvoll auszudeuten. Die Maserung eines Brettes, der zerbröckelte Kalk einer Mauer u. s. w. können uns Anregung sein zur Gestaltung aller möglichen Fabelwesen; wie man Sylvester zerlassenen Bleistücken Deutung gibt. So harmlos dieses Spiel sein mag als rein künstlerische Anregung, so gefährlich wird es für den Mystiker. Kerner's „Klexikographien“ waren schon bedenklich. Hier nun, bei Strindberg, die absolute Herrschaft des symbolisch angedeuteten Zufalls. Wie ein Dämon verfolgt ihn der Zwang, was das alltägliche Leben ihm an Bildern bietet, in jener Weise für sich umzugestalten. Aus den Falten eines zerdrückten Kopfkissens starrt ihn ein Ungeheuer an, eine dänische Dogge vor einem Hotel, ein Kind mit Karten, eine Ladenaufschrift, Alles wird zum Symbol, bis ein ganzer Hexentanz von Gespenstern sich um ihn schließt und ihm in die fiebernden Augen grinst.

Schilderungen ähnlicher Zustände sind unserer Literatur nicht fremd. Aber mit ihnen hat dieses „Inferno“ nichts gemein. Der Verfolgungswahn wurde hier das Schicksal eines Menschen, der im Innersten seiner Seele eine tiefe Sehnsucht hegt nach Ruhe und Frieden. Der Typus unseres E. T. A. Hoffmann liegt ihm so fern, wie der des Amerikaners Poe. Für Verfallserscheinungen wie Przybyszewski vollends hat er nur ein Achselzucken. Durch den ganzen wüsten Lärm jener Hetzjagd klingt es durch wie das Klagen eines wehen, vereinsamten Herzens, das Weinen eines Kindes, das sich fürchtet vor der Dunkelheit.

Einsamkeit und Ruhe hatten Strindberg in besseren Tagen die Kraft zur Arbeit gegeben. Wie ein Heimweh ergreift ihn nun immer wieder das Verlangen danach. Zweimal ist er nahe daran, sich zurückzufinden. Einmal ist es der Kirchhof Montparnasse, der sich so ruhig in das Treiben des Pariser Quartier latin hineindehnt, dann der Jardin des Plantes, in seiner Vereinigung aller Pflanzen und Thiere unseres Planeten einer stillen „Arche Noah's“ gleich. Aus beiden Paradiesen wird er wieder vertrieben. Aber die Sehnsucht nach einsamer Ruhe wird immer brennender, und als er schließlich alle andern Wege versperrt sieht, versucht er es mit dem letzten und wird Occultist.

In Swedenborg sieht der neue Strindberg das erlösende Jenseits von Nietzsche und Darwin. Er lernt die „Arcana Coelestia“ kennen. Swedenborg schildert da

den Weg, den der auserwählte Geist durchzugehen hat, ehe er der Offenbarungen würdig ist. Eine wahre Hölle körperlicher Leiden, die Swedenborg am eignen Leibe erfahren mußte, und die der Periode seines Hellsehens vorausgingen. Strindberg's Geist ist durch den Verfolgungswahn genügend eingeschult: es macht ihm keine Schwierigkeiten, Fall für Fall den eigenen Leidensgang wiederzufinden in dem des Swedenborg. Mit visionärer Klarheit geht ihm nun der Sinn seiner Krankheit auf: nicht an Verfolgungswahn, Paranoia, angina pectoris u. dgl. hat er gelitten, sondern er ist durch das Inferno der Auserwählten gegangen. Noch ist er der höchsten Offenbarungen nicht würdig. Aber sie werden sich einstellen, wenn er die letzten Vorbedingungen erfüllt. Swedenborg verlangt die Rückkehr zum Glauben der Väter — Strindberg meldet sich bei einem Kloster. . . .

„Inferno" ist das Bekenntniß eines müden Mannes. Es verlangt ihn danach, gleichsam geistig zur Disposition gestellt zu werden. Vielleicht, daß er im Kloster die ersehnte Ruhe findet. Etwas Neues freilich kann sie ihm nicht bieten. Unbewußt hat er sie schon einmal in seiner Leidenszeit genossen. Eine Zeit lang geht er da täglich in die Brasserie des Lilas, um bei Absinth und Cigaretten eine Stunde Erholung zu suchen. Sie bleibt nicht aus. „Wie süß ist doch das Leben, wenn der Nebel eines mäßigen Rausches seinen Schleier über des Daseins Miseren zieht."

Diesen Schleier wird er nun dauernd vor Augen haben. Von Herzen könnte man das dem alten Bohémien gönnen, und über sein „Inferno" wäre kein Wort zu verlieren. Aber, wie bereits hervorgehoben, sein Fall ist kein Ausnahmefall mehr. Geister, die noch nicht das mindeste Anrecht auf jene Ruhe haben, verlangen nach derselben Seligkeit. Und damit sind wir gezwungen, Stellung zu diesem „Inferno" zu nehmen.

Der Occultismus soll eine Insel der Seligen für uns werden, ein „gepriesenes Eiland mitten im Meer". Sicher, dieser Zustand (denn etwas anderes ist er nicht) gibt dem, der in ihm aufgeht, unbedingte Ruhe. Aber diese Ruhe hat nichts Gesundes in sich, es ist die Ruhe eines Kirchhofs. Hat man wohl einmal darüber nachgedacht, daß der Occultismus mit seiner Geschichte von Jahrtausenden nie eine eigentliche Entwicklung hatte? Die moderne Mystik ist auch keinen Schritt weit über die Erfahrungen hinausgekommen, die man schon im uralten Chaldäa angesammelt hatte. Immer wieder macht man den Versuch, den Occultismus als die letzte Offenbarung menschlichen Denkens hinzustellen, weil er noch jedesmal einer Epoche angespannter Geistesthätigkeit folgte. Und immer wieder vergißt man, daß er auch jedes Mal noch eine Epoche geistiger Schonzeit einleitete — in seiner leblosen Starre diese Schonzeit bereits war. Kein Visionär oder Ekstatiker hat je der Menschheit einen schöpferischen Gedanken eingegeben. Ihre „Offenbarungen" waren verworrene Reminiscenzen aus dem Bereiche der Vorstellungen, die die fortschreitende Erkenntniß sich jenseits aller Mystik in ehrlicher Arbeit erringen mußte.

Swedenborg ist die beliebteste Autorität der modernen Occultisten. Der Name Swedenborg deutet auf eine Macht, die Culturkräfte von unberechenbarer Wirksamkeit auszulösen wußte. Was aber gab ihm diese Fähigkeit? Etwa, daß er Stockholm in Gotenburg brennen sah? Daß er ein Papier auffand, von dem nur ein Todter wußte? Man möchte es uns einreden. Aber gleichzeitig spricht man von norddeutschen „Spökenkiekern" und nordischen Hellsehern, die derselben Gaben theilhaftig sind. Warum wurden nicht auch sie zu Swedenborg's?

Ja, warum nicht! Die Antwort mag man bei Kant nachlesen, wenn er in seinen „Träumen eines Geistersehers" Swedenborg einem Tiresias vergleicht, den die Götter blendeten, indem sie ihm die Gabe des Ahnens verliehen. Es gibt zwei Swedenborg's. Der ältere, der als nie ermüdender Gelehrter die Weltanschauung seiner Zeit wie vielleicht kein Anderer erweiterte, war kein Hellseher. Und gerade er hat den Worten und Erlebnissen des anderen Swedenborg, des Geistersehers, ihre Wirkungskraft verliehen. Die mystischen Gemeinplätze dieses Geistersehers mögen ja erbaulich sein für eine gläubige Gemeinde, wer jedoch über der Andacht nicht

die Kritik verliert, wird sich in diesen „Offenbarungen" vergebens nach einem positiven neuen Gedanken umsehen. Die Wahrhaftigkeit Swedenborg's soll damit nicht im Geringsten angefochten sein. Nur das muß betont werden, daß er auf dem Weg durch sein Inferno alles das verlor, was die höhere Gattung homo sapiens erst ausmacht.

Und so Strindberg. Die Bedeutung seiner Schriften lag in ihrer wissenschaftlichen Vertiefung. Wohl hat er für die Geschichte der Erkenntniß nicht annähernd die Bedeutung seines Landsmannes Swedenborg, so wenig er ihm als Geisterseher wird gleichkommen können. Aber er hatte das ehrliche Wollen und den Muth zur Consequenz. Und das war bereits viel zu einer Zeit, die auf wissenschaftlichem Gebiet dem Specialismus, auf künstlerischem einem öden l'art-pour-l'art-Cultus huldigte. Goethe's Ideal, das keinen Unterschied kannte zwischen Kunst und Wissenschaft, war auch das seine. Ihm fehlte die Fähigkeit dazu. Das mußte ihn früher oder später zu jener Vorstellungsweise bringen, die sich so gerne Weltanschauung nennt, und die doch bloße Uebermüdung ist.

2. Gegen den Strich (A rebours). Von J. K. Huysmans. Autorisirte Uebersetzung von M. Capsius. Berlin, Schuster & Loeffler. 1897.

Das Opfer des Romans — von Helden kann bei dieser Art der Moderne nicht die Rede sein — ist ein Herzog Jean des Esseintes, der letzte Vertreter einer durch Inzucht und Ausschweifungen ruinirten Familie. Was an Lebenskraft noch in ihm lag, hat er in einer wüst durchtobten Jugend verausgabt. Nun hat er sich in die Einsamkeit zurückgezogen und beschäftigt sich damit, die immer mehr wahrnehmbaren Erscheinungen des Verfalls am eigenen Körper zu beobachten. Die Schilderung dieses allmählichen Verfalls bildet den Inhalt des Romans. Eine Art Krankenjournal also. Das Journal hat in Paris Aufsehen gemacht. Mit Recht, faßt man es lediglich als Probe rein descriptiver Schriftstellerkunst.

Huysmans ist Virtuose in der Darstellung von Zuständen. Die flüchtigsten Eindrücke vermag er mit Worten festzuhalten, daß man sie glaubt sehen und greifen zu können. Wo er ein „Milieu" beschreibt, ist es, als ob man um die Dinge herumgehen und sie von allen Seiten betasten könnte. Und dieser ganze Apparat eines vollendeten technischen Könnens befindet sich in den Händen eines Mannes, der künstlerisch auf Schritt und Tritt die kläglichste Unfähigkeit verräth. Man denkt an die Worte des Franz in Goethe's „Götz": „Wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag: alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem." Den kleinsten schöpferisch neuen Gedanken möchte man finden, aber es geht Huysmans wie seinem armen Herzog: so reich sein Geist an Traditionen ist, so bunt der Geisterreigen der Erinnerungen ihn umtanzt — er versagt, sobald er schaffen soll. Der Herzog kommt einmal auf den Gedanken, die beginnende Paralyse aufzuhalten durch die Eindrücke einer längeren Reise. Er möchte nach London. Zu Hause hat er schon Alles hergerichtet für eine einjährige Abwesenheit. Nun sitzt er in einem Restaurant gegenüber dem Bahnhof. Draußen wartet der Kutscher mit seinen Koffern, seiner Hutschachtel und den Schirmen und Stöcken in der Reisedecke. Er ist bereits beim Käse. Der Regen schlägt gegen die Fenster. Da überlegt er: Wozu reisen? Hat ihm die Fahrt durch Paris in strömendem Regen, der Aufenthalt in einem englischen Restaurant, die Lectüre des Bädeker nicht bereits Alles gegeben, was London ihm geben kann? Würde er etwas Anderes an der Themse finden als Enttäuschungen. „Und er kam wieder zu Hause an mit seinen Koffern, Packeten, Reisedecken, Regenschirmen und Spazierstöcken, und empfand die körperliche Abgehetztheit, die moralische Ermüdung eines Menschen, der nach einer langen, gefahrvollen Reise endlich wieder zu Hause anlangt." Diese ewige Reisefertigkeit, der doch nie die Reise folgt, das ist Huys-

mans' „A rebours“. In Paris konnte man ein solches Buch bewundern. In Deutschland wird Huysmans weniger Glück haben. Es mag ja eine plebejische Anschauung sein, aber wir verlangen von einem Menschen, der eine Reise thun will, in erster Linie ein gesundes Rückgrat und eine gesunde Reiselust; die nöthigen Koffer und Hutschachteln werden sich dann schon finden.

Theodor Fontane's Autobiographie.

[Nachdruck untersagt.]

Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane & Co. 1898.

Der Titel des Buches, das Fontane als den zweiten Theil seiner Lebensgeschichte vor Kurzem erscheinen ließ, hat nicht viel Zwingendes: die Art der Stoffeintheilung, wie sie das Inhaltsverzeichniß andeutet, ebenso wenig. Bei Lebensbeschreibungen ist das bedenklich. Die herrschenden Gesichtspunkte wollen hier strenger als sonst beibehalten sein, denn eine Reihenfolge von Tagen ist noch kein Leben. Eine Lebensbeschreibung kann sich aus Erlebnissen zusammensetzen, sie kann aber auch in Erlebnisse auseinander fallen. Seinem Titel, seinem Register und gar dem halb entschuldigenden Tone des Vorwortes nach scheint Fontane dieser Gefahr nicht entgangen zu sein, und so tritt man mit nicht allzu großen Hoffnungen der Lectüre des 679 Seiten starken Bandes näher. Aber — nun, nach dem Eindruck, den das Ganze hinterläßt, scheinen mir die üblichen Complimente wenig geschmackvoll. Es genüge die Versicherung, daß das Werk von einem Leser, der im Distanceelesen keine irgendwie bedeutenden Leistungen aufweisen kann, schon beim zweiten Gange „genommen“ wurde.

Das rein Stoffliche einer Autobiographie Fontane's konnte in den Hauptzügen Ueberraschungen kaum bieten. Das Leben dieses Mannes ist der Literaturgeschichte bekannt. Die Handbücher wie Conversationslexiken wissen gleich gut, wann er geboren wurde, wann er in die Apotheke eintrat und wann er sie verließ, unter welchen Verhältnissen er „in die Literatur“ hinein kam u. s. w. Wie bei jeder Selbstbiographie war hier zunächst nichts Anderes zu erwarten als eine Ausführung der schon bekannten Skizze und eine Charakteristik des Dichters durch intimere Erlebnisse.

Und in der That sind es Dinge der Art, die das Buch im Wesentlichen ausfüllen. Wir sehen den jungen Fontane, noch in seiner Schulzeit, in Berlin Unterkunft finden, und zwar im Hause jenes Onkels August, der bereits im ersten Theil der Biographie („Meine Kinderjahre“) eine Rolle gespielt hatte. Onkel August gehört zu jenen Originalen, die eine merkwürdige Anziehungskraft für alles Absonderliche, Zigeunerhafte besitzen, und deren Leben sich in lauter abenteuerlichen Situationen abspielt. An den Augen des jungen Fontane gleitet ein gut Theil derartiger Bilder vorüber. Aber selbst, als er den seltsamen Onkel verlassen hat und als Apothekerlehrling in festere Verhältnisse gelangt, will die Wandeldecoration nicht recht zum Stehen kommen. Die ganze Zeit, in der Fontane sich zwischen Zwanzig und Dreißig befand, hatte eben etwas von jenem Onkel August. Niemand kam so recht heraus aus der „Bredouille“, die ja nicht gerade pecuniärer Art zu sein brauchte. In immer wechselnden Gestalten finden wir daher jenen Onkel August wieder hinter der Apothekerwage, in politischen Versammlungen, im Krankenhaus und nun erst recht in den fidelen Gesellschaften zechender Künstler und Kunstfreunde.

Es hieße Fontane's Buch falsch charakterisiren, wollte man seinen Inhalt im Einzelnen wiedergeben. Das liebenswürdige Durcheinander interessanter Scenen,

das diesen Inhalt in der Hauptsache ausmacht, ist doch im tieferen Sinne nicht eigentlich Inhalt zu nennen. Maeterlinck weist in seinem „Trésor des Humbles“ (Capitel von der „Tragik des Alltags“) darauf hin, daß, wenn man schon die Worte eines Menschen als Offenbarungen seiner Seele nehmen könne, dies doch nicht die Worte seien, deren klare Bedeutung sich aller Welt erschließe. Was gehört wird in einem ernsten Gespräch, unmittelbar gehört, ist gleichgültig. Aber neben jedem derartigen Gespräch läuft noch ein zweites, unhörbares hin, ein heimliches Gespräch gleichsam. Nur selten wird es sich auch äußerlich verrathen, in einem scheuen Blick, einer Wendung, einem Ton in der Stimme. Aber unablässig fühlen wir doch sein Dasein, und dessen Werth ist es, nach dem wir den Werth alles Anderen bestimmen.

Was von den gesprochenen Worten gilt, gilt auch von den geschriebenen. Bücher fallen einem da oft in die Hände, an denen die strengste Prüfung nichts auszusetzen weiß. Sie sind glänzend geschrieben, ihr Stoff ist gut disponirt und lesen sich glatt und „spannend“. Dennoch bleibt ein gewisses „je ne sais quoi“ übrig und läßt einen ihrer Lectüre nicht froh werden. Und dann wieder trifft man auf ein solches Buch, über das man sich von Kritik wegen mindestens ärgern sollte. Es scheint willkürlich in der Anlage, nachlässig in der Durchführung und schon gar nicht „geistreich“ im Detail. Aber wir langweilen uns nicht, wir ärgern uns nicht, wir fühlen nur, wenn wir das Buch aus der Hand legen, daß es uns etwas geben konnte, was wir nie verlieren werden, daß sein Inhalt in uns lebendig sein wird, selbst wenn wir lange nicht mehr wissen sollten, was denn so „eigentlich drin stand“.

Fontane's Biographie zählt zu den Büchern dieses Schlages. Man mag dem Werk im Einzelnen Mängel nachweisen, mag behaupten, daß es in seinem lockeren Beieinander zu sehr Mosaik sei: es bleibt als Ganzes ein echtes Werk des Mannes, der den Zauber der märkischen Haide und damit die Bilder im „bilderlosen Theile Deutschlands“ entdecken konnte.

Willy Pastor.

γ. **Aus des Großen Kurfürsten letzten Jahren.** Von Dr. Hans Prutz. Berlin, G. Reimer. 1897.

Eine hervorragende Quelle für die Geschichte des Großen Kurfürsten sind die Berichte des französischen Grafen von Rebenac, der von 1680—88 am Berliner Hofe beglaubigt war. Die Berichte wurden vor mehr als dreißig Jahren für die „Urkunden und Aktenstücken zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelms von Brandenburg" eingesehen und ihr Abdruck begonnen; aus nahe liegenden Ursachen mußte aber auf die Fortsetzung der Veröffentlichung der französischen Akten verzichtet werden, und so ist Hans Prutz, Professor der Geschichte in Königsberg, der Erste, welcher sie systematisch verwerthet hat. Prutz bezeichnet selbst seinen Zweck als der „teleologischen Tendenz" der bisherigen Behandlung der preußischen Geschichte entgegengesetzt: er will die geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignisse nicht mittelst panegyrischer Schönfärberei ihres individuellen Gepräges und ihrer menschlichen Art berauben, sondern sie zeichnen, wie sie waren, und so zum Verständniß und zur gerechten Würdigung von Menschen und Fragen beitragen. Dabei ergibt sich ihm, daß der brandenburgische Staat gegen das Ende der Regierung seines Schöpfers in einem freilich durch seine innere Unfertigkeit erklärten Zustand der Auflösung sich befand, und dadurch wird natürlich Friedrich III. geschichtlich bis zu einem gewissen Grade von Vorwürfen entlastet, die man ihm machen zu dürfen geglaubt hat: er trat eine sehr schwierige Erbschaft an. Das Verhältniß der Abhängigkeit Brandenburgs von Frankreich tritt in Prutz' Darstellung noch schärfer hervor als bisher; der Kurfürst schenkte dem Grafen Rebenac nach Straßburgs Wegnahme einen mit Diamanten besetzten Degen und hoffte, das Zerwürfniß zwischen Frankreich und Schweden zur endlichen Erwerbung Pommerns benutzen zu können. In der Darlegung, wie jene Abhängigkeit sich löste, liegt fast das einzig Erfreuliche der von Prutz geschilderten Zeit: der Kurprinz, der mit seinem Vater vorher entzweit gewesen war, übernahm mit vollem Bewußtsein dessen, um was es sich handelte, von dem sterbenden Vater die Aufgabe der Beihülfe zur Befreiung Englands vom Joch Jakobs II. und damit zur Zurückdrängung Frankreichs.

γ. **Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters.** I. Von V. Michael. Freiburg i. Br., Herder. 1897.

Das vorliegende Werk ist nicht bloß im gleichen Verlag erschienen wie das von Johannes Janssen, es ist auch offensichtlich darauf berechnet, diesem Werk als eine Ergänzung nach rückwärts zu dienen, und es ist bis auf die Äußerlichkeiten (des Drucks, der seitenlangen Quellenangaben und dergl.) nach dem Vorbild Janssen's angelegt und gearbeitet. Kein Wunder also, daß auch dem Werth und Unwerth nach diese Michael'sche Leistung der Janssen'schen gleichartig ist. Mit großem, ausdauerndem Fleiß sind die Thatsachen von überall her zusammengetragen, und fast endlos ist die Masse von Excerpten, über welche Michael verfügt; man kann aus ihm viel Interessantes lernen, der Stil ist klar und schlicht. Aber es fehlt die Unbefangenheit des Standpunktes, die Unabhängigkeit und Schärfe der Kritik, welche allein aus der Stoffanhäufung ein wissenschaftliches Werk zu machen vermögen. Die römische Kirche ist dem Verfasser die Hauptträgerin der Kultur, die vornehmste Segenspenderin der Geschichte: wo man ihrer Autorität folgte, da war auch Glück und Gedeihen, und wo die Völker sich gegen Rom auflehnten, da zerfiel ihre Blüthe. Für alle Thatsachen, die dieser Theorie entgegenstehen, hat der Verfasser kein Verständniß: oft geht die Naivetät, mit welcher er seinen Grundgedanken ausführt, über alles Maß hinaus. Wir können sonach unmöglich von einer Fortsetzung seiner auf eine Reihe von Bänden angelegten Arbeit uns etwas Ersprießliches für die Erforschung der historischen Wahrheit versprechen: im Gegentheil, für die tieferen politischen und socialen Erschütterungen, unter welchen das ausgehende Mittelalter leidet, fehlt ihm vollkommen der Schlüssel.

βλ. **Un Soldat de la Révolution.** Le Général Alexandre Dumas 1762—1806. Par Ernest d'Hauterive. Paris, Paul Ollendorff. 1897.

Das kleine Buch erzählt den Lebenslauf eines Soldaten der Revolution, dem Urbild eines „Reitre", wie die Franzosen solch einen berittenen Haudegen zu nennen pflegen. Alexandre Dumas, der Sohn eines Marquis aus altem Geschlecht, der, nicht mehr jung, nach der Martinique ausgewandert war und dort eine Creolin geheirathet hatte, führte den Namen seines Vaters nicht, weil er ohne dessen Erlaubniß ins Regiment getreten war. Er besaß eine so riesige Körperstärke, daß er auf der Reitschule im Vorübersprengen einen Tragbalken mit den Händen umklammern und sein Pferd inzwischen nehmend, mit sich in die Höhe ziehen konnte. Die Leute, die ihn zum Zorn reizten, pflegte er beim Kragen zu packen und über Mauern und Zäune zu schleudern. Mit vier Fingern in den Läufen von vier Gewehren hob er dieselben mit ausgestrecktem Arm in die Luft. Dabei war dieser Creole weichherzig wie ein Kind und wankelmüthig wie eine Frau, wenn er nicht gerade im Feuer stand. Unter der Schreckensherrschaft ließ er Guillotinen verbrennen und spielte lieber seinen Kopf aus, als daß er andere Köpfe hätte abschneiden lassen. Aus Aegypten trieb ihn das Heimweh zu Frau und Kind zurück, und Bonaparte vergaß dem Waffengefährten, der sich 1799 in Tirol u. a. mit Ruhm bedeckt hatte, diese Fahnenflucht nicht. In der Kraft seiner Jahre wurde der arme Dumas zum Ruhestand verurtheilt und starb 1806, nachdem ihm einige Jahre früher noch der Sohn, Alexandre, geboren worden war, der seine Thaten in den „Trois Mousquetaires" verewigen sollte. Der Vater und Großvater des großen Romandichters und des größeren Dramatikers lernte, durch eine Ironie des Schicksals, seine Sprache niemals correct schreiben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Asenijeff. — Aufruhr der Weiber und das dritte Geschlecht. Von Elsa Asenijeff. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Behrend. — Ueber künstliche Kälteerzeugung und Kälteindustrie. Von Gottlieb Behrend. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Bensow. Zu Fichte's Lehre vom Nicht-Ich. Von Dr. Oscar Bensow. Bern, Steiger & Co. 1898.

Berger. — Von Glück und Leid. Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1898.

Bischoff. — Echte und falsche Gerechtigkeit. Ein Wort wider den Socialismus von Diedrich Bischoff. Leipzig, Max Hesse. 1898.

Bismarck, der rote. — Berlin, W. Pauli's Nachf. 1898.

Bley. — Botanisches Bilderbuch für Jung und Alt von Franz Bley. Zweiter Teil. 216 Pflanzenbilder in Aquarelldruck auf 24 Tafeln. Mit erläuterndem Text von H. Berderow. Berlin, Gustav Schmidt. 1898.

Bock. — Wo die Straßen enger werden. Geschichten von Alfred Bock. Großenhain u. Leipzig, Baumert & Ronge. 1898.

Bölsche. — Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe. Von Wilhelm Bölsche. Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld-Berlin. 1.—4. Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs. Florenz und Leipzig. 1898.

Goßmann. — Aphorismen. Von Paul Nikolaus Goßmann. München, Carl Haushalter. 1898.

Degen. — Die A. D. C. „Burschenschaften" keine Burschenschaften? Eine Frage, angeregt auf Grund noch ungedruckter Briefe E. M. Arndt's. Von Richard Degen. Leipzig, Oskar Gottwald. 1897.

Degen. — Die Leipziger Finkenschaft und ihre Gegner. Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Studententums. Von Richard Degen. Leipzig, Oskar Gottwald. 1898.

Felis. — Ein Liebesdrama. Soziales Zeitbild in drei Akten. Von Emmo Felis. Leipzig, Rob. Friese. Sep.-Cto. O. J.

Frapan. — Die Betrogenen. Roman von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel). 1898.

Gräf. — Lyrische Studien. Von Hans Gerhard Gräf. Weimar, Hans Lüstenöder. 1898.

Hardy. — Indische Religionsgeschichte von Prof. Dr. Edmund Hardy. Leipzig, G. J. Göschen. 1898.

Henckel. — Reife Ähren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen von Leo Tolstoj. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. Zürich, Karl Henckell & Co. 1897.

Knackfuß-Zimmermann. — Allgemeine Kunstgeschichte. Herausgegeben von H. Knackfuß und Max Gg. Zimmermann. Sechste Abtheilung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1898.

Kobell. — König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Bis zur elften Lieferung. München, Jos. Albert. 1898.

Kopenhagen. — Die Hauptstadt Dänemarks. Herausgegeben von dem dänischen Touristenverein. Kopenhagen 1898

Leist. — Armenische Dichter. Übersetzt von Arthur Leist. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1898.

Leyen. — Indische Märchen. Uebertragungen von Friedrich von der Leyen. Halle a. S., Otto Hendel. O. J.

Litten. — „Es sah eine Linde ins tiefe Thal." Novelle von R. Litten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898.

Manchot. — Der Christus Michelangelos in S. Maria sopra Minerva in Rom. Von Carl Manchot. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Meinhardt. — Stille'en. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1898.

Meyer's kleines Konversations-Lexikon. — Sechste, gänzlich umgearbeitete u. vermehrte Auflage. 10. bis 18. Heft. Leipzig u. Wien, Verlag des Bibliographischen Institutes. 1898.

Müller. — Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen. Hundert Gutachten von Freund und Feind. Herausgegeben von Egbert Müller. Berlin, Verlag der Gegenwart. O. J.

Ortmann. — „Unter dem Schwerte der Themis". Roman von Rheinhold Ortmann. Zwei Bände. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898.

Osterloh. — Die Sünden der Väter. Roman von A. Osterloh. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898.

Pantenius. — Gesammelte Romane (in neun Bänden). Von Th. H. Pantenius. Erster und zweiter Band: Allein und Frei. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1898.

Penzler. — Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Herausgegeben und mit historischen Erläuterungen versehen von Johs. Penzler. Sechster Band. Leipzig, Walther Fiedler. 1898.

Pougy. — L'insaisissable. Roman vécu par Liane de Pougy. Paris, Librairie Nilsson.

Raab. — Johann Joseph Felix von Kurz genannt Bernardon. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im XVIII. Jahrhundert von Ferdinand Raab. Aus dem Nachlass herausgegeben von Fritz Raab. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1899.

Rehmke. — Außenwelt und Innenwelt, Leib und Seele. Rede von Professor Dr. Johannes Rehmke. Greifswald, Julius Abel. 1898.

Riegel. — Unter dem Striche. Bunte Bilder aus Natur und Leben. Erster Band. Von Hermann Riegel. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1898.

Römer. — Gesühnte Schuld. Roman von Alexander Römer. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898.

Scipio. — Der Advokat von Readersville. Erzählung aus Texas von Rudolf Scipio. Zweite Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898.

Stier-Somlo. — Große Kinder. Novellen von Fritz Stier-Somlo. Berlin, Märkische Buchhandlung, Eugen Beer. 1898.

Strecker. — Der Sang von Mönchgut. Dichtung in zehn Gesängen von Karl Strecker. Dritte Auflage. Bergen auf Rügen, Ferdinand Becker. O. J.

Süren. — Bei Ring und Ding. Erzählung aus germanischer Urzeit von A. Süren. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1898.

Tappenbeck. — Die Religion der Schönheit. Ihr Fundament. Von Wilhelm Tappenbeck. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Tempeltey. — Herzog Ernst von Koburg und das Jahr 1866. Von Eduard Tempeltey. Berlin, Hermann Paetel. 1898.

Tolstoi. — Qu'est ce que l'art? Par le comte Léon Tolstoi. Traduit du manuscrit original russe par E. Halpérine-Kaminsky. Quatrième édition. Paris, Paul Ollendorff. 1898.

Volland. — Die Entstehung, Verhütung, Behandlung und Heilung der Lungenschwindsucht von Dr. med. A. Volland. Tübingen. Osiander. 1898.

Wachs. — Schlaglichter auf das Mittelmeer. Von Otto Wachs. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1898.

Walter. — Soldatenliebe. Drei Novellen von Gerhard Walter. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898.

Walter. — Sechs Monate Gefangniß. Aufzeichnungen eines demokratischen Redacteurs während seiner Gefängnißhaft. Von Hermann Walter. Colmar i. E., Verlag der Colmarer Druckerei, G. m. b. H. 1898.

Wanner. — Die Schulstrafen. Von Heinrich Wanner. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Weber. — Vom Webstuhl der Zeit. Vier Prosa-Dichtungen aus deutscher Vergangenheit von Franz Weber. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1898.

Weinschenk. — Der Graphit, seine wichtigsten Vorkommnisse und seine technische Verwerthung. Von Dr. E. Weinschenk. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Wirth. — Geschichte Formosa's bis Anfang 1898. Von Albrecht Wirth. Bonn, Carl Georgi. 1898.

Wolff. — Zwei Jugend-Lustspiele von Heinrich v. Kleist. Herausgegeben von Eugen Wolff. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Adam und Eva.

Roman

von

Helene Böhlau al Raschid Bey.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Fernes Gewittergrollen verliert sich im lauten Treiben des Menschenstroms, das die schwülen Straßen füllt.

Ueber dem ganzen überspannten, überbürdeten Menschenthum lastet die große Sommerhitze und die Enge der Gassen, die Höhe der Häuser.

All' diese Menschen sind so eingezwängt, wenn sie's auch nicht klar wissen.

Die Enge der Herzen, die Enge der Köpfe und Gesinnungen, der Höfe und Gänge, die Enge der Stuben, der ganze Brodel, in dem sie leben, Alles lastet und drückt und macht sie stöhnen und stimmt sie unbewußt sehnsuchtsvoll und bewußt unzufrieden.

Da kam der erste große, freie Donnerschlag. Darauf ein verdächtiges Schauerlüftchen, das den fettigen, feuchten Straßengesichtern den Staub entgegenbläst. Alles wirbelt.

Das, was einst lebte und nun als ekler Staub geduldig liegt, beginnt zu tanzen — tanzt und fährt den Lebenden widrig in die Augen und bedrängt sie. Es kommt ein Hasten in die stumpfsinnige Menge, so ein gesundes, natürliches Hasten, das der Herdenthiere.

Wie sie laufen, als ob sie aus Zucker wären und die schweren, frischen Regentropfen an ihnen lecken und auflösen würden.

Und wie wohl thun diese schweren Tropfen! Auf den gluthheißen Steinen geben sie dunkle, thalergroße Flecke, und aus dem zu Wehen aufgehäuften Staub und Grus lassen sie lebendigen Erdgeruch aufsteigen.

Blitz und Donner und die schweren, gesegneten Tropfen. Wenn die in den Städtequalm hinein fahren, das ist etwas! Ein Hochgefühl zum Aufjauchzen!

Nur immer ärger! immer toller! Die braunen Güsse, die durch die Rinnen jagen, die braunen Teiche und Tümpel auf Schritt und Tritt, in denen die Tropfen aufspringen und hüpfen und spritzen! Das ist lustig.

Und die staubkrustigen Bäume mit dem früh hinsterbenden Laub, wenn in sie die Regenfluth rauscht, wenn die nicht wissen, wohin mit dem Ueberschwall von Frische — da lacht einem das Herz.

Nur immer ärger — immer toller, wenn auch ein paar Aeste daran glauben müssen! Und die Straßen so rein gefegt vom Gesindel! Da sind sie einmal verscheucht, die Alltagsgesichter!

Und wie das schön ist! So sauber, so morgenfrisch! Wenn sie sich doch so bald nicht wieder herauswagen wollten!

Aber die kommen wieder; ganz gewiß — das weiß man schon.

Auf einem alten, merkwürdigen Platz, hinter der griechischen Kirche, haben sie eine Fleischbank abgetragen, um eine große Markthalle zu bauen, und sind dabei auf menschliche Gebeine gestoßen — auf eine so große Anzahl von Gebeinen, daß es den Leuten angst und bange wurde.

Auf so etwas waren sie Jahr aus Jahr ein getreten bei ihren Einkäufen, ihren Spaziergängen und Stelldichein.

Gerade an der Straßenecke, in dem dunkeln Winkel, der Abends so ungestört, so einladend war, auf dem so viele Generationen heimliche Küsse getauscht haben, hat so ein Großer, Langer gelegen, kaum einen halben Meter unter den Pflastersteinen, so gut noch beisammen, so langgestreckt und die hohlen Augen gen Himmel gerichtet.

Auf solch' einem Grausen hatten die Pärchen also immer gestanden.

Hunderte hatten Tags über den Platz umlagert und auf das Schauerhandwerk der Arbeiter geschaut. Die Knochen wurden aus dem dunkelbraunen Sand herausgewühlt und in große Kisten gelegt.

Ein fideler Kapuziner, der zur Beaufsichtigung der Angelegenheit beigegeben war, hatte hin und wieder den Deckel einer Kiste gehoben und schmunzelnd Umschau über seine Schutzbefohlenen gehalten.

Es waren halt auch Kapuziner gewesen, diese braunen Knochen. Der Kapuziner hatte daher etwas ganz Collegialisches im Verkehr mit ihnen.

„Wir sind vom selben Orden. Ich kenne Eure Schliche, Fratres."

Er wog einen Schädel in der Hand — und schmunzelte. Er wog einen Schenkelknochen und schmunzelte, nahm es, Gott Lob, von der leichten Seite.

Und das alte Bahrtuch, das über jede der großen Kisten gebreitet war, deckte er allemal vorsorglich darüber, wenn wieder ein Schupp Knochen eingeschüttet war. Ehre, wem Ehre gebührt. Dabei schmunzelte er nicht, das nahm er ernst.

Die Schulbuben waren wie versessen auf das seltene Schauspiel, und auch die alten Weiber hatten gestanden und gestanden ohne Aufhören. Was thut nicht so ein altes Weib, wenn's was zu sehen gibt. Da haben sie Kräfte wie Dämonen.

Die Schulbuben hatten sich um die uralten Sarghenkel gerauft, die hin und wieder zu Tage gefördert wurden, verrostet und wie in eine Schicht von Kies eingebacken. Es waren Alterthümer — wirkliche Alterthümer, die Jahrhunderte bei den Todten gelegen — also ganz echt, wahre Schätze.

Ueber diesen Haufen neugieriger Lebewesen, die sich um die armen Knochen drängten, war das Hochgewitter hereingebrochen.

Der erste große, freie Donnerschlag hatte auch sie überrumpelt, und der mächtige Regenguß sprühte die Menge an und vertrieb sie.

Sie waren wie weggewaschen — auch der Kapuziner und der pflichtgetreue Schutzmann; nur die Knochen unter den zerrissenen, triefenden Bahrtüchern blieben über der aufgewühlten Erde, die im Nu zu einem braunen Tümpel umgestaltet war.

Ein Schädel war vom Regenstrom aus dem Sande frei gespült.

Er lag mitten im Wassertümpel. Seine Glatze schaute ein wenig darüber hinaus. Die Wellchen spülten um die kleine, beinerne Insel.

Aus dem Fenster eines Zinshauses schaute ein Mädchen auf den einunden, gelblich-bräunlichen Fleck.

„Ein Stein" — dachte sie — „oder?"

Schon lange hatte sie sich am Fenster aufgehalten und hinaus gesehen, bald halb kniend, mit einem Knie auf dem Stuhl, bald im Stuhl lehnend, die jungen Hände um das Knie gefaltet; bald hatte sie mit den Fingern am Fensterglas leise geklimpert oder eine Lockenspitze zwischen die Zähne genommen und daran geknabbert.

Der kleine, feste Kopf mit dem dunkeln Geschau, prächtig frei auf dem schlanken Hals sitzend, war unverwandt auf das geschäftige Wühlen der Arbeiter gerichtet.

Wenn sie da unten wieder einen Fund gethan, ist sie immer mit ganzer Seele dabei gewesen. „So etwas! — so ein Glück, die grausliche Geschichte vor dem Fenster zu haben! Wie gut, daß sie hier gemiethet hatten!"

Sie sieht so befriedigt aus. Ueber ihr, am weißen, verwaschenen Fenstervorhang, hängt ein fünffaches Kißchen, eins über dem andern, aus gelbem Atlas, ein Riechkißchen mit Irispulver gefüllt, und dieser trockene Duft berührt mit jedem Athemzug ihre Geruchsnerven.

Das Zimmer, in dem sie sich aufhält, paßt nicht gerade gut zu der verwöhnten, hingeräkelten Gestalt des jungen Geschöpfes.

Es hat etwas Spießbürgerliches, etwas Verbrauchtes, etwas, aus dem sie herausgewachsen ist.

Es sind da auch zwei Seelen in dem einen Raum zu spüren. Zwei grundverschiedene Seelen, mit grundverschiedenen Angewohnheiten.

Das eine schmale Bett mit einem rothen, alterthümlichen Stück Damastseide zugedeckt, das nach einer Altarverkleidung aussieht; das andere Bett ganz unbedeckt und unsäglich sorgfältig hergerichtet, kein Fältchen, keine Unebenheit. Ueber diesem Bett hängen Photographien von Familiengliedern, Freundinnen.

Ganze Regimenter Cotillonsträußchen sind zu Sternen und Rosetten geordnet, japanische Papierfächer und allerhand Krimskrams, Alles wohl abgestäubt.

An der Wand des Bettes mit der geflickten Purpurdecke ist nichts dergleichen zu sehen; nur ein paar unaufgezogene Originalphotographien nach alten Meistern sind hier mit gelben Zeichenstiften fest gemacht.

Die tiefen, vornehmen Töne unterbrechen das Banale der Wand.

Die Thür zum Nebenzimmer wird geöffnet, und eine weinerliche Stimme sagt: „Hast Du denn gar nichts weiter zu thun?"

Die Stimme gehört einer langen, schlanken Frau mit kleinem Kopf und feiner Gestalt: „Ach — das ist doch zu arg!"

Jetzt wendete sich das Mädchen um. Sie schien zuerst nicht gehört zu haben.

„Mama?" antwortete sie.

„Thust Du denn auch gar nichts?" Dieselbe weinerliche Stimme.

„Was soll ich denn thun?"

„Siehst Du denn nicht, wie ich mich plage?"

„Ach, Mama." —

Es lag so etwas in dieser gedehnten, müden Antwort, als wollte sie sagen: „Laß doch! Ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll. Du plagst Dich doch auf alle Fälle!"

„Nun, und Marie, weiß die es etwa nicht?"

„Jawohl, gescheidter wär's aber, Ihr ließt das Mädel mehr arbeiten. Ihr verderbt jedes Mädchen. Werden etwa alle Tage Kapuziner hier ausgegraben?"

„Das fehlte auch noch! Wie kannst Du da nur immer zusehen? Ich bin froh, wenn ich nichts davon gewahr werde."

„Laß mich doch!"

„Frau Doctor!" rief dreimal hinter einander die ungebildete, überlaute Stimme des Dienstmädchens vor der Thür.

Und als hätte ihr Vorgesetzter gerufen, war Frau Doctor hastig zum Zimmer hinaus geschlüpft.

Die junge Isolde seufzte, dehnte sich und hockte sich wieder am Fenster zurecht.

Der Regen hatte nachgelassen. Der Tümpel auf dem Todtenfeld war fast eingekrochen. Schimmernde Wasserblasen saßen im Sande und platzten und ließen einen feinen, schwarzen Ring zurück, aus winzigen Kohlen-, Holz- und Aschentheilchen gebildet.

Auch der ganze Tümpel hatte die verschiedenen Stadien seines Einkriechens mit schwarzen Linien bezeichnet. Hier hatte er ein wenig gezögert, hier wieder, hier wieder.

Es war wie eine feine Linienarbeit.

Die kleine, beinerne Insel, um die die Wellchen des Tümpels gespielt hatten, der Schädel, lag jetzt ganz frei; auch um die Stirn saß das schwarze Linienwerk und perlmutterschimmernde Bläschen leichter Wasserschaum.

Das Alles sah das junge Mädchen. Sie hatte aus einem Schubfach ein Opernglas genommen und hielt es auf den Schädel gerichtet.

Dann ging sie im Zimmer auf und nieder, ganz nachdenklich, und nahm dann wieder das Opernglas.

Die Dämmerung brach herein, und am Himmel drohten schwarz-blaue Wolken zu neuem Regenguß.

Es kam ein Nachtrab. Auch der Wind hatte sich wieder erhoben. Die Leute rannten schon mit aufgespannten Regenschirmen.

Des Mädchens ganzes Benehmen wurde ein unruhiges; etwas Unschlüssiges lag in ihren Bewegungen.

Sie wanderte weiter im Zimmer auf und ab.

Jetzt öffnete sie den Schrank, griff nach dem Hut, band ein Schleierchen vor, vorsichtig huschte sie aus dem Zimmer; draußen nahm sie ihren Regenmantel um, ging dann zur Corridorthür hinaus und unter dem Regenschirm gerade über das aufgewühlte, nasse Erdreich. Mit einem leichten, blitzschnellen Niedertauchen hatte sie etwas ergriffen und schüttelte sich vor innerem Ekel.

Sie schaute sich ängstlich um, und vor der Hausthür blieb sie wieder aufathmend stehen.

Wie ihr das Herz schlug!

Aber was sie wollte, hatte sie! Und etwas später wäre sie von den Arbeitern überrascht worden.

Sie hörte sie kommen, auch der Kapuziner war unter ihnen.

Sie murmelten und lachten; der Kapuziner hatte etwas Drolliges gesagt, — wie es schien. Sie waren Alle sehr guter Laune, denn sie hatten während des Regens im nächsten Gasthaus eins getrunken.

Durch die enge Jungfernthurmgasse, die auf den Platz mündet, kam ein Leichenwagen gefahren und stand bald vor dem kleinen Todtenfeld.

Isolde hielt den Schädel unter dem Regenmantel verborgen.

Unausgesetzt dieses Ekelgefühl und das Grausen — auch ein Gefühl der Schuld, so geheimnißvoll anziehend, wie aus einer anderen Welt.

Die Kisten wurden von den Arbeitern gelupft und in den Wagen geschoben.

„Fahrt hin, ihr nassen Deiwel!“ sagte Einer.

„Herrschaft, seid's Ihr schwer!“ ein Anderer.

Isolde drückte sich voller Grauen eng an die Hausthür an, und erst als der gefüllte Leichenwagen dumpf davon rollte, trat sie ein.

„Du bleibst eben bei mir,“ sagte sie warm und trug ihren sonderbaren Schatz die Treppe hinauf.

Oben angekommen, warf sie Hut und Mantel ab und ging mit dem Schädel in der Hand in die Küche.

Die Magd kreischte auf. Sie kreischte, ohne aufzuhören. Isolde kehrte sich nicht daran und hielt den Schädel unter den Strahl der Wasserleitung.

„Das erfrischt,“ sagte sie gutmüthig.

Frau Dr. Frey bügelte mit ihrer ältesten Tochter im Nebenraum.

Auf das Geschrei des Dienstmädchens kamen sie herbei.

„Isolde!“ schrie auch Frau Dr. Frey außer sich.

Isolde's Schwester verbarg das Gesicht in der Schürze und wagte gar nicht aufzusehen.

„Schön ist er doch!“ meinte Isolde gemüthsruhig. Sie hob den Schädel mit beiden Händen hoch.

„Daß Du mir jetzt mit dem Ekel gehst! In der Küche so 'ne Schmutzerei! — Pfui Tausend!“

„Wir haben ja doch Alle so einen unterm Gesicht — was ist da weiter.“

Sie ließ sich nicht irre machen, besprühte den Schädel von Neuem mit dem Wasserstrahl.

Ide, göh doch — ich bitt' Dich — mir wird ganz schlecht.“

Das war so eine weiche Stimme, und diese Stimme kam aus einem Geschöpf, das wie von Sammetschimmer umgeben war — dazu röthlich-blonde Haare — eine ganze Symphonie von Weichheit.

„Sammtaff“ hatte Isolde ihre Schwester Marie getauft und titulirte sie jetzt so.

Jetzt ging sie und nahm den Schädel mit sich.

„So was!“ sagte die Köchin und schüttete einen Eimer voll Schmutzwasser in den Ausguß. „Der soll doch net etwa im Haus bleiben? Dös möcht' feierlich werden.“

Isolde hatte ihre Thüre geschlossen und war eifrig dabei, ein kleines, hölzernes Postamentchen, ihrem Bett zu Füßen, an die Wand zu nageln.

Sie schlug den Nagel mit dem Absatz ihres Hausschuhs ein, so fest, wie es mit diesem Werkzeug gehen mochte. Zuerst hatte sie den Rücken ihrer Haarbürste benützt; als sie aber die Nägelmale in dem polirten Holz merkwürdiger Weise wahrnahm, war sie bedächtig genug gewesen, nach etwas Anderem Umschau zu halten.

Auf dieses Postamentchen wurde der Schädel gesetzt.

Und wie er seinen Platz eingenommen hatte und mit seinen hohlen Augen geheimnißvoll grinsend über das purpurne Bett hinweg sah, geschah etwas ganz Wunderliches: des Schriftstellers Heinrich Ewald Frey's Tochter Isolde, im glücklichen, zu allen Ueberschwenglichkeiten geneigten Alter von siebzehn Jahren, fiel auf die Knie, reckte die Hände zum Schädel auf und sagte mit heißen Thränen in den Augen: „Du Mensch aller Menschen!“

Ueber ihr zartes Gesicht mit den tiefen, dunkeln Augen ging etwas Verzücktes, etwas Ueberirdisches, etwas Bräutliches; eine wundervolle Verliebtheit, wie sie in manchen siebzehnjährigen Naturen zu Tage tritt, die nicht wissen, wo ein und aus mit der Fülle ihres Wesens.

Und diese süße Liebeswonne schüttete sie über das braune, grinsende Knochengehäuse aus, wie eine Nonne über eine heilige Reliquie.

Sie sah aber einen eleganten, jungen Mann vor sich mit französisch zugestutztem Spitzbart, einer schönen Stirn, in die das kurz geschor'ne Haar in scharfem Winkel hinein gewachsen war; einen jungen Mann, der sich im Hochsommer in weißen Flanell zu kleiden liebte.

Ja, es war da etwas, eine Aehnlichkeit in der Kopfform, die ihr verliebter Blick vom Fenster aus entdeckt hatte.

Wie sie das große Geheimniß bewegte!

Und dieser Schädel war so neutral. Sie vergab sich nichts. Ihm gegenüber gingen die Dinge in einer anderen Sphäre vor sich, in einer Sphäre, in der Alles Eins geworden, Alles zusammengeschlossen ist.

Sie empfand etwas so Beruhigendes und konnte sich gehen lassen.

Die verriegelte Thür wurde kräftig zu öffnen versucht.

„Deesse"! rief eine hastige Stimme. „Sapperlot!"

Wie aus tiefem Schlaf erwacht sagte sie: „Papa?"

„Seid Ihr denn Alle des Kuckucks! Ihr wißt doch, daß ich in einer Stunde . . ."

Da war schon die Thür aufgeriegelt, und ein großer, blonder Mann mit röthlichem Gesicht, vollem, lockigem Haar, das aber auf dem Wirbel einem Glätzchen gewichen war, trat ein. Eine markige Persönlichkeit.

„Weibergegacker! Draußen laufen sie wie die Hühner um einand! Und was machst Du denn hier, Deesse? Mein Handkofferl sollt' doch gepackt sein! Ich werd' Euch mal über die Pelle kommen! Fertig sollt's sein, und die Mutter bügelt noch an den Stärkhemden. Zum Teufel — ich will gar keine Stärkhemden — Touristenhemden will ich."

Das kam Alles herausgepoltert. Das ganze Zimmer war voller Lärm und Spektakel, als wäre ein Bergstrom hereingebrochen.

Das war Dr. Heinrich Ewald Frey, Schriftsteller und Allerweltsmann, Vereinsmann, Redner, voraussichtlicher Reichstagsabgeordneter und so weiter.

„Na, also packen wir," sagte das schöne, rassige Geschöpf in aller Ruhe.

„Na, also? — Großartig! Was soll denn das ‚Na, also'? Fertig hätt's sein sollen! Thu net so großartig, Deesse!" Dabei kniff er sie in die zarte Wange: „Götterköpfchen, verdammtes!"

„Wo hast Du denn Dein Kofferl, Pa?"

„Hab's denn ich!"

Frau Dr. Frey trat herein und trug das Kofferchen in der Hand. Auf ihrer Stirn glänzten feine Schweißtropfen.

„Hättest Du mir's nur gesagt, Heinrich! Gestern Abend sollte doch nichts daraus werden bei schlechtem Wetter?"

„Schlechtem Wetter? Ist denn das schlechtes Wetter, wenn das Barometer gestiegen ist wie noch nie? Schau doch erst nach, eh' Du denkst. — Meine Stiefel!"

„Na, ich meine, wenn es gießt," sagte Frau Dr. Frey zaghaft.

„Ja, wenn Du anfängst zu denken!" donnerte er. „Meine Stiefel und die beiden rohseidenen Hemden."

„Heut' machst Du Dich ja fein," sagte Isolde.

„Paar Berliner Schriftsteller! Solchen Gokeln muß man . . . den Kofferschlüssel! Herr Gott noch einmal! Wo ist denn die Marie?"

„Du hast ja Dein' Schlüssel an die Uhrkett' gehängt für alle Fäll'," sagte Isolde.

„Vorlauter Schnabel!" Der Vater blinzelte ihr zu. „Wo ist Marie?"

„Marie bügelt die Stärkwäsch," sagte die Mutter.

„Wenn der Vater abreist, hat sie dabei zu sein; wär' net übel! Wenn wir die Idee der Familie nicht aufrecht erhalten, wer soll's denn thun? Eins da, das Andere dort, der Vater reist ab — kein Hahn kräht danach — das ist ja — weiß Gott — großstädtisch! Meinen Rucksack! Marie!" donnerte er abermals.

Frau Dr. Frey war schon vordem aus dem Zimmer gegangen, um sie zu holen.

Jetzt traten sie mit einander ein.

„Marie, Dein Vater reist ab," sagte er mächtig.

„Ja, Papa. Auf wie lang' denn?"

„Drei bis acht Tag, denk' ich; wenn wir das Kaisergebirg mitnehmen, acht Tag."

„Du Glücklicher!" sagte Marie aufathmend.

„Hat sich was ‚Glücklicher'! Wenn ich mich net zeig' — Teufel auch — die tanzeten mir bald auf der Nasen. — Was ist denn das?" rief er ganz perplex.

Seine Blicke hatten den Schädel gestreift. Frau Dr. Frey und Marie bemerkten ihn auch erst jetzt.

„Jesses! über das Mädchen!" rief die Mutter.

„Nen Kapuziner, Deesse, dumme Gans, was bedeutet denn das?"

Das Mädchen war erröthet bis in die Stirnhaare.

„Zu allererst kommt es bei dem Weib darauf an, daß die Lebensfreudigkeit gewahrt wird," predigte Dr. Heinrich Ewald Frey wieder mächtig. „Das ist nothwendig, daß das Weib lebensfreudig bleibt." Ein strafender Blick streifte Frau Frey. „Das Weib soll auch religiös sein. Ein Schädel hat immer etwas mit der Religion zu thun. — Wenn Du Dir den Schädel nicht aus Verschrobenheit, aus unverstandenem Pessimismus heraufgeholt hast, mag er bleiben."

Marie war erblaßt.

„Ide," sagte sie leise zu ihrer Schwester, „der soll doch net bleiben?"

„Papachen," begann Frau Dr. Frey sanft und freundlich. „Eh' Du gehst — — Karl kann sich nicht auf der Schule halten — — ich glaub' 'mal nicht. Ich war auch heut' beim Director. Er kommt auch dies Jahr nicht fort."

„Es muß sich eben ein Hülfslehrer finden, um ihn wieder flott zu machen. Emil hat's auch geleistet. Verpimple ihn nur recht! — Was nutzt es denn, wenn Du bis in die Nacht hinein mit ihm über seinen Arbeiten hockst? Dazu gehört 'was mehr als so ein Hennenhirn."

In das verarbeitete Gesicht mit den schönen Formen stieg eine flüchtige Röthe auf.

„Darum eben müssen wir sorgen, daß sich Jemand findet."

„Ich werde am Kegelabend 'mal mit dem Director reden. — Weiber sollen die Hände aus dem Spiel lassen! Möcht' wissen, ob hinter mir immer ein Unterrock gestanden hat. Du mit Deinen paar lateinischen Brocken — daß i net lach! Laß den Jungen in Ruh!"

„Hättest Du mich gewähren lassen," sagte die Frau klagend, „wär' Isolde jetzt wenigstens eine Person, die etwas leisten könnte. Sie würde sich ihr Brot bald selbst verdienen" — Frau Dr. Frey sprach weinerlich — „wär' jetzt schon bald staatlich angestellte Lehrerin."

„Götterköpfchen — verdammtes," lachte Dr. Frey — „Teesje! Lehrerin! daß i net lach! Die soll heirathen, Weib sein! Fehlt noch, daß meine Bamsen zu so 'was auf die Welt gekommen wären! Jawohl, Lehrerin oder Gott weiß was noch! Das Weib ist eben Weib. Wenn's net Weib genug ist, um nur Weib zu sein, soll man's todtschlagen."

„Aber was soll ich denn mit Karl machen?" fragte Frau Dr. Frey wieder.

„Siehst Du net, daß augenblicklich die unpassendste Zeit für Dein Gegrauuz ist? Willst Du mir alle Bamsen gerad' jetzt auf den Buckel hängen? Sapperlot — höchste Eisenbahn!"

Er fuhr mit den Armen in die Träger des Rucksacks, griff nach dem Köfferchen — und war mit viel Geräusch und Gepolter zur Thür hinaus.

„Adjöh Alte, adjöh Mädchens!"

Tiefe Stille, als hätte sich ein Sturm gelegt.

„Weißt Du, wie wir vor drei Jahren in Kramsach waren?"

Marie schaute sehnsüchtig zum Fenster hinaus, dem Vater nach. „Alle von unsern Bekannten gehen aufs Land."

„Ja, mein Gott," sagte die Mutter, „das trägt's uns heuer nicht. Daß die Buben auch gar so viel kosten."

„Ja, wenn's nur ein grünes Fleckchen wär', auf das man schaute!" Das war wieder die weiche, weiche Stimme. „Gehen wir heut' wenigstens durch den englischen Garten?"

„Ja, wenn ich nicht auf Karl warten müßt'. Wo bleibt der denn nur? Der hat ja noch die schwere Menge zu thun!"

Karl kam erst spät heim. Sie hatten lange mit dem Abendessen auf ihn gewartet.

Er war bei Emil gewesen, der auswärts wohnte, und Emil hatte gerade einige Kameraden auf der Bude gehabt.

Die Mutter seufzte, sie dachte sich ihr Theil „Das solltest Du doch nicht, bevor Du Deine Arbeiten gemacht hast, zu Emil gehen. Die setzen Dir Gott weiß was in den Kopf, Karl. Studenten sind kein Verkehr für Dich."

„Mama," sagte der Bub, „red' doch net."

Er sprach nachlässig, schläfrig. Seine Backen sind außerordentlich ausgebildet und engen ihm die Mundwinkel ein, so daß der Mund etwas sonderbar Säuglinghaftes an sich hat, trotz einer gewissen bräunlichen Färbung, die ihn umgibt und mit einigen Härchen bepflanzt ist.

„Mulier taceat in ecclesia," sagt der Bursche und schiebt ein großes Stück Butterbrot mit Wurst zwischen die Lippen.

„Was hat er gesagt?“ fragt Isolde.

„Das Weib schweige . . . und so weiter,“ übersetzt der liebenswürdige Bruder patzig.

„Zur Mutter hast Du das gesagt?“ fragt Isolde ganz bleich.

„Bäh!“ macht der Bruder. Und im Nu hat er von Isolde's Hand eine so derbe Ohrfeige, daß seine etwas gelbe Wange stark geröthet ist. „Mama, wie kannst Du Dir so etwas von dem Flegel gefallen lassen?“

Karl stürzt wuthbleich auf Isolde; die weiß sich aber zu wehren.

„Laß ihn doch!“ ruft Frau Dr. Frey, „erbittere ihn nicht, Du weißt, er muß heut' Abend noch arbeiten.“

„Jawohl, ich soll mich schließlich von dem Bengel wieder hauen lassen! Jetzt müßte noch Emil kommen, der Großhirnmensch, der vor lauter Intelligenz nächstens durch das Examen purzeln wird.“

„Bst — bst!“ machte die Mutter, „Friede — Friede. Bedenke, daß Du ein Mädchen bist.“

„Was soll man da bedenken? Daß i net lach!“ sagte sie, ganz wie ihr Vater.

Am Abend, beim Ausziehen, als sie sich in ihrem Zimmer eingeschlossen hatten und die Mutter noch neben Karl in der Wohnstube saß, um den schläfrigen Burschen beim Arbeiten zu überwachen, gab es eine sonderbare Scene zwischen den Schwestern.

„Ide, göh,“ sagte Marie, „thu' mir die große Lieb' — schaff' den da fort. Ich kann net schlafen, glaub' mir. Ich mein', er lebt, und wenn wir die Augen zumachen, fliegt er im Zimmer 'rum und poltert an die Wänd'.“

Sie hatte ihren Kopf an Isolde's Wange gelehnt. Da gewahrte sie, daß Isolde heiße Thränen weinte. „Na, was denn?“

„Sammtaff, lieber,“ bat Isolde, „laß ihn mir! Es geschieht Dir ja nichts. Er thut Dir ja nichts — und mich freut's so.“

„Wie kann denn Dich das freuen,“ fragte Marie ganz betreten.

Isolde aber weinte so wild und schluchzend. „Ich möcht' nur wissen, was man vom Leben hat — so was Fad's! Bei uns is man so wie so geschlenkt. Es könnte ganz anders sein. — Weißt Du, was ich glaub'? — Mama is dumm!“

Isolde schluchzte herzzerreißend. „Ide, Mama ist ein Engel! — Thu keine Sünd'.“

„Ja, eben ein Engel. Wer sagt Dir denn, daß ein Engel net dumm ist! Weißt Du, es ist komisch, aber manchmal kommt es so: da möcht' ich den Leuten ins Gesicht schlagen! Alle kriechen sie — Alle — wenn man's auch gar nicht merkt. Keins sagt und thut, was es will! Wir bilden uns nur ein, daß die Leut' auf zwei Beinen gehn. Auf Vieren gehen sie — sie kriechen Alle — Du auch — Du erst recht! Und die Männer erst — o Gott! — und wie! Und was sie im Grund genommen für philiströse, heuchlerische

Institutsvorsteher sind, wenigstens uns gegenüber. Dann möcht' ich noch auf jeden blank gewichsten Cylinder speien, mitten drauf, wenn unter den Fenstern Einer vorübergeht — mitten auf die kleine, blank gebürstete Sonne, die oben spiegelt. So eine dumme, steife, kleinliche Sonne! Ach, wie mich das Alles aufbringt! Und das Häßliche, mit dem man sich umgibt! Und das nennt man Leben! Schau nur her, so ein Gelump, wie da herumsteht! Alles zum Fenster 'naus! Zum Kämmen ein widerlich riechender Kautschukkamm — ah — Gold muß es sein oder Elfenbein — dann — Aber was ist das hier! — von Allem das Geringste, das Schäbigste. Talmi und unechte Spitzen. So gemein! — so gemein! so gemein!"

Sie schluchzte.

„Was ich anfasse, soll schön sein, eine Freude — ein Glück! Ich will Hemden mit echten Spitzen — echte Spitzen — reines Gold! Elfenbein! — auch Perlmutter! Das ist's! Das sind Dinge, die man in die Hand nehmen darf — nichts Anderes! Ach, wie man lebt . . ."

Sie schluchzt und schluchzt.

„Nackt müßte man gehen dürfen, und es müßte keine Schande sein. Nackte, schöne Menschen. Gold, Elfenbein und Perlmutter! — Das wär' eine Welt! — Und dann — immer Seelenräusche, und ganz wenig Sachen besitzen; aber Alles schön und edel. Oder, wenn man all' das Herrliche, das, was sein müßte, nicht haben kann — dann gar nichts — aber auch gar nichts! Die Haare mit den Fingern kämmen, ein Strohsack — eine wollene Decke — ein grobes Hemd — einen Strick um den Leib — das ist auch eine Welt! Aber nicht so wie wir! Pfui, der Plunder! Pfui, das miserable Nähtischchen, pfui, die Bettvorlage! Pfui, pfui!" Sie war vollkommen außer sich.

Marie hatte die größte Noth, die hastige, jüngere Schwester zu beruhigen.

Sie kroch zu ihr ins Bett und hielt Isolde an sich gedrückt und vergaß ganz, daß der Schädel grinsend auf sie beide herabblickte.

Isolde schlief in den weichen, süßen Armen ein, ohne in ihr Nachtkleid geschlüpft zu sein, in bloßen Hals und Armen.

Und Marie schlich leise und scheu mit klopfendem Herzen und einem Grausen über den ganzen Leib nach ihrem schneeweißen Bettchen.

Sie fühlte, wie der Schädel ihr spöttisch nachsah, und sie wagte nicht, sich umzuschauen.

Lange konnte sie keinen Schlaf finden, und als sie endlich schlief, träumten ihr häßliche Dinge.

Der Schädel lebte wirklich und hatte es immer auf sie abgesehen, so schauerlich zudringlich.

Sie wachte ein paarmal vor lauter Angst und Schrecken auf, hielt athemlos die Arme auf die Brust gepreßt, lag wie eine Statue so still und ließ alles Grauen über sich hingehen, ohne sich zu wehren.

Für sie war mit dem Schädel ein nie gekannter böser, banger Geist ins Haus gekommen.

II.

Acht Tage war der Vater schon auswärts.

Die Zurückgebliebenen hatten in dieser Zeit auch eine Art Sommerfrische durchgemacht, wenigstens eine Aenderung ihrer Lebensweise. Mit dem Vater zugleich schien allerhand verschwunden zu sein.

Der sogenannte Salon und des Vaters Arbeitszimmer waren sofort, nachdem beide Räume sich einer gründlichen unerbittlichen Reinigung hatten unterwerfen müssen, abgeschlossen worden und machten jetzt den Eindruck von Kirchen, so still und fast feierlich war es darin, und man lebte in den Schlafstuben.

Das Mittag- und Abendessen hatten ihre Hauptbestandtheile eingebüßt. Gerichte, die wenig kosteten und sich leicht herstellen ließen, waren an der Tagesordnung, Kartoffeln und Hering oder Reisbrei. Nur Karl erhielt seine Cotelette, die wurde aber der Einfachheit halber gleich fix und fertig aus dem Gasthaus gegenüber geholt, in dem Arbeiter und arme Studenten ihre billigen Mahlzeiten hielten. Am Abend gab es Rettig und Butterbrot, und Karl bekam seine Wurst.

Mama ging den ganzen Tag in der Nachtjacke. Sie saß mit Marie und Isolde die meiste Zeit über einem Riesenkorb mit zerrissener Wäsche.

Zwei Tage hatten sie auch die Schneiderin im Haus und holten zwei Coteletten.

Mama wollte in dieser Zeit helle Sommerkleider für die jungen Mädchen aus dem Wirthschaftsgeld herauspressen und war wie ein Jäger auf die Pürsch ausgezogen, um in allen erdenklichen Restegeschäften die Stoffe zu diesen Kleidern zu erlisten.

Und sie hatte auch etwas erbeutet; hübschen Muhadschirstoff, den Meter zu vierzig Pfennige.

Wie sie zu Hause damit ankam! Aufgeregt wie ein Wilderer, der mit Lebensgefahr einen Rehbock erlegt hat und heimgeschleppt bringt.

Isolde hatte eine glänzende Idee, wie diese Kleider gemacht werden sollten. Anders, als andere Leute sie gemacht hätten, ganz etwas Apartes.

„Bleib' mir mit Deinen glänzenden Ideen vom Leibe," sagte die Mutter bei solchen Anlässen gewöhnlich.

Aber diesmal hatte Isolde durchgesetzt, was sie wünschte. Sie bekamen lange Gewänder, vom Hals an herabfallend, nur um die Mitte mit einem Seidenband lose gehalten, die Aermel leicht und duftig wie Blüthenkelche.

Und die Mutter schaffte ihnen noch braunlederne, feine Halbschuhe an, statt daß sie sich selbst ein Sommermäntelchen gekauft hätte. Ihr altes ging immer noch ganz leidlich.

Die Kleider waren für beide Mädchen ein Ereigniß, ein so viel versprechendes Ereigniß. Die duftigen weißen Wolken mit den rosigen Streifchen trugen wie Zauberwolken alles Glück der Welt in sich. Wie Heiligthümer wurden sie in den Schrank geschlossen, und die Mädchen warteten nun der Dinge, die da kommen sollten. Ganz umsonst konnten doch solche Kleider nicht im Schranke hängen!

Wegen des Schädels hatte es in dieser Zeit noch manchen Strauß gesetzt; aber er blieb auf seinem Postament. Und im Grund war es nur Mariens weicher Liebenswürdigkeit zu danken, daß Isolde ihn behalten hatte.

Marie hatte, so schwer es ihr geworden, klein beigegeben. Ihre behagliche Stube, ihr schneeweißes Bettchen aber waren durch diesen Gast fremd und untraulich geworden; ihre Nächte wurden von schweren Träumen geplagt.

In Marie's weicher Seele hatten sich das Bild des Schädels und trübe Bilder, die sein Anblick schuf, tief eingegraben. Nie hatte sie noch an den Tod gedacht, und jetzt war sie beim Dunkelwerden von bangen, schreckhaften Todesahnungen ganz umgeben. Es stand ihr zum ersten Mal greifbar vor der Seele, daß alle Menschen sterben müssen — das schauerliche Ende des wunderschönen Lebens —, daß auch Mama sterben müßte! Bei dem Anblick des Schädels konnte sie unmöglich ihre Phantasie auf das ewige Leben richten, trotzdem sie in der Schule gelernt hatte, daß es ein ewiges Leben gäbe. Nein, der Schädel predigte ihr nur von dem In-die-Erde-kommen, von dem Zu-Staub-werden lieber Menschen. Arme — arme Mama!

Sie weinte oft Nachts. Hätte sie aber gewußt, weshalb Isolde den Schädel aufgestellt hatte, ihre weiche Seele wäre erschauert, und sie hätte das große Opfer nicht gebracht. Wenn der Schädel wirklich in irgend etwas an Henry Mengersen erinnerte, von dem Isolde ihr gesprochen hatte, nein, dann gewiß nicht.

Marie ahnte aber von Isoldens Geheimniß nichts.

Es mußte gut zwei Uhr Nachts sein. Alle schliefen, die laue Sommerluft drang durch die offnen Fenster. Da klang die Glocke kräftig und anhaltend. Jemand mußte von der Straße aus auf das Läutwerk gedrückt haben.

„Da schellen sie schon wieder, die Studenten unten!" meinte Marie ganz schlaftrunken.

„Der Vater!" Isolde saß aufrecht, aus dem Schlaf gescheucht, im Bett.

Auf dem Gang hörten sie schlürfende Schritte und sahen einen Schein durch das Oberfenster ihrer Thür.

„Es ist doch der Vater," meinte Marie. „Mama schließt die Thür auf."

Mama wollte nicht, daß die Mädchen die Hausthür öffneten, wenn der Vater spät heimkehrte. Sie sollten ruhig in den Betten bleiben und schlafen. So blieben sie ruhig liegen.

Ehe die Mutter die zwei Treppen herabgekommen war, klingelte es noch einmal schrill und anhaltend, als stände ein auf Leben und Tod Verfolgter unten, der sich retten wollte.

„So macht's Pa Nachts doch immer," sagte Isolde.

„Sapperlot noch einmal! Liegt Ihr denn alle mit einander auf beiden Ohren?"

Das war die Begrüßung, die Dr. Frey fürs Erste seiner Frau zu Theil werden ließ, als diese die Thür geöffnet hatte.

„Da bist Du ja!" sagte Mama. „Weshalb hast Du denn aber nicht geschrieben?"

„Daß i net lach! Liebesbriefe etwa? He Alte?"

Ohne seine Antwort zu beachten, sagte sie: „Du hättest dann auf den schwarzen Kaffee nicht zu warten brauchen."

„Sput Dich halt!"

Sie nahm ihm das Köfferchen ab und trug es ihm nach. „Geh' in Dein Zimmer, Heinrich." Da war sie schon dabei, die Küchenlampe anzuzünden.

„Natürlich," rief Dr. Frey und rumorte mit aller Gewalt an der Thür, „den Schlüssel verschleppt!"

„Bst!" machte Mama. „Du weckst sie ja! Hier ist der Schlüssel," flüsterte sie, reckte sich und langte auf den Schrank, der neben der Arbeitsstubenthür stand. „Hier."

Dr. Frey hielt die Lampe, aber hielt sie bedenklich schief.

Die Frau streifte ihn mit einem einzigen langen Blick; wie ein Heizer etwa auf das Ventil seiner Dampfmaschine schaut, mit unendlicher Sachkenntniß. Sie nahm Lampe und Schlüssel ihrem Mann aus den Händen und schloß die Thür auf. „Der Kaffee kommt sofort."

„Schlafen die Bamsen?" fragte er ihr nach.

Sie hörte ihn nicht mehr. Kaum aber brannte die Spiritusmaschine unter dem kleinen Schnellkocher, war er ihr auch schon nachgekommen und stand in der Küche. Sie schaute erstaunt auf. Seine Gewohnheit war das nicht. „Na?"

Er schaute blinzelnd auf sie.

„Ein zartes Negligée thut oft viel größre Wunder!" declamirte er mit mächtiger Stimme.

„Bst," machte sie.

Sie stand in der Nachtjacke und in einem grauen Flanellrock vor ihm, die bloßen Füße in Bambuschen.

„Allerliebst!" meinte er. Er blinzelte weiter.

„Wart Ihr Alle noch bei einander bis heut?" Sie schüttete den gemahlenen Kaffee in den Trichter.

„Unterschiedlich — aber sehr unterschiedlich."

„Wie?" fragte sie.

„Unterschiedlich!" rief er mit donnernder Stimme.

„Was soll denn das heißen, Heinrich?" mahnte sie mit sanftem Vorwurf.

„Schlafen die Bamsen?"

„Natürlich."

„Was sagst Du's denn net früher? Weißt Du, wo wir waren?"

„Nein."

„Heiliger Strohsack," seufzte er tief auf. „Ja — nein — nein — ja! — wie eine Maschine. Ein Mann wie ich kommt nach Haus, — Gott sei's geklagt, ein Mann, den sie die Tage her geradezu gefeiert haben, ein Mann, den sie auf Händen tragen, auf den sie, weiß Gott, hören und sich nicht Watte in die Ohren stopfen, wenn er redet; — ein Prophet — ein — ein — ein — — — und hier! . . . Ich sag' Dir's," donnerte er — denn er war in Begeisterung. Er fühlte und sah und empfand sich und seine eigene Größe. „Stell Dir Einen in einem herrlichen Tempel vor. Licht — Glanz — Musik —

schöne Weiber! — Er ist der Mittelpunkt. Lebensfreudigkeit, — Lebenshöhe — und der Erdboden thut sich auf, und er rutscht ganz sachte, ohne sich weh zu thun, in ein schwarzes Loch.

Da sitzt er nun!" — Doctor Frey seufzte tief auf und rieb sich die Nase. „So kommt Einer nach Hause!"

Mama maß ihn wieder mit demselben sachkundigen Blick.

Frau Dr. Frey hatte sich angewöhnt, auf das, was ihr Mann zwischen zwei und drei und vier Uhr Nachts aussprach, nicht besonders zu achten.

Sie goß jetzt den Kaffee über. Es duftete anregend und appetitlich.

„So komm, trink jetzt," sagte sie, stellte Kännchen, Tasse und Zuckerdose auf eine Tablette und ging ihrem Gatten damit voraus.

Ihre Handlungsweise war die einer Person, die ihrer Natur und der Erfahrung nach durchaus so handeln muß, wie sie handelt. Es gab da keinen Ausweg mehr. Aber Dr. Frey mochte heute außerordentlich aufgebracht und unangenehm berührt sein.

Er schlug die Küchenthür hinter sich Mama vor der Nase zu, daß es durchs Haus dröhnte.

Sie beachtete es nicht, öffnete, als wäre nichts geschehen, die Thüre wieder, trat gleich hinter ihm drein ins Arbeitszimmer und goß ihm den Kaffee ein.

„Trink nun," sagte sie noch einmal.

„Weißt Du, laß Dich wenden!" schrie er.

Von zwei bis vier Uhr Nachts aber war sie undurchdringlich, unbezwinglich, unverletzbar, zu seinem allergrößten Aerger. Er wußte sich nichts Schlimmeres, denn in dieser Stunde war sie ihm über.

Was hatte er ihr in den letzten Jahren in diesen späten Stunden nicht Alles angethan! — nicht Alles gesagt! — und hatte doch die Fessel nicht abschütteln können.

Wie eine Zwangsjacke empfand er sie, eine elende, verächtliche Jacke — aber er konnte sich doch nicht bewegen, wie er wollte.

Sie hatte sich selbst so ganz verloren, daß sie an sich nichts mehr zu schützen und zu wahren fand. Es war da nichts Heiliges mehr. Und darin lag ihre Kraft und ihre Macht.

Nur auf eins hielt sie. Die Mädchen durften zu dieser Stunde dem Vater nicht vor die Augen kommen.

Aber heute war er auf die Bamsen ganz versessen.

„Sapperlot," rief er mit einem Mal mächtig, „wenn der Vater acht Tag' net daheim war, wer hat das Recht, ihm seine Bamsen vorzuenthalten?"

Er trat zum Corridor hinaus und rief donnernd: „Marie! Isolde!"

Hoch aufgerichtet stand er wie ein Streiter Gottes, die Brust geschwellt, die Augen mit Mannesmuth auf seine Frau gerichtet.

Ein ganz klein wenig hielt er sich am Thürpfosten.

Er hatte heut etwas mehr als die gewöhnliche Bettschwere mit heimgebracht — etwas mächtig Heiteres.

Unmöglich konnte er sich so zur Ruhe legen, denn er kam von seinem eigenen Triumphzug. Es war ihm vortrefflich ergangen.

Marie und Isolde traten ein, trugen auch, wie die Mutter, Flanellröcke und Nachtjäckchen.

„Ah, Spießbürger!“ rief Dr. Frey. „Ist das 'ne Zucht! So wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen. Deesse! Daß i net lach! In a Nachtjacken un Flanellhansel! Schamt's Euch net, Bamsen?“

Die Mädchen sahen verdutzt und verlegen auf ihren Vater.

Sie waren trotz ihrer spießbürgerlichen Morgentoilette herrlich anzusehen in ihrer scheuen Jugendlichkeit, die kleinen, rosigen Häupter mit den köstlichen lockigen Haarschöpfen, die Eine dunkel, die Andre goldig leuchtend, und die jungen, vollen Glieder, die weiche Schläfrigkeit!

Mit ihnen schien ein süßer Jugendduft ins Zimmer gekommen zu sein, als wären sie aus einem wundervollen Sommergarten, in dem die Linden, Reseden, Levkojen und Lilien in voller Blüthe stehen, hier eingetreten und hätten einen Hauch dieser Wohlgerüche mitgebracht.

Der Anblick seiner prächtigen Mädchen wirkte auf den Vater unbedingt besänftigend.

„Bamsen!“ rief er, er hatte sich jetzt an das Fenster zurückgezogen und hielt sich ein wenig ans Fensterbrett gestützt. „Bamsen, ich bring' Euch was mit heim. Freut's Euch, Mädels!“

Noch nie hatten die Mädchen ihre Mutter gesehen wie eben jetzt — so alt — so müde — so gleichgültig.

Ihr war so eben ihr letztes Privilegium genommen. Bisher hatte er noch nie gewagt, die Mädchen wirklich zu rufen. Ein Blick von ihr hatte immer in diesem einen Fall genügt, ein Bst.

„Ah so, die schlafen, die Bamsen.“

Sie hatte die Mädchen vor diesen nächtlichen Eindrücken behüten wollen, für immer. Nun war es geschehen.

Und was war denn geschehen? Er erzählte ihnen harmlos von einer schönen Frau, die am Starnbergersee wohnt, deren Gast er jetzt drei Tage gewesen. Einer der Berliner Schriftsteller hatte ihn dort eingeführt.

„Und Euch hat sie eingeladen. He? Was? Na, was sagt Ihr? Uebermorgen schon.“

„Was ist sie denn?“ fragte Marie leise.

„Ja wohl, nur immer vorsichtig, Philisterseelchen!“ Dr. Frey lachte laut auf. „Die Frau eines Gesandten ist sie. Genügt das den gnädigsten Bamsen? Steinreich! Ein Weib, sag' ich!“ Dr. Frey berührte seine Lippen mit den Fingerspitzen und schickte einen Kuß zur Decke. „Ein Weib!“ — Er war verzückt. „Ein Götterbild! Was für grundgütiges Gansvolk muß unsere edle Weiblichkeit doch sein, daß ich mein Lebtag nichts Aehnlichem begegnet bin. Da sperren sie so einen armen Teufel ein, ohne daß er ein allereinziges Mal das gesehen hat, was der liebe Herr Gott doch für ihn bestimmte, das Weib in seiner Vollkommenheit, das vollkommene Weib! Und durch Eure Spießbürgerlichkeit kommt der Mann um sein bestes Theil, das ihm doch von Rechtswegen gehörte. Nicht einmal rechte Weiber können diese Weiber sein! Ja, was seid Ihr denn eigentlich, wenn man fragen darf?“

Er schwankte ein paar Schritte auf seine Frau zu.

„Nichtskönnerinnen Ihr! Gott sei's geklagt und herumnörgeln und duddeln, vom Manne Kleider und Hüte erlisten, dem Manne auf dem Geldbeutel liegen, dem Manne auf die Finger passen. Wehmuthsspritzen, Geldausgeberinnen, Hemmschuh für alles Große. Blutige Thränen könnt' Einer weinen!"

Er wischte sich über die Augen. Es war da auch etwas zum Fortwischen.

Frau Dr. Frey hörte ihren Gatten ruhig poltern und verzog keine Miene.

„Aber das grüne Holz!" donnerte er. „Ist denn da gar nichts zu machen? Eben so verstockt? Kein Hauch von Schalkhaftigkeit? Herr Gott, so ein armer Teufel! Was hat er denn eigentlich auf dieser Welt!"

Dr. Frey war wieder bis zu Thränen gerührt. „Also, Ihr seid eingeladen, Bamsen! in ein Feenreich — sperrt Maul und Ohren auf — und lernt dort was! Ich bring' Euch übermorgen hin. Basta! Uebrigens traf ich dort den faden Bengel, den Mengersen. Der hatte sich natürlich herangemacht, so eine feine Nase! Modellirt das Prachtweib. Wird aber nichts draus."

Isolde war zusammengezuckt. Sie stand ganz bleich.

Das war ein Wunder! Die Hand Gottes griff hier ein! Zuerst, daß sie diesen Schädel finden mußte — und nun! —

Marie fragte zaghaft: „Und geht Mama nicht mit?"

„Das ist nix für Mama. — Nicht Alte?"

Er wartete ihre Antwort gar nicht ab, sondern predigte weiter.

Die Morgendämmerung brach herein, fahl und kalt, und beleuchtet das übernächtige, müde Gesicht einer alternden Frau, das geröthete eines in jeder Fiber lebenden Mannes, der Tage lang seine Nerven durch alle möglichen belebenden und anregenden Einflüsse in Aufruhr gebracht hatte — und zwei süße, junge Gesichter, die nicht recht wußten, wohin schauen.

Ihre Mutter war ihnen so unheimlich wie der Vater. Dies nächtliche Zusammensein berührte sie bange.

Sie hatten schon immer allerhand im Halbschlaf gehört: Thüren werfen, die laute Donnerstimme des Vaters; aber es war sie nichts angegangen.

Isolde hatte bei dem Anblick der Mutter ein dumpfes, unklares Bild, als ertappte und belauschte sie ein Nachtthier auf seinen Gängen, ein Thier, das Nachts sehen kann, das Nachts sein eigentliches Leben lebt, das Nachts kämpft und leidet, das, wenn Alles schläft, geheimnißvoll lebt.

Sie fühlte ein so sonderbares, nebelhaftes Grauen vor Vater und Mutter. Was für zwei fremde Menschen waren das eigentlich?

Das war auch nicht das geschäftige Mamachen, das den ganzen Tag so eifrig unbedacht herum wirthschaftete, mit dem Dienstmädchen schalt, immer im Trab war, sparte und zankte und wegarbeitete, was ihr unter die Hände kam.

Um diese Stunde schien alles Mütterliche von ihr abgefallen zu sein. Da war nur das Weib geblieben, das eigentlich nicht mehr Weib war, etwas Aufgebrauchtes, Zurückgestoßenes, Geduldetes; aber etwas, ohne das der Mann nicht mehr auskam.

Isoldens dumpfe Gefühle wurden ihr nicht zu Gedanken, nahmen die klare Form nicht an, aber beängstigten sie.

Sie hätte sich an die Brust der Mutter werfen und weinen mögen — aber — das Geheimnißvolle, Nachtthierhafte, das sie in der Mutter empfand, hielt sie davon ab.

Der aromatische Geruch des starken Moccakaffees lag in der Zimmerluft.

Was Mama Nachts für vortrefflichen Kaffee macht! Auch das beängstigte Isolde, und die Thränen rannen ihr jetzt über die Wangen.

„Da haben wir die Bescherung!“ sagte der Vater, der sich von seiner Stütze, die er am Fensterbrett gefunden hatte, nicht recht forttraute. Die Bamsen sind mit Deiner Hülfe, Alte, die fertigen Zierpuppen geworden. Ein nettes Heim, das so ein Mann doch hat! Bring' Euch das Beste, was ich bringen kann, 'was für die Jugend! Lebensfreude! Heiterkeit! Die Gesellschaft einer schönen, vornehmen Frau, eines Weibes von Gottes Gnaden — und die Einladung in ihr Haus — ein Haus! Ja, so 'was saht Ihr noch nie, Bamsen! — Und Heulerei, Spießbürgerei! Daß i net lach! Habt Ihr denn 'was anzuziehen, Mädels?“ rief er mit heiterer Donnerstimme.

Sein Geist bewegte sich schon wieder in angenehmen Regionen.

Er hielt sich nie lange bei einem Aerger auf. Der Dichter verstand es, einen Schwall von unwirschen Redensarten, Kränkungen, sehr bedenklichen Offenheiten über die Seinen zu ergießen — dann aber, Schwamm drüber! War seine Luft am Kränken vorbei, mußte dem Anderen die Luft, sich beleidigt zu fühlen, auch vergangen sein. Das konnte er auf den Tod nicht leiden, das Nachbrummen. „Na, also, wie steht's?“ fragte er Mama, „sind Kleider da?“

„Ich denk' schon.“

„Natürlich! Weibsen! Kleider! Dazu ist immer Geld da. Und mir wird vorgejammert. Ich krieg' die langen Gesichter. Zu nix ist Geld da, zu rein gar nichts; nirgends schaut 'was 'raus — aber Kleider!“ Er machte sich von seiner Stütze los und ging leicht schwankend durch die Stube nach dem Schlafzimmer.

Mama war mit ein paar Schritten voraus und öffnete ihm hülfreich die Thür.

Die Mädchen suchten ihre Stube wieder auf.

Als Marie über die Schwelle trat, schrie sie laut auf.

Der erste Strahl der Morgensonne lag dem Schädel auf der Stirn. Die leuchtete hell auf. Es war, als erhellte er das ganze Zimmer.

„Ide, der Schädel lebt!“

„Ja, er lebt!“ jubelte Isolde auf und bedeckte ihre Schwester mit heißen, leidenschaftlichen Küssen.

Marie war so erregt von Allem, so überwacht, daß sie in Thränen ausbrach.

„Ich weiß net, Ide,“ schluchzte sie, „wie es bei uns ist!“ Sie weinte herzbrechend. „Deck' wenigstens dem Schädel ein Tüchel über.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen[1]).

Von

Ernst Haeckel

(Jena).

[Nachdruck untersagt.]

Am Schlusse des 19. Jahrhunderts blicken wir mit gerechtem Stolze auf die gewaltigen und unvergleichlichen Fortschritte, welche menschliche Wissenschaft und Cultur während seines Verlaufes gemacht haben — allen anderen voran die Naturwissenschaft. Diese Thatsache findet ihren charakteristischen Ausdruck darin, daß schon jetzt in vielen Schriften unser Jahrhundert als „das Große" bezeichnet wird oder als das „Zeitalter der Naturwissenschaft". Jede einzelne Wissenschaft, welche sich mit der Erkenntniß und Geschichte der Natur beschäftigt, erhebt für sich selbst den Anspruch, die größten Fortschritte aufzuweisen und den anderen voraus zu sein, und jede einzelne kann dafür gute Gründe anführen. Ein unparteiischer und unbefangener Philosoph aber, welcher vergleichend das ganze weite Gebiet überschaut, wird vor allen anderen den ersten Siegespreis unserer Zoologie ertheilen müssen; denn aus ihrem Schoße ist der Transformismus oder die Descendenztheorie geboren, jener gewaltige Hauptzweig der Entwicklungslehre, für welchen Jean Lamarck 1809 den ersten Grund gelegt, und welchen fünfzig Jahre später Charles Darwin zu allgemeiner Anerkennung geführt hat.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, Ihnen hier nochmals die fundamentale Bedeutung und den unschätzbaren Werth der Descendenztheorie vorzuführen. Denn unsere ganze biologische Wissenschaft ist von ihr durchdrungen. Keine große und allgemeine Frage kann in Zoologie und Botanik, in Anatomie und Physiologie erörtert und gelöst werden, ohne daß die Vorfrage nach der Entstehung des Objectes, nach dem „Werden des Gewordenen" vor Allem sich aufdrängt. Diese Vorfrage fehlte aber fast überall, als Charles Darwin, der große Reformator der Biologie, vor siebzig Jahren seine

[1]) Vortrag, gehalten auf dem vierten internationalen Zoologen-Congreß in Cambridge am 26. August 1898.

akademischen Studien hier in Cambridge begann, und zwar als Theologe. Das geschah in jenem denkwürdigen Jahre 1828, als in Deutschland Carl Ernst von Baer seine classische „Entwicklungsgeschichte der Thiere" veröffentlichte, den ersten erfolgreichen Versuch, die Entstehung des individuellen Thierkörpers durch „Beobachtung und Reflexion" aufzuklären und die „Geschichte der wachsenden Individualität in jeglicher Beziehung" vom einfachsten Keime bis zur vollendeten Reife durchzuführen. Darwin wußte damals von diesem gewaltigen Fortschritte nichts, und er konnte nicht ahnen, daß diese Keimesgeschichte, die Embryologie oder Ontogenie, vierzig Jahre später zu dem wichtigsten Argumente seiner eigenen Lebensaufgabe werden würde, zur sichersten Stütze jener Abstammungslehre, welche von Lamarck im Geburtsjahre Darwin's begründet, und welche damals von seinem Großvater, Erasmus Darwin, mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden war.

Unter allen Naturforschern des 19. Jahrhunderts hat Charles Darwin unzweifelhaft den größten Erfolg gehabt und die tiefste Wirkung ausgeübt; wir bezeichnen ja die letzten vierzig Jahre oft schlechtweg als „das Zeitalter Darwin's". Wenn wir aber die Ursachen dieses beispiellosen Erfolges näher untersuchen, so müssen wir, wie ich schon wiederholt betont habe, drei große Verdienste wohl unterscheiden: 1. die totale Reform der Descendenztheorie, des Lamarckismus, und ihre feste Begründung durch die zahlreichen inzwischen erworbenen Kenntnisse der modernen Biologie; 2. die Begründung der neuen Selectionstheorie, des eigentlichen Darwinismus; und 3. die Ausführung der Anthropogenie, jener wichtigsten Folgerung der Abstammungslehre, die alle anderen Probleme der Entwicklungslehre an Bedeutung übertrifft.

Nur über dieses dritte und letzte Verdienst Darwin's, über die Aufklärung der Abstammung des Menschen, möchte ich heute vor diesem Zoologen-Congresse einen kurzen Bericht erstatten, und zwar in dem Sinne, daß ich kritisch die Sicherheit prüfe, zu welcher gegenwärtig unser Wissen vom Ursprung des Menschen und von den verschiedenen Stufen seines animalen Stammbaumes gelangt ist. Daß es sich hier um die wichtigste von allen wissenschaftlichen Fragen handelt, wird heute von keiner Seite mehr bestritten. Denn alle anderen Probleme, welche der menschliche Geist erforschen und erkennen kann, sind ja schließlich durch die psychologische Erkenntnißtheorie bedingt, und diese wiederum durch die Frage vom animalen Wesen des Menschen, von seinem Ursprung, seiner Entwicklung und seiner Geistesthätigkeit. Mit vollem Rechte konnte daher der größte englische Zoologe unseres Jahrhunderts, Thomas Huxley, dieses Problem als „die Frage aller Fragen für die Menschheit" bezeichnen, als „das Problem, welches allen übrigen zu Grunde liegt, und welches tiefer interessirt als irgend ein anderes". Das geschah 1863 in jenen meisterhaften drei Abhandlungen, welche die „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" im Lichte der Darwin'schen Lehren zum ersten Male eingehend prüften; die erste behandelt die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen, die zweite die Beziehungen des Menschen zu den nächst niederen Thieren, die dritte einige fossile mensch-

liche Ueberreste. Darwin selbst hatte 1859 in seinem Hauptwerke, „Ueber den Ursprung der Arten", diese wichtigste Consequenz seiner Lehren absichtlich nur flüchtig gestreift, in dem kurzen, bedeutungsvollen Hinweise, daß dadurch auch Licht auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte geworfen werden würde. Später (1871) hat Darwin in seinem berühmten Werke über „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" sowohl die morphologischen und historischen als auch die physiologischen und psychologischen Seiten des Problems eingehend in geistreichster Weise gefördert.

Ich selbst hatte bereits 1866 in meiner „Generellen Morphologie" „die Entwicklungsgeschichte der Organismen in ihrer Bedeutung für die Anthropologie" verwerthet und besonders darauf hingewiesen, wie auch für den Menschen das biogenetische Grundgesetz Geltung besitzt; auch bei ihm wie bei allen anderen Organismen besteht der innigste, auf progressive Vererbung begründete Causalzusammenhang zwischen Ontogenie und Phylogenie, zwischen der Keimesgeschichte des Individuums und der Stammesgeschichte seiner Ahnenreihe. In dieser letzteren unterschied ich damals zehn verschiedene Hauptstufen innerhalb des Wirbelthierstammes. Das Hauptgewicht aber legte ich auf die logische Verknüpfung der Anthropogenie mit dem Transformismus; wenn der letztere wahr ist, hat er auch absolute Gültigkeit für die erstere. „Der Satz, daß der Mensch sich aus niederen Wirbelthieren, und zwar zunächst aus echten Affen, entwickelt hat, ist ein specieller Deductionsschluß, welcher sich aus dem generellen Inductionsgesetz der Descendenztheorie mit absoluter Nothwendigkeit ergibt." Die weitere Ausführung dieser Auffassung und ihrer Folgerungen habe ich dann in den verschiedenen Auflagen meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1. Aufl. 1868. 9. Aufl. 1898) und meiner „Anthropogenie" (1. Aufl. 1874. 4. Aufl. 1891) gegeben, ihre streng wissenschaftliche und kritische Begründung im dritten Theile meiner „Systematischen Phylogenie" (1895).

Im Laufe der vierzig Jahre, welche seit der ersten Mittheilung über Darwin's Theorie jetzt verflossen sind, ist bekanntlich eine umfangreiche polemische Literatur sowohl über ihre allgemeine Bedeutung erschienen, als auch über die Anthropogenie, ihre wichtigste specielle Folgerung. Daß die letztere mit der ersteren untrennbar verknüpft ist, wird heute allgemein anerkannt, und gerade aus diesem innigen Zusammenhang erklärt sich ja auch der zähe Widerstand, den der ganze Transformismus seither von Seiten aller mystischen und orthodoxen Schulen erfahren hat, von Seiten aller Menschen, welche sich von dem hergebrachten anthropocentrischen Aberglauben nicht losmachen können. In dem lebhaften Kampfe dagegen sind die verschiedensten Waffen gebraucht worden; wir können uns hier nur auf jene Einwände beziehen, welche auf empirisch-biologischer Grundlage beruhen sollen: wir müssen absehen von allen jenen zahlreichen Angriffen, welche nur auf Grund von metaphysischen und mystischen Speculationen, ohne Kenntniß der empirisch festgestellten Thatsachen der Biologie unternommen worden sind. Der wichtigste Theil unserer Aufgabe wird dabei die kritische Prüfung der drei großen Urkunden sein, welche wir allen phylogenetischen Untersuchungen zu Grunde

legen, der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie und Ontogenie. Wir werden einen Blick auf die bedeutungsvollen Fortschritte zu werfen haben, welche diese drei wichtigsten Hülfswissenschaften der Anthropogenie im letzten Decennium gemacht haben, und sodann kritisch den Grad der Sicherheit untersuchen, welchen auf Grund derselben unsere Kenntniß vom Ursprung des Menschen gegenwärtig erreicht hat.

Vor Allem haben wir hier die Stellung zu prüfen, welche die moderne Zoologie, gestützt auf die vergleichende Anatomie, dem Menschen im natürlichen Systeme des Thierreiches anweist. Denn das Ziel des natürlichen Systems selbst ist ja die Erkenntniß des hypothetischen Stammbaumes; und alle die einzelnen größeren und kleineren Gruppen, welche wir als Classen, Legionen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten in jedem Stamme unterscheiden, sind nur verschiedene Zweige und Aeste dieses Stammbaumes. Nun ist ja für den Menschen selbst diese systematische Stellung auf Grund seines gesammten Körperbaues längst unzweifelhaft festgestellt. Als der große Lamarck im Beginne unseres Jahrhunderts die vier höheren von den sechs Thierclassen Linné's unter dem Begriffe der Wirbelthiere zusammenfaßte, hatte er damit zugleich dem Menschen selbst seine Stellung an deren Spitze angewiesen. Linné selbst hatte schon 1735 in seinem grundlegenden „Systema Naturae" den Menschen an die Spitze der Säugethiere gestellt und ihn mit den Affen und Halbaffen zusammen in der Ordnung der Anthropomorphen oder Herrenthiere, Primaten, vereinigt. Alle Merkmale im Körperbau, durch welche sich die Säugethiere von den übrigen Wirbelthieren unterscheiden, besitzt auch der Mensch; daher hat sich über seine Zugehörigkeit zu dieser Classe auch niemals Streit erhoben. Dagegen sind über den Platz, welchen der Mensch in einer der Säugethierordnungen einzunehmen hat, die Ansichten auch heute noch verschieden. Cuvier folgte, als er das Thiersystem (1817) durch die vergleichende Anatomie neu begründete, dem Vorgange von Blumenbach und schuf für den Menschen die besondere Ordnung der Zweihänder (Bimana), im Gegensatze zu den Affen und Halbaffen als Vierhändern (Quadrumana). Diese Anordnung wurde während eines halben Jahrhunderts von den meisten Lehrbüchern beibehalten; sie wurde erst unhaltbar, als Huxley 1863 zeigte, daß ihre Grundlage auf einem anatomischen Irrthum beruhe, und daß die Affen ebenso in Wahrheit Zweihänder seien wie der Mensch. Damit war die Primatenordnung im Sinne von Linné wieder hergestellt. Als drei Unterordnungen derselben unterschieden in den letzten dreißig Jahren die meisten Autoren 1. die Halbaffen (Prosimiae), 2. die Affen (Simiae) und 3. die Menschen (Anthropi). Andere Zoologen wieder gestanden dem Menschen nur den Rang einer Familie in der Affenordnung zu; da aber der Mensch alle diejenigen anatomischen Merkmale besitzt, durch welche die Ostaffen (Catarrhinae) sich von den Westaffen (Platyrrhinae) unterscheiden, vereinigten ihn Viele direct mit den ersteren. Die Unterordnung dieser Catarrhinen ist unzweifelhaft eine natürliche, durch viele gemeinsame und wichtige Charaktere begründete Gruppe; sie umfaßt

aber trotzdem eine lange Reihe von sehr verschiedenen Bildungsstufen. Die niedrigsten Hundsaffen (Cynopitheca), besonders die Paviane (Papiomorpha), erscheinen uns als eine widerwärtige Carricatur der edlen Menschengestalt; sie bleiben auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehen und schließen sich den älteren Platyrrhinen und Prosimien an; andererseits erheben sich die schwanzlosen Menschenaffen (Anthropomorpha) zu einer Höhe der Organisation, welche den unmittelbaren Uebergang zur menschlichen Bildung sonnenklar erläutert. Daher ging einer der genauesten Kenner der Primatenanatomie, Robert Hartmann, so weit, daß er vorschlug, die ganze Primatenordnung in drei Familien zu trennen: 1. Primarii (Menschen und anthropomorphe Affen), 2. Simiae (eigentliche Affen: Catarrhinen und Platyrrhinen), 3. Prosimiae (Halbaffen oder Lemuren). Diese Anordnung erscheint gerechtfertigt durch die interessante Entdeckung von Selenka (1890), daß die ganz eigenthümliche Placentabildung des Menschen auch bei den Menschen-Affen sich findet, nicht aber bei den übrigen Affen.

Entscheidend für die Frage, welcher von diesen verschiedenen Eintheilungen man den Vorzug geben will, ist der bedeutungsvolle Satz, welchen Huxley 1863 auf Grund der genauesten kritischen Vergleichung aller anatomischen Verhältnisse innerhalb der Primatenordnung aufstellte, und welchen ich seinem scharfsinnigen Begründer zu Ehren das Huxley'sche Gesetz oder den „Pithecometra-Satz von Huxley" genannt habe: „Die kritische Vergleichung aller Organe und ihrer Modificationen innerhalb der Affen-Reihe führt uns zu einem und demselben Resultate: Die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, sind nicht so groß als die Unterschiede, welche diese Menschenaffen von den niedrigeren Affen trennen." Daraus folgt aber für jeden unbefangenen Systematiker die Nothwendigkeit, dem Menschen seinen systematischen Platz innerhalb der Affenordnung einzuräumen. Bei gewissenhaftester Prüfung jener Unterschiede und bei strengster logischer Schlußfolgerung können wir aber noch einen Schritt weiter gehen und statt des weiteren Begriffes Affen (Simiae) den engeren Begriff Ostaffen (Catarrhinae) setzen. Der maßgebende Pithecometra-Satz lautet dann in dieser schärfsten Fassung: „Die vergleichende Anatomie sämmtlicher Organe innerhalb der Catarrhinengruppe führt uns zu einem und demselben Resultate: Die morphologischen Differenzen zwischen dem Menschen und den anthropomorphen Ostaffen sind nicht so groß als diejenigen zwischen diesen Menschenaffen und den Hundsaffen, den niedrigsten Catarrhinen."

Nun können wir diesen unbestreitbaren Pithecometra-Satz, sowie die feste anatomische Begründung des Primatensystems, unmittelbar für die Stammesgeschichte des Menschen verwerthen. Denn das natürliche System ist innerhalb der Primatenordnung ebenso der Ausdruck der wahren Stammesverwandtschaft wie in jeder anderen Gruppe des Thier- und Pflanzenreichs. Daraus ergeben sich folgende wichtige Schlußfolgerungen für den Stammbaum des Menschen: I. Die Primaten bilden eine natürliche, monophyletische Gruppe; alle Herrenthiere, Halbaffen und Affen, mit Inbegriff des Menschen, stammen von einer gemeinsamen ursprünglichen Stammform ab, einem hypothetischen

Archiprimas. II. Von den beiden Ordnungen der Primatenlegion sind die Halbaffen die niederen und älteren; aus ihnen haben sich erst später die echten Affen entwickelt. III. Unter diesen letzteren bilden die Ostaffen (Catarrhinae) eine natürliche (monophyletische) Gruppe; ihre gemeinsame hypothetische Stammform (Archipithecus) ist direct oder indirect von einem Zweige der Halbaffen abzuleiten (gleichviel wie man ihre Beziehung zu den Westaffen auffaßt). IV. Der Mensch stammt von einer Reihe ausgestorbener Ostaffen ab; die jüngeren Ahnen dieser Reihe gehörten zur Gruppe der schwanzlosen Menschenaffen, mit fünf Kreuzwirbeln (Anthropoides), die älteren zur Gruppe der geschwänzten Hundsaffen, mit drei oder vier Kreuzwirbeln (Cynopitheca). Diese vier Sätze stehen nach unserer Ueberzeugung unerschütterlich fest, gleichviel welche anatomischen oder paläontologischen Entdeckungen später noch die vielen Stufen der phyletischen Anthropogenesis im Einzelnen näher aufklären werden.

Die nächste Frage ist nun, wie sich die Paläontologie zu diesen inhaltschweren Ergebnissen der vergleichenden Anatomie und zu ihrer Anwendung auf das Primatensystem und die Phylogenie verhält. Denn die Versteinerungen sind ja die wahren „Denkmünzen der Schöpfung", die unmittelbaren Zeugnisse für die historische Succession der zahlreichen Formengruppen, welche unseren Erdball seit vielen Jahrmillionen bevölkert haben. Liefern uns die Petrefacten von Primaten bestimmte Anhaltspunkte für die obigen Pithecometra-Sätze? Und bestätigen sie direct die vielumstrittene „Abstammung des Menschen vom Affen?" Nach unserer Ansicht ist diese Frage unbedingt zu bejahen. Freilich sind aus bekannten Gründen die negativen Lücken der paläontologischen Urkunden, hier wie überall sehr empfindlich; und gerade im Primaten-Stamm sind sie, da die meisten Herrenthiere auf Bäumen kletternd leben, größer als in vielen anderen Thiergruppen. Aber diesen weiten leeren Lücken steht andererseits eine stetig wachsende Zahl von positiven Thatsachen gegenüber; und diese erst neuerdings entdeckten Versteinerungen besitzen einen phylogenetischen Werth, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Das wichtigste und interessanteste von diesen Primaten-Petrefacten ist der berühmte Pithecanthropus erectus, welchen Eugen Dubois 1894 in Java gefunden hat; da dieser pliocäne Affenmensch auf dem letzten Zoologen-Congreß vor drei Jahren in Leyden eine lebhafte Discussion hervorrief, mögen mir hier einige Worte zur Beurtheilung derselben gestattet sein.

Aus den Verhandlungen des Congresses in Leyden (bei welchen ich nicht zugegen war) ersehe ich, daß damals die angesehensten zoologischen und anatomischen Autoritäten höchst verschiedene Ansichten über die Natur des merkwürdigen Pithecanthropus äußerten. Leider waren seine Reste, ein Schädeldach, ein Oberschenkel und einige Zähne, so unvollständig, daß ein abschließendes Urtheil nicht möglich war. Das Endergebniß der langen und eifrigen darüber geführten Debatte war, daß von ungefähr zwölf berühmten Autoritäten drei die fossilen Reste auf einen Menschen, drei auf einen Affen bezogen; sechs oder mehr andere Zoologen hingegen erklärten sie für das, was sie auch nach meiner

Meinung wirklich sind: fossile Ueberreste einer ausgestorbenen Uebergangsform zwischen Mensch und Affe[1]). In der That scheint mir, nach den einfachen Gesetzen der Logik, nur diese eine Schlußfolgerung berechtigt: Pithecanthropus erectus von Dubois ist in der That ein Ueberrest jener ausgestorbenen Mittelgruppe zwischen Mensch und Affe, welcher ich schon 1866 als hypothetischem Verbindungsglied den Namen Pithecanthropus beigelegt hatte; er ist das vielgesuchte „fehlende Glied" (Missing link) in der Kette der höchsten Primaten.

Da das Suchen nach einem angeblich „fehlenden Gliede" in der Ahnenreihe des Menschen seit vierzig Jahren so zahlreiche Forscher, besonders sogenannte Anthropologen beschäftigt hat, und da die seltsamsten Ansichten bei den Discussionen darüber zu Tage getreten sind, so sei es gestattet, hier darüber einige kritische Bemerkungen zu machen. Seitdem wir uns ernstlich mit phylogenetischen Studien beschäftigen, seitdem ich (vor zweiunddreißig Jahren) den ersten Versuch eines genealogischen Systems unternahm, haben sich unsere Anschauungen über Ziele und Wege der Stammesgeschichte wesentlich geklärt. Es gibt freilich auch heute noch einzelne ältere und darunter sehr angesehene Naturforscher, die alle solche Untersuchungen für eitle Spielerei halten. Aber wir Zoologen dürfen dem Beispiele Darwin's folgen und derartige Angriffe von sogenannten „exacten Anthropologen" auf sich beruhen lassen; denn da denselben die unentbehrlichen Vorkenntnisse in Zoologie und Paläontologie fehlen, da ihnen das Verständniß für vergleichende Anatomie und Ontogenie völlig abgeht, haben sie nicht mehr Werth als jene Einwürfe, die von unkundigen Laien seit vierzig Jahren gegen den Darwinismus erhoben worden sind.

Wie sehr die großartigen Fortschritte der Paläontologie in den letzten dreißig Jahren auch für unserere Pithecoidentheorie fruchtbar geworden sind, zeigt am besten das Beispiel der Primatenlegion selbst. Cuvier, der Begründer der wissenschaftlichen Petrefactenkunde, behauptete bis zu seinem Tode, daß es keine Versteinerungen von Affen gebe; den einzigen fossilen Halbaffen, dessen Schädel er beschrieb (Adapis), hielt er irrthümlich für ein Hufthier. Erst 1836 wurden in Indien die ersten versteinerten Reste von Affen gefunden, 1838 Mesopithecus penthelicus bei Athen und erst 1862 weitere Reste von fossilen Halbaffen. In den letzten beiden Decennien aber sind nun durch die Entdeckungen von Gaudry, Filhol, Schlosser, besonders aber durch die reichen Funde der amerikanischen Paläontologen Marsh, Cope, Leidy, Osborne, Ameghino u. A. so zahlreiche ausgestorbene Primaten bekannt geworden, daß wir jetzt einen befriedigenden allgemeinen Einblick in die reiche Entwickelung dieser höchsten Säugethierlegion während der Tertiärzeit gewonnen haben. Mit hoher Bewunderung habe ich vor einigen Tagen in London die lehrreiche Serie von fossilen Herrenthieren betrachtet, welche in den herrlichen paläontologischen Sälen des Museum of Natural History in South Kensington auf-

[1]) Ueber „Pithecanthropus. Ein Bindeglied zwischen Affe und Mensch" handelt eingehend W. Dames in der „Deutschen Rundschau", 1896, Bd. LXXXVIII, S. 368 ff.

Die Redaction.

gestellt sind, darunter ein riesiger fossiler Halbaffe, welcher der menschlichen Statur nahe kam, und welchen Forsith Major erst kürzlich in Madagascar entdeckte (Megaladapis madagascariensis).

Als wichtigster Unterschied zwischen den beiden Hauptgruppen der echten Affen gilt noch heute, wie zu Cuvier's Zeit, die charakteristische Gebißbildung. Der Mensch besitzt zweiunddreißig Zähne von sehr charakteristischer Bildung und Anordnung, gleich sämmtlichen Ostaffen. Die Westaffen dagegen haben sechsunddreißig Zähne, nämlich einen Lückenzahn mehr in jeder Kieferhälfte. Die vergleichende Zahnkunde war zu der phylogenetischen Hypothese berechtigt, daß diese Zahl durch Rückbildung aus einer höheren Zahnformel entstanden sei, aus vierundvierzig Zähnen; denn diese typische Gebißform (in jeder Kieferhälfte drei Schneidezähne, ein Eckzahn, vier Lückenzähne und drei Backzähne) ist allen jenen älteren Säugethieren der Eocänperiode gemeinsam, welche wir als die Stammformen der Hauptgruppen der Zottenthiere (Placentalia) betrachten: Lemuravida, Condylarthra, Esthonychida und Ictopsida. Diese vier alttertiären Stammformen der Herrenthiere, der Hufthiere, der Nagethiere und der Raubthiere stehen sich im gesammten Körperbau so nahe, daß wir sie in einer gemeinsamen Stammgruppe der Placentalthiere vereinigen können, der Urzottenthiere (Prochoriata). Mit großer Wahrscheinlichkeit knüpfen wir jetzt daran die weitere monophyletische Hypothese, daß alle Zottenthiere oder Placentalien — von den niedrigsten Prochoriaten bis zum Menschen hinauf — von einer gemeinsamen unbekannten Stammform der Kreidezeit abstammen, und daß dieses älteste Zottenthier aus einer älteren, in der Jura-Periode lebenden Beutelthiergruppe entsprungen war.

Nun besitzen wir aber unter jenen zahlreichen fossilen Halbaffen, die erst in den letzten beiden Decennien gefunden sind, in der That alle die gewünschten Zwischenglieder, alle die „Missing links", welche von der phyletischen Gebißkunde gefordert wurden. Die ältesten Prosimien der Tertiärzeit, die alteocänen Pachylemuren (oder Hyopsodinen) haben noch die ursprünglichen vierundvierzig Zähne der Placentalien-Stammgruppe: in jeder Kieferhälfte, oben und unten, drei Schneidezähne, einen Eckzahn, vier Lückenzähne und drei Backenzähne. Ihnen folgen die eocänen Palalemuren (oder Adapiden), mit vierzig Zähnen; sie haben einen Schneidezahn in jeder Kieferhälfte verloren. An diese schließen sich die jüngeren Autolemuren (oder Stenopiden) an, mit sechsunddreißig Zähnen (ein Prämolar weniger); sie haben also bereits dieselbe Zahnformel wie die Platyrrhinen, die amerikanischen Affen. Das Gebiß der Catarrhinen ist aus diesem durch Verlust eines zweiten Prämolaren entstanden. Diese Beziehungen sind so klar, und sie gehen so deutlich Hand in Hand mit der Umbildung des ganzen Schädels und der stärkeren Ausbildung der typischen Primatenform, daß wir sagen dürfen: Die allgemeinen Grundzüge des Primatenstammbaumes von den ältesten eocänen Halbaffen bis zum Menschen hinauf liegen innerhalb der Tertiärzeit klar vor unseren Augen; da gibt es kein wesentliches „fehlendes Glied" mehr. Die phyletische Einheit des Primatenstammes, vom ältesten Lemuren bis zum Menschen hinauf, ist eine historische Thatsache.

Anders verhält es sich, wenn wir die Tertiärzeit verlassen und in der Secundärzeit die ältere Ahnenreihe der Säugethiere aufsuchen. Da stoßen wir allenthalben auf empfindliche Lücken der paläontologischen Urkunden, und die verhältnißmäßig sehr geringen Reste der mesozoischen Säugethiere (besonders spärlich in der Kreide) sind zu dürftig, um bestimmte Schlüsse über die systematische Stellung der betreffenden Mammalien zu gestatten. Allerdings zwingt uns die vergleichende Anatomie und Ontogenie zu der Annahme, daß die cretassischen Placentalien von jurassischen Marsupialien abstammen und diese von triassischen Monotremen. Wir können auch darauf hin vermuthen, daß unter den unbekannten Zottenthieren der Kreide sich Lemuraviden und andere Prochoriaten befanden, daß die Amphitheriden des Jura deren Beutelthierahnen waren, und daß die Monotremenahnen dieser letzteren unter den Pantotherien der Triaszeit zu suchen sind. Aber sichere Beweise für diese phyletischen Hypothesen liefert uns die Paläontologie bis jetzt nicht. Nur die eine wichtige Erkenntniß wird durch sie bestätigt, daß die ältesten Säugethiere des mesozoischen Zeitalters, die Pantotherien und Allotherien der Trias, kleine, niedrig organisirte, insectenfressende Thiere waren, welche die Ableitung von älteren Wirbelthieren, von Reptilien oder Amphibien, gestatten. Auch widersprechen sie nicht der Annahme, daß die ganze Classe der Säugethiere, von den ältesten Monotremen bis zum Menschen hinauf, monophyletisch ist, daß alle Glieder derselben von einer einzigen gemeinsamen Stammform abzuleiten sind.

Diese positive Ueberzeugung von der phyletischen Einheit der Säugethierclasse, von ihrem gemeinsamen Ursprunge aus einer einzigen ausgestorbenen Stammgruppe, wird jetzt von allen sachkundigen Zoologen getheilt, und ich halte sie für einen der größten Fortschritte der modernen Thierkunde. Gleichviel welches Organsystem der verschiedenen Mammalienordnungen wir vergleichend betrachten, überall finden wir diese typische Uebereinstimmung in den wesentlichen Merkmalen des gröberen und feineren Baues. Nur bei den Säugethieren ist die Haut mit echten Haaren bedeckt, weshalb Oken dieser Classe den Namen „Haarthiere" gab. Nur in dieser Classe findet sich allgemein jene merkwürdige Art der Brutpflege, die Ernährung des neugeborenen Kindes durch die Milch der Mutter. Hier liegt die physiologische Quelle jener höchsten Form der Mutterliebe, welche einen so bedeutungsvollen Einfluß auf das Familienleben der verschiedenen Säugethiere, wie auf die Cultur und das höhere Seelenleben des Menschen ausgeübt hat. Von ihr singt der Dichter Chamisso mit Recht:

„Nur eine Mutter, die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt,
Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein!"

Wenn die Madonna uns als das erhabenste und reinste Urbild dieser menschlichen Mutterliebe erscheint, so erblicken wir andererseits in der „Affenliebe", in der übertriebenen Zärtlichkeit der Affenmütter, das Gegenstück eines und desselben mütterlichen Instinctes. Die langsame Entwicklung desselben

im Laufe vieler Jahrmillionen, von der Triasperiode bis zur Gegenwart, geht Hand in Hand mit einer ganzen Reihe von wichtigen Umbildungen. Denn die Anpassung des neugeborenen Säugethiers an das Milchsaugen hat ebensowohl an seinem eigenen Körper, wie an demjenigen seiner Mutter eine Reihe von bedeutungsvollen Veränderungen hervorgerufen. Während sich in der mütterlichen Haut die Milchdrüse durch Reizung und Differenzirung aus einer Gruppe von gewöhnlichen Hautdrüsen entwickelte, entstand durch die Saugbewegungen des kindlichen Mundes das Gaumensegel und weiterhin der Kehldeckel — zwei Schlundorgane, welche nur den Säugethieren zukommen. Im Zusammenhang damit veränderte sich der Mechanismus der Athmung; das zeigt sich sowohl im feineren Bau der Lunge, als in der Ausbildung eines vollständigen Zwerchfells. Nur bei den Säugethieren bildet dieses muskulöse Diaphragma eine vollkommene Scheidewand zwischen Brusthöhle und Bauchhöhle; bei allen älteren Wirbelthieren bleiben beide Höhlen in offenem Zusammenhang. Aber auch an dem Knochengerüste des Körpers und vor Allem am Schädel treten in Folge dessen wichtige Umbildungen ein. Wohl die merkwürdigste von diesen ist die Umbildung des Kiefergelenks, durch die sich die Säugethiere höchst auffallend von allen übrigen Wirbelthieren unterscheiden. Das Gelenk, in welchem ihr Unterkiefer sich am Schläfenbein bewegt, ist ein Temporalgelenk, während das ursprüngliche Gelenk ihrer Reptilien- und Amphibienahnen ein Quadratgelenk war. Dieses letztere ist bei den Mammalien in die Trommelhöhle hineingerückt und vermittelt hier die Verbindung der beiden ihnen eigenthümlichen Gehörknochen, Hammer und Amboß; der Hammer ist aus dem ursprünglichen Gelenkstück des Unterkiefers entstanden, der Amboß dagegen aus dem Quadratbein oder Kieferstiel der Reptilienahnen.

Aber abgesehen von diesen und anderen anatomischen Eigenthümlichkeiten, welche allen Säugethieren gemeinsam sind und sie über alle anderen Wirbelthiere erheben, genügt zur Erkenntniß dieses Unterschiedes die Betrachtung eines einzigen Bluttropfens unter dem Mikroskop. „Blut ist ein ganz besonderer Saft!“ Die kleinen rothen Blutzellen, welche zu Milliarden angehäuft die rothe Blutfarbe der Wirbelthiere bedingen, sind ursprünglich überall elliptische Scheiben, in der Mitte dicker (biconvex), da hier der Zellkern liegt. Nur bei den Säugethieren haben dieselben den Zellkern eingebüßt und erscheinen daher in der Mitte dünner (biconcav), als kleine, kreisrunde Scheiben. Diese und andere wichtige Eigenthümlichkeiten kommen sämmtlichen Säugethieren ohne Ausnahme zu und unterscheiden sie von allen anderen Wirbelthieren; in ihrer eigenthümlichen Vereinigung und Wechselbeziehung können sie nur einmal im Laufe der Stammesgeschichte erworben und nur von einer Stammform auf alle Glieder der Classe durch Vererbung übertragen sein.

Der ältere Theil unserer menschlichen Stammesgeschichte führt uns noch weiter hinab in das Gebiet der niederen Wirbelthiere, in jenen dunkeln, unmeßbar langen Zeitraum der paläozoischen Aera, dessen ungezählte Jahrmillionen (nach neuesten Schätzungen gegen tausend!) jedenfalls viel länger waren als das folgende mesozoische Zeitalter. Hier stoßen wir zunächst auf die hochwichtige Thatsache, daß in dem jüngsten Abschnitt der paläozoischen

Periode, in der permischen Zeit, noch keine Säugethiere existirten, wohl aber lungenathmende Reptilien, als älteste Amnionthiere. Sie gehören theils zu den Tocosauriern, der ältesten und niedersten Reptiliengruppe, theils zu den seltsamen Theromoren, welche sich durch viele Merkmale den Säugethieren nähern. Diesen Reptilien gehen voraus in der älteren Steinkohlenzeit die echten Amphibien, und zwar die gepanzerten Stegocephalen. Diese carbonischen Panzerlurche, kleinen Krokodilen ähnlich, sind die ältesten Wirbelthiere, die sich der kriechenden Ortsbewegung auf dem festen Lande anpaßten, und bei denen die Flossen der schwimmenden Fische und Fischlurche (Dipnensten) in die typische fünfzehige Extremität der Vierfüßer (Tetrapoden oder Quadrupeden) umgebildet wurden. Wir brauchen bloß aufmerksam das Skelett der vier Beine von unseren Salamandern und Fröschen mit unseren eigenen vier Gliedmaßen zu vergleichen, um uns zu überzeugen, daß schon bei jenen Amphibien dieselbe charakteristische und eigenthümliche Bildung besteht, die sich von ihnen auf alle Sauropsiden und Mammalien durch Vererbung übertragen hat: derselbe Schultergürtel und Beckengürtel, derselbe einfache Röhrenknochen in Oberarm und Oberschenkel, dasselbe Knochenpaar in Vorderarm und Unterschenkel, dieselbe verwickelte Knochenverbindung in Handwurzel und Fußwurzel, dieselbe typische Gliederung der fünf Finger und der fünf Zehen. Man kann es als ein sicheres Zeichen der Abstammung des Menschen von ältesten fünfzehigen oder pentadactylen Amphibien bezeichnen, daß wir noch heute an unserer Hand fünf Finger besitzen, an unserem Fuße fünf Zehen. Der Mensch und die meisten Primaten — nicht alle! — haben in diesen und in anderen Beziehungen die ursprünglichen Bildungsverhältnisse durch conservative Vererbung viel getreuer bewahrt als die Mehrzahl der anderen Säugethiere, namentlich die Hufthiere. Unter letzteren sind z. B. einerseits die einzehigen Pferde, andererseits die zweizehigen Wiederkäuer viel stärker umgebildet und specialisirt als die fünfzehigen Herrenthiere.

Die ältesten carbonischen Amphibien, die gepanzerten Stegocephalen — und speciell die merkwürdigen, von Credner entdeckten Branchiosaurier — werden jetzt wohl von allen urtheilsfähigen Zoologen mit vollem Rechte als die unzweifelhafte gemeinsame Stammgruppe aller Vierfüßler (Tetrapoden oder Quadrupeden) betrachtet, aller Amphibien und Amnioten. Wo hat aber diese bedeutungsvolle Gruppe selbst ihren Ursprung genommen? Auch auf diese Frage haben uns die gewaltigen Fortschritte der modernen Paläontologie eine befriedigende Antwort ertheilt, und diese Antwort steht wiederum in schönstem Einklange mit den älteren Ergebnissen der vergleichenden Anatomie und Ontogenie. Schon vor vierunddreißig Jahren hatte in Jena der erste jetzt lebende Meister der vergleichenden Anatomie, Carl Gegenbaur, in einer Reihe von classischen Arbeiten gezeigt, wie die wichtigsten Skeletttheile der Wirbelthiere, vor allen Schädel und Gliedmaßen, noch heute in der Classenfolge der lebenden Wirbelthiere uns eine zusammenhängende Scala von phyletischen Entwicklungsstufen offenbaren. Von den tiefer stehenden Cyclostomen abgesehen, sind es vornehmlich die echten Fische und unter ihnen wieder die Urfische oder Selachier (Haifische und Rochen),

welche in den wesentlichen Verhältnissen des Körperbaues die ursprünglichste Bildung am Getreuesten bewahrt haben. An die Selachier schließen sich unmittelbar die Ganoiden oder Schmelzfische an, besonders die Crossopterygier, welche uns zu den Dipneusten hinüberführen. Unter diesen letzteren ist neuerdings besonders der australische Ceratodus bedeutungsvoll geworden, mit dessen Anatomie und Ontogenie uns Günther und Semon so genau bekannt gemacht haben. Von dieser Uebergangsgruppe der Dipneusten oder Lurchfische, d. h. Fischen mit Lungen, aber noch mit Flossen, ohne fünfzehige Gliedmaßen, ist die morphologische Brücke zu den ältesten Amphibien leicht zu finden. Nun entsprechen aber dieser anatomischen Kette genau die paläontologischen Thatsachen: Selachier und Ganoiden finden sich schon im Silur, Dipneusten im Devon, Amphibien im Carbon, Reptilien im Perm, Mammalien in der Trias. Das sind historische Thatsachen ersten Ranges; sie bezeugen in erfreulichster Weise den Stufengang der Vertebratenentwicklung, wie er durch die vergleichend anatomischen Arbeiten von Cuvier und Meckel, von Johannes Müller und Gegenbaur, von Owen, Huxley und Flower gewonnen worden ist. Die historische Succession der Hauptgruppen des Wirbelthierstammes ist damit definitiv festgestellt, und dieser Gewinn ist für die Erkenntniß unseres menschlichen Stammbaums viel wichtiger, als wenn es gelungen wäre, in hundert fossilen Skeletten von Halbaffen und Affen die ganze Serie unserer Primatenahnen uns vollständig vor Augen zu führen.

Viel schwieriger und dunkler ist der älteste Theil unserer Stammesgeschichte, die Ableitung des Wirbelthierstammes von einer Reihe wirbelloser Vorfahren. Da diese sämmtlich keine harten und versteinerungsfähigen Skeletttheile besitzen — ebenso wie die niedersten Vertebraten, die Cyclostomen und Acranier —, fällt hier das Zeugniß der Paläontologie gänzlich aus; wir sind allein auf die anderen beiden großen Urkunden der Stammesgeschichte angewiesen, auf die vergleichende Anatomie und Ontogenie. Freilich ist aber deren Werth auch hier vielfach so groß, daß sie für jeden sachkundigen und urtheilsfähigen Zoologen das hellste Licht auf viele große Züge unserer älteren Phylogenie werfen. Vor Allem gilt das von den weitreichenden Schlüssen, welche die moderne vergleichende Ontogenie mit Hülfe des biogenetischen Grundgesetzes seit dreißig Jahren gezogen hat. Schon die ältere Embryologie hatte durch die grundlegenden Arbeiten von Baer und Bischoff, von Remak und Kölliker die Grundzüge der Vertebratenentwicklung klar gelegt. Dazu kamen 1866 die wichtigen Entdeckungen von Kowalevsky, welche die Ahnung von Goodsir bestätigten und auf die nahe Verwandtschaft der Vertebraten und Tunicaten hinwiesen; die vergleichende Anatomie und Ontogenie des Amphioxus und der Ascidie wurde seitdem der feste Ausgangspunkt für alle weiteren Forschungen über unsere wirbellosen Vorfahren. Fünfjährige Untersuchungen über Bau und Entwicklung der Kalkschwämme (1867—1872) hatten mich zu jener Zeit zur Reform der Keimblättertheorie und zur Aufstellung der Gastraeatheorie geführt; ihr erster Entwurf erschien 1872 in meiner Monographie der Kalk-

schwämme oder Calcispongien. Die wichtigste Unterstützung und fruchtbarste Fortbildung erhielten diese Anschauungen durch die ausgezeichneten vergleichenden Forschungen vieler anderer Embryologen, vor Allen E. Ray-Lankester's und Francis Balfour's, sowie der Gebrüder Oscar und Richard Hertwig. Ich zog schon damals aus jenen vergleichenden Untersuchungen den Schluß, daß die ersten Stufen der embryonalen Entwicklung bei allen Metazoen oder gewebebildenden Thieren im Wesentlichen gleich sind, und daß wir daraus bestimmte Anschauungen über die gemeinsame Abstammung und die älteren Ahnenreihen derselben gewinnen können. Das einzellige Ei wiederholt den unicellaren Zustand der Protozoenahnen; die Blastula entspricht einer Volvox oder Magosphaera ähnlichen Ahnenform; die Gastrula ist die erbliche Wiederholung der Gastraea, der gemeinsamen Stammform sämmtlicher Metazoen. Alle diese typischen Ahnenformen theilen wir Menschen mit den übrigen Metazoen, d. h. mit allen anderen Thieren, ausgenommen die einzelligen Protozoen. Jeder Mensch ohne Ausnahme beginnt seine individuelle Existenz in Gestalt einer kugeligen Eizelle, die dem bloßen Auge eben als feines Pünktchen sichtbar ist, und die besonderen Merkmale dieser Eizelle sind beim Menschen dieselben, wie bei allen übrigen Säugethieren.

Der dunkelste Theil unserer menschlichen Stammesgeschichte ist derjenige Abschnitt, welcher zwischen der Gastraea und dem Amphioxus liegt. Amphioxus selbst, der berühmte Lanzelot oder „das Lanzetthier", dessen fundamentale Bedeutung schon sein erster genauer Darsteller, der große Johannes Müller, erkannte, ist das unschätzbarste Document der Vertebraten-Phylogenie. Wir dürfen ihn zwar nicht direct als gemeinsamen Stammvater derselben betrachten, wohl aber als einen nahen Verwandten desselben und als einzigen lebenden Ueberrest der Acranierclasse. Wären die Amphioxiden zufällig ausgestorben, gleich zahlreichen anderen Gliedern unserer Ahnenkette, so würden wir kaum im Stande sein, eine sichere Anschauung von den älteren Vorstufen der Vertebratenbildung zu gewinnen. Nach oben schließt sich Amphioxus eng an die jugendliche Larve der Cyclostomen, der ältesten Schädelthiere an, die präsilurischen Vorfahren der Fische. Nach unten hin deutet die Uebereinstimmung in der Ontogenie des Amphioxus und der Ascidia auf eine unbekannte ältere Gruppe von Chordathieren, auf Prochordonier, aus denen einerseits die Manteltbiere, andererseits die Wirbelthiere hervorgingen. Diese Prochordonier selbst können wir in unserem modernen phyletischen System von den Frontoniern ableiten, einem Zweige der Vermalien oder der „Wurmthiere" im engeren Sinne. Der isolirt stehende Balanoglossus und die alten Nemertinen dürften denselben nahe verwandt sein. Sicher hat zwischen diesen Wurmthieren und der Stammgruppe der Gasträaden eine lange Reihe von Zwischenformen in cambrischer und laurentischer Zeit existirt, und wir vermuthen, daß ältere Räderthierchen (Rotatoria) und Strudelwürmer (Turbellaria) in jene Reihe gehörten. Aber sichere Hypothesen lassen sich zur Zeit darüber nicht näher begründen, und hier klafft wirklich ein weiter, leerer Raum in unserer menschlichen Stammesgeschichte.

Allein diesen und anderen dunkeln Abschnitten unserer Stammesgeschichte stehen jene klaren und bedeutungsvollen Aufschlüsse gegenüber, welche uns die reichen Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, Ontogenie und Paläontologie innerhalb des Wirbelthierstammes geliefert haben und vor Allem innerhalb seiner höchsten Classe, der Säugethiere. Alle zuverlässigen neueren Forschungen haben hier übereinstimmend den Satz bestätigt, den schon Lamarck, Darwin und Huxley als den wichtigsten Folgeschluß des Transformismus behaupteten, den Satz, daß die unmittelbaren Placentalien-Ahnen des Menschen eine Reihe von tertiären Primaten waren, und die nächststehenden die Menschenaffen, die anthropomorphen Catarrhinen. Die sorgfältige kritische Vergleichung, welche die beiden Zoologen Paul und Fritz Sarasin in ihren schönen „Forschungen auf Ceylon" (1893) durchgeführt haben, hat ergeben, daß die heute noch dort lebenden Wedda's, die zwerghaften Urbewohner Ceylons, in primitiven Verhältnissen des Körperbaues sich den Menschenaffen am meisten nähern, und daß unter diesen letzteren der Schimpanse einerseits, der Gorilla anderseits dem Menschen am Nächsten steht [1]). Diese directe Stammesverwandtschaft ist viel klarer und sicherer zu begründen als diejenige vieler anderer Säugethiere. Viel dunkler und räthselhafter ist z. B. der Ursprung des Elephanten, der Sirenen und Cetaceen, der Edentaten (Gürtelthiere und Schuppenthiere) in beiden Hemisphären. Nicht allein in seinen fünfzehigen Händen und Füßen, sondern auch in anderen anatomischen Merkmalen hat der Mensch die ursprünglichen Charakterzüge seines Stammes durch zähe Vererbung viel treuer bewahrt als viele andere Säugethiere, z. B. die Hufthiere, Walthiere und Flederthiere.

Die unermeßliche Bedeutung, welche diese sichere Erkenntniß vom Primatenursprung des Menschen für das Gesammtgebiet menschlicher Wissenschaft besitzt, liegt klar vor den Augen jedes unbefangenen und consequenten Denkers. Unter den Philosophen hat ihren maßgebenden Einfluß auf die gesammte Weltanschauung Niemand eingehender begründet, als der große englische Denker Herbert Spencer, einer der wenigen Gelehrten der Gegenwart, welcher die gründlichste naturwissenschaftliche Vorbildung mit der tiefsten philosophischen Speculation verknüpft. Spencer gehört zu jenen Naturphilosophen, die schon vor Darwin in der monistischen Entwickelungslehre den Zauberschlüssel für die Lösung des Welträthsels erkannten. Er gehört auch zu jenen Evolutionisten, welche mit Recht das größte Gewicht auf die progressive Vererbung legen, auf die vielbestrittene „Vererbung erworbener Eigenschaften". Wie ich selbst, so hat auch Spencer von Anfang an auf das Entschiedenste die Keimplasma-Theorie von Weismann bekämpft, welche jenen wichtigsten Factor der Stammesgeschichte leugnet und dieselbe ausschließlich durch die „Allmacht der Selection" erklären will. In England hat die Theorie von Weismann vielen Beifall gefunden und ist auch als „Neodarwinismus" bezeichnet worden, im Gegensatze zu unserer älteren

[1]) Vergl. hierüber „Die Urbewohner von Ceylon". Von Ernst Haeckel, in „Deutsche Rundschau", 1893, Bd. LXXVI, S. 367 ff. Die Redaction.

Auffassung des Entwicklungsprocesses als „Neolamarckismus". Diese Bezeichnung ist völlig unberechtigt; denn Charles Darwin war von der fundamentalen Bedeutung der progressiven Vererbung ebenso felsenfest überzeugt wie sein großer Vorgänger Jean Lamarck und wie Herbert Spencer. Ich hatte dreimal das Glück, Darwin in Down besuchen zu dürfen, und jedesmal haben wir über diese Hauptfrage unsere übereinstimmenden Ansichten ausgetauscht. Ich theile die Ueberzeugung von Herbert Spencer, daß die „progressive Vererbung" ein unentbehrlicher Factor der monistischen Entwickelungslehre ist und eines ihrer wichtigsten Elemente. Wenn man dieselbe mit Weismann leugnet, dann flüchtet man zum Mysticismus, und dann ist es besser, die mysteriöse „Schöpfung der einzelnen Arten" anzunehmen. Gerade die Anthropogenesis liefert dafür unzählige Beweise.

Wenn wir den heutigen Stand der Anthropogenie vom allgemeinsten Gesichtspunkte aus betrachten und alle empirischen Argumente derselben zusammenfassen, dann dürfen wir heute mit vollem Rechte sagen: Die Abstammung des Menschen von einer ausgestorbenen tertiären Primatenkette ist keine vage Hypothese mehr, sondern sie ist eine historische Thatsache. Natürlich läßt sich diese Thatsache nicht exact beweisen; wir können nicht alle die unzähligen physikalischen und chemischen Processe nachweisen, welche im Laufe von mehr als tausend Jahrmillionen allmählich vom einfachsten Monere und von der einzelligen Urform bis zum Gorilla und zum Menschen hinauf geführt haben. Aber dasselbe gilt auch von allen anderen historischen Thatsachen. Wir glauben Alle an die einstmalige Existenz von Linné und Laplace, von Malpighi und Newton, von Luther und Aristoteles, obwohl dieselbe sich nicht exact beweisen läßt im Sinne der modernen Naturlehre. Wir glauben fest an die Existenz dieser und vieler anderer Geisteshelden, weil wir ihre hinterlassenen Werke kennen, und weil wir die gewaltigen Wirkungen derselben in der Culturgeschichte sehen. Diese indirecten Argumente besitzen aber keine stärkere Beweiskraft als diejenigen, die wir vorher für die Vertebratengeschichte des Menschen in Anspruch genommen haben.

Von vielen mesozoischen Säugethieren der Juraperiode kennen wir nur einen einzigen Knochen, den Unterkiefer, und Huxley hat sehr schön die Ursachen dieser seltsamen Erscheinung aufgeklärt. Wir nehmen Alle als sicher an, daß diese Säugethiere auch noch Oberkiefer und andere Knochen besaßen, obwohl wir es nicht sicher beweisen können. Die sogenannte „exacte Schule" hingegen, welche die Transformation der Arten als unbewiesene Hypothese betrachtet, muß annehmen, daß der Unterkiefer der einzige Knochen im Leibe jener merkwürdigen Thiere war.

Lassen Sie uns schließlich noch einen flüchtigen Blick in die nächste Zukunft thun! Ich bin fest überzeugt, daß die Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts unsere Entwicklungslehre nicht allein allgemein annehmen, sondern als die bedeutungsvollste Geistesthat unserer Zeit feiern wird. Denn die leuchtenden Strahlen dieser Sonne haben die schweren Wolken der Unwissenheit und des Aberglaubens zerstreut, welche bisher undurch-

dringliches Dunkel über das wichtigste aller Erkenntnißprobleme verbreiteten, über die Frage vom Ursprung des Menschen, von seinem wahren Wesen und von seiner Stellung in der Natur. Die mannigfaltigen Schöpfungssagen der verschiedenen Völker vermochten diese Frage nur durch Annahme von Wundern zu beantworten, von übernatürlichen Wirkungen unbekannter Götter. Auch die meisten Philosophen glaubten bisher, daß die causale Beantwortung derselben der menschlichen Naturerkenntniß nicht gelingen könne, und daß hier unser Wissen zu Ende sei. Die erstaunlichen Fortschritte der Biologie in den letzten vierzig Jahren haben das Gegentheil gelehrt; wir wissen jetzt, daß die Stammesgeschichte der organischen Welt ebenso eine wahre, vollberechtigte Naturwissenschaft ist, wie ihre ältere Schwester, die Erdgeschichte, die historische Geologie.

Der unberechenbare Einfluß der festbegründeten Descendenz-Theorie und der natürlichen Anthropogenie auf alle anderen Zweige der Wissenschaft und der Cultur überhaupt wird die segensreichsten Früchte tragen. Das große Werk, das in unserem Jahrhundert Lamarck begonnen und Darwin vollendet hat, wird für alle Zeit eine der größten Eroberungen des Menschengeistes bleiben; und die monistische Philosophie, welche wir auf ihre Entwicklungslehre gründen, wird nicht nur die Erkenntniß der natürlichen Wahrheiten mächtig fördern, sondern auch ihre praktische Verwerthung im Dienste des Schönen und des Guten! Die feste empirische Grundlage dieses Monismus liefert aber die moderne phylogenetische Zoologie.

Ein Ausflug nach den ägäischen Inseln.

Von
Rudolf Lindau.

[Nachdruck untersagt.]

Samos.

Die Entfernung zwischen Chios und Wathy, der Hauptstadt von Samos, beträgt etwa sechzig Seemeilen, die unsere fleißige kleine Yacht bei gutem Winde, so daß wir der Maschine durch Aufsetzen von Segeln zu Hülfe kommen konnten, in sieben Stunden zurücklegte.

Samos zeigt sich dem Auge zuerst als ein langer Bergrücken mit zwei hohen Spitzen. Die Einfahrt in den Hafen von Wathy ist sehr hübsch, und als wir die Anker ausgeworfen hatten, machte die kleine Stadt aus blendend weißen Gebäuden, die sich an dreihundert Fuß hoch amphitheatralisch an einem farbenreichen Berge erhebt, einen überaus freundlichen Eindruck, der sich auch nicht, wie es in Chios der Fall gewesen war, verwischte, nachdem ich an Land gegangen war.

Unmittelbar vor mir befand sich ein kleiner, öffentlicher Garten, in dem sich einige Herren, Kaffee und Limonade trinkend und Cigarretten rauchend, aufhielten, und vor den Gruppen von europäisch gekleideten Herren und Damen lustwandelten. Die Häuser waren wohl unterhalten, die Straßen mit großen Quadern leidlich gut gepflastert, und hie und da bemerkte man einen Soldaten oder vielmehr Schutzmann — denn die ganze bewaffnete Macht von Samos besteht nur aus sechzig Mann — in der malerischen Tracht, die einer der vom Sultan auf kurze Kündigung ernannten Fürsten vor etwa zwanzig Jahren dort eingeführt haben soll. Ich sah auch zwei Herren in dunkler Tracht mit hohen schwarzen Hüten, die bei dem blendenden Sonnenlicht und der ziemlich starken Hitze des Tages auffallende Erscheinungen waren. Man sagte mir, es seien Aerzte des Ortes. Mit einem von ihnen wurde ich später bekannt und erfuhr von ihm, daß es in Samos niemals eine epidemische Krankheit gegeben hätte, und daß man von unzeitigem Tode spräche, wenn ein Mann unter achtzig Jahren stürbe. Er empfahl mir an, das Kloster Wlamary zu besuchen, in dem ich wohl kaum einen Mönch unter neunzig Jahren antreffen würde. Ich bin nicht in der Lage gewesen, die Richtigkeit

dieser Aussage festzustellen, aber von verschiedenen Seiten ist mir bestätigt worden, daß viele Einwohner von Samos das höchste Menschenalter erreichen, und daß Hundertjährige nicht zu den Seltenheiten gehören. — Von Erdbeben und ähnlichen furchtbaren Naturereignissen hatte man in Samos nie gehört. Wenn ich hinzufüge, daß die Bewohner der gesegneten Insel mit dem herrlichsten Klima keine Steuern zu zahlen haben, von ihrer eigenen Regierung sehr wenig, von dem Sultan so gut wie gar nicht behelligt werden, so kann man wohl sagen, daß das Schicksal sie zu beneidenswerthen Sterblichen gemacht hat. — Aber glücklich sind auch sie nicht.

Ganz Samos ist von einer unheilbaren moralischen Krankheit heimgesucht. Das kleine Völkchen von noch nicht 50000 Seelen — 300 apathische Moslemmänner ausgenommen, die mit gutmüthiger Verachtung auf die lebhaften Griechen herabblicken — leidet an politischem Fieber, das die ganze Bevölkerung fortwährend in Erregung erhält und stets in zwei Parteien theilt, von denen die eine, unabhängig von jedem andern Zwecke, bemüht ist, sich am Ruder zu behaupten, während die andere jene davon verdrängen will. Aber auch dies trägt noch zum Segen der Insel bei, denn eine jede Regierung versucht es, sich bei der Bevölkerung durch gute Verwaltung und Einführung nützlicher Reformen beliebt zu machen. Daher kommt es, daß die Straßen und öffentlichen Gebäude in den Städten unvergleichlich besser gehalten sind als auf den anderen Inseln, und daß im ganzen Lande gewisse Einrichtungen bestehen, um die manche Großmacht es beneiden könnte. So sind unter Anderm alle Städte und größeren Dörfer von Samos nicht nur durch Telegraphen, sondern auch telephonisch mit einander verbunden, und noch andere große Verbesserungen des Allgemeinwesens sind für die nächste Zukunft in Aussicht genommen. Mein liebenswürdiger Cicerone, ein angesehener Kaufmann und Ehrenconsul zahlreicher Großmächte, erwähnte im Laufe der Unterhaltung, Wathy werde demnächst elektrische Beleuchtung bekommen; gute Landstraßen sollten durch die ganze Insel gebaut und hier eine Bibliothek, dort eine Schule und Aehnliches errichtet werden. — „Wenn die jetzige Regierung mit diesen großen Arbeiten nicht fertig wird," fügte er hinzu, „so wird sich die nächste damit beschäftigen, und einer oder der andern wird es gelingen, Samos zu der ersten Culturstätte des Aegäischen Meeres zu machen. In Lesbos, Chios und Rhodos leben die Leute in der Vergangenheit" (was ich nicht als ganz zutreffend bezeichnen kann) „und verkommen in der Gegenwart. Wir wollen vorwärts!" —

Es war der Politiker, der sprach, der ganz warm wurde, als er mir von den Verdiensten der Regierung — einem aus vier Bürgern bestehenden Senat — und den großen Regenteneigenschaften Sr. Hoheit des Fürsten von Samos, Stephanos Bey Musurus, sprach. — Diese „Hoheit", die ein Wort des Sultans morgen wieder zum einfachen Staatsbürger machen kann, verfügt über eine Civilliste von 1800 Pfund, und ein jeder Senator wird um die 120 Pfund beneidet, die seinen jährlichen Gehalt ausmachen.

Wathy besitzt eine gute, wenn auch kleine Bibliothek, und es besteht dort, ganz wie bei uns, eine Literarische Gesellschaft, die nach dem berühmtesten

Samier den Namen „Pythagoras“ führt. Wathy allein ernährt die Redaction eines Staatsanzeigers und zweier sich lebhaft bekriegender politischer Zeitungen, von denen die eine die Interessen der Regierung, die andere die der Opposition vertritt.

Nach einem kurzen Spaziergang durch die Stadt ließ ich mich mit meinem Begleiter in dem kleinen öffentlichen Garten nieder, wo sich bald darauf viel Volks um einen Wanderprediger versammelte, einen jungen, blassen Mann im Anzuge eines englischen Clergyman, der mit lauter, weitschallender Stimme eine geschlagene Stunde ununterbrochen sprach. „Ein Verrückter“ meinte mein Cicerone. Aber der Doctor im schwarzen Hut, der sich zu uns gesetzt hatte und wohl der entgegengesetzten politischen Partei angehörte, erwiderte darauf mit einiger Gereiztheit, der ehrenwerthe Mann, der das Volk aufklären wolle, sei im Gegentheil hochbegabt und verdiene den Dank aller Gutgesinnten; leider werde er von den Priestern, die einen zu großen Einfluß in der Stadt hätten, verfolgt. — Auf meine Frage, ob der Mann wohlhabend sei oder wovon er sich ernähre, sagte man mir, daß er nach einer jeden Predigt Tractätchen verkaufe, die guten Absatz hätten und von den Anhängern des Reformators über deren Werth bezahlt würden, so daß er von dem, was er einnehme, anständig leben könne.

In der Volksversammlung, die beinahe ausschließlich aus Männern der arbeitenden Classe bestand, sah ich nur wenige der hübschen Gestalten, die mir in Lesbos und Chios aufgefallen waren. Frauen befanden sich gar nicht darunter. Einige der Männer trugen das Nationalkostüm: Wraka und Fustanella aus dunklem herabfallendem Tuch und den niedergestülpten Fez mit langer Quaste; die anderen, die überwiegende Mehrheit bildend, die anspruchslose Tracht unserer Hafenbevölkerung.

Man hatte mir vor meiner Abreise von Constantinopel gesagt, es sei Sitte, daß Fremde den ersten Beamten der Städte, wo sie landeten, einen Besuch abstatteten. Ich war diesem Rathe in Lesbos und Chios und vorher auch in Smyrna gefolgt und hatte mich dabei wohlbefunden, denn ich war allerorten mit großer Höflichkeit aufgenommen worden und hatte mir einigermaßen Rechenschaft über die Stellung und Lebensweise der regierenden Herren n den Provinzen ablegen können. Ich beabsichtigte, auch dem ehemaligen türkischen Botschafter in Rom, jetzigen Fürsten von Samos, meine Aufwartung zu machen, um so mehr, als ich in Pera bereits verschiedene Male mit ihm zusammengetroffen war, und erkundigte mich deshalb bei meinem Cicerone, wie ich mich zu benehmen habe, um den Landesherrn zu sehen. Ich erfuhr darauf, Se. Hoheit habe Wathy vor einigen Tagen verlassen und befinde sich zur Zeit mit seiner Familie in Karlowassi, der Hauptstadt des gleichnamigen Districts, die ich mit dem Schiff bequem in zwei Stunden erreichen würde. Der Fürst wäre bereits von unserm Kommen benachrichtigt und habe den Auftrag gegeben, daß ihm unsere Ankunft sogleich gemeldet würde. Ich fand dies sehr liebenswürdig von dem hohen Herrn und beeilte mich, durch das Telephon, welches sich im Bureau meines Cicerone befand, bei ihm anzufragen, wann ihm unser Besuch genehm sein würde, worauf ich

die Antwort erhielt, daß der Fürst mich und meine Reisegefährten am folgenden Tage um elf Uhr empfangen würde.

Ich verwandte darauf noch etwa eine Stunde dazu, mir Wathy anzusehen, wobei mir auffiel, daß die Residenzstadt bei allen Ansprüchen, um für eine civilisirte Großstadt zu gelten, es doch noch nicht dazu gebracht hatte, einen einzigen hübschen Laden zu besitzen; auch konnte ich keine Anfänge zur Einrichtung der demnächst zu erwartenden glänzenden Straßenbeleuchtung entdecken. — Gegen Sonnenuntergang, als ich bemerkte, daß die Straßen schnell verödeten und öffentliche Locale irgend welcher Art, in denen ein Fremder den Abend zubringen könnte, in Wathy nicht existiren, begab ich mich wieder an Bord unserer kleinen kühlen Yacht, wo ich mit meinen Reisegefährten und einem in Wathy ansässigen fremden Kaufmann, der mich von Constantinopel her kannte, zu Nacht speiste.

Unser Gast trug durch seine Erzählungen viel zur Erheiterung und auch zu meiner Belehrung bei. Angehöriger einer europäischen Großmacht, sprach er mit trockener, selbstbewußter Ueberlegenheit von den politischen Unruhen, den „großartigen" Bestrebungen und den „hervorragendsten" Persönlichkeiten des Fürstenthums. Er schilderte die Samier als die redelustigsten Menschen, die es auf der Welt gebe, sprach von der verzehrenden Leidenschaft, mit der sie sich in politische Kämpfe stürzten, wobei es sich um Ernennung eines Schulmeisters oder eines Gendarmen handelte, und von der unglaublichen Anspruchslosigkeit der hohen und höchsten Kreise der Gesellschaft. Reiche Leute im abendländischen Sinne des Wortes gäbe es in Samos überhaupt nicht, aber viele, die nach den landläufigen Begriffen für wohlhabend gelten könnten; das wolle jedoch nicht viel sagen! Mit 6000 Franken im Jahre könnte ein Mann mit Frau und Kind ein herrliches Leben in Samos führen. Wie Jemand es möglich machen wollte, dort 10000 oder 12000 auszugeben, sei kaum zu ersinnen. „Haben Sie den jungen Mann bemerkt," sagte er, „der sich vorhin im Garten zu uns setzte?"

Ich bejahte dies. Der junge Mann war mir durch sein artiges Wesen und die Geläufigkeit, mit der er französisch sprach, aufgefallen.

„Er ist einer der Lehrer unserer Hochschule," fuhr unser Gast fort. „Er besaß ein anständiges Vermögen, das er in wenigen Jahren in Paris vergeudet hat. Um seine Lage zu verbessern und einige drückende Schulden zu bezahlen, hat er dann eine Frau aus Patmos geheirathet, die er aber in ihrer Heimath gelassen hat, weil sie nicht mehr ganz jung und auch nicht hübsch sein soll. — Eine Vernunftheirath!"

„So?" machte ich. „Hat sie denn eine hübsche Mitgift in die Ehe gebracht?"

„Zweitausend Franken."

„Jährliches Einkommen natürlich?"

„I bewahre! Capital!"

Unser Gast verließ uns bald nach zehn Uhr, und wir verbrachten darauf in dem stillen Hafen einen ruhigen Abend und eine köstliche Nacht. Wathy lag wie ausgestorben vor uns, und nur hie und da schimmerte durch die Nacht das röthliche Licht einer bescheidenen Petroleum-Straßenlaterne.

Am nächsten Morgen verließen wir Wathy gegen acht Uhr, um der Einladung des Fürsten entsprechend vor elf Uhr in Karlowassi einzutreffen.

Ich gebrauche einen wohlüberlegten Superlativ, wenn ich sage, daß die Küste zwischen Wathy und Karlowassi zu dem Lieblichsten gehört, was ich in meinem Leben gesehen habe: bewaldete Höhen, weiße Dörfer, die wie freundliche Nester in kleinen Thälern am Berge hocken und von bebauten Feldern, auf denen Oliven-, Orangen-, Nuß- und Mandelbäume in üppiger Fülle gedeihen, und von großen Weinfeldern umgeben sind. Die Landschaft erinnerte mich an die von Nagasaki, wie ich sie vor einem Menschenalter gesehen und als etwas einzig Liebliches in der Erinnerung bewahrt hatte.

Wir langten rechtzeitig in dem kleinen Hafen von Karlowassi an, wo wir ein halbes Dutzend Arbeiter lässig damit beschäftigt fanden, an einem Hafendamm zu arbeiten. Die Wiederherstellung des theilweise versandeten Hafens von Karlowassi gehört ebenfalls, wie ich am vorhergehenden Abend erfahren hatte, zu einem der Verbesserungsprojecte der Samier, das bereits mehrere Regierungen auf ihr Programm geschrieben haben, und das irgend eine Staatsverwaltung der Zukunft wohl auch zur Ausführung bringen wird.

Unweit des Platzes, wo wir landeten — eine Landungsbrücke war noch nicht ausgeführt worden —, sah ich ein eigenthümliches Gefährt. Das war die ehrwürdige Kalesche aus dem vorigen Jahrhundert, von der ich schon einmal gesprochen habe. Sie war von einem starknochigen Schimmel gezogen. Das Geschirr bestand aus altem Lederzeug und mit Stricken zusammengeflickten Riemen; der Kutscher sah nicht wie ein herrschaftlicher aus. Es konnte unmöglich die fürstliche Equipage sein! Das war sie auch nicht. Diese, so erfuhr ich, sollte erst von Paris ankommen, wenn die geplanten Straßenbauten vollendet sein würden. — Nun, damit hat es nach meinem Dafürhalten noch gute Wege, und der Fürst wird sein Budget wegen dieser Anschaffung nicht so bald zu belasten haben.

Unser Schimmel setzte sich langsam in Bewegung, gelangte nach einer Fahrt von etwa zehn Minuten am Ufer des Meeres in die kleine Stadt — freundlich und hell wie Alles, was man auf Samos sieht — und zog uns dann bei glühender Mittagshitze bedächtigen Schrittes die steile Hauptstraße von Karlowassi hinauf, bis er plötzlich Halt machte und der Kutscher uns bedeutete, daß wir den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen müßten, da die Straße aufhöre, fahrbar zu sein. Er zeigte mit der Peitsche nach dem Palast, einem hübschen, ziemlich großen weißen Gebäude mit niedrigem Dach.

Der Weg bis dahin war nicht weit, aber die Sonne brannte so heiß, daß ich erhitzt und etwas ermüdet am Konak anlangte. Dort wurden wir von einem der sechzig Soldaten, einem ausgesucht hübschen Menschen, dessen prachtvolle Figur die kleidsame Uniform vollkommen zur Geltung brachte, in die Gegenwart des Landesherrn geführt. Er empfing uns in einem luftigen, weißgetünchten Zimmer, in dem drei Wände kahl waren, während an der vierten eine Schiffskarte von Samos und der Grundriß eines großen viereckigen Gebäudes hingen, des Hospitals für Aussätzige, wie mir der Fürst erklärte, als er meinen Blick darauf gerichtet sah. Die Möblirung des

Gemachs war von großer Einfachheit: zwei Arbeitstische, einer für den Fürsten, der andere für seinen Secretär, ein bequemer englischer Ledersessel, auf dem der Fürst saß, und ein halbes Dutzend Stühle, auf die er mit graziöser Handbewegung hinwies, uns dadurch einladend, Platz zu nehmen.

Der regierende Fürst von Samos ist ein untersetzter Herr, übermäßig stark für seine Größe und mit klugen Augen in dem feisten Mönchsgesicht. Er war sehr leutselig, und als er an unseren gerötheten Gesichtern wohl erkennen mochte, daß uns der Weg bis zu ihm erhitzt hatte, ließ er sofort kaltes Wasser für uns auftragen, das wir mit großem Genuß ausschlürften.

Der Fürst von Samos wird, wie wohl allgemein bekannt ist, im Verfolg des Londoner Protocolls von 1827 vom Sultan ernannt. Der Großherr hat bei dieser Wahl freie Hand, bis auf den einen Punkt, daß der Fürst stets griechischer Abkunft sein muß. Ueber die Dauer seiner Regierung bestimmt der Vertrag nichts, und es hängt von der Gnade des Großherrn ab, wie lange er ihn im Besitze seiner Herrlichkeit lassen will. Im Uebrigen ist Samos bis auf die Verpflichtung, einen jährlichen Tribut von 200 000 Piaster (etwa 36 000 Mark) an die Pforte zu zahlen, ein unabhängiger Staat, nur daß ihm verboten ist, eine Armee zu unterhalten.

Stephanos Bey Musurus begann das Gespräch, indem er sich nach dem Zweck unseres Besuches erkundigte; und als wir erwiderten, es hätte uns nur daran gelegen, sein schönes Fürstenthum kennen zu lernen, schien er sehr überrascht und kam verschiedene Male auf die Frage zurück, ob wir nicht etwa geschäftliche Angelegenheiten mit der Regierung der Insel zu regeln wünschten; in diesem Falle stände er zu Verhandlungen darüber gern zur Verfügung. Aber wir hatten thatsächlich keine geschäftlichen Vorschläge zu machen, und nachdem der Fürst dies endlich auch erkannt hatte, ließ er die Unterredung fallen, worauf eine Pause eintrat, die er endlich unterbrach, indem er zögernd fragte, ob wir bereits gefrühstückt hätten. — Ich mußte dies wahrheitsgemäß verneinen.

„Ach, Sie frühstücken spät," meinte der Fürst. „Sie haben gewiß sehr gute Sachen aus Constantinopel und Smyrna mitgebracht."

Ich hatte nicht den Muth, Seine Hoheit zu bitten, sich davon überzeugen zu wollen, und da ich die gewährte Audienz als beendet betrachten durfte, so stand ich gleichzeitig mit meinen Reisegefährten auf; wir verabschiedeten uns und hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als uns vom Konak wieder auf unsere Yacht zu begeben, wo wir uns zunächst der etwas feierlichen Kleidung entledigten, die wir zur Visite beim Fürsten angelegt hatten, und sodann guten Appetits frühstückten. Ich war mit meinem Besuche ganz zufrieden, denn es hatte mich doch interessirt, Stephanos Bey Musurus, den ich als zurückhaltenden, wortkargen Clubmann in Constantinopel kennen gelernt hatte, nun als einen großen Herrn mit dem stolzen Titel eines Fürsten von Samos wiederzusehen.

Nachdem wir den Hafen von Karlowassi verlassen hatten, erblickte ich in einiger Entfernung der Stadt ein neues großes, gut unterhaltenes, alleinstehendes Gebäude, in dem ich ohne Mühe das Hospital für Aussätzige

erkannte, dessen Plan ich im Konak des Fürsten gesehen hatte. Die Errichtung dieser wohlthätigen Anstalt ist das rühmenswerthe Werk des vorletzten Fürsten von Samos, Alexander Pascha Karatheodory. Diesem ist es gelungen, indem er die vielen Unglücklichen, die in Samos am Aussatz dahinsiechten, in jener Anstalt vereinigte, die Kranken männlichen Geschlechts von denen des weiblichen trennte und die Verheirathung Aussätziger durch ein Staatsgesetz verbieten ließ, die Zahl der mit dieser furchtbaren Krankheit Behafteten erheblich zu vermindern, so daß begründete Hoffnung vorhanden ist, sie werde in einem Lebensalter von der Insel verschwunden sein. Die Kranken werden in dem Hospital menschenfreundlich gepflegt, aber gleichzeitig wie Gefangene behandelt, die mit keinem anderen lebenden Wesen als mit Leidensgenossen desselben Geschlechts und ihren Krankenwärtern in irgendwelche Beziehungen treten dürfen.

Ehe wir Samos verließen, wollten wir nun auch noch die alte Hauptstadt Tygani, auf der Südostseite der Insel in geringer Entfernung von Wathy, besuchen. Wir langten dort etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang an und begaben uns sofort an Land, um noch etwas von der Stadt zu sehen, über die Polykrates geherrscht hatte. — Der Name dieses Fürsten ist in Tygani allgemein bekannt. Er ist die Größe aus vergangenen Zeiten, auf die die Samier ebenso stolz sind, wie die Chioten auf Homer. Jedermann, mit dem ich während meines kurzen Aufenthaltes in Tygani zusammentraf, sprach mir von ihm, und Viele zeigten mir die Stelle, wo vor über zweitausend Jahren der mächtige Palast gestanden haben soll, von dessen Zinnen er seinen Ring in das Meer geschleudert hätte. Ich will gern glauben, daß er den Göttern einen Ring geopfert, auch daß er ihn ins Meer geworfen habe, aber von seinem Schlosse aus kann dies schlechterdings nicht geschehen sein, denn das ist wohl weit über tausend Meter vom Meeresufer entfernt.

Dicht hinter Tygani erblickt man die Ruinen einer großen, anscheinend starken Veste. Als wir hinaufstiegen und sie besichtigten, waren wir enttäuscht, elendes Mauerwerk zu finden, das einige Schüsse aus einer gewöhnlichen Kanone umgeworfen haben würden. Man sagte uns, die Citadelle sei im Jahre 1820 zum Schutz gegen die Türken errichtet worden. Es hat den Anschein, als ob die morschen Mauern, auch ohne beschossen zu werden, in kurzer Frist zusammenbrechen müßten. Da haben die Ritter von Rhodos und die Diener der Herren von Genua und Venedig doch ganz anders gebaut als die griechischen Patrioten von 1820. Die Citadellen der Ritter und der Italiener stehen heute noch felsenfest und werden, obgleich arg vernachlässigt, wohl noch Jahrhunderte überdauern.

In der Nähe der Burg von Tygani sind einige oberflächliche Ausgrabungen von einem Deutschen, dessen Namen man mir nicht nennen konnte, gemacht, und dabei einige Reste schöner korinthischer Säulen zu Tage gefördert worden. Ein noch sehr gut erhaltenes Capitäl stand mitten auf dem Wege, in der Nähe einer Quelle, und war zum Schutze gegen Wind und Wetter mit einer Tonne zugedeckt, aus der man den unteren Boden ausgeschlagen hatte.

Der Quai, den wir wieder aufsuchten, nachdem wir die Burg besichtigt hatten, war belebt. Auf dem Wege dorthin bemerkte ich eine über-

raschend große Anzahl von Frauen in schwarzen Kleidern. Ich erfuhr, es seien Wittwen, die nach altem Brauch des Landes sich nicht ein zweites Mal verheirathen und bis zu ihrem Tode um den verlorenen Gatten trauern.

Jeder Grieche in Smyrna, Constantinopel und anderen Städten mit gemischter Bevölkerung spricht zum mindesten griechisch und türkisch, bei vielen Männern aus dem Volke kommt dazu noch italienisch und bei allen gebildeten französisch, hier und da auch englisch und deutsch. Aber auch auf den Inseln traf ich mit mehreren Griechen zusammen, die französisch sprachen, und in Wathy und Tygani mit zwei Samiern, die der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren.

Patmos, Leros, Kalymnos, Kos und Symi.

Von Samos südlich steuernd und auf dem Wege nach Rhodos besuchten wir die dort dicht neben einander liegenden kleinen Inseln Patmos, Leros, Kalymnos, Kos und Symi.

Die erste, an der wir anhielten, war Patmos, ein unfruchtbarer Felsen, dessen Bevölkerung von 7500 Griechen und einigen 40 Türken eine armselige sein würde, hätte nicht der Umstand, daß in Patmos die Offenbarung geschrieben worden ist, fromme Mönche im elften Jahrhundert veranlaßt, sich hier anzusiedeln und ein Kloster zu errichten, das, von starken Mauern umgeben, einer Festung gleicht, und noch heute frommen Priestern und Klosterbrüdern zum Asyl dient. Jene Mönche gründeten eine Schule, die im ganzen Archipel den Ruf großer Gelehrsamkeit erwarb, viele Schüler nach Patmos zog und noch heute als die „Universität der Inseln" genannt wird. Dabei darf man aber nicht an eine unserer Hochschulen denken, denn in Patmos wird nur classische Philologie und Theologie gelehrt. Die jungen Männer, die sich dorthin begeben, sind stille, arbeitsame, in großer Zurückgezogenheit lebende Menschen, die sich in ihrem Aeußeren und in ihrem ganzen Gebahren in keiner Weise von den anderen Einwohnern der Insel unterscheiden. Doch hat ihre seit Generationen währende Anwesenheit erhebend auf ihre Umgebung gewirkt, und die Männer, Frauen und Kinder von Patmos erscheinen ruhiger, gesitteter und ernster als die Bewohner der anderen Inseln.

Die kleinen Häuser von Patmos sind ohne Ausnahme schneeweiß und mit flachen Dächern bedeckt. Fremde Besucher, deren Augen an westliche Städtebilder gewöhnt sind, werden von dem Anblick zunächst überrascht. Die Stadt erscheint ihnen unvollendet oder zerstört, ruinenhaft; aber nirgends kann man ordentlicher gehaltene Häuschen finden als in Patmos.

Das alte Dorf — denn Stadt kann man den kleinen Flecken nicht nennen — hat sich auf der höchsten Spitze des Felsens um das Kloster gelagert, hinter dessen starken Mauern die Bewohner Schutz fanden gegen die häufig wiederkehrenden Einfälle der Piraten von Leros, Kalymnos und Symi. In neuester Zeit hat der regere Verkehr von Dampfern, Kriegsschiffen und den Fahrzeugen der Zollwächter der Tabaksregie-Gesellschaft dem Räuberwesen gesteuert, und seitdem hat sich unmittelbar am Meere ein kleines Dorf er-

hoben, das von jüngeren Fischern und Schiffern bewohnt wird, während die alten Familien des Landes ihre Wohnsitze in der Nähe des Klosters bewahrt haben. Aber auf der Höhe des Felsens stehen schon viele Häuser leer, während am Hafen langsam neue kleine Wohnorte emporwachsen.

Unser erster Besuch in Patmos mußte natürlich dem Kloster gelten. Der steile Felsweg glühte in der Sonnenhitze, aber der artige Wirth des kleinen Kaffeehauses am Ufer beruhigte uns, indem er sagte, er werde in wenigen Minuten gute Esel herbeischaffen, die uns schnell und sicher zum Kloster hinauf tragen würden. Wir versuchten, es uns auf den breiten hölzernen, mit einem Teppich bedeckten Sätteln, auf denen die Eingeborenen wie auf einem Stuhle ohne Lehne sitzen, bequem zu machen, und erreichten das Kloster nach einer halben Stunde bedächtigen Steigens, wobei uns einige sonnenverbrannte, hagere Kinder schweigend folgten.

An der Klosterthür wurden wir von einem alten Pförtner empfangen, und bald darauf kamen uns einige der Mönche mit ernster Artigkeit entgegen, fragten nach unserem Begehr, und als ich mich durch ein Einführungsschreiben, das ich der Güte des griechischen Patriarchen von Constantinopel verdankte, gebührend legitimirt hatte, wurde uns Alles gezeigt und erklärt, was an Merkwürdigkeiten hier zu sehen ist.

Die Kirche, in der sich das Grab des Gründers des Klosters, Cristodulos, Abts von Latros in Kleinasien, befindet, ist reich in byzantinischem Stil geschmückt; in der Bibliothek werden viele schöne Manuscripte aufbewahrt, von denen uns die ehrwürdigsten, vom Bruder Bibliothekar mit einer Art Zärtlichkeit hantirt, zur Besichtigung vorgelegt wurden. Als das Werthvollste wies er auf einen Theil des Evangeliums S. Marci hin, das angeblich aus dem fünften Jahrhundert stammt und durch seine prachtvolle Schrift auffällt, ferner ein Capitel aus dem Buche Hiob, mit schönen Illustrationen aus dem neunten Jahrhundert, auf die Predigten des heiligen Gregorius aus dem zehnten, die vier Evangelisten aus dem dreizehnten, eine Messe auf Pergamentrolle aus dem zwölften Jahrhundert und endlich auf ein Exemplar der Dichtungen Pindar's, nach Aussage des Mönches des ersten in Deutschland gedruckten griechischen Buches. Es ist vollkommen gut erhalten und trägt das Datum 1480. Aber zu dem Sehenswerthesten im Kloster von Patmos gehören die alten Mönche, stattliche Gestalten, viele schönen Antlitzes mit schneeweißen, langen Bärten, Alle mit einem eigenthümlich guten, milden Gesichtsausdruck und von vollkommener Artigkeit der Umgangsformen.

Die in Griechenland übliche Gastfreundschaft wurde auch hier ausgeübt; unmittelbar nach unserer Ankunft und als wir uns nach Besichtigung des Klosters zum Gehen rüsteten, wurden uns im Refectorium eingemachte Früchte, Kaffee und ein, wie ich glaube, im Kloster selbst destillirter, wohlschmeckender Kräuterliqueur, vorgesetzt. Auch wurden wir aufgefordert, unsere Namen in das Fremdenbuch zu schreiben, wobei ich bemerkte, daß zwischen den letzten Einzeichnungen und den unserigen ein Zeitraum von mehreren Jahren lag. Ueberhaupt waren in dem Buche, das seit vielleicht zwanzig Jahren den Besuchern vorgelegt wurde, nur wenige Seiten beschrieben. Unter einigen Namen

sah ich die üblichen Bemerkungen einer gewissen Classe Reisender, die sich für verpflichtet halten, bei derartigen Gelegenheiten irgend etwas zu sagen. Einer, mit ungelenker Handschrift, hatte sich zu einem lateinischen Citat verstiegen, dessen Zusammenhang mit dem Kloster von Patmos mir unklar geblieben ist. „Dulce est pro patria mori" stand in dem Fremdenbuch, und darunter Name und Wohnort des Schreibers.

Von der hohen Terrasse des Klosters aus hat man eine schöne Aussicht auf die Landschaft. Mehrere kleine Felseninseln von wenigen hundert Fuß Durchmesser, nur zum Theil mit grünem Gesträuch bedeckt, gestalten sich in der unmittelbaren Nähe des Ufers zu einem eigenthümlichen Bilde, dessen Charakter friedliche Ruhe ist.

Den Abstieg beschlossen wir zu Fuß zu machen, durchschritten zunächst das Dorf unter den Klostermauern, wiederum von einer Schar hübscher, stiller Kinder gefolgt, von denen einige Blumen in der Hand trugen, wie sie aus dem unfruchtbaren Felsen sprießen oder in kleinen Gärtchen, in denen mit Mühe einige organische Erde zusammengetragen worden ist, den anspruchslosen Besitzern zur Freude gereichen. Mir fiel ein Kind mit blassem Gesichtchen auf, das barfuß auf den spitzen Steinen wie eine Gemse vor uns her sprang, während wir uns bedächtig für jeden Schritt, den wir thaten, den Platz, wohin wir den Fuß setzen wollten, suchten. Die Mönche hatten uns einen Laienbruder, der französisch sprach, als Begleiter mitgegeben, und mit diesem traten wir in einige Häuser, um uns die Wohnungseinrichtungen auf Patmos anzusehen. Unser Führer hatte wohl unter den Honoratioren des Ortes gewählt. Ueberall fand ich unübertreffliche Reinlichkeit. Den schneeweißen Mauern des Hauses entsprachen die weißgetünchten großen inneren Räume, in denen trotz der Mittagshitze angenehme Kühle herrschte. Die Ausschmückung der Stuben zeugte nicht gerade von entwickeltem Schönheitssinn. Neben neuen Reproductionen byzantinischer Heiligenbilder waren Chromolithographien aus illustrirten Zeitschriften eingerahmt. Auch sah ich einige illustrirte Reclamen von „Chocolat Ménier" und von Pear's „unvergleichlicher Seife". Auf den Regalen, die an den Wänden um das ganze Zimmer liefen, standen werthlose Teller, Schüsseln und Gläser und einige der Kruken, in denen aus China Ingwer und eingemachte Früchte nach Europa gesandt werden. Das waren wohl Geschenke von Schiffern, die sie von ihren Fahrten nach Smyrna, Triest und Marseille den Verwandten der Heimath mitgebracht hatten. — Die Kinder, die unsere Escorte bildeten, folgten uns in die offenen Häuser und wurden dort von Wirth und Wirthin ohne Widerrede geduldet. Uns selbst brachte man überall, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, uns dafür anders als durch mündlichen Dank erkenntlich zu zeigen, Kaffee, Confituren und köstliches eiskaltes Wasser.

Halbwegs zwischen dem Kloster und dem Hafenstädtchen bogen wir auf schmalem Fußweg nach rechts ab, um die Höhle zu besuchen, in der St. Johannes die Offenbarung geschrieben hat. Es ist ein großes, halbdunkles, unheimliches Felsennest, in dem nach der Legende die Plätze bezeichnet werden, wo der Evangelist schlief und schrieb, auch die Aushöhlung, aus der die Stimme des

Himmels zu ihm drang. In der unmittelbaren Nähe der Höhle befindet sich eine kleine Capelle, in der vom Kloster aus der Gottesdienst abgehalten wird. Der Pförtner und seine Frau wohnen dicht daneben in einem kleinen, niedrigen, aus zwei Zimmern bestehenden Häuschen, weiß wie alle Häuser auf Patmos, von derselben Sauberkeit und wie diese mit Bildern geschmückt.

In das Dorf zurückgekehrt, traten wir in das kleine Kaffeehaus, das wir bereits am Morgen besucht hatten, und das nun den Eindruck eines primitiven Clubs auf mich machte, eines Versammlungsortes, in dem sich die ehrbaren Männer von Patmos zusammenfinden. Wir tranken dort den üblichen Kaffee, den man in der Türkei aller Orten und überall beinahe gleich gut erhält. Es war wohl die sechste oder siebente Tasse Kaffee, die ich an jenem Tage zu mir nahm, wozu ich jedoch bemerken will, daß der Kaffee „à la turca" keineswegs so aufregend wirkt wie der bei uns zubereitete, den man im Osten „Café à la franca" nennt.

Als wir den Club verließen, reichte uns der Wirth die Hand. Treuherzigen Handschlag hatten wir auch von den Männern und Frauen erhalten, die wir im Dorfe besucht, und in Tygani auf Samos waren wir von dem Bürgermeister des Ortes, einem Ackerbauer oder Fischer, der uns in Hemdärmeln an der Landungsbrücke erwartete, in derselben Weise begrüßt worden. Dies wiederholte sich noch beim Landen auf den anderen Inseln; aller Orten wurden uns die Hände freundschaftlich entgegengestreckt, daß mir dieser Gruß, der mir sonst nirgendwo im Osten geboten war — obgleich man sich auch dort unter Bekannten beim Kommen und Gehen die Hand schüttelt — wie ein Anzeichen erschien, das mir gastfreundlich treue Aufnahme versprach.

* * *

Südlich von Patmos liegen mehrere kleine Inseln. Dieselbe Erdrevolution hat sie aus dem Meere emporsteigen lassen, und sie alle tragen denselben Charakter. Es sind unfruchtbare Felseninseln. Kalymnos namentlich wirkt förmlich schreckenerregend in seiner starren, dunklen Nacktheit. Die Bewohner nähren sich hauptsächlich von den Erzeugnissen des an Fischen und Schwämmen reichen Meeres und gelten für die kühnsten Schiffer, Schwimmer und Taucher des Archipels. Sie bilden auch inmitten der Archipel-Bevölkerung einen eigenthümlichen Menschenschlag. Die meisten sind mittelgroß, viele von auffallender Hagerkeit, mit langen Gliedmaßen. Ihre Augen haben einen ganz eigenthümlich stechenden Blick, den ich nicht näher zu beschreiben vermag. Leute, namentlich Kinder, mit blondem Haar und blauen Augen, sind nicht selten. Alle haben scharfgeschnittene Züge und einen harten Gesichtsausdruck. Sie waren, wie die Samier, in früheren Jahren gefürchtete wilde Piraten und sind heute die gefährlichsten und muthigsten Schmuggler. Ihr ungesetzliches Gewerbe, das sie insofern offenkundig betreiben, als wohl jeder türkische Beamte auf Leros, Kalymnos und Symi mit Sicherheit die Hand auf Hunderte von Schmugglern legen könnte, muß ein recht einträgliches sein, denn die Städtchen, die wir besuchten oder im Vorüberfahren erblickten, hatten das Gepräge, Wohnorte wohlhabender Leute zu sein.

Der Schmuggelhandel wird hauptsächlich in der Weise betrieben, daß zollpflichtige Waaren aus Griechenland, darunter in erster Linie Tabak, sodann aber auch Waffen und Kriegsmunition, auf der kleinen hellenischen Insel Syra aufgestapelt und von dort bei günstigem Winde, mit Vorliebe in dunklen Nächten, nach Samos und den eben genannten drei Inseln hinüber gebracht werden. Die Entfernung zwischen Syra und den Schmuggelinseln beträgt etwa neunzig Seemeilen; von dort bis zum türkischen Festlande ist die Entfernung gering: bei Samos nur eine Meile, zwischen Kalymnos und Budrum etwa zwanzig Meilen.

* * *

Leros, das wir zwei Stunden nach unserer Abfahrt von Patmos erreichten, ist wie diese eine schneeweiße Stadt, die sich auf einem Sattel, durch zwei hohe Hügel gebildet, weit ausbreitet. Auf dem einen Hügel erhebt sich eine alte, anscheinend wohl unterhaltene Citadelle, von den Rittern von Rhodos erbaut, die während langer Jahre Herren von Leros waren. Oftmals von den Türken angegriffen, fiel sie, nachdem die Johanniter vertrieben worden waren, ebenfalls in türkische Hände. Sie wurde jedoch seitdem noch einmal im siebzehnten Jahrhundert von dem Venetianer Foscolo den Türken entrissen, um später wieder in deren Besitz zu gelangen.

Die Stadt Leros, auf der Südseite der Hügel, ist sehr heiß. Der große, nach Nordosten hin weit offene Hafen ist tief, scheint aber nur geringen Schutz zu bieten. Währenddem wir im Hafen lagen, umkreisten zahlreiche Kaiks, von Knaben im Alter von zehn bis vierzehn Jahren geführt, unser Boot; es war eine Freude, sie ins Wasser tauchen und nach den kleinen Münzen suchen zu sehen, die wir hinein geworfen.

In einem der Boote sah ich ein winziges Stückchen Menschheit, einen höchstens siebenjährigen Knaben, der im Gegensatz zu seinen hageren Genossen pausbäckig war und vergnügt aussah. Ich hielt ihm über den niedrigen Bord der Yacht einen Piaster hin. Er bemühte sich lange, mit seinen kurzen Aermchen danach zu reichen, und als ihm dies nicht gelingen wollte, machte er einige schnelle Bewegungen und stand gleich darauf nackt da, mir durch Zeichen bedeutend, ich möchte den Piaster ins Wasser werfen. Daß er mit dem Auskleiden so schnell fertig geworden war, konnte kaum Wunder nehmen, denn sein ganzer Anzug bestand aus einem kurzen Hemd und einem Paar bis zum Knie reichender weiter Hosen. Ich hatte nicht den Muth, ihn auf die Probe zu stellen, denn ich dachte, dem Kleinen könnte möglicher Weise ein Unglück zustoßen. Ich stieg deshalb die kurze Schiffstreppe hinab und gab dem Kinde die kleine Münze. Augenscheinlich um sich dafür dankbar zu zeigen, sprang er kopfüber mit jubelndem Aufschrei ins Wasser, und ich erkannte wohl, daß meine Befürchtungen unbegründet gewesen waren, denn er schien im Wasser ebenso sehr in seinem Element wie auf dem Lande, wälzte sich darin umher, schlug Purzelbäume, schwamm abwechselnd auf dem Rücken und auf dem Bauch, tauchte unter und erschien mit kugelrunden Backen wieder auf der Oberfläche, um das Wasser, mit dem er seinen Mund gefüllt hatte, delphin-

artig auszuspeien. Dann kletterte er in das Boot zurück und war beinahe eben so schnell wieder in seinen Kleidern, wie er sich deren kurz vorher entledigt hatte. Von Abtrocknen nach dem Bade war bei ihm ebensowenig wie bei seinen Kameraden die Rede.

* * *

Leros ist von Kalymnos nur durch eine enge Wasserstraße von etwas über einer halben Meile Breite getrennt. Die Entfernung zwischen dem einen und dem anderen Hafen dürfte etwa fünfzehn Meilen betragen.

Die Sonne stand tief am Horizont, als wir an der Westküste von Kalymnos entlang dampften, und beleuchtete herrlich die schauerlich wilden Felsen, hinter denen sich der Mond milchweiß erhoben hatte. Hier und da sahen wir vereinzelte Häuser, auch kleine Flecken, aus fünf bis zwanzig Häusern bestehend, und überall, wo Menschen wohnten, schaukelten sich in der Nähe des öden Ufers die kleinen Fahrzeuge der Schwammfischer.

Die Hauptstadt von Kalymnos führt den Namen Astypalée. Der Hafen ist klein und seicht und gewährt den Fischerbooten bei jedem Wetter sicheren Schutz. Astypalée zählt an 4000 Einwohner, ganz Kalymnos etwa 9000. Auch dieser Ort macht von außen den Eindruck der Reinlichkeit. Die Häuser mit den flachen Dächern erheben sich amphitheatralisch bis zu geringer Höhe des Felsens, an den sie gebaut sind. An den schmalsten Stellen hat sie nur zwei, an den höchsten zählte ich zehn Straßenreihen, wenn man, wo drei oder sechs Häuser nebeneinander liegen, von einer Straße sprechen darf. Die Baumeister von Astypalée können von ihrer Kunst keinen besonderen Beweis ablegen, denn die viereckigen glatten, schmucklosen Häuser, aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk darüber bestehend, haben im Inneren keine Treppen, und um in die obere Etage zu gelangen, wird eine Freitreppe benutzt. An vielen Stellen hatte man sich die Sache sogar noch leichter gemacht, indem man eine Leiter an eins der Fenster des ersten Stocks gestellt. War diese nach Sonnenuntergang eingezogen, so befanden sich die Einwohner in ihrem Hause wie in einer kleinen sicheren Festung.

Die Straßen von Astypalée sind eng, unregelmäßig, schlecht gepflastert. Die Insel hat im Mittelalter abwechselnd den Venezianern und den Rittern von Rhodos gehört und ist jetzt wieder türkisch. Fruchtbäume und Getreide findet man auf Kalymnos nicht, aber auf einigen der Felsen wachsen viele bunte Blumen, aus denen große Bienenschwärme Nahrung suchen. Der Honig von Kalymnos ist berühmt und wird von einigen Feinschmeckern sogar über den vom Hymettos gestellt.

Die Dämmerung war eingebrochen, und wir verließen Kalymnos, um zunächst der südlich zwischen Rhodos und Kos gelegenen kleinen Insel Symi einen kurzen Besuch abzustatten.

Lacroix und Cuinet sprechen von Symi als von einem elenden, von Hungerleidern bewohnten Dorfe. Dies ist aber vor mehr als einem halben Jahrhundert geschrieben worden, denn Cuinet, dessen Arbeit vor etwa fünf Jahren vollendet worden ist, hat seine Mittheilungen über die kleine Felseninsel einfach aus Lacroix entnommen. Heute sieht es in Symi ganz anders aus.

Das Städtchen macht im Gegentheil einen recht behaglichen und wohlhabenden Eindruck. Der erste Anblick, den es gewährt, ist überraschend. Es sieht nämlich aus, als ob die kleinen viereckigen weißen Häuser mit blauen Fensterläden an den hohen Felsen, auf dem die Stadt liegt, angeklebt wären. Denn so steil ist dieser Felsen, daß ein jedes Haus das unmittelbar unter ihm liegende weit überragt, und man von einer Straße zur anderen kleine Anhöhen zu erklimmen hat. Dazu dienen an vielen Stellen schmale, in den Stein eingehauene Treppen. Die Leute, die auf dem Quai vor den Kaffeehäusern sitzen oder auf dem Hafendamm umherschlendern, gleichen verwegenen, keineswegs hülfsbedürftigen Menschen. Am bezeichnendsten aber für den Wohlstand des Ortes ist, daß ein ganzer Stadttheil aus neuen Häusern besteht, am Eingang des Hafens ein schöner, ebenfalls neuer Glockenthurm errichtet ist und an einer großen Kirche noch jetzt gebaut wird, obgleich der Ort reichlich genügend Gotteshäuser für die kleine Bevölkerung zu besitzen scheint. Die Symier müssen überhaupt sehr devot sein, denn nach übereinstimmenden Mittheilungen verschiedener Bewohner, mit denen ich mich unterhalten konnte, darunter auch des Kaimakam, d. h. des höchsten türkischen Beamten des Districts, besitzt Symi, das im Ganzen 9000 Seelen zählt, nicht weniger als dreihundert Klöster. Dazu ist indessen zu bemerken, daß, wenn von einem Kloster in Symi gesprochen wird, nicht an etwas Derartiges in anderen Ländern gedacht werden darf. Ein Symier erzählte mir, daß wohlhabende Leute, einige noch bei Lebzeiten, andere nach ihrem Tode, Klöster errichten ließen, die gewöhnlich unbedeutend wären und leer ständen, und in denen nur in längeren Zwischenräumen ein Priester aus der Nachbarschaft Gottesdienst vor einer kleinen Gemeinde, der Familie des Stifters, abhielte. Trotzdem legen diese Klöster Zeugniß davon ab, daß von Hunger und Elend auf der Insel nicht wohl die Rede sein kann. Nun haben aber jene Insulaner nur zwei Erwerbsquellen: sie sind, wie ihre Brüder auf Kalymnos und Leros, Schwammfischer oder Schmuggler, gewöhnlich gleichzeitig beides. Diese Gewerbe müssen also erheblichen Gewinn abwerfen.

Im Hafen, der gleich denen von Leros und Kalymnos der Hauptspielplatz für Knaben und junge Schiffer und Fischer zu sein scheint, wohnte ich einer Regatta bei, an der sich vier größere offene Boote mit je drei Mann Besatzung betheiligten. Eine hübschere Takelage als die jener Fahrzeuge habe ich nie gesehen; ob sie aber sehr praktisch ist, lasse ich dahin gestellt sein. Die Segel dieser kleinen Boote sind nämlich nahezu doppelt so lang, wie sie bei uns von Masten ähnlicher Größe getragen werden, und bilden auf diese Weise, sobald der Wind sie füllt, ballonartige halbrunde Säcke. Sie sollen die Eigenschaft besitzen, das Fahrzeug über dem Wasser zu halten und zu verhindern, daß es sich stark auf eine Seite legen kann. Seeleute werden diese Art Segel wohl kennen; ich hatte sie nie zuvor erblickt und fand, daß es sehr hübsch, aber etwas gefährlich aussah, wie diese großen, weißen Halbkugeln aus Leinwand auf den kleinen Booten ohne bemerkbare Schwankungen übers Wasser flogen.

Frauen und Mädchen sah ich auch in Symi nur wenige in den Straßen. Sie scheinen auf den Inseln weit häuslicher zu sein als ihre griechischen Schwestern auf dem Festlande. Dagegen wimmelte es auf den Staden von

kleinen Kindern beider Geschlechter. Sie machten nicht einen so sympathischen Eindruck wie ihre Altersgenossen, an deren Anblick ich mich in Lesbos und Chios erfreut hatte, sondern gingen mürrisch und still einher. Man sagte mir, daß das Gewerbe, von dem sie sich später zu ernähren haben würden, nur durch anstrengende Uebungen und harte Entbehrungen erlernt werden könne und dies den Frohsinn der Jugend zerstöre. Bei der Gelegenheit hörte ich auch erstaunliche Berichte von dem, was ein tüchtiger Taucher zu leisten im Stande wäre. Man versicherte, sie stiegen bis über zweihundert Fuß in die Tiefe hinab. Cuinet, ein gewissenhafter Berichterstatter, spricht sogar von zweihundertvierzig Fuß. Das ist wohl niemals nachgemessen worden, und ich will die Verantwortlichkeit für die Zahl nicht übernehmen und erzähle nur wieder, was mir von glaubwürdig erscheinenden Männern gesagt wurde. Uebrigens sollen die Schwammfischer ihre Kühnheit nicht selten mit dem Leben büßen.

Kos.

Kos, auch Stanco und Istanköi genannt, die größte der Sporaden, südlich von Kalymnos und nur zwei Meilen von der Halbinsel von Budrum entfernt, zählt 10000 Einwohner, fast ausschließlich Griechen, von denen etwa 3000 auf die Hauptstadt der Insel kommen. Im Gegensatz zu den unfruchtbaren Felsen von Kalymnos, Leros und Symi ist Kos mit Ausnahme des südlichen Theils fruchtbar und bebaut. Die Hauptstadt auf der Nordostküste liegt an einer offenen Rhede, besitzt aber außerdem zwei kleine innere Häfen, die jedoch so seicht sind, daß sie nur von Fahrzeugen geringen Tiefgangs benutzt werden können. Die Rhede gewährt bei östlichen und südlichen Winden ungenügenden Schutz, und große Schiffe vermeiden es, dort länger als nothwendig vor Anker zu gehen.

Das Städtchen Kos ist anmuthig, und die Straßen und Wege sind dort besser unterhalten als auf den anderen Inseln, ja, um die Stadt läuft ein breiter Boulevard, auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, auf den auch eine kleinere europäische Stadt stolz sein könnte. Die Einwohner von Kos scheinen einem anderen Menschenschlage anzugehören als die verwegenen Schiffer, Schmuggler und Taucher von Leros, Kalymnos und Symi. Sie sind ruhig, zuvorkommend artig, und wenn man sie auf dem schönen, offenen Platze von Kos hinter den Kaffeetischen sitzen sieht, könnte man sie, wäre nicht der Fez, für friedliebende Bürger einer deutschen Kleinstadt halten. Friedliebend müssen sie wohl von jeher gewesen sein, dafür zeugen gewisse eigenthümliche gesetzliche Bestimmungen und Gebräuche, wonach die Tochter und nicht der Sohn Erbe der Eltern ist, und nicht der Mann um die Braut freit, sondern das Mädchen sich ihren zukünftigen Lebensgefährten aussuchen darf.

Das Schönste, was man in Kos sehen kann, und etwas unbedingt Schönes ist die Hippokrates-Platane, die sich auf dem kleinen öffentlichen Platze befindet. Sie ist von kolossalen Verhältnissen: der ausgehöhlte, aber nicht geborstene Stamm hat vier Fuß über der Erde einen Umkreis von achtundvierzig Fuß und das Blätterdach einen nicht geringeren als von zweihundertsiebzig.

Die mächtigen, schweren unteren Aeste ruhen auf starken steinernen Säulen und stehen in fast horizontaler Richtung vom Stamm ab, ohne durch ihr Gewicht diesen übermäßig zu belasten. Der Baum hat infolgedessen eine fast regelmäßig rundliche Kuppel. Zum Schutze der Wurzeln ist der Stamm mit einer etwa vier Fuß hohen, breiten Terrasse umgeben, zu der man auf zwei alten Treppen aus Marmor gelangt. Unter dem Blätterdach der Platane sind Tische und Stühle aufgestellt, wo es sich die ruhigen Bewohner der Stadt nach des Tages Mühen, die nicht allzu heiß zu sein scheinen, und auch im Laufe des Tages wohl sein lassen. Frauen habe ich dort nicht gesehen, und man sagte mir, daß es, trotz der Ueberlegenheit, die das Gesetz dem weiblichen Geschlechte eingeräumt hat, allen Gebräuchen widersprechen würde, wenn eine Frau, geschweige denn ein junges Mädchen sich in einem Kaffeehause zeigen wollte.

Der Name Hippokrates wird dem Fremden in Kos sogleich genannt, und neben ihm der des Apelles. Kos ist stolz darauf, die Heimath des größten Arztes und des größten Malers des Alterthums zu sein.

Die Geschichte von Kos war im Mittelalter, als die Ritter von Rhodos dort hausten, eine kriegerische. Davon legt schon die alte Citadelle am Meere Zeugniß ab. Sie wurde von einem deutschen Ritter, dem Ordensbruder Schlegelhold, Gouverneur von Kos, Kalamos und Leros, errichtet und steht noch heute wohlerhalten da. Sie dient jetzt, wie die Burgen von Chios und Lesbos, der türkischen Garnison als Kaserne.

Beim Landen in Kos wurden wir von einem höflichen, sorgfältig gekleideten, gut aussehenden jungen Marineoffizier, dem Hafencommandanten, in Empfang genommen, der sich während der wenigen Stunden, die wir in seiner Nähe verbrachten, zu unserem gefälligen Cicerone machte. Er führte uns unter Anderem in ein kleines Museum in offener Luft, in dem einige große, nicht besonders werthvolle Fundstücke aufgestellt sind. Sodann begleitete er uns durch die engen Straßen der Stadt, in denen er uns auf einige alte Ritterhäuser, mit wohlerhaltenen Wappen geschmückt, aufmerksam machte, nach dem Boulevard und schließlich zum Gouverneur, einem vornehmen älteren Herrn, der uns während der ganzen Zeit unseres Besuches, wohlwollenden Ernst auf dem edlen Antlitz, stumm gegenüber saß, aufmerksam darauf bedacht, allen Geboten der orientalischen Gastfreundlichkeit gerecht zu werden. Die Diener kamen und gingen, nach und nach Kaffee, Wasser, Cigarretten und Confituren vor uns hinsetzend. Sie waren sehr geübt in der nicht leichten Kunst, sich aus dem großen Zimmer zurückzuziehen, ohne ihrem Herrn und der Gesellschaft den Rücken zuzukehren, und alle traten geräuschlos auf, als gingen sie auf Socken. Es war sehr feierlich, aber etwas langweilig, und ich athmete erleichtert auf, als ich wieder in der freien Luft war. Damit hatten unsere Beziehungen zu dem höflichen Beamten jedoch noch nicht ihr Ende erreicht, denn kaum waren wir an Bord des Schiffes wieder angelangt, so erschien er auch schon, um uns seinen Gegenbesuch zu machen. Er blieb eine volle halbe Stunde auf dem Deck sitzen, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß er während dieser Zeit keine zwanzig Worte sprach. Aber das stille Lächeln, mit dem er dem Gespräch aufmerksam folgte, hatte etwas sehr Verbindliches. Der junge Dolmetscher, der ihn begleitete, ein Schüler von

Galata-Serai, dem Gymnasium und der Hochschule von Constantinopel, war dagegen gesprächig, aber gleich dem Marineoffizier schien er sich auf dem von ihm bekleideten Posten, weit von Constantinopel, in trauriger Verbannung zu fühlen.

Am nächsten Morgen verließen wir den Hafen vor Sonnenaufgang, um das fünfzig Meilen weit entfernte Rhodos noch im Laufe des Vormittags zu erreichen. Während der Fahrt verloren wir die öde anatolische Küste niemals ganz aus den Augen; im Wasser erblickten wir zahlreiche kleine, kahle, unbewohnte Felseninseln. Um unser Boot kreisten mächtige silbergraue Möwen und von Zeit zu Zeit Herden von Delphinen, von denen einige spielend längere Zeit das Schiff begleiteten. Sie glitten in lieblich anzuschauender Beweglichkeit neben uns einher, verschwanden auf Secunden unter dem Wasser, erhoben sich wieder und verließen uns endlich, still und plötzlich, wie sie gekommen waren. — Gegen elf Uhr wurde die Küste von Rhodos deutlich sichtbar.

Rhodos.

Keine Insel des Aegäischen Meeres hatte ich, bevor ich meine Reise antrat, so sehr preisen hören wie Rhodos, die Insel Apollo's. Doch waren meine Erwartungen nun nicht mehr so hoch gespannt wie vor einigen Tagen. Der Anblick der ebenfalls vielgerühmten Inseln Lesbos und Chios hatte mich zwar nicht enttäuscht, doch meinen Erwartungen eine andere Richtung gegeben. Ich war, noch ehe ich Rhodos gesehen hatte, darauf vorbereitet, daß ich dort viel Schönes, aber auch viel Trauriges erblicken würde. Dieselben Naturkräfte und Menschen, die das einst so blühende Lesbos und das so friedlich schöne Chios verändert und theilweise zerstört hatten, mußten nothwendiger Weise auch auf Rhodos ihren Einfluß ausgeübt haben.

Rhodos zeigt sich dem von Samos kommenden Reisenden als eine lange, unregelmäßige, hohe Insel, die sich nach Norden abflacht und dort eine niedrige Ebene bildet, an deren äußerster Spitze die Stadt Rhodos liegt. Wenn man sich dieser nähert, erblickt man zunächst die hellen Villen der europäischen Vorstadt: freundliche, von Gärten umgebene Wohnhäuser mit rothen, hohen Dächern; dann taucht die Festung auf, deren Mauern mit den berühmten Thürmen von S. Nicolaus und S. Michel und den Bastionen von England, Frankreich, Spanien u. s. w. beim ersten Anblick niedrig und unbedeutend erscheinen. Der westliche Hafen, in den wir einliefen, ist klein und mit so enger Einfahrt und geringer Tiefe, daß selbst unser Fahrzeug vorsichtig manövriren mußte, um heil hinein zu gelangen. Die Dampfer der österreichischen und griechischen Linien und die größeren türkischen Kriegsschiffe ankern außerhalb des inneren Hafens.

Und nun lag Rhodos vor mir: ein großes, von der schönsten Sonne hell beleuchtetes Bild und doch ein trauriges. Der Name Rhodos ist nicht mit „Insel der Rosen" zu übersetzen, denn Rosen gibt es dort nicht mehr als an tausend anderen Orten; der poetische Name „die Rose" sollte die Insel Apollo's als die schönste Zierde des Meeresgartens bezeichnen. Sie ist noch heute schön

und wird es immer bleiben, denn ihren Himmel, die wunderbare Beleuchtung der Landschaft und des Meeres kann ihr Niemand rauben, aber sie ist nichts weniger als etwas Blühendes. Alles ist verwelkt, erscheint dem Aussterben nahe. Und dieser Eindruck wird durch die freundlichen Häuser der Vorstädte und die weiten grünenden und blühenden Flächen, die das Auge erfreuen, nicht vermindert, vielmehr erscheinen daneben die altersgrauen, ruinenhaften Mauern der eigentlichen Stadt und die unübersehbar großen öden Flächen, die sich an das grüne Land anschließen, nur noch trauriger.

Wir hatten das Glück, in dem Rhodiser Herrn Biliotti, dem Bruder Eduard Biliotti's, dem man das beste moderne Werk über Rhodos: „L'Ile de Rhodes", verdankt, einen eben so gefälligen wie zuverlässigen Führer zu finden.

Beiläufig möchte ich einige Worte über das soeben genannte Buch sagen, das, abgesehen von seinem inneren Werthe, als ein typographisches Curiosum genannt zu werden verdient. Es ist nämlich in Rhodos selbst gedruckt und vom Verfasser und einem Mitarbeiter eigenhändig gesetzt worden, da auf der Insel kein dazu befähigter Schriftsetzer zu finden war. Die Beiden, Autodidakten im wahrsten Sinne des Wortes, waren dabei auf die Hülfe zweier gänzlich unerfahrener türkischer Knaben angewiesen, die nicht einmal die lateinischen Buchstaben kannten. Die Correcturen müssen eine unendlich mühsame Arbeit gewesen sein. Trotzdem enthält es verhältnißmäßig sehr wenig Druckfehler; daß es manche typographische Verstöße aufweist, wie fehlerhafte Seitenfolge, auf dem Kopf stehende Holzschnitte und andere Schnitzer, die den kleinsten deutschen Buchdrucker mit Grausen erfüllen würden, kann kaum Wunder nehmen. Aber diese Mängel stören das Lesen der unendlich fleißigen Arbeit nur in geringem Maße.

Herr Biliotti, während der fünf Tage, die wir in Rhodos verbrachten, unser steter Begleiter, hatte die Topographie des Ortes und des Landes so sicher in seinem Kopfe und wußte so genau, was in Rhodos wirklich sehens- und wissenswerth ist, daß ich mich rühmen kann, so glaube ich, in Rhodos ziemlich Alles gesehen und erfahren zu haben, was ein Reisender, der nicht historische Studien machen, sondern sich nur ein richtiges Bild von dem heutigen Zustande der Insel und der Stadt verschaffen möchte, zu besichtigen und zu lernen wünschen kann.

Als wir uns in sein Boot gesetzt hatten, um ans Ufer zu fahren, wies Herr Biliotti auf die Stelle hin, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der „Koloß" gestanden haben wird. Er machte mir klar, daß nachweisbar, denn die ungefähre Höhe der Figur sei bekannt, der Koloß unmöglich mit ausgebreiteten Beinen auf den beiden Spitzen der Einfahrt zum Hafen gestanden haben könne; die Durchfahrt müsse dann unter dem höchsten Punkte des Winkels eine so niedrige gewesen sein, daß selbst mastlose Galeeren sie nicht hätten passiren können. Man müsse bedenken, daß der Koloß nur sechsundfünfzig Jahre gestanden habe, als er vor mehr als zweitausend Jahren durch ein Erdbeben zu Boden geworfen wurde, daß über die Wiederherstellung der Statue durch die Römer Bestimmtes nicht bekannt sei und man sich leicht vorstellen könne, wie die Legende, die so viel Fabelhaftes erfunden, dem Koloß eine Gestalt gegeben

habe, die niemals seine eigene gewesen sein könne. Alle Wahrscheinlichkeit spräche dafür, daß er in aufrechter Stellung auf dem Felsen errichtet worden sei, der noch heute dem Leuchtthurm zum Fundament dient. Anstatt anzunehmen, daß die Schiffe unter seinen Beinen durchgefahren, dürfte es richtig sein, zu sagen: unter seinem rechten gebogenen Arm, der das den Eingang zum Hafen bezeichnende Licht trug.

Der Weg zur Citadelle, dem stärksten Punkt der alten Burg, wo die letzten wahrhaft heroischen Kämpfe zwischen der kleinen Schar der Ritter und ihrer Knechte gegen die hunderttausend Köpfe zählende Armee Soliman's ausgefochten wurden, führt zunächst durch die berühmte „Rue des Chevaliers". Sie ist jetzt ausschließlich von Türken bewohnt und durch häßliche vergitterte Holzbauer, die vor vielen Fenstern angebracht sind, ihres großartig einfachen Charakters beraubt und abscheulich verunstaltet. Aber selbst in ihrer heutigen Gestalt macht die alte Straße der Ritter noch einen tiefen Eindruck auf den Beschauer. Die einfachen, in den meisten Fällen schmucklosen Häuser gleichen mit ihren flachen Dächern ungeheuren grauen Steinquadern, die nebeneinander gereiht eine einzige feste Mauer bilden. Ueber die Straße sind in unregelmäßigen Zwischenräumen starke steinerne Schwibbogen gespannt, so daß beide Häuserreihen ein großes Ganzes bilden. Diesem Umstande ist es wohl zu verdanken, daß sie furchtbaren Erdbeben, die vereinzelte Wohnstätten zur Erde warfen, widerstehen konnten. An jedem Hause, über den niedrigen Eingangsthüren und den viereckigen Fenstern, sind zahlreiche Wappenschilder, die ihrer ehemaligen ritterlichen Bewohner, angebracht. Am häufigsten erscheinen die Wappen der Villaret, Villeneuve, Raillac, Ursini, Aubusson und Amboise.

Leider ist es nicht möglich, diese ausschließlich von Türken bewohnten Häuser zu besuchen, doch konnten wir uns von deren Einrichtung später Rechenschaft ablegen, als uns in dem den Juden eingeräumten Viertel gestattet wurde, einige davon in Augenschein zu nehmen. Sämmtliche Ritterwohnungen dürften ohne wesentliche Abänderungen nach demselben einfachen Plane gebaut sein. Sie bestanden, je nach der Größe des von ihnen bedeckten Raumes, aus vier bis sechs halbhohen, gewölbten Räumen im Erdgeschoß, während die Zimmer des ersten Stockwerks glatt viereckig waren. Jedes Haus war eine kleine Festung, die wenige Belagerte im Stande gewesen wären, gegen eine Rotte von Angreifern zu vertheidigen. Empfangsräume befanden sich in den Häusern nicht. Zu gesellschaftlichen Vereinigungen dienten allen Rittern ein und derselben „Zunge" größere, ebenfalls feste steinerne Gebäude, die sogenannten Prioreien und Herbergen (Prieurés, Auberges).

Alles, was ich überhaupt in Rhodos, auch außerhalb der „Rue des Chevaliers", an Wohnplätzen aus der Ritterzeit sah, war starr, schmucklos, fest-steinerne Behausungen für eiserne Männer. Daß die Johanniter mit unübertrefflichem Heldenmuth gekämpft haben, tapfer bis zur Verwegenheit im Angriff, von zähester Widerstandskraft als Belagerte, daß sie die Schlacht suchten, weiß man; aber man soll sich im dreizehnten Jahrhundert, als sich die kühnsten Abenteurer des Westens in Rhodos zusammenfanden, auch sonst

noch herrlich vergnügt haben – oftmals zum Aergerniß der älteren, kälteren Ritter und Großmeister.

Nach der Wohnstätte des Großmeisters Dieudonné de Gozon, des Helden des Kampfs mit dem Drachen, erkundigte ich mich vergeblich, auch wußte Herr Biliotti nichts von einem Frescogemälde, den Kampf des Ritters mit dem Drachen darstellend, von dem ich gelesen hatte, und das sich in einem von Türken bewohnten Hause befinden sollte. Daß aber der Ritter einen Kampf mit einem furchtbaren Ungeheuer, wahrscheinlich einem Krokodil, das Schrecken und Graus auf der Insel verbreitete, siegreich bestanden hat, und daß seine Heldenthat schließlich mit der Verleihung der Großmeisterwürde belohnt wurde, ist eine geschichtliche Thatsache, die schon im Jahre 1366, also nur dreizehn Jahre nach Gozon's Tode, durch ein von seinen Waffenbrüdern und Landsleuten, den provençalischen Rittern, errichtetes Monument bestätigt wurde. „Deodatus de Gozon Eques imanem serpentem interfecit" hieß es auf jenem Denkmal.

Als wir die Citadelle betraten, in der der Palast des jeweilig regierenden Großmeisters gestanden hatte, erkannte ich nun auch die ungeheure Festigkeit der Burg, in der die kämpfende Christenheit des Mittelalters der türkischen Uebermacht zwei Jahrhunderte lang getrotzt hatte. Der Palast ist bis auf seine unverwüstlichen Grundfesten zerstört. Diese werden jetzt zum Gefängniß für schwere Verbrecher benutzt.

Es war uns gestattet, die Verurtheilten von der Höhe der Mauern, die einen großen Hof umgaben, zu beobachten. Wir sahen dort etwa hundert Männer, meist noch in jungen Jahren, vereinzelt und in Paaren auf- und abgehen, darunter einige herrliche Gestalten, romantische Räuberfiguren, hochaufgeschossene Männer mit bleichen Gesichtern und dunklen sprühenden Augen, verwildertem Bart, in Lumpen oder bunte Lappen, einige aber auch in gut erhaltene, augenscheinlich sorgfältig gepflegte Kleider gehüllt. Mir fielen besonders zwei Freunde auf, wegen eines gemeinschaftlich verübten Mordes zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt. Sie waren von ritterlichem Anstand und schritten gleich den Helden eines Trauerspiels gemessenen Schrittes im Hofe auf und ab. Eigenthümlich berührte es mich, daß die beiden sich beim Gehen, wie es in der Türkei übrigens unter Männern häufiger geschieht als bei uns, die Hände hielten. — Eine Blutsfreundschaft bis zum Tode.

In der Citadelle von Rhodos werden zwei Arten von Verbrechern festgehalten: die politischen und die gemeinen. Den ersteren wird viel Freiheit gelassen. Sie können sich vom Morgen bis zum Sonnenuntergang innerhalb der Mauern der ganzen Stadt bewegen, dürfen nach ihren Geldmitteln, die oftmals bedeutend sind, leben; es ist ihnen jedoch nicht erlaubt, die Ringmauern der Festung, deren Thore während des Tages von Schildwachen bewacht und nach Sonnenuntergang geschlossen werden, zu überschreiten. Den gemeinen Verbrechern dagegen ist es nur einmal am Tage während zweier Stunden gestattet, die großen Zellen, in denen sie zu zwanzig bis dreißig beisammen eingesperrt sind, zu verlassen und sich auf dem Hofe in freier Luft zu ergehen. Sie sind in zwei Gruppen getheilt: die christliche und die türkische,

die sich nicht untereinander vermischen können. Die christlichen, meist griechischen Gefangenen werden, etwa fünf Stunden vor Sonnenuntergang, aus ihren Zellen in den Hof gelassen, und erst, nachdem sie zwei Stunden später, auf ein Glockensignal, wieder eingeschlossen worden sind, betreten ihre türkischen Leidensgefährten den freien Hof. Die Verwaltung liefert den Gefangenen nur Brod und Wasser, aber dank einer alten wohlthätigen Stiftung bekommen sie auch einmal am Tage warmes Gemüse, und diejenigen, die über Geldmittel verfügen, die ihnen von der Verwaltung überwiesen werden und niemals eine bestimmte kleine Höhe übersteigen dürfen, können sich Hammelfleisch und Früchte, Tabak und Kaffee verschaffen.

Als wir das Gefängniß besuchten, befanden sich dort 240 Verbrecher, darunter 110 Christen und 130 Türken. In der Christengruppe überwiegen die Kretenser, in der türkischen die Albanesen. Mit nur wenigen Ausnahmen waren Alle, die wir sahen, schwere Verbrecher: Mörder, Räuber, Brandstifter, Todtschläger, zu lebenslänglichem oder zu fünf bis fünfzehn Jahren Kerker verurtheilt. Fünfzehnjährige Strafe ist eben so hart wie lebenslängliche, denn es gibt nur wenig Gefangene so eiserner Natur, daß sie es in einem türkischen Kerker länger als einige Jahre aushalten könnten; doch soll ihre Behandlung innerhalb der gesetzlichen Grenzen eher eine milde als grausame zu nennen sein.

Nach den gemeinen Verbrechern sahen wir die politischen. Die in Rhodos internirten sind arabische Scheichs aus Yemen und Häuptlinge des Stammes der Drusen, beide beargwohnt oder überführt, Anstifter oder Führer der revolutionären Bewegungen gewesen zu sein, die in Yemen sowohl, wie am Libanon niemals ganz unterdrückt werden konnten. Viele sind durch Vorspiegelungen, nur einige gewaltsam nach Constantinopel geschafft worden und werden jetzt als Geiseln zurückgehalten. Diese vornehmsten Männer stolzer kriegerischer Volksstämme fallen durch ihren Anstand auf. Einigen muß man ein geradezu majestätisches Auftreten zuerkennen. So sahen wir drei Araber in blendend weißem Burnus und weißen Turbanen, Bart und Augenbrauen goldgelb gefärbt, die in fürstlicher Haltung, feierlich, langen, gemessenen Schrittes an uns vorüber gingen und von ihrer stolzen Höhe — alle drei waren auffallend groß — hochmüthig auf uns herabblickten. Einer blieb stehen und warf uns einen kurzen Satz zu, auf den Herr Biliotti ein einsilbiges Wort barsch zurückgab. Ich fragte, was der Araber gewollt habe; Herr Biliotti sagte mir, er habe gefragt, ob wir Arabisch verständen, worauf er „nein" geantwortet habe.

„Ich meinte, Sie sprächen arabisch?" sagte ich.

„Ja, ich kann mich wenigstens darin verständigen. Aber es wäre unklug, sich mit den Leuten in eine Unterredung einzulassen."

Während wir bei dem von den Drusen bewohnten Gebäude vorbeigingen, standen ein Dutzend oder mehr der Häuptlinge vor dem Hause, und als wir sie in üblicher Weise begrüßten, antworteten sie mit untadelhaft würdiger Höflichkeit. Von den Arabern sahen wir weniger, sie hielten sich mit Ausnahme der drei, von denen ich gesprochen habe, in den ihnen angewiesenen Wohnungen auf und schienen vermeiden zu wollen, mit uns in Berührung zu kommen.

Die Scheichs sind entweder wohlhabende Leute, oder sie werden von ihrem Anhang in der Heimath in einer Weise unterstützt, die ihnen gestattet, sich jede materielle Bequemlichkeit zu verschaffen, deren sie bei ihrer großen Anspruchslosigkeit bedürfen. Die Gelder, über die sie verfügen können, werden aber auch ihnen nur durch den Director des Gefängnisses zugestellt und ihre Ausgaben so überwacht, daß sie niemals in die Lage kommen, größere Summen, mit denen sie ihre Wärter bestechen könnten, aufzusammeln. Doch haben einzelne zu verschiedenen Malen Fluchtversuche gemacht, die aber nur in seltenen Fällen gelungen sind. Gewöhnlich verkleideten sich die Flüchtlinge bei solchen Gelegenheiten als türkische Frauen und versuchten, dicht verschleiert, auf einem Esel reitend, die Wachen am Thore zu täuschen und in die offene Stadt zu gelangen. In der Mehrzahl der Fälle wurden sie dabei durch ihre hohen Gestalten verrathen, und die gescheiterten Versuche hatten zur Folge, daß sie und ihre Umgebung auf längere Zeit schärfer überwacht und der Freiheit beraubt wurden, sich außerhalb der Citadelle in der ummauerten Stadt bewegen zu dürfen. Die Citadelle allein ist übrigens schon groß genug, um für ein ungewöhnlich mildes Gefängniß gelten zu können.

Von verschiedenen Punkten der inneren Burg, namentlich vom Glockenthurm („Tour de l'horloge“) erkennt man den großen Umfang der von Mauern umgebenen Stadt und erstaunt darüber, daß die Ritter von Rhodos sich auf einem so weiten Schlachtfelde Jahrhunderte lang gegen die türkischen Angriffe siegreich vertheidigen konnten. Bei jedem Schritt, den man in der Burg und in der Stadt selbst macht, wird man an diese Kämpfe erinnert, sei es durch Ruinen, um die man sich seit einem halben Jahrtausend nur sehr wenig gekümmert zu haben scheint, aber die trotzdem bei der Festigkeit, mit der das alte Rhodos erbaut ist, noch nicht gänzlich verfallen sind, sei es durch Steinkugeln, die in der Burg in solcher Menge umherliegen, daß man daraus eine mächtige Pyramide bauen könnte. Die größten dieser Geschosse sind von wahrhaft überraschenden Dimensionen. Sie wurden durch Wurfmaschinen geschleudert, andere, kleinere in späterer Zeit durch Kanonen gegen die Wälle und in die Stadt geworfen.

In der Citadelle leben außer den Gefangenen ausschließlich Türken, aber innerhalb der Mauern der Stadt ist auch den Israeliten ein großes Viertel angewiesen worden, in dem etwa 1500 von ihnen in unmittelbarer Nachbarschaft von 6300 Muselmännern leben. Die 2300 Griechen und die 500 Italiener, die ebenfalls als Einwohner von Rhodos bezeichnet werden, kommen zwar im Laufe des Tages in die befestigte Stadt, müssen sie aber unmittelbar nach Sonnenuntergang verlassen und sich in die von ihnen bewohnten offenen Vorstädte zurückziehen. Armenier gibt es nur eine verschwindend kleine Anzahl in Rhodos. Sie finden dort inmitten der ihnen feindlich gesinnten Bevölkerung keine Gelegenheit, Handel und Gewerbe zu treiben. Die ganze Insel zählt nur 29000 Einwohner, alle, mit Ausnahme der Muselmänner, Italiener und Israeliten, orthodoxer griechischer Confession. In alten Zeiten und auch noch im Mittelalter betrug die Bevölkerung der Insel 200000. Im Jahre 1830, wo eine Volkszählung statt-

fand, belief sich die Einwohnerschaft auf 16000, so daß sie sich in den letzten sechzig Jahren wenigstens einigermaßen gehoben hat; aber ihren alten Glanz wird sie, wenn nicht eine vollständige Umwälzung des Staatswesen stattfindet, schwerlich wieder erreichen.

Die befestigte Stadt außerhalb des Judenviertels macht den Eindruck nahezu vollständiger Verödung. Wir schritten durch lange, enge, winkelige Straßen, in denen unsere Fußtritte wie in einer Kirche widerhallten. Alle Häuser, von den Türken bewohnt oder leerstehend, waren verschlossen, und nur selten erblickten wir ein lebendes Wesen, Männer überhaupt nicht, wenn ich einen Brodverkäufer ausnehme, der mit einem beladenen Esel, seine Waare ausschreiend, durch die Straße zog. Die wenigen Frauen, die wir antrafen, huschten, in dunkle seidene Mäntel gehüllt, das Gesicht tief verschleiert, unheimlich, Phantomen gleich, lautlos an uns vorüber. Sämmtliche Häuser sind wie die der Straße der Ritter aus grauem, festem Stein, dicht aneinander gereiht, und ebenso die beiden Seiten der Straße in längeren Zwischenräumen durch Schwibbogen mit einander verbunden.

Ich athmete auf, als ich diesen ausgestorbenen Theil der Stadt verlassen und nun diejenigen Viertel betreten hatte, die, in größerer Entfernung von der Citadelle, aber noch immer innerhalb der Mauern, wenigstens einigermaßen bewohnt erschienen, obgleich auch dort traurige Oede vorherrschte. Lautes Leben fanden wir erst, als wir uns in den feuchten, übelriechenden Bazar begaben, in dem handeltreibende Griechen und Juden die Mehrheit bildeten; aber es fehlte auch dort an beturbanten Muselmännern nicht. Das Geschäft, das dort betrieben wurde, war sehr lebhaft, in der Hauptsache handelte es sich nur um Lebensmittel: Früchte, Gemüse, Fische, Hühner, Fleischwaaren waren massenhaft aufgestapelt, und die Läden von feilschenden Kunden belagert. Daneben wurden auch grobe Erzeugnisse ungeschickter Handwerker zum Verkauf ausgeboten. Nirgends auch nur die schwächsten erkennbaren Anzeichen, daß man dabei auf Schönheit der Formen oder Feinheit der Gewebe bedacht gewesen wäre. Früher war der Handel in gewissen Erzeugnissen einheimischer Industrie, den Stickereien und Töpferwaaren von Rhodos, ein bedeutender, aber nachdem diese Waaren als Curiosa in Europa Liebhaber gefunden hatten, war Alles, was bis vor zehn Jahren an schönen Stickereien und werthvollen alten Schüsseln in Rhodos noch aufgetrieben werden konnte, für die fremden Märkte gekauft und nach Smyrna, Constantinopel und dem Westen verschifft worden. Für die wenigen Ueberreste, die man davon heute noch fand, wurden übertrieben hohe Preise gefordert, so daß kein Kenner sie erwerben wollte, und nur unwissende Reisende, denen wohl in erster Linie daran lag, irgend ein Andenken aus Rhodos mitnehmen zu können, in langen Zwischenräumen als Käufer auftraten.

Im Bazar befanden sich auch einige Kaffeehäuser, alle mit Tschibuk und Cigarretten rauchenden, Kaffee oder Limonade schlürfenden Griechen und Türken angefüllt. Die Gäste sprachen nicht untereinander, Zeitungen standen ihnen selbstverständlich nicht zur Verfügung, und ihre ganze Erholung bestand augenscheinlich darin, daß sie eben nichts thaten und, so vermuthe ich, an nichts dachten.

Die folgenden Tage waren zum großen Theil damit ausgefüllt, neue Spaziergänge durch die Stadt und die Burg, den Bazar und das Judenviertel zu machen. Merkwürdige Bauwerke oder alte Fundstücke von Werth konnte ich nicht entdecken. Die in Moscheen umgewandelten Kirchen, hie und da durch schönes Schnitzwerk oder alte Kacheln geschmückt, hatten nichts, was meine Aufmerksamkeit auf längere Zeit gefesselt hätte; in der Erinnerung sind mir nur einige große stille Plätze in der Nähe von Moscheen geblieben, über die riesige Platanen schönen kühlenden Schatten verbreiteten, und auf denen tiefe Friedhofsruhe herrschte.

Außerhalb des belebten Bazars, von dem wir uns weit entfernt hatten, lag die große Stadt, in der man nie das Geräusch eines Wagens, nur selten den Tritt eines Lastthieres oder den Schrei eines mit Lebensmitteln hausirenden Eingeborenen vernimmt, wie todt oder sterbend da. Das, was mich jedoch immer wieder anzog, waren die verödeten Straßen in der Nähe der Burg, in denen man im Geiste, ohne der Einbildung viel zuzumuthen, die furchtlosen Ritter und ihre treuen Knappen kampfbereit umherziehen sah. Es müssen starke Männer gewesen sein, und wenn man von ihren Heldenthaten hört, die Liste der Großmeister und Ritter durchfliegt und dort fast nur französische, italienische und spanische Namen aufgeführt findet, so drängt sich jedem Unbefangenen die Betrachtung auf, daß die Nachkommen der Ritter ihre Vorfahren wohl auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft überflügelt haben, aber als Krieger entartet sind.

Das Judenviertel muß man, um es im besten Lichte zu sehen, Freitag Abend oder am Sonnabend besuchen. Während der israelitischen Wochentage ist dort wenig mehr zu sehen, als was der Rest der Stadt bietet. Doch fühlt man sich wie in einer andern Welt. Das Straßenleben ist lauter und bewegter, und man sieht viele spielende Kinder. Unter allen Umständen ist das Viertel schon um deswegen des Besuchens werth, weil sich dort einige der schönsten Ritterhäuser finden, die einzigen im alten Rhodos, die man ohne Widerrede der jetzigen Eigenthümer in Augenschein nehmen kann. Diese haben an dem ursprünglichen inneren Bauplan nichts geändert und scheinen auch keinen Werth darauf gelegt zu haben, ihre Wohnungen auszuschmücken. Ich fand darin nur kahle Wände und wenige werthlose Möbel. Doch kann man ihnen nachrühmen, daß darin Sauberkeit herrscht, die in den Rhodiser Häusern übrigens verhältnißmäßig geringe Sorgfalt erfordert; denn die steinernen Wände erscheinen in gutem Zustande, wenn sie nur in nicht allzu langen Zwischenräumen getüncht werden. Das ist aber auf den südlichen Inseln, wie ich namentlich auf den kleinen Schwammfischerinseln bemerkte, allgemeiner Brauch und wohl eine natürliche Folge des heißen Klimas, in dem helle Farben überall die bevorzugten sind. Der Fußboden kann ebenfalls mit Leichtigkeit gut und reinlich unterhalten werden, denn er besteht aus grober, aber hübscher, äußerst dauerhafter Mosaikarbeit, zu der kleine, längliche, glatte, weiße und schwarze Steine, die sich am Meeresufer finden, gebraucht und bei etwaiger Abnutzung leicht wieder ersetzt werden.

An jüdischen Feiertagen verändert sich der Anblick des Viertels. Dann sitzen Frauen und Mädchen in ihren besten Kleidern, viele von ihnen mit

Schmuck beladen, unthätig vor den Thüren und lassen sich von den Vorübergehenden, ohne Erstaunen oder Unwillen zu zeigen, wie Sehenswürdigkeiten mustern. Von den Männern sieht man weniger.

Die Juden von Rhodos sind, wie die von Smyrna, zum größten Theile aus Spanien eingewandert und haben eine unverkennbare Familienähnlichkeit untereinander: hagere Gestalten, feine, blasse Gesichter, dunkle Augen und Haare. Hübsche Frauen und Mädchen habe ich nicht unter ihnen gefunden; auch die Kinder, die vor den Häusern spielten, konnten an körperlicher Anmuth mit denen von Lesbos und Chios nicht verglichen werden. Es fiel mir auf, daß die Juden von Rhodos vollständig von der Aengstlichkeit frei sind, die viele der armen Juden im Abendlande kennzeichnet. Sie treten vielmehr wie Leute auf, die sich zu Hause und im Besitz unangreifbarer Hausrechte befinden, zu denen sie auch das Recht des Raufens zu rechnen scheinen. Wenn in einer unserer Städte am hellen Tage in belebter Straße eine Schlägerei ausbricht, so ist das etwas Seltenes. Den Bazar von Rhodos besuchte ich zwei Mal, im Ganzen hielt ich mich dort etwa drei Stunden auf, und während dieser Zeit war ich Zeuge von nicht weniger als vier hitzigen Raufereien unter Juden. Die Gegner stürzten unter lautem Geschrei wuthschnaubend auf einander los und konnten nur mit Mühe getrennt werden. Und ich hatte das Gefühl, daß dies Schauspiel ein ganz gewöhnliches sei. Keiner der Zuschauer schien sich dabei zu ereifern, und die Friedensstifter griffen mit einer gewissen handwerksmäßigen Sicherheit ein, wie sie nur häufige Uebung gibt. In zwei Fällen wurden die Kämpfer von der türkischen Polizei verhaftet und abgeführt, worein sie sich ruhig fügten, und wobei die Zuschauer der Ausübung der öffentlichen Gewalt in keiner Weise hindernd in den Weg traten. Dies und Aehnliches hat wohl seinen Grund darin, daß die Türken die von ihnen geduldeten Juden durchaus nicht schlecht behandeln, obgleich sie jeden vertraulichen Verkehr mit ihnen vermeiden. In dieser Beziehung stehen aber den hochmüthigen Moslem die Christen, an vielen Orten wenigstens, nicht näher als die Juden, und die Armenier, die man in gewisser Beziehung als die Juden des Ostens bezeichnen könnte, stehen ihnen ferner.

Die Vororte von Rhodos, deren es sieben gibt, und die von Griechen und einigen Italienern bewohnt werden, haben einen vollständig andern Charakter als die alte Festung. Dort findet man beinahe nur hübsche größere oder kleinere Villen mit Vorgärten, deren Bewohner ein friedliches Leben zu führen scheinen. Auch sah ich einen gutgehaltenen kleinen Gasthof, der aber wenig besucht sein dürfte, denn der Fremdenverkehr in Rhodos ist unbedeutend, obgleich österreichische Lloyddampfer, die, von Smyrna kommend, wöchentlich zweimal eintreffen, und auch noch andere Handelsdampfer unter griechischer oder türkischer Flagge regelmäßig in Rhodos anlegen.

Der Handel von Rhodos ist im Vergleich zu der Größe und Fruchtbarkeit der Insel gering. Es werden von dort einige Schiffsladungen frischer Früchte, die hier am frühsten im Jahre gedeihen, sowie Valonnées, Wein, Oliven, Olivenöl und Schwämme ausgeführt. An Getreide ist die Insel arm, und die Ernte genügt nicht einmal zur Ernährung der Bevölkerung.

Die unmittelbare Umgebung von Rhodos, die Wohnplätze der Vorstädte ausgenommen, ist ein einziger großer Kirchhof, in dem nicht nur die seit mehr als fünfhundert Jahren dort gestorbenen Moslem beerdigt, sondern auch die Gebeine der Tausende und Abertausende ruhen, die während der Belagerung der Türken vor Rhodos gefallen sind. Auf diesem ungeheuren, vollständig vernachlässigten Kirchhof grünt und blüht es im Frühling und Sommer. Auffallend ist die große Masse von riesigen Aloës, die man dort findet, so daß ich an einem Tage sechs davon in voller Blüthe sehen konnte. Trotz des grünen und bunten Gewandes bot der unübersehbare große Friedhof mit seinen unzähligen schiefstehenden und umgefallenen Leichensteinen einen melancholischen Anblick dar.

Ich wollte Rhodos nicht verlassen, ohne auch vom freien Lande wenigstens etwas gesehen zu haben; und der gefällige Herr Biliotti veranstaltete zu dem Zweck einen Ausflug nach der Landbesitzung eines seiner griechischen Freunde, etwa zehn Kilometer von Rhodos entfernt. Wir legten den Weg dorthin zu Pferd und zu Esel zurück. Wagen gibt es in Rhodos nicht; wären solche zu finden gewesen, so hätten wir sie nicht benutzen können. Die Straße war in erbärmlicher Verfassung. Während des ganzen Rittes hatte ich nur immer das eine Gefühl, wie schön das Land sein könnte, und wie traurig es ist.

Vor der Anhöhe, wo wir endlich Halt machten, lag ein großes, friedliches Bild: ein grüner, blühender Landstrich, vom blauen Meere eingeschlossen, auf dem sich kleine weiße Segel, großen Wasservögeln gleich, wiegten, darüber der einzig schöne Himmel von Rhodos; aber zur Rechten und Linken: öde Landstrecken und kahle Felsen. Der lebenden Wesen, die in dem großen Umkreis auftauchten, waren so wenige, daß man alle Köpfe in einer Minute zählen konnte. Nirgends Gruppen von Arbeitern, nirgends eine Herde, nur hie und da auf den schlechten Straßen ein lässig dahinschreitendes Packthier und auf den Feldern einige Bauern.

Etwa in der Mitte des östlichen Ufers von Rhodos befindet sich die uralte Stadt Lindos. Herr Biliotti hatte mir angelegentlich anempfohlen, sie zu besuchen; und ich bereute es nicht; denn wir machten einen herrlichen Ausflug: auf ruhigem Schiff, unter lichtblauem Himmel, auf tiefblauer See, von Möven und Delphinen begleitet, neben der schönen Küste des sonnigsten Landes, wo Helden gelebt und gekämpft haben und gestorben sind und jetzt friedliche kleine Leute von der Welt abgeschlossen leben und sterben.

Die Einfahrt zu dem unbedeutenden Hafen, in den sich ein größeres Schiff nicht hineinwagen dürfte, liegt zwischen zwei kleinen Felseninseln. Am Ufer befinden sich nur wenige Häuser. Die Stadt ist etwa hundert Fuß höher gelegen, und hoch darüber, auf steil abfallendem Felsen, erhebt sich in festester Lage das alte Schloß der Ritter.

Lindos war ehemals die Hauptstadt der ganzen Insel und auch zur Ritterzeit noch wohlhabend und bevölkert. Jetzt findet man dort nur siebenhundert Einwohner, denen nahe an vierhundert Häuser zur Verfügung stehen. Die wohlhabenden Leute des Dorfes besitzen davon mehrere, aber ihr Einkommen wird dadurch nicht vergrößert, denn sie sind froh, wenn sie einen zuverlässigen

Menschen finden, der es übernehmen will, das Haus in Ordnung zu halten, und der durch diese kleine Arbeit seinen Miethzins entrichtet. Wir besuchten eine alte byzantinische Kirche mit reichem Altar und von oben bis unten mit neuen Bildnissen bedeckt, die augenscheinlich auf Grund alter Bilder nachgemalt waren. Wir traten auch in mehrere Ritterhäuser, deren hundertjährige Mauern so gerade und unversehrt standen, daß sie in ihrem makellos weißen Farbenschmuck wie soeben erst vollendet erschienen. Der Plan dieser Häuser ist verschieden von dem der Ritterhäuser in Rhodos. Man überschreitet durch eine niedrige Pforte einen kleinen Hof, in dem sich auf der einen Seite ein Brunnen befindet, und kommt dann in die eigentliche Wohnung. Dort stehen wenige einfache Möbel; auf Regalen, die um die Zimmer laufen, sind Schüsseln aufgestellt, deren Fabrication in alten Zeiten das wichtigste Gewerbe der Einwohner von Lindos war. Liebhaber haben sich darunter das Beste ausgesucht; was man jetzt noch findet, ist nicht sehr bedeutend, und es werden dafür, ebenso wie in Rhodos, übertrieben hohe Preise gefordert.

Die meisten der Einwohner, die ich sah, trugen europäische Kleider. Türken wohnen in Lindos überhaupt nicht. Frauen und Mädchen zeigten sich auch hier nur wenig, und ich sah kein hübsches Kostüm und kein hübsches Gesicht. Aber Alles war reinlich und ordentlich. Unter den Kindern, die uns stumm begleiteten und, wo wir anhielten, mit uns Halt machten, fand ich aber wieder viele reizende Köpfchen. Die Hitze in den engen Straßen war drückend, obgleich vom Meere her eine kühlende Brise wehte — die See, so weit das Auge reichte, vollständig verödet.

Mit Lindos hatten wir den südlichsten Punkt unseres Ausfluges erreicht und traten nun die Rückfahrt nach Constantinopel an, die wir jedoch noch viermal unterbrachen: vor dem Hafen von Rhodos selbst, wo wir Herrn Biliotti, der uns nach Lindos begleitet hatte, absetzten, in Kalymnos, in Budrum und in Smyrna.

Die Rückreise. Budrum und Smyrna.

Budrum, das alte Halikarnassos, wo König Mausolos geherrscht hat, ist auf der anatolischen Halbinsel gleichen Namens, Kos und Kalymnos gegenüber, gelegen. Das Schloß der Rhodiser Ritter ist sehr bemerkenswerth. Zu seiner Erbauung haben Steinblöcke aus den Ruinen von Halikarnassos und auch einige Ueberbleibsel des großen Mausoleums gedient, das von den Rittern beim Suchen nach Baumaterial wieder aufgefunden wurde. Der Platz, auf dem die Burg sich erhebt, war ehemals eine kleine Insel, die jetzt mit dem Festlande vereinigt ist. Die Citadelle ist mit Kalk überstrichen und hat in ihrer todten Stille, wie sie sich blendend weiß aus dem dunklen Meere erhebt, etwas Gespenstisches. Eine Zeit lang hat sie der Garnison als Kaserne gedient, jetzt ist sie das stärkste türkische Gefängniß für schwere Verbrecher. Es war uns gestattet, es zu besichtigen.

Den Director schien unser Besuch nicht gerade zu erfreuen. Zwar zeigte er sich nicht mürrisch, aber er führte uns im Geschwindschritt über die Wälle,

von denen aus man in die drei Höfe der Gefangenen blicken kann, und antwortete in gedrängtester Kürze auf die Fragen, die wir an ihn richteten. In Budrum werden augenblicklich über fünfhundert Verbrecher aufbewahrt — „Mörder!" sagte der Gouverneur.

„Sämmtliche Gefangene?" fragte ich verwundert.

„Alle," war die Antwort.

Den Gefangenen von Budrum geht es in einer sehr wesentlichen Beziehung besser als denen von Rhodos: sie sind den ganzen Tag über bis Sonnenuntergang im Freien, in weiten Höfen, wo sie sich völlig ungehindert bewegen können — aber sie werden ausschließlich mit Brod und Wasser beköstigt, und die Rationen, die man ihnen verabreicht, scheinen sehr karg bemessen zu sein. Der Gouverneur und seine Beamten, mit denen ich später in einem Zimmer zusammentraf, wollte davon natürlich nichts wissen und sagte nur:

„Abscheuliche Verbrecher! Verdienen nicht besser genährt zu werden. Kranke habe ich nicht."

Aber außerhalb des Gefängnisses erfuhr ich von zwei Einwohnern von Budrum, deren Worte einen glaubwürdigen Eindruck auf mich machten, daß viele der Gefangenen zu hungern hätten, daß einige buchstäblich verhungerten oder aus Verzweiflung Selbstmord verübten.

„Wie?" fragte ich.

„Sie stürzen sich von den hohen Mauern. Man erfährt nicht, wie viele es ihrer sind. Derartiges wird streng geheim gehalten. Vielleicht bin ich falsch unterrichtet. Aber Jedermann in Budrum kann sehen, wie groß der Laib Brod ist, der einem Gefangenen zur Nahrung für einen Tag dienen soll — und diese Laibe sind nicht groß, nicht genügend, um den Hunger starker, junger Leute, wie es die meisten Gefangenen sind, stillen zu können."

„Aber wie können die Gefangenen auf die hohen Mauern gelangen?"

„Der Zutritt dazu ist nicht allzu schwer, und bei uns glaubt man, daß er absichtlich nicht allzu scharf überwacht wird. Die Gefangenen in Rhodos sind im Vergleich zu denen von Budrum gut daran. Sie bekommen reichliche Nahrung, sie haben auch auf eine oder die andere Art über kleine Geldmittel zu verfügen, und Türken und Griechen sind im Allgemeinen nicht harte Menschen, auch die schlimmsten Verbrecher nicht, und der Reichere unterstützt den Aermeren. Aber hier in Budrum hat ein Jeder kaum genug für sich selbst, und auch durch Arbeit kann er sich kaum etwas Nennenswerthes verdienen: einige Paras, die, wenn sie einige Piaster geworden sind, verwandt werden, um mehr Brod oder etwas Gemüse zu kaufen."

Von der Höhe eines der Thürme der Burg von Budrum machte uns einer unserer Begleiter auf die niedrigen Ruinen des alten Amphitheaters von Halikarnassos und auf die Stelle aufmerksam, wo das Mausoleum gestanden hat. Es war unmöglich, von dem Punkte aus, wo wir standen, etwas Deutliches zu erkennen.

Außer dem Schloß ist in Budrum nichts zu sehen. Es zählt 6000 Einwohner, wovon die größere Hälfte Türken sind, und es hat bereits wieder den Charakter der türkischen Stadt, mit weniger gefälliger Sauberkeit, als wir

in den hellen griechischen Städtchen und Dörfern der südlichen Inseln des Aegäischen Meeres gefunden hatten.

Wir verließen Budrum im Laufe des Vormittags, verbrachten einen Theil des Tages im Hafen von Kalymnos, und langten, durch nördliche Winde aufgehalten, erst nach zwanzigstündiger Fahrt, kurz vor Sonnenuntergang — das heißt vor Thoresschluß, da nach Sonnenuntergang keine Landungserlaubniß mehr bewilligt wird — in Smyrna an. Es heimelte mich an, wieder dort zu sein. Alles, was ich sah, war mir wohlbekannt: die Staden, die guten Wagen, der Club mit seinem kleinen Garten, in dem sich geputzte Herren und Damen neben einander drängten, die Terrasse mit der schönen Aussicht auf das Meer, die vollgepfropften Kaffeehäuser, aus denen dieselben tremolirenden Stimmen drangen, die mich vor drei Wochen geärgert hatten, die glänzende Illumination des Quais — das ganze Leben, wie ich bereits gesagt habe, das eines Badeortes. Auch in Smyrna soll fleißig gearbeitet werden. Aber davon merkt der Fremde wenig, für den das Leben eigentlich erst gegen Sonnenuntergang beginnt. Meinen jungen Freund, der mich auf der Hinreise so freundlich umhergeführt hatte, fand ich wieder, blaß und abgespannt, was er der Hitze, die während der letzten Wochen geherrscht hatte, zuschrieb, und mit einem schwermüthigen Zuge im Gesichte, der zu seiner Jugend schlecht paßte. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden.

„Es geht mir ganz gut," antwortete er, „aber für einen Europäer, es sei denn, daß er viel Geld verdiene und daran seine Freude habe, ist das Leben hier trotz aller Vergnügungen, die den Smyrnioten genügen, ein trauriges."

Am nächsten Abend verließen wir Smyrna, und sechsunddreißig Stunden später trafen wir zu früher Stunde in Constantinopel ein. — Ich war mit meiner Reise sehr zufrieden. Ich hatte viel Neues, viel Schönes gesehen, aber im Ganzen hatten die verwüsteten Inseln — Zeugen alter Herrlichkeit, von der nur wenige Reste übrig geblieben sind, und von Völkchen bewohnt, die sich vielfach durch körperliche Schönheit auszeichnen, aber sonst in keiner Weise zu erkennen geben, daß sie die Nachkommen des größten Kulturvolkes des Alterthums sind — im Ganzen hatte der Archipel vorwiegend einen wehmüthigen Eindruck auf mich gemacht, und ich kann die Begeisterung nicht ganz theilen, mit der neuere Reisende von ihm sprechen. Die jüngsten Berichte, die ich gelesen habe, sind in der That ein halbes Jahrhundert alt. Seitdem mag sich Einiges auf den Inseln verändert haben, aber kahl und öde, von unbedeutenden Menschenkindern bewohnt, mußten Lesbos, Chios und Rhodos auch schon vor fünfzig Jahren sein, und ich glaube, die Enthusiasten, die die Inseln als das Schönste auf Erden beschrieben, haben sich mehr, als sie verantworten könnten, von den Lobgesängen beeinflussen lassen, in denen die Dichter einst den Archipel gefeiert haben.

Wahrheit und Lüge.

Von

Prof. Dr. **W. Jerusalem.**

[Nachdruck untersagt.]

I.

Hans Sachsens Fastnachtspiel „Frau Wahrheit will Niemand herbergen", ist anläßlich des im Jahre 1894 allgemein gefeierten Gedenktages weiteren Kreisen bekannt geworden. Die Klage, mit welcher Frau Wahrheit das Stück beschließt, daß sie „Niemand erleiden" mag, und daß „deshalb so ist jetzund auf Erd' Lug und Betrug so lieb und werth", wird auch heute wieder erhoben, und zwar lauter und eindringlicher, mitunter auch aufdringlicher denn je. Geistreiche Schriftsteller wollen uns beweisen, daß unser politisches und religiöses, unser häusliches und sociales Leben aus lauter „conventionellen Lügen" bestehe. Geniale Dichter greifen hinein ins volle Menschenleben, und wo sie es packen oder zu packen meinen, da erscheint es eitel Lug und Trug. Durch ein Gewebe von Lügen wird Consul Bernick zum angesehenen und reichen Mann, und in Folge seiner Wahrheitsliebe wird Dr. Stockmann zum Volksfeind erklärt. Dann kommt aber erst Nietzsche und sucht uns auf Grund des Kant-Schopenhauer'schen Idealismus zu beweisen, daß unsere ganze Erkenntniß Lüge sei, da wir nie die Dinge an sich, sondern immer nur die Erscheinung zu erkennen vermögen, daß es eigentlich zu den größten Unbegreiflichkeiten gehöre, wie der Drang nach Wahrheit in den zur Lüge eigentlich prädestinirten Menschen hinein gekommen sei. Wenn nun die moderne Naturwissenschaft wieder energisch betont, daß sie die Thatsachen bloß beschreiben und nicht erklären wolle, daß sie alles von uns in die Dinge Hineingelegte eliminiren und nur die Thatsachen selbst in ihrer gesetzmäßigen Aufeinanderfolge in Gedanken nachbilden wolle, so wird es dem denkenden Betrachter unserer Zeit wohl schwer, sich in diesem Wirrsal von Begriffen zurecht zu finden. Man weiß am Ende selbst nicht mehr, wo die Lüge anfängt, und möchte mit Pilatus fragen: „Was ist Wahrheit?" Da nun diese Verwirrung der Begriffe nicht nur für die gesammte Lebensanschauung, sondern auch für die Entscheidung in einzelnen Fragen das klare und sichere Urtheil erschwert, so scheint mir eine unbefangene, leidenschaftslose Prüfung dieser Probleme nicht zu den „unzeitgemäßen Betrachtungen" zu gehören.

Um eine Erscheinung des geistigen Lebens, die eine geschichtliche Entwicklung hinter sich hat, zu verstehen, muß man zwei Wege einschlagen, die einander gewissermaßen entgegenführen. Es ist das einerseits die historische, andererseits die psychologische Untersuchung. Auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft hat die Vereinigung dieser beiden Methoden sich vortrefflich bewährt, wobei hier freilich die Resultate der Physiologie und pathologischen Anatomie helfend eingriffen. Für die Erforschung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens — und in dieses Gebiet fällt ja unser Problem — ist freilich eine so willkommene Hülfe von naturwissenschaftlicher Seite nicht zu erwarten. Um so genauer und sorgfältiger muß die geschichtliche und psychologische Untersuchung gehandhabt werden.

In den modernen Darstellungen der Ethik ist dies zwar zum Theile geschehen, allein es fehlt noch viel dazu, daß namentlich der historische Unterbau für eine Ethik vollendet wäre. Wir besitzen eine Reihe vortrefflicher Darstellungen, welche die Geschichte der philosophischen Moralsysteme behandeln, unter denen die Geschichte der christlichen Ethik von Th. Ziegler und die der neueren Ethik von Friedrich Jodl besonders hervorragen. Allein dies ist jedenfalls der kleinere Theil der hier zu leistenden Arbeit. Was wir vor Allem brauchen, das ist eine Geschichte der moralischen Beurtheilung. Wir müßten wissen, wie man bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten die menschlichen Handlungen beurtheilte, was man am meisten billigte und mißbilligte, und müßte untersuchen, welche Rolle dabei Religion, Gesetzgebung und wirthschaftliche Interessen gespielt haben. Man müßte ferner, wenn das Material vorläge, untersuchen, ob sich nicht auch hier eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung nachweisen ließe. An tüchtigen Vorarbeiten dazu fehlt es ja nicht, aber dieselben reichen noch lange nicht aus, um sichere Schlüsse zu gestatten. Solche Untersuchungen sind freilich nicht leicht anzustellen, es gehört nicht nur große Belesenheit in den Schriftdenkmälern einer bestimmten Epoche dazu, sondern auch eine starke Uebung in psychologischer Analyse.

Dem historischen Wege muß nämlich der psychologische, wie bereits erwähnt, entgegenführen. Dazu gehört vor Allem eine exacte Beschreibung dessen, was in uns vorgeht, wenn wir Handlungen Anderer, die in positivem oder negativem Sinne sittlich bedeutsam sind, beurtheilen, und was wir selbst vor und nach einer sittlich wichtigen Entscheidung innerlich erleben. Diese Beschreibung ist zunächst Analyse, d. h. Angabe der elementaren psychischen Vorgänge, aus denen das Erlebniß besteht. Die weitere Aufgabe ist die Aufzeigung des Ursprunges dieser Vorgänge, und den Schluß bildet die Untersuchung, in welchem Zusammenhange dieselben mit der Erhaltung des Einzel- und des Gattungslebens stehen [1]).

Die psychologische Untersuchung führt einerseits den von außen herankommenden historischen Thatsachen von innen entgegen, muß aber andererseits

[1]) Vergl. über diese psychologischen Methoden den Abschnitt „Analytische, genetische und biologische Psychologie" in meinem Buche „Die Urtheilsfunction". Wien, Braumüller. S. 13 ff.

die historische Forschung stetig begleiten und durchdringen, weil sonst nicht nur in der Deutung, sondern auch in der Constatirung der geschichtlichen Thatsachen schwere Irrthümer kaum zu vermeiden wären.

Der überaus complicirte Charakter aller Erscheinungen des sittlichen Lebens, welchen namentlich Herbert Spencer ebenso lichtvoll als gründlich dargelegt hat, macht überhaupt die Untersuchungen auf diesem Gebiete schwierig, während die jedem Menschen zugängliche und vielfach subjective Natur dieser Phänomene so leicht die Meinung erweckt, als könnte man hier auch ohne jede historische und psychologische Schulung mitreden. Damit hängt es auch zusammen, daß gelegentlich ganz richtige Grundsätze für die Behandlung ethischer Fragen aufgestellt, aber durchaus nicht consequent festgehalten werden. Ein solcher Grundsatz ist der Zusammenhang ethischer und socialer Fragen oder, richtiger ausgedrückt, die Ueberzeugung, daß alle Erscheinungen des sittlichen Lebens an die Existenz einer menschlichen Gesellschaft gebunden sind und nur in socialem Zusammenleben entstehen können. So richtig nun dieser Grundsatz, und so oft er auch schon ausgesprochen worden ist, nirgends findet er sich noch mit strenger Consequenz durchgeführt. Wir werden gerade bei unserer Untersuchung von einer individuellen und von einer socialen Wurzel der Wahrhaftigkeit zu sprechen haben, es wird sich aber auch zeigen, daß auch die individuelle nur im Zusammenleben entstehen kann.

Der sociale Charakter aller ethischen Thatsachen und Probleme muß also auf das Allerstrengste festgehalten werden, wenn man nicht von vornherein sich den Weg zur richtigen Lösung verlegen will.

Nach diesen Gesichtspunkten möchte ich denn die Entstehung der Pflicht zur Wahrhaftigkeit, sowie den psychologischen Ursprung der Lüge untersuchen und an der Hand geschichtlicher Thatsachen, sowie psychologischer und sociologischer Gesetze das Charakteristische dieser Erscheinungen darlegen und namentlich die Entwicklungsphase bezeichnen, in welcher wir jetzt uns befinden. Es ergeben sich daraus vielleicht einige weitere Ausblicke auf tiefer gehende sociale Probleme.

Früher möchte ich jedoch nochmals betonen, daß Untersuchungen zur Geschichte der moralischen Beurtheilung ein dringendes Bedürfniß der Wissenschaft sind, und daß solche Untersuchungen namentlich zu monographischen Arbeiten geeignete Themen abgeben. Vielleicht darf ich auch noch auf einige der bedeutendsten Arbeiten hinweisen, die wir auf diesem Gebiete besitzen.

Leopold Schmidt hat in seiner „Ethik der alten Griechen" sehr viel schätzbares Material zusammengestellt und auch übersichtlich geordnet. Leider hat der Verfasser dem Gesichtspunkt der Entwicklung zu wenig Rechnung getragen und die einzelnen Perioden in der Geschichte des griechischen Geisteslebens weniger strenge von einander geschieden, als wir es heute verlangen und verlangen müssen. Hartpole Lecky's „Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl den Großen" ist ungemein werthvoll, berücksichtigt aber nicht das gesammte sittliche Leben. Für das Verhältniß der behandelten Zeitperiode zu Wahrheit und Lüge findet man nur spärliche Notizen.

Herbert Spencer gibt im zweiten Theile seiner „Principien der Ethik" ein ungemein reiches Material, besonders aus dem Leben der Naturvölker.

Ich habe seine Forschungen dankbar benützt, kann jedoch in der psychologischen Deutung der Thatsachen nur selten mit ihm übereinstimmen.

Ferner sei noch die vortreffliche Monographie von Dr. Georg Ellinger genannt. Sie führt den Titel: „Das Verhältniß der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert", Berliner Doctordissertation vom Jahre 1884, und enthält ein sehr reiches und trefflich verwerthetes Quellenmaterial, für dessen Zusammenstellung wir dem Verfasser besonders dankbar zu sein alle Ursache haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß ähnliche Untersuchungen öfter angestellt würden.

Mit großen Erwartungen habe ich Amélineau, „Essai sur l'évolution historique et philosophique des idées morales dans l'Égypte ancienne" zur Hand genommen, bin aber stark enttäuscht worden. Man erfährt aus dem Buche so gut wie gar nichts über die Thatsachen der moralischen Beurtheilung im alten Aegypten.

Schließlich sei noch bemerkt, daß der folgende Versuch selbstverständlich nicht als eine erschöpfende Darstellung des tief greifenden Problems gelten will. Meine Absicht ist vielmehr, an der Hand geschichtlicher Thatsachen mit besonderer Berücksichtigung hervorragender Dichtungen die wichtigsten Momente der psychologischen und sociologischen Entwicklung darzustellen, um den gegenwärtigen Zustand unseres sittlichen Bewußtseins in seinem Verhältniß zu Wahrheit und Lüge verständlich zu machen und vielleicht einigermaßen zur Klärung dieses Verhältnisses beizutragen.

II.

Das Problem, um dessen Lösung wir uns bemühen, ist im folgenden Thatbestande beschlossen. Wir halten in unserer sittlichen Ueberzeugung an der Pflicht der Wahrhaftigkeit fest und suchen bei der Erziehung unserer Kinder den Hang zum Lügen mit allen Mitteln zu bekämpfen. Trotzdem sind wir aber gezwungen, im Leben häufig von der Wahrheit abzuweichen, und wir müßten lügen, wenn wir behaupten wollten, daß wir bei solchen Abweichungen jedesmal Gewissensscrupel empfinden. Im Kriege und in Lebensgefahr gilt die Lüge als erlaubte Waffe. Die ältere Staatskunst legte auf geschicktes Lügen den größten Werth, und wenn vielleicht heute im diplomatischen Verkehr weniger gelogen wird als früher, so sind dabei wohl mehr Zweckmäßigkeitsgründe maßgebend als moralische Motive. Die Mitleidslüge des Arztes, der den Kranken über seinen hoffnungslosen Zustand absichtlich täuscht, die pädagogische Lüge der Eltern und Erzieher, die dem Kinde auf seine Fragen oft mit Absicht unrichtige Antworten geben, weil das Kind die richtige nicht verstehen oder nicht vertragen könnte, gelten nicht nur für erlaubt, sondern unter Umständen sogar für verdienstlich, ja für geboten. Gegen die Lügen, welche Höflichkeit und gesellschaftliche Sitte uns fast täglich aufzwingen, sind wir meist vollkommen abgestumpft, und merken erst, wenn wir darauf aufmerksam gemacht werden, daß wir da oft thatsächlich die Unwahrheit sagen.

Trotzdem aber bleibt für unser Empfinden an der Lüge immer etwas wie Selbsterniedrigung, Herabsetzung unserer Würde und unseres Selbstgefühles

haften. Daraus entstehen zahlreiche Conflicte, welche seit alten Zeiten mit Vorliebe von den Dichtern dargestellt wurden. Ich wüßte kein besseres Mittel, die Mannigfaltigkeit unseres Problems und die verschiedenen Seiten und Auffassungsweisen desselben anschaulich zu machen, als die Betrachtung einer Anzahl solcher Dichtungen, wobei ich die bekanntesten auswähle. Eine solche Betrachtung ist jetzt wesentlich erleichtert durch Professor J. Minor's trefflichen Aufsatz „Wahrheit und Lüge auf dem Theater und in der Literatur" (abgedruckt in der von A. Sauer herausgegebenen Zeitschrift „Euphorion", Bd. III, S. 265—335). Dort werden ungefähr fünfzig Dichtungen, die unser Thema behandeln, eingehend besprochen und gelegentlich auch die ethische Seite der Frage gestreift. Im Allgemeinen ist jedoch für Professor Minor der literarische Gesichtspunkt maßgebend, und es handelt sich ihm dabei vornehmlich um Stoffgeschichte. Für uns sind jedoch die zu besprechenden Dichtungen nur als Darlegungen des ethischen Problems interessant, weshalb wir auf viele von Minor erwähnte Stücke nicht eingehen, dagegen andere heranziehen, die dort fehlen.

Das älteste Stück, in welchem das Wahrheitsproblem behandelt wird, ist wohl ohne Zweifel der Philoktet des Sophokles. Die schlau ersonnene List des Odysseus, vermittelst welcher der gekränkte und schwer beleidigte Philoktet nach Troja gebracht werden soll, wird durch die gerade und aufrichtige Natur des Achilleussohnes durchbrochen. Er kann es nicht über sich bringen, die Täuschung, in die er Anfangs mit Widerstreben gewilligt, durchzuführen und den vertrauensvoll beglückten Philoktet zu betrügen. Trotz aller Drohungen des Odysseus sagt er im entscheidenden Augenblicke die ganze Wahrheit und stellt damit die von der Mitwirkung Philoktet's abhängige Eroberung Troja's in Frage. Der Zweck der Reise wird freilich doch erreicht, aber nur durch das gewaltsame Mittel des deus ex machina. Wir freuen uns darüber, daß die Wahrheit siegt, und sind dem Herakles dankbar dafür, daß er durch sein Eingreifen den Conflict zur Befriedigung des Nationalgefühls löst. Wir sagen uns aber, daß im Leben ein solcher deus ex machina sich nicht immer rechtzeitig einstellt, und daß die Wahrhaftigkeit des Neoptolemos gar leicht das Scheitern eines großen Zweckes hätte herbeiführen können.

Der Philoktet des Sophokles erinnert wohl Jeden zunächst an Goethe's Iphigenie, wo in gleicher Weise die von Pylades klug ersonnene List durch Iphigeniens Wahrheitsliebe vereitelt wird. Die Wirkung dieser idealen Persönlichkeit ist aber hier so groß, daß die Lösung ohne deus ex machina herbeigeführt wird. Der Barbarenkönig Thoas ist von Iphigeniens edler Weiblichkeit so überwältigt, daß er das Weib freiwillig ziehen läßt, um das er kurz zuvor selbst geworben. Wir freuen uns auch hier des Sieges, den die Wahrhaftigkeit einer hehren Natur davon trägt, können aber ein Gefühl des Zweifels nicht unterdrücken. Sophokles und Goethe haben beide für die Wahrhaftigkeit um Liebe geworben, und ihre Werbung wird von jedem empfänglichen Zuschauer oder Leser erhört. Wir fühlen uns mit Neoptolemos und Iphigenien erleichtert, wir stimmen freudig zu, wenn wir das schöne Wort hören: „O weh' der Lüge, sie befreiet nicht, wie jedes andere wahr-

gesprochene Wort, die Brust!" aber der ruhige Verstand kann nicht umhin, sich zu sagen, daß das Wahrheitsproblem hier nicht gelöst ist. Der Zweck, den Odysseus und Pylades mit List und Lüge zu erreichen streben, ist in beiden Fällen im Sinne des Dichters gut und wünschenswerth. Dieser Zweck wird zwar auch auf dem Wege der Wahrheit erreicht, aber es geschieht dies nicht durch die Wahrheit, sondern trotz der Wahrheit, und zwar auf eine Weise, die man nicht als allgemein giltig betrachten kann.

Die neueren Dichter, welche den complicirten Erscheinungen des socialen Lebens mehr Rechnung tragen, geben nicht so einfache Lösungen, weshalb bei ihnen die Schwierigkeiten des Problems deutlicher hervortreten.

So gleich in Grillparzer's „Weh' dem, der lügt!" Grillparzer ist selbst ein wahrer Fanatiker der Wahrhaftigkeit, und es ist ihm schwer geworden, sich mit der Thatsache der Lüge abzufinden. Für ihn war Wahrhaftigkeit der größte Vorzug des Charakters, ein Vorzug, dem zu Liebe er sogar arge Fehler in anderer Beziehung gern entschuldigte. Vielen seiner Lieblingsgestalten hat er diese Eigenschaft als schönen Charakterzug mitgegeben. Ich erinnere nur an Melitta, Medea, Libussa, Hero, Kaiser Rudolf II. und an die Jüdin von Toledo, von welcher der König sagt:

„Sie aber war die Wahrheit, ob verzerrt,
All', was sie that, ging aus von ihrem Selbst
Urplötzlich, unverhofft und ohne Beispiel."

Eben deshalb aber konnte der Dichter mit dem Probleme nicht fertig werden. Es war ihm bitterer Ernst um die Wahrheit, und als er es einmal versuchte, über die Thatsache der Lüge und ihre Unentbehrlichkeit zu lachen, da wollte sein Lustspiel nicht recht lustig werden und fiel durch. Der Widerstreit zwischen den Grundsätzen des Bischofs Gregor und seiner späteren Freude über die gewiß nicht ohne Lüge durchgeführte Rettung des Attalus ist nicht harmonisch gelöst. Leon lügt, wenn auch nicht mit Worten, aber er lügt zu einem guten Zwecke, und wir verzeihen es ihm gern, verstehen aber nicht recht, wie sich der Bischof damit abfindet. Der Dichter ist, wie gesagt, mit dem Probleme selbst nicht fertig geworden, aber eben deshalb hat er uns in die Tiefen desselben blicken lassen.

Noch complicirter erscheint das Problem bei den Dichtern der Gegenwart, von denen besonders Ibsen mit großer Vorliebe die Lebenslüge zum Gegenstand der Darstellung macht. Wir haben schon im Eingange an Consul Bernick und Dr. Stockmann erinnert und möchten jetzt diesem „Volksfeind" etwas näher treten.

Dr. Stockmann hat entdeckt, daß das Wasser seiner Badeanstalt ungesund und den Kranken gefährlich sei. Er will diese Thatsache sofort veröffentlichen, um Abhülfe zu schaffen, wird aber daran von seinem Bruder, dem Bürgermeister der Stadt und Präsidenten der Anstalt, gehindert und in einer öffentlichen Versammlung als Volksfeind erklärt. Die Veröffentlichung Dr. Stockmann's hätte eine Schließung der Badeanstalt zur Folge gehabt und dadurch vielen Bürgern der Stadt materiellen Schaden verursacht. Wir können also die Motive des Bürgermeisters wenigstens begreifen, wenn auch nicht ent-

schuldigen. Wenn aber Dr. Stockmann zum Schlusse findet, daß der Mann am mächtigsten sei, der allein steht, so hat er insofern recht, daß ein solcher Mann seine Individualität uneingeschränkt bethätigen kann; ob er aber damit am meisten erreicht, ist eine andere Frage. Dr. Stockmann hätte auf Mittel und Wege sinnen müssen, der von ihm erkannten Wahrheit doch Geltung zu verschaffen, und das hätte ihm unter modernen Verhältnissen zweifellos gelingen müssen. Wenn er sich stolz aus der Welt der Lüge zurückzieht, so kann er zwar sein individuelles Bedürfniß nach Wahrhaftigkeit befriedigen, wird aber dabei die socialen Pflichten seines Berufes verletzen. Die gesellschaftliche Lüge hat also Ibsen hier meisterhaft gezeichnet, die Pflicht der Wahrhaftigkeit jedoch nicht in ihrer vollen Tiefe erfaßt.

Von den neueren Dichtungen, in welchen der Dichter für die Wahrheit eintritt und ihre befreiende Kraft zeigen will, scheint mir Björnstjerne Björnson's „Fallissement" dasjenige zu sein, in welchem der Conflict am reinsten und befriedigendsten gelöst wird. Die in Dr. Berent personificirte Wahrheit bringt in einer packenden Scene den schon lange insolventen Kaufmann Tjälde zur Bankerotterklärung, und diese Befreiung von der Lüge, in welche Tjälde schon Jahre lang sich und seine Familie verstrickt hatte, verhilft nicht nur dem objectiven Recht zum Siege, sondern gereicht, wie der Dichter in dem mehr ethisch als dramatisch befriedigenden fünften Acte deutlich zeigt, auch ihm selbst zum Segen. Hier kommt auch die sociale Seite der Wahrhaftigkeit zur Geltung, und das Zusammenfallen der Forderungen socialer Gerechtigkeit mit der Wohlfahrt des Einzelnen wirkt um so größere Befriedigung, als hier Alles dem wirklichen Leben abgelauscht ist und nur wenig Unwahrscheinlichkeiten vorkommen.

In den bisher betrachteten Stücken handelte es sich meist um eine Verherrlichung der Wahrheit und um Verdammung der Lüge. Wir wenden uns jetzt solchen Dichtungen zu, in denen die schädliche Wirkung unzeitgemäßer oder übertriebener Wahrhaftigkeit geschildert und gezeigt wird, daß die Lüge unter gewissen Verhältnissen nicht nur erlaubt, sondern sogar verdienstlich werden kann. Echegaray wirft in seinem Stücke „Wahnsinn oder Heiligkeit?" die Frage auf, ob das Verkünden einer lange unbekannten Wahrheit, das Niemandem nützt, wohl aber den Verkünder und seine Familie zu Grunde zu richten geeignet ist, ob ein solches unbedingtes Festhalten an der Pflicht der Wahrhaftigkeit Wahnsinn oder Heiligkeit sei. Leider hat der Dichter durch den ungeschickten Schluß das Anfangs tief und interessant angelegte Thema arg verflacht. Gregor Werle in Ibsen's „Wildente" zerstört durch seinen Wahrheitsfanatismus das Glück einer Familie, welches zwar auf einer Lüge aufgebaut war, aber trotzdem sich schon hinreichend befestigt hatte. In Gunnar Heiberg's „König Midas" treibt Ramseth eine Wittwe in Wahnsinn und Tod, weil er ihr ganz überflüssiger Weise aus Wahrheitssucht Enthüllungen über das Vorleben ihres Gatten nicht vorenthalten zu dürfen glaubt. In liebenswürdiger Art behandelt Paul Heyse in seinem Schauspiele „Wahrheit?" diese Seite der Frage, und die Worte der Großmutter: „Die Wahrheit ist so was Vortreffliches wie starker Wein, der hitzigen Personen zu Kopf steigt, sie hat wie

Alles seine Zeit. Nur Liebe und Güte sind immer zeitgemäß," wird Jeder gerne unterschreiben. Es liegt darin übrigens auch der tiefere Gedanke, daß die Pflicht der Wahrhaftigkeit keine unmittelbare, ursprüngliche, absolute, sondern eine abgeleitete und relative ist. Wir kommen auf diesen Punkt weiter unten zurück.

Ergreifend hat Marie v. Ebner-Eschenbach in ihrer Novelle „Unsühnbar" den seelischen Conflict geschildert, in welchem die Heldin, um das Glück ihres Gatten nicht zu stören, das Leben in der Lüge erträgt, dieselbe aber sofort von sich wirft, sowie die Wahrheit nur ihr und keinem Anderen mehr schadet. Wir finden hier die Lüge als verdienstliche Selbstüberwindung und zugleich die befreiende und sühnende Kraft der Wahrheit zu höchst wirksamer Darstellung gebracht.

Für unseren Zweck dürfte die vorgeführte Auswahl von Dichtungen ausreichen. In Minor's Aufsatze findet der Leser noch zahlreiche Stücke und Literaturwerke angeführt, die das Thema behandeln. Besonders der Lügner als Lustspielfigur, für welche in Spanien Alarcon y Mendoza in seiner „verdächtigen Wahrheit" den Typus geschaffen, den dann Corneille und Goldoni nachgebildet haben, ist in ebenso sorgfältiger als interessanter Darstellung behandelt. Wir übergehen ebenso die von Lucian's „Lügenfreund" bis zu Baron Münchhausen in der Weltliteratur vorkommenden Typen des Phantasie- und Scherzlügners. Alles das hat mit der sittlich-socialen Seite der Frage weniger zu thun. Aus den betrachteten Dichtungen aber ziehen wir das Ergebniß, daß die Wahrhaftigkeit Bedürfniß starker und ausgebildeter Persönlichkeiten ist (Neoptolemos, Iphigenie, Dr. Stockmann), daß aber die Lüge in den Fällen, wo sie nicht dem Lügner, sondern Anderen zu nützen bestimmt ist, nicht für verwerflich, mitunter sogar für verdienstlich gilt.

Damit haben wir ein Bild von der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit unseres Problems gewonnen und zugleich gesehen, daß dasselbe seit Jahrtausenden die Geister beschäftigt und im Laufe der Zeit immer complicirter geworden ist. Wir gehen nun daran, die Entstehung und Entwicklung der Frage historisch-psychologisch zu untersuchen.

III.

Die Sprache ist, wie jetzt wohl allgemein zugegeben wird, aus Gefühlslauten, aus dem Schrei entstanden, der sicher als unmittelbarer Ausdruck der ihn veranlassenden psychischen Vorgänge zu betrachten ist. Der Uebergang von Gefühlslauten zu Sprachlauten hat, wie ich anderswo nachgewiesen zu haben glaube, allmählich und zwar in der Weise stattgefunden, daß die Gefühlslaute sich immer mannigfaltiger nuancirten, und daß durch häufige Wiederholung sich das Gefühl abstumpfte und die Verbindungen von Laut und Vorstellung zu festen Associationen wurden. Sicher ist — und das ist für unsere Frage entscheidend — daß nach der Natur dieses Entwicklungsganges die ersten Urtheile, welche die Menschen fällten und sprachlich ausdrückten, als unmittelbarer Ausdruck dessen, was die Urtheilenden dachten, anzusehen sind und so als innerlich wahr betrachtet werden müssen. Die

Wahrhaftigkeit ist aber in solchen Fällen nur implicite enthalten. Man weiß es noch nicht anders. Was wir aber Wahrhaftigkeit nennen, das setzt die Thatsache der Lüge voraus. „Du sollst wahrhaft sein" heißt ja nichts anderes als „du sollst nicht lügen". Es muß demnach zuerst untersucht werden, wie die Lüge in die Welt gekommen ist, und erst wenn das ermittelt ist, darf man fragen, wie und warum sich gegenüber der Lüge die Forderung nach Wahrhaftigkeit geltend gemacht hat.

Es sei gestattet, diese Ueberlegung durch eine Analogie zu erläutern. Die traditionelle Logik unterscheidet nach dem Vorgang des Aristoteles bejahende und verneinende Urtheile. Dabei gelten in der Regel diese beiden entgegengesetzten Functionen für gleich ursprünglich. Die in den letzten Jahren wiederholt vorgenommenen genaueren psychologischen Untersuchungen haben jedoch zu dem Resultate geführt, daß das negative Urtheil das bejahende voraussetze. Das negative Urtheil ist nichts Anderes als die Zurückweisung eines bejahenden Urtheils, und ich selbst habe versucht, den Ursprung dieser Zurückweisung und seine biologische Bedeutung genauer nachzuweisen[1]). Die ersten Urtheile, die gefällt wurden, sind bejahende, allein die Bejahung ist in denselben nur implicite enthalten. Erst wenn die negative Urtheilsbildung geläufig geworden ist, findet sich oft Anlaß, ein Urtheil gegen mögliche oder wirkliche Zurückweisungen zu vertheidigen, und erst dann kommt die Bejahung deutlich zum Bewußtsein. Die Sprache bildet das „Ja" viel später aus als das „Nein", und das Erstere verbindet sich auch nie so eng mit dem Urtheilsacte selbst, wie dies bei der Verneinung der Fall ist. So wie nun die ausdrückliche Bejahung erst im Gegensatze zur Negation zum Bewußtsein gelangt, so entsteht die Forderung der Wahrhaftigkeit erst im Gegensatze zur Lüge, wiewohl beide, Bejahung und Wahrhaftigkeit, implicite bereits in den ersten Urtheilen enthalten sind, die von Menschen gefällt wurden.

Es gilt also zunächst, über die Entstehung der Lüge ins Klare zu kommen. Der Mensch erkennt bald, daß er in der Sprache ein Mittel besitzt, auf seine Mitmenschen einzuwirken. Diese richten sich nach meinen Aussagen, und ich vermag sie also durch Worte zu lenken. Was Wunder, wenn dieses Mittel nun auch dazu verwendet wird, die Mitmenschen irre zu führen. So wie Gefahr und Noth uns lehren, zu List und Verstellung zu greifen, was ja auch bei Thieren vielfach geschieht, so greift der Mensch zur Lüge, die ja auch nichts Anderes ist als List und Verstellung. In der Regel kann nur der geistig Ueberlegene dies dem minder Veranlagten gegenüber mit Erfolg unternehmen, und deshalb gilt die Lüge in primitiven Zeiten und bei primitiven Völkern nicht nur nicht für verwerflich, sondern vielmehr als Beweis geistiger Ueberlegenheit und geistiger Stärke. Herbert Spencer führt für diese Thatsache mehrere Zeugnisse von Reisenden an, von denen ich eines hersetze: „Ich habe niemals irgend einen Bewohner von Centralamerika gefunden, welcher hätte zugeben wollen, daß das Lügen irgendwie ein Laster sei, und wenn es Einem geglückt ist, einen Anderen zu betrügen, wie grob und schmählich der Betrug

[1]) Die Urtheilsfunction, S. 181 ff.

auch gewesen sein mag, so werden die Eingeborenen doch nur bemerken: ‚Was für ein geschickter Kerl!" In ähnlicher Weise werden, wie dies übrigens schon oft hervorgehoben wurde, die Lügen des Odysseus bewundert, und er selbst rühmt sich seiner Ränke und Listen.

Damit hängt es auch zusammen, daß manche Naturvölker aus Mangel an Intelligenz nicht lügen. Herbert Spencer will dies zwar nicht zugeben und nennt eine solche Erklärung einen nicht sehr achtungswerthen Versuch, den Credit der höheren Rassen zu heben. Er meint, wenn Kinder lügen und selbst Thiere sich verstellen, so dürfte Mangel an Intelligenz niemals als Ursache der Wahrhaftigkeit angesehen werden. Diese Argumentation ist aber nicht richtig. Zum geschickten Lügner gehört wirklich eine gewisse Regsamkeit und Beweglichkeit des Geistes, und wenn es Völker gibt, die in ihren Zahlbegriffen nicht über vier hinaus gekommen sind, so werden dieselben ja ebenfalls von unseren Kindern an intellectueller Leistung übertroffen. Mir scheinen vielmehr die Reisenden vollkommen Recht zu haben, welche das Nicht-Lügen oft auf einen Mangel an Intelligenz zurückführen.

Die Lüge hat den Glauben des Belogenen an die Wahrheit der Aussage zur Voraussetzung. Dieser Glaube ist Anfangs selbstverständlich, so lange die Lüge nicht etwas Gewöhnliches, Alltägliches geworden ist. Später aber gilt dieser Glaube, dieses unbedingte Zutrauen in die Aussagen Anderer als Geistesschwäche. Unser deutsches Wort „albern" kommt von al-were und bedeutet zunächst einen Menschen, dem Alles wahr ist, der Alles für wahr hält, was man ihm sagt.

Die Lüge ist also als ein Mittel, sich aus Gefahr und Noth zu retten, entstanden, dessen Anwendung eine gewisse geistige Regsamkeit und Beweglichkeit erfordert. Sie benützt das Anfangs selbstverständliche Vertrauen in jede Aussage zur Irreführung und zur Erreichung egoistischer Zwecke. Dieselbe gilt in den ersten Zeiten der Culturentwicklung für eine erlaubte Waffe, deren geschickte Anwendung vielfach Bewunderung hervorruft.

Mit diesem Entstehungsgrund der Lüge hängt eine Entwicklungsform derselben zusammen, die wir gleich hier kurz besprechen wollen. Dieselbe gehört zwar streng genommen nicht in den Rahmen unserer Untersuchung, soll aber doch nicht unerwähnt bleiben. Ich meine das Lügen zum Scherze. Als Beweis geistiger Beweglichkeit kann das Ersinnen von Lügen gelegentlich als harmloses Spiel Freude bereiten und in Verbindung mit einer reichen Phantasie eine Beschäftigung werden, die über öde Stunden hinweg hilft, und deren Resultat auch Anderen zur Unterhaltung dient. Wir dürfen auf diese Thatsache zum Theil wenigstens die Freude am Ersinnen und Erzählen von Märchen zurückführen. Der Zusammenhang zwischen der Lüge und der Phantasiethätigkeit ist unzweifelhaft vorhanden, allein die Erörterung desselben gehört mehr auf das ästhetische als auf das ethische Gebiet, auf dem sich unsere Untersuchung ausschließlich bewegt.

Es erhebt sich nun die wichtige Frage: Wie kam bei diesem Ursprung der Lüge die Menschheit dazu, dieselbe als verwerflich zu betrachten, und in welchen Formen macht sich die Mißbilligung der Lüge zunächst geltend?

Ich glaube, zwei verschiedene Quellen nachweisen zu können, aus welchen die Werthschätzung der Wahrhaftigkeit und die Verwerfung der Lüge entspringt, und hoffe zeigen zu können, daß aus diesem verschiedenen Ursprung sich die argen Begriffsverwirrungen, die hier eingetreten sind, zum größten Theile erklären und auch lösen lassen. Die erste dieser Quellen bildet ein Bedürfniß der Gesellschaft, die zweite ein Bedürfniß des Individuums. Ich unterscheide danach zweierlei Motive, die zur Werthschätzung der Wahrhaftigkeit führen, welche ich kurz als das *sociale* und das *individualistische* Motiv bezeichnen will. Wir wenden uns zunächst zur Besprechung des socialen Motives.

Im Kampfe mit Feinden und in Lebensgefahr gilt, wie schon bemerkt, die Lüge nicht nur als erlaubte Waffe, ihre geschickte und erfolgreiche Anwendung ist sogar geeignet, Bewunderung hervorzurufen. Im Verhältniß der Stammesgenossen zu einander wie innerhalb der Familie muß sich dagegen bald das Bedürfniß nach gegenseitiger Aufrichtigkeit und Treue geltend machen. Die Erfahrung lehrt gewiß in sehr früher Zeit, daß das Wohl und Wehe des Stammes oder der Familie gar sehr von der Verläßlichkeit der Mitglieder abhänge. Der Führer muß den Worten und Versprechungen seiner Mannen vertrauen dürfen. Je stärker sich dann das Gefühl der Zusammengehörigkeit entwickelt, desto mehr wird Treue und Wahrhaftigkeit gegenüber den Stammesgenossen geschätzt und gefordert, während Untreue und Verrath desto entschiedener mißbilligt und um so strenger gestraft werden. Führt dann die Stammesverfassung zu despotischer Herrschaft eines Häuptlings oder Königs, so nimmt diese Forderung der Treue die Form einer Pflicht zum Gehorsam an und kann da wieder entgegengesetzte Reactionen zur Folge haben. Indem nämlich die Erfüllung dieser Pflicht durch Furcht erzwungen wird, wird der strenge, oft grausame Herrscher leicht von den Unterthanen als Feind betrachtet, gegen den man wiederum Lüge und Verstellung für erlaubt hält. Herbert Spencer hat darum vollkommen Recht, wenn er behauptet, die Wahrhaftigkeit entwickle sich bei freien Völkern am sichersten und schönsten.

So wie sich nun im Laufe des Culturfortschrittes das sociale Leben und der sociale Verkehr immer complicirter gestalten und immer neue Formen annehmen, erfährt auch die sociale Pflicht der Wahrhaftigkeit mannigfache Modificationen. Bei lebhaftem und ausgebreitetem Handelsverkehr steigert sich diese Verpflichtung und die Werthschätzung der Wahrhaftigkeit in entschiedener Weise. Die vielfach verbreitete Ansicht, daß der Handel Betrug und Täuschung nicht nur vermehre, sondern als erlaubt, ja als selbstverständlich erscheinen lasse, wird durch geschichtliche Thatsachen entschieden widerlegt. England und Holland sind gewiß Handelsstaaten im großen Stil, und vielleicht nirgends wird der Vorwurf der Lüge stärker empfunden und schärfer zurückgewiesen als dort. Lecky bemerkt in dem oben genannten Werke sehr richtig: „Obzwar die Beschäftigung mit dem Handel große Versuchungen zu Betrügereien in sich birgt, so ist doch gegenseitiges Vertrauen und in Folge dessen strenge Wahrhaftigkeit von so hervorragender Wichtigkeit, daß diese Eigenschaften im Bewußtsein der Menschen einen Werth erhalten, wie sie ihn

früher nie besessen haben. Wahrhaftigkeit nimmt in der moralischen Beurtheilung unter den Tugenden den ersten Rang ein, und niemals erfährt ein Charakter, dem diese Eigenschaft fehlt, die geringste Billigung" (Bd. I, S. 143 der englischen Ausgabe). „Contractbruch" wird auch von Herbert Spencer als das am meisten Schädigende in dem Gesellschaftstypus bezeichnet, welchen dieser Forscher im Gegensatz zum militärischen den „industriellen" nennt.

Diese Ueberzeugung bricht sich auch in Handelskreisen immer mehr Bahn, und die Ansicht, daß strenge Wahrhaftigkeit und Solidität im wohlverstandenen Interesse der Handeltreibenden selbst liegen, wird kaum mehr ernstlich angezweifelt. Es ist aber wichtig, zu betonen, daß die sociale Pflicht der Wahrhaftigkeit in großen Handelsstaaten am frühesten und deutlichsten erkannt wurde, und daß hier das Zusammenfallen von Pflicht und Interesse zu klarem, unzweideutigem Ausdruck gelangt.

Die sociale Pflicht der Wahrhaftigkeit hat auch im Rechtsleben ihren Ausdruck gefunden, und auch das dürfte auf das Bedürfniß des Handelsverkehrs zurückzuführen sein. Ich meine die Einführung des Eides als Rechtsbeweis. Eine Aussage, die durch einen Eid erhärtet wird, gilt als wahr, und die darin enthaltenen Rechtsansprüche werden dadurch als zu Recht bestehend und erzwingbar anerkannt. Dieselbe sociale Pflichtverletzung, die darin liegt, Jemanden an seinem Eigenthum zu schädigen, begeht Derjenige, der unter Eid eine falsche Aussage macht, aus welcher eine solche Schädigung hervorgeht. Hier wird also die sociale Pflicht der Wahrhaftigkeit direct ausgesprochen, zugleich aber liegt ein Fall vor, wo religiöse Gefühle in den Dienst der socialen Wohlfahrt gestellt werden. Dies bedarf einer kurzen Erörterung.

Die Verpflichtung, einen geleisteten Eid zu halten oder nur solche Thatsachen eidlich zu bekräftigen, von deren Wahrheit man sich wirklich überzeugt hat, setzt sich aus zwei sehr heterogenen Momenten zusammen. Das eine ist die eben besprochene sociale Pflicht der Wahrhaftigkeit, die eben da, wo sie zu einer Rechtsinstitution sich verdichtet hat, noch viel deutlicher hervortritt. Das zweite Motiv aber, das meist als das weit mehr bindende und wirksame betrachtet wird, ist die Furcht vor der Strafe der Gottheit, unter deren Anrufung der Eid erfolgt. Soll der Eid rechtlich, moralisch und religiös seinen Zweck erfüllen, dann müssen diese beiden Momente sich vollkommen durchdringen, das religiöse Gefühl darf nur zur Stärkung und, wenn man will, zur Erwärmung des socialen Pflichtgefühles beitragen. Thatsächlich aber ist das zweite Moment das, was eine feierliche Versicherung eigentlich zum Eide macht. Fiele die Furcht vor der göttlichen Strafe ganz weg, dann kann an Stelle des Eides die feierliche Versicherung treten. Die Geschichte lehrt nun, daß namentlich im Mittelalter die Furcht vor der Rache, namentlich der Heiligen, bei deren Reliquien man geschworen hatte, fast das Einzige war, das vor Meineid und Eidesbruch zurückscheuen ließ. Georg Ellinger weist in der oben genannten Dissertation auf mehrere Fälle hin, aus denen dies deutlich hervorgeht. Besonders charakteristisch scheint mir folgende Erzählung aus dem altfranzösischen „Roman de Rou" von Wace. Als Harold in die Gewalt des Herzogs Wilhelm von der Normandie gerathen ist und er ihm schwören muß,

Wilhelm's Tochter Adele zu heirathen und diesem selbst zur Herrschaft in England zu verhelfen, da traut der Normannenherzog dem bloßen Eide nicht, und um sich Harold's völlig zu versichern, wendet er folgendes Mittel an: er bringt eine Menge Reliquien zusammen und verbirgt dieselben unter einer Decke, auf welche er Harold den Eid leisten läßt. Nach dem Schwur nimmt er die Decke weg und zeigt dem Harold die Reliquien, auf die er geschworen, worüber dieser sehr erschrickt. Man sieht: Wilhelm und Harold meinen — und mit ihnen meint es der Dichter — daß die Verpflichtung, den Eid zu halten, noch weit stärker dadurch sei, daß Harold — allerdings, ohne es zu wissen — auf die Reliquien der Heiligen den Eid abgelegt hat und den Zorn der Heiligen herausfordern würde, wenn er sie durch den Bruch des Eides beleidigte. Wo aber die Furcht vor göttlicher Strafe das wichtigste Motiv zur Vermeidung von Meineid oder Eidesbruch bildet, muß jenes andere Moment, welches wir oben als sociale Wahrheitspflicht bezeichnet haben, an Verbindlichkeit verlieren. Thatsächlich finden wir auch bei Ellinger den Nachweis, daß im 10., 11. und 12. Jahrhundert zahlreiche Meineide namentlich von kirchlichen Würdenträgern nicht nur verübt, sondern auch gebilligt wurden, besonders wo dieselben kirchliche Zwecke zu fördern geeignet waren. Wer der Kirche einen Dienst leistet, der glaubt selbstverständlich, göttliche Strafen nicht fürchten zu müssen, und damit fällt das Motiv, das ihn zur Heilighaltung des Eides veranlassen könnte, von selbst weg. Die Kirche gestattet also Abweichungen von der strengen Wahrhaftigkeit, wo durch diese Abweichungen ihre höheren Zwecke gefördert werden. Nun ist die Kirche, und zwar speciell die katholische Kirche, bekanntlich eine vortrefflich organisirte und geleitete Gesellschaft, die ihre eigenen Vortheile vortrefflich kennt und zu fördern versteht. Inwiefern diese Vortheile und Interessen der Kirche sich mit denen der allgemeinen Wohlfahrt und des allgemeinen Fortschrittes decken oder nicht, das haben wir hier nicht zu untersuchen. Was aber speciell die Pflicht der Wahrhaftigkeit betrifft, so denkt — man muß dies offen aussprechen — unser soziales Gewissen nicht viel anders als die Kirche. Vom Standpunkt der streng socialen Ethik, als deren Ziel die Wohlfahrt und das Gedeihen des socialen Körpers gilt, von diesem Standpunkt aus gibt es keine unbedingte und uneingeschränkte Pflicht der Wahrhaftigkeit. Es kann Fälle geben, wo das Aussprechen der Wahrheit social schädlich wäre und wo das Verschweigen, ja sogar das absichtliche Verbergen oder Verhüllen der Wahrheit unabweisliche Pflicht ist. Im Kriege und bei der Aufspürung von Verbrechern kann die Lüge oft unentbehrlich und eine gelungene Täuschung direct verdienstlich sein.

Plato, der die Lügenhaftigkeit des Homerischen Zeus mit den schärfsten Worten tadelt, gibt ohne Weiteres zu, daß in seinem Idealstaat wie auch im Gesetzesstaat gleichsam officielle Täuschungen zum Wohle des Ganzen wie des Einzelnen unentbehrlich sind.

Aber auch an der vom Standpunkte der socialen Ethik durchaus gebotenen und förderlichen Lüge haftet für das feinere Gefühl ein gewisser moralischer Makel. Wir empfinden jede absichtliche Unwahrheit, die von uns verlangt wird, als eine Herabsetzung unserer Individualität, wir fühlen, daß unserer

sittlichen Persönlichkeit dabei Abbruch geschieht. Jede solche Lüge bleibt für uns immer ein Uebel und kann höchstens als nothwendiges Uebel anerkannt werden. Die unbedingte Verurtheilung der Lüge, wie wir sie bei Kant und Fichte finden, hat für uns immer etwas Imponirendes, etwas Großes, auch wenn wir die sociale Durchführbarkeit dieser Sittenstrenge entschieden in Abrede stellen müssen. Dieser Zwiespalt in unserer moralischen Beurtheilung der Lüge rührt eben davon her, daß die Pflicht der Wahrhaftigkeit aus zwei Wurzeln entstanden ist. Neben dem socialen Gebot der Treue und des Worthaltens wirkt noch ein zweiter mächtiger Factor in uns, der uns die Wahrhaftigkeit zum Bedürfniß, die Lüge zum Gegenstand des Abscheus macht. Der Betrachtung dieses zweiten, wie mir scheint, bedeutsameren und interessanteren Factors, der individualistischen Quelle der Wahrheitspflicht, wollen wir uns jetzt zuwenden.

IV.

Das Verhältniß von Gesellschaft und Individuum stellt sich im Lichte der modernen Sociologie wesentlich anders dar als in der Auffassung des 18. Jahrhunderts, welche für die Mehrzahl der Gebildeten auch heute noch die selbstverständliche erscheint. Am Anfang der Entwicklung steht nach dieser Auffassung „der Troglodyte, der scheu in des Gebirges Klüften sich barg", der „ungesellige Wilde", der in jedem Mitmenschen einen Feind sieht. Durch die Noth gezwungen, hätten sich dann die einzeln lebenden Menschen auf Grund bewußten Uebereinkommens zu kleineren und später zu größeren Gemeinschaften vereinigt, zu deren Ausbildung vorwiegend die Entstehung des Ackerbaues beigetragen habe. Im „Eleusischen Fest" und im „Spaziergang" hat Schiller diese Auffassung poetisch, in der akademischen Antrittsrede wissenschaftlich dargestellt.

Dem gegenüber weist nun die moderne Sociologie an der Hand völkerkundlicher Thatsachen darauf hin, daß uns der Mensch, so weit wir seine Spur auch in der Urzeit zurück verfolgen können, nirgends als einzeln lebendes Wesen, sondern immer als Herdenthier entgegentritt. Es gibt heute noch auf der Erde Menschen, deren Zahlvorstellungen nicht über vier hinausgehen, und die den Gebrauch des Feuers nicht kennen. Aber auch diese leben in einer Art Gemeinschaft, haben eine Sprache und sind an bestimmte Sitten und Bräuche gebunden. Dabei ist längst beobachtet worden, daß, je primitiver der Culturzustand eines Volkes ist, desto geringere individuelle Unterschiede sich unter den Angehörigen desselben finden, und zwar ebenso in der körperlichen wie in der geistigen Beschaffenheit. Vierkandt hat in seinem kürzlich erschienenen sehr interessanten Buche „Naturvölker und Culturvölker" (Leipzig 1896) auf S. 7 „die Existenz der freien Persönlichkeit als „ein in die Augen springendes Merkmal der Vollcultur" bezeichnet, „während die übrigen Völkermassen durch die Gebundenheit des Bewußtseinszustandes charakterisirt sind". Der primitive Mensch ist thatsächlich an die gewohnte Anschauungsweise, an Sitte und Brauch vollkommen gebunden und findet zunächst gar keinen Anlaß, sich über das Hergebrachte eigene Gedanken zu machen. Erst die im Laufe

der Entwicklung sich einstellende Arbeitstheilung, die bei zunehmendem Wohlstande sich bietende Muße mit dem damit verbundenen Drange nach Bethätigung der vorhandenen seelischen Functionen zeitigen im einzelnen Menschen jene Selbständigkeit des Denkens und Wollens, welche den überlieferten Anschauungen sowohl als den überkommenen Bräuchen prüfend und dann oft zersetzend entgegentritt.

Wundt hat in seiner Ethik die Priorität des Gesammtwillens vor dem Einzelwillen überzeugend dargethan und in sehr geistvoller Weise für die Ethik verwerthet. Herbert Spencer hat diesem Gedanken den prägnantesten Ausdruck gegeben in dem paradox klingenden: „Society is prior to man.“ Die Gesellschaft ist früher da als das Individuum. Die freie Persönlichkeit ist somit nicht der Anfang, sondern erst das Product der Culturvollentwicklung und, fügen wir dies gleich hier hinzu, eines ihrer werthvollsten Producte. In heftigen Kämpfen hat die freie Persönlichkeit um ihre Geltung gerungen und dabei die höchsten Güter für die Menschheit erstritten.

Im fünften vorchristlichen Jahrhunderte sehen wir in Athen die sogenannten Sophisten an der Arbeit, denen sich in diesem Sinn die erhabene Gestalt des Sokrates zugesellt. „Vom Rechte, das mit uns geboren,“ ist wohl hier zum erstenmal die Frage, und die Einsicht in das Seelenleben des Menschen, die Verinnerlichung der Philosophie, das Verlangen nach geistiger und sittlicher Unabhängigkeit von Ueberlieferung und Herkommen ist der große Gewinn, den die Menschheit aus diesen Kämpfen gezogen hat.

Zu Beginn der neuen Zeit haben Humanismus, Renaissance und Reformation die wissenschaftliche, die ästhetische und die sittliche Freiheit des Individuums für einen Theil der Menschheit erobert, für die ganze in Anspruch genommen und damit das menschliche Individuum mit seinen höheren Zwecken gewaltig wachsen lassen. Im achtzehnten Jahrhundert endlich hat die französische Aufklärung und die ihr folgende Revolution die politische Freiheit als unveräußerliches Recht des Staatsbürgers in Anspruch genommen und damit diese Freiheit zu einer aus dem Herzen Europa's nicht mehr zu verdrängenden Forderung gemacht.

In unserem Jahrhundert hat dann das maßlose Streben nach wirthschaftlicher Freiheit einen Wendepunkt in diesem Kampfe herbeigeführt, und es ist dem Individuum zum Bewußtsein gebracht worden, daß es nicht nur das Recht habe, sich in der Gesellschaft und gegenüber der Gesellschaft frei zu entwickeln und zu bethätigen, sondern daß es zugleich auch verpflichtet sei, sich in den Dienst der Gesellschaft zu stellen, ohne die es ja überhaupt nicht bestehen könnte. Wir stehen heute mitten in diesem Kampfe, und Niemand vermag zu sagen, wie sich derselbe gestalten, und noch weniger, wie er enden wird. Sicher aber scheint mir das Eine, daß die Menschheit sich die Güter, welche im Kampf um die freie Persönlichkeit errungen worden sind, niemals wird rauben lassen dürfen und rauben lassen können. Zu diesen Gütern aber gehört — und damit kehren wir zu unserem Thema zurück — die Werthschätzung der Wahrhaftigkeit und die Verabscheuung der Lüge.

Es ist ein tief gefühltes Bedürfniß der freien Persönlichkeit, sich entfalten, sich bethätigen, sich äußern zu dürfen. Man muß sagen dürfen, was man

denkt und fühlt, und man muß den Muth haben, es zu sagen, auch gegen Ueberlieferung und Herkommen. Kräftige Individualitäten haben seit jeher dieses Bedürfniß empfunden und haben in der Lüge eine Herabsetzung der Persönlichkeit, eine Verletzung der Menschenwürde erblickt. Verhaßt wie des Hades Pforten ist schon dem starken und gerechten Achill der Mann, der Anderes im Herzen birgt, Anderes ausspricht (Ilias IX, 312). Und so sehr blieb diese Eigenschaft mit dem Charakter Achill's verwachsen, daß sie sich in der Vorstellung der späteren Dichter auf seinen Sohn Neoptolemos vererbte, der dieselbe, wie wir oben sahen, im Philoktet des Sophokles so mannhaft bekundet. Uebrigens fällt die Abfassungszeit des Philoktet in jene oben besprochene Epoche der griechischen Aufklärung, und in solchen Zeiten finden wir überall eine besondere Werthschätzung der Wahrhaftigkeit. Herbert Spencer hat sehr richtig darauf hingewiesen, daß selbst bei Naturvölkern, die in Freiheit leben, relativ große Wahrhaftigkeit zu finden ist, und die Geschichte lehrt uns, wie gesagt, daß der Befreiungskampf, den das Individuum gegen Bevormundung und Knechtung führt, immer mit Verabscheuung der Lüge verbunden ist. Im dreizehnten Jahrhundert sehen wir vielfach freieren Geist sich regen, und gleichzeitig finden wir, wie Georg Ellinger gezeigt hat, die Wahrhaftigkeit im Wachsen und die Lüge als Gegenstand heftiger Mißbilligung. Wir erinnern dabei an die Gestalt Parcivals, der überall dort das Richtige trifft, wo er seiner Natur nachlebt, und überall fehlt, wo er fremden Lehren folgt.

Luther findet, daß es kein schändlicher Laster auf Erden gebe, als Lüge und Untreue beweisen, und freut sich, daß sich die Deutschen im Gegensatze zu Griechen und „Welschen" doch noch ein wenig schämen, wenn man sie Lügner heißet. Zu derselben Zeit klagt Hans Sachs, daß „Frau Wahrheit Niemand herbergen will". Noch deutlicher aber tritt uns der Zusammenhang zwischen dem Befreiungskampf des Individuums und der Werthschätzung der Wahrhaftigkeit im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland entgegen. Rousseau's Ruf nach Rückkehr zur Natur hatte mächtigen Widerhall in Deutschland geweckt. Kräftig regte die sich befreiende Persönlichkeit ihre Schwingen und zeitigte im Sturm und Drang die herrlichsten Blüthen deutscher Dichtung. „Reich durch Schätze, die lange Zeit sein Busen ihm verschwieg," wollte der von Convention und Herkommen sich lösende Mensch diese Schätze in reicher Fülle heben und sich ihrer erfreuen. Immer lebendigeren, immer deutlicheren Ausdruck dem zu geben, was in den Tiefen der Seele vorging, kein natürliches Gefühl zu verleugnen, keine natürliche Regung zu unterdrücken, das wurde immer mehr gefordert und geübt. Goethe's und Herder's Ideal ist die möglichst reiche, möglichst freie Ausgestaltung der Persönlichkeit. Diese Ausgestaltung ist höchster, durchaus selbständiger Zweck des Lebens.

Aus diesem Geiste ist Iphigenie geboren, die Alles durch ihr edles Selbst bewirkt und deshalb die Lüge nicht vertragen, nicht über sich bringen kann. Von diesem Standpunkte aus versteht man auch die unbedingte Verurtheilung der Lüge durch Kant und Fichte. Daß Kant dabei nur von individualistischen Motiven ausgeht, das erhellt schon daraus, daß er in der Tugendlehre die Lüge nur und ausschließlich als Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich

selbst auffaßt. Uebrigens erklärt er auch ganz ausdrücklich, daß der durch die Lüge dem Lügner selbst oder Andern zugefügte Schaden für die moralische Beurtheilung gar nicht in Betracht komme. „Die Lüge ist Wegwerfung und gleichsam Vernichtung seiner Menschenwürde." (Kant's Werke, ed. Hartenstein, Bd. VII, S. 235.) Zum Ueberfluß hat übrigens Kant noch in einer besonderen kleinen Schrift zu beweisen versucht, daß man nicht das Recht habe, aus Menschenliebe zu lügen (id. Bd. VII, S. 313 ff.). In ähnlich strengem Sinne hat sich Fichte ausgesprochen: „Und wenn ich wüßte, damit die Welt zu erlösen, würde ich mein Wort nicht brechen."

Wir sehen somit, daß das individualistische Motiv bei der Werthschätzung der Wahrhaftigkeit das weitaus stärkere ist, und daß dasselbe leicht zur Ueberspannung und Uebertreibung führt. Schopenhauer hat Kant's unbedingte Verurtheilung der Lüge mit Recht getadelt; wenn er darin aber „entweder eine Affectation oder ein Vorurtheil" erblickt, so hat er dem großen Denker schweres Unrecht gethan. Wenn Schopenhauer meint, „Declamiren sei leichter als Beweisen, Moralisiren leichter als aufrichtig sein," so möchte ich dagegen bemerken, daß auch Kritisiren leichter ist als historisch begreifen. Kant's unbedingte Verurtheilung der Lüge wird immer einen Zug von Größe behalten. Sie ist die consequente Durchführung und Formulirung des individualistischen Moralprincips und wird als solche immer einen wichtigen Markstein in der Entwicklungsgeschichte des sittlichen Urtheils bilden.

Sehr treffend und richtig ist dagegen das, was Schopenhauer über das Verhältniß der Lüge zur ritterlichen Ehre bemerkt. Daß der Vorwurf der Lüge vom Standpunkt der ritterlichen Ehre so kränkend ist, liegt nicht darin, daß die Lüge *unrecht* ist, „da alsdann die Anschuldigung eines durch Gewalt verübten Unrechts eben so schwer kränken müßte, was bekanntlich nicht der Fall ist; sondern es liegt darin, daß nach dem Princip der ritterlichen Ehre eigentlich die Gewalt das Recht begründet; wer nun, um ein Unrecht auszuführen, zur Lüge greift, beweist, daß ihm die Gewalt oder der zur Anwendung derselben nöthige Muth abgeht. Jede Lüge zeugt von Furcht, und das bricht den Stab über sie"[1]). Nach unseren Darlegungen liegt in der von Schopenhauer angeführten Thatsache ein neuer Beweis für unsere Psychologie der Wahrhaftigkeit. Die ritterliche Ehre muß die Individualität, die Persönlichkeit energisch behaupten und zur Geltung bringen und demgemäß die Lüge verabscheuen, welche ja immer eine Herabsetzung, eine Erniedrigung, eine Preisgebung der Persönlichkeit bedeutet.

Der doppelte Ursprung unseres Sinnes für Wahrhaftigkeit, wie wir ihn hier nachzuweisen versuchten, macht es auch begreiflich, daß gerade in unserer heutigen Gesellschaft die Conflicte zwischen Wahrheit und Lüge so häufig auftreten und so lebhaft empfunden werden. Die sociale Entwicklung der Culturvölker hat freiheitsbedürftige, selbständige Persönlichkeiten hervorgebracht, die jeden Zwang als ungerechte Einschränkung empfinden, welche der Bethätigung ihrer Individualität auferlegt wird. Zugleich aber hat der ungeahnte Auf-

[1]) Schopenhauer's sämmtliche Werke, Bd. III, S. 607 (Reclam).

schwung der Technik unser ganzes wirthschaftliches und sociales Leben in so hohem Maße entwickelt und verwickelt, daß die Lebensbedingungen immer schwerer und schwerer werden. Die Bedürfnisse sind ins Ungemessene gestiegen, und die Mittel zu ihrer Befriedigung können damit nicht gleichen Schritt halten. Dazu kommt noch die starke Oeffentlichkeit unseres Lebens, welche es mit sich bringt, daß in den meisten Berufszweigen der Erfolg davon abhängt, die Meinung Anderer in günstigem Sinne zu beeinflussen. Was man scheint, hat Jedermann zum Richter, was man ist, wenige oder keinen. Es kommt demnach gar so oft darauf an, daß man das scheine, was Andere wollen, daß man sei. Dazu kommt ferner, daß in Folge der geradezu wunderbaren Forschungsresultate, welche die moderne Naturwissenschaft aufzuweisen hat, unser Wirklichkeitssinn wesentlich geschärft wurde. Deshalb empfinden wir jede Abweichung von der Wahrheit viel leichter und schneller. Der Glaube an vernunftswidrige Dogmen kann vor dem Lichte der modernen Wissenschaft schwer bestehen, und doch muß dieser Glaube auch heute noch oft geheuchelt werden, wenn man das ohnehin schwere Leben nicht sich und den Seinen noch schwerer machen will.

So bringt die sociale Entwicklung zu gleicher Zeit beides hervor, den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug. Den Drang nach Wahrheit, indem sie selbständige, wahrheitsbedürftige Persönlichkeiten schafft, und den Anreiz zum Trug, indem sie die Bedingungen des Lebens erschwert und die erstarkten Persönlichkeiten noch stärkeren Versuchungen aussetzt. Wenn aber die sociale Entwicklung diesen Conflict naturnothwendig mit sich bringt, so könnte leicht daraus der Schluß gezogen werden, daß es keinen Ausweg, kein Entrinnen gibt, daß wir nun auf ewige Zeiten zur Lüge verdammt sind, und daß die Wahrhaftigkeit wirklich ein Wahn sei, der uns ins Herz gelegt ist, von dem wir uns gern oder ungern befreien müssen. Eine kurze Schlußbetrachtung soll zeigen, daß dieser Pessimismus durchaus unberechtigt wäre, und daß die Wege klar vorgezeichnet sind, auf denen wir zur Befriedigung unseres nicht mehr auszutilgenden Bedürfnisses nach Wahrhaftigkeit gelangen können, ja daß diese Wege schon mannigfach gebahnt und theilweise auch betreten sind.

V.

Die social-reformatorischen Bestrebungen der Gegenwart haben es mit sich gebracht, daß das Verhältniß des Einzelnen zum Staate oder, allgemeiner gesprochen, zu dem socialen Organismus, dem er angehört, zum Gegenstande lebhafter Erörterungen gemacht wurde. Im Gegensatze zum Individualismus des achtzehnten Jahrhunderts ist unser Zeitalter mehr ein socialistisches zu nennen. Während man im vorigen Jahrhundert in der reichen Ausgestaltung der Individualität den Zweck und das Ziel aller Entwicklung sah, betont man heute mehr die Pflicht, sich in den Dienst des Ganzen zu stellen und für das Wohl der Gesammtheit zu wirken. Diese Forderung ist zweifellos im tiefsten Grunde berechtigt, und daß sie heute mit solcher Kraft und Energie erhoben wird, das gehört zu den größten Culturfortschritten, die unsere Zeit zu verzeichnen hat. Indem man jedoch die Berechtigung der socialen Forderungen anerkennt, darf man nicht vergessen, daß die unter schweren Kämpfen

errungene Freiheit und Selbständigkeit des Einzelmenschen im Denken und Fühlen zu den werthvollsten Gütern gehört, welche die bisherige Culturentwicklung erstritten hat. Dadurch, daß aus der instinctiv und triebartig dahinlebenden Menschenherde eine Anzahl selbständiger Persönlichkeiten geworden ist, dadurch sind die productiven Kräfte der Menschheit ins Ungemessene gesteigert worden. Alles, was wir an großen wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen aufzuweisen haben, ist das Werk solcher selbständiger Individualitäten, die die Culturarbeit vergangener Generationen in sich concentriren, verarbeiten und durch ihre Eigenart weiter entwickeln.

Wollte man also eine Gesellschaftsordnung ersinnen, welche die freie Eigenart und Selbständigkeit des Individuums unterdrückt oder beeinträchtigt, so würde das einen so colossalen Verlust an geistigem Nationalvermögen bedeuten, daß die Menschheit ihren immer gesteigerten Aufgaben mit diesen gewaltsam verminderten Mitteln nie und nimmer gerecht werden könnte. Es liegt demnach im Interesse, ja es ist eine unerläßliche Bedingung des Gedeihens und der Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft, daß die Freiheit und Selbständigkeit des Individuums erhalten bleibe.

Andererseits birgt ein zu stark ausgeprägter und zu weitgehender Individualismus große Gefahren in sich für das Wohl der Gesammtheit. Selbständigkeit und ungehemmte Entwicklung der Eigenart zeitigt Sonderinteressen und sonstige antisociale Motive. Der Einzelne lernt nur zu leicht, den Staat als verhaßten Feind betrachten, der ihm überall Beschränkungen auferlegt, ihm hemmend in seinen Weg tritt. Vornehme Gleichgültigkeit gegenüber der Gesammtheit stellt sich nur zu leicht ein, und diese ist für den Staat oft noch gefährlicher als offene Feindseligkeit, welche letztere leichter unterdrückt und unschädlich gemacht werden kann.

In diesem Widerstreit zwischen Sonderinteresse und Gesammtinteresse liegt das große Problem unserer Zeit, welches man gemeiniglich die sociale Frage nennt, und jede Lösung muß sich die Beseitigung dieses Widerstreits zum Ziele setzen. Die Forderung nach Wahrhaftigkeit ist nun ein Punkt, in welchem beide Interessen convergiren, und darin liegt meiner Ueberzeugung nach die große Bedeutung dieser Forderung. Wahrhaftigkeit ist, wie unsere Untersuchung gezeigt hat, einerseits sociale Pflicht, andererseits Bedürfniß der starken und freien Persönlichkeit. Sociale Forderung und individuelles Bedürfniß fallen also hier zusammen, und es ist demnach dringend geboten, von beiden Seiten dahin zu wirken, daß Wahrhaftigkeit gepflegt und geübt werde, und daß sie an Werthschätzung nicht verliere.

Nun hat aber auch die stärkste und freieste Persönlichkeit neben dem Bedürfniß, sich ungehemmt entfalten und frei zum Ausdruck bringen zu können, noch ein viel näher liegendes, primäreres Bedürfniß. Sie will nämlich vor Allem *leben*, sich und die ihrem Schutze Anvertrauten ernähren. Wenn nun die socialen Einrichtungen so beschaffen sind, daß wir nicht leben können, ohne zu lügen, dann wird sich voraussichtlich der Selbsterhaltungstrieb stärker erweisen als das Wahrhaftigkeitsbedürfniß.

Wenn z. B. die Steuern in einem Staate so hoch bemessen sind, daß ein Geschäftsmann oder ein kleiner Handwerker bei ehrlicher Declaration zu Grunde

gehen müßte, so werden falsche Declarationen die Regel und ehrliche die Ausnahme sein. Eine schlechte Steuermoral wirkt aber im höchsten Grade schädigend auf den Sinn für Wahrhaftigkeit und lehrt nur zu leicht im Steuerbeamten einen böswilligen, gefährlichen, daher mit allen Waffen zu bekämpfenden Feind erblicken. Es ist demnach eine unabweisliche Pflicht des Staates, durch gerechte Vertheilung der Abgaben dafür zu sorgen, daß ehrliche Declarationen ohne Schädigung der Selbsterhaltung möglich seien. Thatsächlich sehen wir bei den Steuerreformen neuerer Zeit diesen Grundsatz anerkannt und auch im neuen österreichischen Gesetz ist wenigstens die Tendenz auf Hebung der Steuermoral deutlich zu erkennen. Wenn ferner die Anstellung und die Carrière eines Beamten nicht nur von seiner sachlichen Qualification und seiner Leistung, sondern sagen wir z. B. von seinem Religionsbekenntniß, abhängt, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn Viele, die sich innerlich längst von positivem Dogmatismus befreit haben, äußerlich in dem kirchlichen Verbande bleiben oder gar ohne jede Ueberzeugung zur herrschenden Kirche übertreten. Der Staat, der auf solche Weise Unaufrichtigkeit und Unwahrheit groß zieht, schädigt sich selbst; denn er kann selbständige und unabhängige Beamte gar nicht entbehren. Kurz, jede Einrichtung des öffentlichen Lebens, welche zur Lüge und Heuchelei verleitet, wird sich bei näherer Betrachtung als schädlich erweisen, und zwar nicht nur moralisch, sondern in letzter Linie auch wirthschaftlich. Wenn wir im Gefühl unserer Schwäche beten: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!“ so müssen wir im Gefühl unserer Menschenwürde dem Staate zurufen: „Staat, führe deine Bürger nicht in Versuchung, sondern bewahre sie vor allem Bösen!“

Plato's bekanntes Wort, daß die Philosophen herrschen, oder daß die Herrscher philosophiren sollten, ist oft belächelt worden, es enthält aber einen tiefen Kern von Wahrheit. Die zur Leitung des Staates berufenen Factoren sollten die Resultate der modernen Sociologie, Völkerkunde und Psychologie nicht mehr ignoriren, und es wäre, glaube ich, namentlich Sache der Parlamente, in denen ja gelehrte Männer in hinreichender Zahl sitzen, darauf hinzuweisen.

Wo aber von solch' höheren Gesichtspunkten ausgegangen wird, da wird sich die Ueberzeugung bald einstellen, daß es Pflicht des Staates ist, die Wahrhaftigkeit zu pflegen, ihre Werthschätzung möglichst zu steigern und Alles aus den öffentlichen Einrichtungen zu entfernen, was geeignet ist, zu Lüge und Heuchelei zu verleiten.

Einem solchen socialen Wirken für Wahrhaftigkeit muß dann freilich auch die Erziehung in Familie und Schule entgegenkommen, wo allerdings heute noch viel gesündigt wird. Im Schulleben — das kann ich aus langjähriger Erfahrung sagen — läßt sich thatsächlich viel erzielen, wenn mit consequentem Wohlwollen darauf losgearbeitet wird. Man muß nur von Anfang an den Geist der Klatscherei und Angeberei austreiben und den Schülern in ihren Aeußerungen die größtmöglichste Freiheit gestatten.

Wenn wir aber in Schule und Haus den Geist der Wahrhaftigkeit pflegen und unsere Kinder und Schüler zu selbständigen, kräftigen Individualitäten zu erziehen trachten, dann dürfen wir dabei noch ein Zweites nicht vernach

lässigen. Wir müssen bemüht sein, die Jugend von früh auf mit socialem Geiste zu erfüllen, d. h. wir müssen darauf hinweisen und die Ueberzeugung davon in Fleisch und Blut übergehen lassen, daß der Mensch nur in und mit der Gesellschaft leben kann, und daß er demgemäß auch für die Gesellschaft zu leben verpflichtet ist.

Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele —
Und nur im Ganzen wirket er.

Die Entfaltung der Individualität kann nur darin bestehen, daß man seine Kräfte entwickelt und übt, um sie für das Ganze und zum Wohle des Ganzen zu verwerthen. Das Glück des Einzelnen besteht nicht im thatenlosen Genießen, sondern in kraftvoller, erfolgreicher Thätigkeit. Die kraftvollste, befriedigendste Bethätigung unserer Fähigkeiten finden wir immer in Werken für Andere, für die Gesammtheit.

So ergibt sich dann neben der Wahrhaftigkeit auch noch der Begriff der Arbeit, in welchem individuelles und soziales Interesse zusammenlaufen.

Wir können selbstverständlich diese Gedankenreihe hier nicht weiter spinnen, weil sie uns zu weit abführen würde. Aber so viel glauben wir gezeigt zu haben, daß der Widerstreit zwischen individuellen und socialen Interessen kein naturnothwendiger ist, sondern daß er vielmehr durch zielbewußte Reformen und socialethische Erziehung, wenn nicht ganz beseitigt, so doch wesentlich gemildert werden kann.

Unsere Untersuchung dürfte dargethan haben, daß die psychologische und historische Betrachtungsweise geeignet ist, Licht in das verwickelte Problem von Wahrheit und Lüge zu bringen. Wir sahen die Lüge entstehen als ein Mittel zur Lebenserhaltung, das mit Verstellung und List auf gleicher Stufe steht. Wir konnten bemerken, daß die geschickte Handhabung der Lüge als geistige Ueberlegenheit betrachtet wurde und keine moralischen Bedenken erregte. Gegenüber der Lüge entwickelt sich dann die Werthschätzung der Wahrhaftigkeit zunächst als die soziale Tugend der Treue, dann aber als Bedürfniß der kräftig und frei gewordenen Persönlichkeit.

Die Tendenz der Culturentwicklung geht meines Erachtens dahin, die Lüge als Erhaltungsmittel immer wirkungsloser und damit entbehrlicher zu machen.

Immer wird es freilich, besonders im Verkehre mit Nahestehenden, Fälle geben, wo die rauhe Wahrheit grausam erscheint, und da werden wir trotz Kant an dem Rechte festhalten dürfen, aus Menschenliebe zu lügen. Aber auch diese Fälle dürften sich im Laufe der weiteren Entwicklung eher vermindern als vermehren. Die Großmutter in Paul Heyse's „Wahrheit?" hat gewiß Recht, wenn sie sagt, daß die Wahrheit ein starker Wein ist, allein, wenn man sich nur an diesen Wein gewöhnt, so verträgt man davon weit mehr, als man geglaubt hatte, und dann wirkt er ungemein kräftigend. Unser gesellschaftliches Leben würde viel gewinnen, wenn wir uns mehr an diesen Wein gewöhnen wollten. „Liebe und Güte sind", wie die Großmutter sagt, gewiß „immer zeitgemäß", besonders wo es gilt, dem Armen zu helfen und den Schwachen zu schonen. Allein es zeigt sich nur zu oft, daß die aus Güte verschwiegene

oder verhüllte Wahrheit in viel empfindlicherer und schmerzlicherer Weise an den Tag kommt und dann viel mehr wehe thut, als wenn man sich gleich damit herausgewagt hätte. Auch die pädagogische Lüge, mit der wir unsern Kindern so oft kommen zu müssen glauben, könnte ohne Schaden, ja zum entschiedenen Vortheil der Jugend erheblich eingeschränkt werden.

Ein Gebiet aber gibt es, auf dem die Wahrhaftigkeit uneingeschränkt herrschen sollte, das ist das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung. Wer hier aus persönlichen Motiven seine Ueberzeugung verbirgt oder verhüllt, der versündigt sich gegen den heiligen Geist der Wissenschaft. Unsere Zeit hat gelernt, das Thatsächliche, das Wirkliche zu schätzen, so muß sie es auch lernen, die Wahrheit zu vertragen. Die Wissenschaft hat nicht nur den Zweck, die Gesetze des Geschehens zu erforschen und dem Menschen die Herrschaft über die Naturkräfte zu sichern, sie hat auch die vielleicht noch höhere sittliche Aufgabe, die Menschheit an den starken Wein der Wahrheit zu gewöhnen, sie der geistigen Verzärtelung entwachsen zu machen und den Geist der Wahrhaftigkeit immer weiter und immer kräftiger zu entwickeln.

Die modernen Dichter aber, welche das Wahrheitsproblem behandelten, haben damit tief hineingeleuchtet in die Seelenkämpfe unserer Tage. Indem sie uns dabei den Menschen in seiner Abhängigkeit von seiner socialen Umgebung darstellen, haben sie volles Verständniß bewiesen für das, was unsere Zeit bewegt. Die Schilderung des Milieu verlangt aber gebieterisch größere Treue und Genauigkeit im Einzelnen, und so hängt der Naturalismus aufs Engste mit dem socialen Charakter der modernen Dichtung zusammen. Diese Dichtung tritt in ihrer Wirkung in gewissem Sinne der Wissenschaft zur Seite. So wie diese uns lehrt, objectiv zu denken, veranlaßt uns die Dichtung unserer Zeit, gewissermaßen objectiv zu fühlen. In der That ist sie sehr geeignet, die Einsicht von der socialen Natur des Menschen so recht zum Gefühl zu entwickeln und damit den Boden zu bestellen für die sociale Arbeit der Zukunft.

Unsere Classiker treten ein für die ideale Persönlichkeit, unsere Modernen für die ideale Gesellschaft. Beide Richtungen sind gleich berechtigt, und beide finden auch heute volles Verständniß. Unser Sinn für sociale Verpflichtung wird Gott sei Dank immer schärfer, aber deswegen hören wir nicht auf, selbständige Wesen zu sein, die ihre Eigenart behaupten und weiter entwickeln wollen. Darum hat es keinen Sinn, die Classiker oder die Modernen einseitig zu preisen. Erst die Vereinigung beider wird dem Menschen von heute ganz gerecht.

Alte und neue Dichtung aber bekämpfen energisch die Lüge und treten warm ein für Wahrhaftigkeit. Wir sehen also, daß Wissenschaft und Dichtung, sociales und individuelles Bedürfniß sich in dem einen Punkte vereinigen. Da ist also kein Grund zu pessimistischer Resignation. Wir alle sind vielmehr eingeladen, mitzuarbeiten an den socialen Aufgaben unserer Zeit, die Individualität kräftig auszugestalten und mit socialem Geiste zu erfüllen. Das ist aber auch sicher der Weg zur Ueberwindung der Lüge und zum unbestrittenen Siege der Wahrheit.

Eugène Delacroix.

Von

Walther Gensel.

[Nachdruck untersagt.]

Am 26. April d. J. sind es hundert Jahre geworden, daß Eugène Delacroix geboren wurde. Man hat an diesem Tage in seinem Geburtsorte Charenton bei Paris sein Denkmal enthüllt, und ganz Frankreich hat an der Feier des Mannes Theil genommen, den es als den größten Künstler des Jahrhunderts anzusehen sich gewöhnt hat. Noch einmal hat der Festeston sein Recht gefordert. Dann aber ist Delacroix ins Reich der Geschichte getreten. Die allzu eifrigen Bewunderer, die selbst in den offenkundigen Fehlern ihres Lieblings noch geheimnißvolle Vorzüge zu entdecken wußten, haben ebenso zu schweigen, wie die böswilligen Verkleinerer verstummt sind, um dem Historiker Platz zu machen, der unvoreingenommen sein Werk betrachtet und ihm seine Stellung in der Kunstgeschichte anweist. Die folgenden Zeilen wollen einige Gesichtspunkte für diese Würdigung aufzustellen versuchen.

I.

Vor Allem wird sich der künftige Geschichtschreiber vor blendenden Constructionen hüten müssen. Der allmähliche Verfall des Classicismus, die Revolution durch den Romantismus, die Reaction des Classicismus in Ingres und seiner Schule: diese bequeme Dreitheilung, die zu schönen Antithesen reichlich Anlaß gibt, ist bis jetzt für die französische Kunstgeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts meist eingehalten worden. Aber Ingres ist älter als Delacroix, sein „Oedipus“ und seine „Odaliske“, in denen seine ganze künftige Entwicklung im Keime vorhanden ist, erschienen im Salon, als Delacroix noch auf der Schulbank saß. Wir haben ein Nebeneinander langsamer Evolutionen. Das, was wir den Romantismus nennen, hatte sich seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ganz allmählich vorbereitet. Und andererseits waren es nicht nur zwei Richtungen, die in den zwanziger Jahren auf einander platzten. Das Griechenideal Ingres' ist von den steifen Theaterrömern Guérin's ebenso weit entfernt wie Delacroix' feuersprühende Auffassung des Mittelalters von der nüchternen Sachlichkeit eines Horace Vernet

oder Dévéria. Mancher Irrthum schreibt sich besonders daher, daß man die Verhältnisse, die in der Literatur herrschten, einfach auf die bildende Kunst übertragen hat.

Ist Delacroix überhaupt ein Romantiker, er, der für Vergil und Horaz, für Corneille und Racine schwärmt, der die antike Baukunst weit über die Gothik stellt, der sein Grabmal „sehr genau nach der Antike, Vignola oder Palladio" copirt haben will? Ja, was ist denn überhaupt die Romantik, oder vielmehr was ist der französische Romantismus? Er ist nicht katholische Mystik und Märchensehnsucht, er schwärmt nicht für die mondbeglänzte Zaubernacht und sucht nicht die blaue Blume; seine Künstler sind keine Sternbalds. Er ist die Reaction gegen den völlig erstarrten Classicismus. Der alten Griechen und Römer oder vielmehr ihrer schlechten Copien herzlich müde, sucht er in der Geschichte und Poesie des Mittelalters und der Neuzeit, in Frankreich, Spanien, England, Deutschland ein reicheres, volleres, bizarreres Leben. Europa wird ihm zu enge, und er findet, wie schon Chateaubriand, im Urwald bei den Indianern oder, wie Hugo, im Orient eine menschlichere Menschlichkeit. Natürlichkeit ist seine Losung. „Wir sind Rhetoren gewesen, wir haben nimmer das Ursprüngliche und Unlogische verstanden, nimmer Wilde, nimmer das Volk, nimmer das Kind, nimmer das Weib, nimmer den Dichter." Freiheit von den akademischen Regeln, Natürlichkeit, Localcolorit, danach strebte man in diesem „Sturm und Drang", den Alfred de Vigny als eine Epoche schilderte, „innerlich bewegt, verzehrt von einer wunderbaren geistigen Thätigkeit, eine in der Geschichte fast beispiellose Gährung, wie einen glühenden Schmelzofen in sich tragend, in dem alle Gedanken in allen ihren Formen und ihren verschiedenen Ordnungen sich umgießen, ausbilden und verbinden." Freiheit und Natürlichkeit aber, das hieß, übersetzt auf das Gebiet der Malerei: Farbe, Bewegung und sprühendes Leben, ohne Rücksicht auf alle überkommenen Schönheitsregeln. *In diesem Sinne ist Delacroix Romantiker.* Aber er ist *keineswegs das Haupt der romantischen Schule*, wie aller Orten zu lesen ist. Romantische Schule der Malerei ist überhaupt ein Begriff, der nur Verwirrung stiftet. Delacroix, Ary Scheffer, Leopold Robert, Decamps sind so verschiedenartige Künstler, daß man sie unmöglich unter eine Etiquette bringen kann. Und die Leute, die ihm abguckten, wie er sich räusperte und wie er spuckte, und ihn als ihren Heerführer ausriefen, *diese* „romantische Schule" ist heute längst vergessen. Delacroix war ein einsamer Künstler, der so malte, wie er malte, weil sein Temperament ihn unwiderstehlich dazu trieb. Ein Rufer im Streit wie Ingres oder Cornelius ist er nie gewesen.

Und er ist *auch nicht der erste Romantiker*, weder in der Wahl seiner Stoffe noch in der malerischen Auffassung. Es ist höchst interessant, die Livrets der Salons darauf hin zu durchblättern. Von der Revolution bis zum Jahre VIII ungefähr herrscht völlig der Classicismus, nur die Ereignisse der Zeitgeschichte werden neben den griechischen und römischen Stoffen behandelt. Aber dann beginnt es sich leise zu regen: An IX finden wir einen Robinson, An X die erste Darstellung aus der Atala, An XII Eginhard und

Emma, Karl VII. und Agnes Sorel, den Dichter Young und seine Tochter. Und 1806 beginnt bereits die Fluth der Rollo, Dugueselin, Bayard, Jeanne d'Arc, der Darstellungen aus Ossian, Ariost, Tasso. 1812 und 1814 finden wir Francesca von Rimini und Ginevra und Lanzelot aus Dante, Don Quixote, den Tod Kordelien's, Tasso und Eleonore, Tasso im Gefängniß, Tasso in Neapel, 1819 einen Ugolino, und 1822, in dem Jahre, in dem Delacroix auftritt, überwiegen sogar die Stoffe aus der mittelalterlichen Geschichte über die aus dem Alterthume. Und wenn in der Akademie noch völlig die David-Schule herrschte, so stand dafür an der Spitze der königlichen Museen der Graf de Forbin, der selbst romantische Stoffe nicht ohne Talent malte. In Bezug auf den Stoff war der Boden für die „Dante-Barke", das erste große Werk von Delacroix, völlig vorbereitet. Und auch coloristisch bot das Bild nichts gänzlich Neues, nichts, was ein allgemeines Zetergeschrei gerechtfertigt hätte. Es ging nicht wesentlich über das hinaus, was Gros und besonders Géricault vorher schon gewagt hatten.

Es ist deshalb auch gar nicht wahr, daß die „Dante-Barke" ein ungeheures Aufsehen und einen Sturm des Unwillens erregt hätte. Sehen wir uns doch die Urtheile der beiden berufensten Vertreter der herrschenden Geschmacksrichtung an. Landon, Conservator am Louvre und Correspondent der Akademie, spricht von „dem sehr reellen Verdienste unter dem Gesichtspunkte des Ausdrucks und der Charaktere" und hofft, daß der „junge Herr de la Croix im Studium der Hauptwerke der großen Meister seinen Geschmack berichtigen und läutern werde"; und Delécluze, der berühmte oder berüchtigte Kämpfer gegen die „romantische Krankheit", erkennt das Talent an, das sich in den Körpern der Verdammten ausspricht. Beide behandeln Delacroix als ein starkes, aber ungebärdiges Talent, das es durch Ermahnungen auf den rechten Weg zu bringen gilt. Und noch interessanter ist das Verhalten der Größen. Guérin sagte seinem Schüler, der doch so ganz aus der Art geschlagen war, ces messieurs (vom Institute) hätten ihn bemerkt; Gérard rief aus: „Ein Maler ist uns erstanden, aber er läuft auf den Dächern herum," und Gros ließ heimlich sein Bild in einen besseren Rahmen fassen. Wo ist da der Sturm der Entrüstung? Man bedenke, wie sich die Kritik im Allgemeinen zu den Werken ganz unbekannter junger Anfänger verhält! Oft würdigt sie sie überhaupt keines Wortes. Nein, der Sturm erhob sich erst, als man erkannte, daß die scheinbaren Verirrungen des Anfängers ein fest gewolltes Princip waren, daß hier ein neuer, aber noch ungestümerer und mit noch nervöserem Farbensinn begabter Géricault erstanden war, der die ganze Aesthetik umzustürzen drohte.

II.

Farbe und Bewegung, erhöhte Sinnlichkeit und sprühendes Leben, wunderbar, wie stark das Alles schon in dem Erstlingswerke des vierundzwanzigjährigen Künstlers zum Ausdruck kommt; wie ja auch der ganze Géricault schon in dem Husarenofficier des Louvre enthalten ist. „In der Form ist jede Schönheitslinie vermieden," sagt Julius Meyer. Wenn er darunter den David'schen Sculpturencontur oder die Guérin'sche Theatergeste versteht, so ist das richtig.

Aber etwas Besseres, eine Art Michelangelesker Schönheit steckt in dem Bilde. Sich von dem anderen größten Florentiner inspiriren zu lassen, um Dante zu verkörpern, wahrlich kein schlecht gewähltes Mittel! Es weht uns denn auch wirklich ein Hauch Dante'schen Geistes aus der Scene entgegen, aus dem entsetzt zurückfahrenden Dante, wie aus der ruhig abwehrenden Gestalt Vergil's, besonders aber aus den Gebärden und Bewegungen der sich verzweiflungsvoll an den Kahn anklammernden Verdammten, die trotz aller Wildheit ein gewisses Maß nicht überschreiten. Der Hauptaccent liegt aber auch hier schon auf dem Colorit. Die Farbenscala ist nicht umfangreich, sie geht vom fahlen Grau und Graugrün bis zum dumpfen Dunkelgrün, von einem gedämpften Roth bis zum düstersten, fast schwarzen Braun. Wie prachtvoll die Farben abgewogen sind, sieht man am besten, wenn man ziemlich weit zurücktritt. Alle dunkleren Töne verschmelzen sich dann zu einer ernstschauerlichen Harmonie, aus der nur die Mönchskutte Dante's und die nackten Leiber sich geisterhaft abheben. Will man sehen, wie unzertrennlich die Farbe vom Bilde ist, so vergleiche man eine Photographie von ihm mit solchen nach Bildern der David-Schule. Bei diesen vermißt man auf der Photographie fast nichts, bei Delacroix fast Alles. Delacroix denkt in Farben, während für Jene das Colorit ein im Nothfalle zu entbehrendes Accessorium ist.

Sein nächstes großes Bild war das „Gemetzel auf Chios". Es sollte eine Scene aus den Befreiungskämpfen der Griechen darstellen. Allein das, was wir vor uns haben, ist kein Geschichtsbild, sondern eine Scene aus einem lyrischen Drama. Unser Blick fällt zunächst auf den verwundeten nackten Mann, der, den Oberkörper halb aufgerichtet, in der Mitte des Bildes daliegt. Verzweiflungsvoll schmiegt sich links sein junges Weib an ihn an. Rechts sitzt eine alte Frau, starr vor sich hin blickend. Schreit sie zum Himmel um Rache, oder schaut sie visionär eine bessere Zukunft? Ist sie die Mutter der jungen Frau, die todt neben ihr liegt, und an deren Brust der Säugling vergeblich seine Nahrung sucht? Hinter ihnen hat ein Türke ein wunderschönes, halb nacktes Mädchen an sein wild sich bäumendes Roß gebunden, um es als willkommene Beute von dannen zu führen; stolz und verächtlich schaut er auf die Frau herab, die sich, Gnade flehend, ihm entgegen wirft. Damit sind noch nicht einmal die Hauptfiguren des Vordergrundes erschöpft. Hinter ihnen breitet sich eine weite Küstenlandschaft aus, deren brennende Ortschaften einen ergreifenden Gegensatz zu dem lachenden südlichen Himmel bilden. Vieles in dem Bilde ist wunderbar schön, am packendsten wohl der herrliche Körper des Griechenmädchens, das sich unendlich ergreifend von dem Rücken des arabischen Hengstes abhebt. Allein wir haben nicht das Gefühl, daß sich das Alles zugleich auf so engem Raume zugetragen haben kann, wir glauben nicht, eine wirkliche Scene vor uns zu haben, und so vermag uns das Bild nicht zu erschüttern. Möglich, daß Andere anders vor ihm empfinden, die Urtheile, die ich davor gehört habe, waren nicht Urtheile spontanen Ergriffenseins, sondern reflectirender Bewunderung! — In der Technik erinnert das Bild stark an Gros, für den Delacroix damals eine fast grenzenlose Bewunderung hegte. Man kann das „Gemetzel auf Chios" unmöglich betrachten, ohne an

dessen „Pestkranke von Jaffa“ zu denken. Der Hauptfortschritt liegt auf dem Gebiete des Colorits. Leider sind beide Bilder stark nachgedunkelt. Aber wenn die „Pestkranken“, die jetzt einen unangenehm gelb-braunen Gesammtton angenommen haben, schon durch das warme Licht, das auf die Scene fällt, durch den südlich strahlenden Hintergrund Aufsehen erregten, so muß das Bild von Delacroix in seinem einstigen Farbenglanze wie eine Offenbarung gewirkt haben. Hatte er in der „Dante-Barke“ nur eine beschränkte Anzahl von Tönen gegeben, so schlug er hier viel mächtigere Accorde an. Wo waren in Frankreich seit Jahrhunderten so starke Valeurs und zugleich eine solche Fülle der Uebergangstöne gesehen worden! Delacroix hatte aus dem, was seine Vorgänger geahnt, die Consequenzen gezogen. Die Malerei ist für ihn in erster Linie die Kunst der Farben, das Bild soll zunächst ein Genuß für unsere Sinne sein. Er hat dieses Princip vielleicht etwas einseitig vertreten, übrigens viel weniger einseitig als Manche nach ihm, aber das schmälert seine Bedeutung nicht. Wir wissen, daß die höchsten Kunstwirkungen oft mit bescheidenen coloristischen Mitteln erzielt worden sind. Aber weil wir die Florentiner lieben, möchten wir die Venetianer, möchten wir Rubens nicht missen. Delacroix hat, indem er die Letzteren sich zum Vorbild nahm, der Kunst wieder Ausdrucksmittel gegeben, die sie ganz vergessen zu haben schien.

Rubens und Veronese unter den Alten, Gros und Géricault unter den Modernen waren damals seine Vorbilder und sind es lange geblieben. Dazu kamen nun noch die Engländer. Schon die Freundschaft mit dem jung verstorbenen Bonington hatte auf ihn einen starken Einfluß ausgeübt. Jetzt waren es die Bilder Constable's, die ihn zu glühender Begeisterung hinrissen. Ihr Eindruck war so überwältigend, daß er seinen bereits zur Ausstellung eingeschickten Gemälden an Ort und Stelle noch ein leuchtenderes Colorit gab. So war seine Reise nach London im folgenden Jahre eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Allein die Stadt London enttäuschte ihn vollständig, wie übrigens die meisten Franzosen, und in den Künstlern fand er doch nur theilweise das, was er erhofft hatte. Von entscheidendem Einflusse aber war der englische Aufenthalt auf seine literarische Bildung. Hier sah er zum ersten Male eine Bearbeitung von Goethe's „Faust“, hier sah er Kean Shakespeare'sche Gestalten verkörpert, lernte er Scott und Byron kennen. Bereits in das folgende Jahr fallen der „Marino Faliero“ und die Lithographien zum Faust.

Den eigentlichen Abschluß seiner Entwickelung aber bildete erst die Reise nach Marocco, die er 1832 als Begleiter des neuernannten französischen Gesandten, Grafen von Mornay, unternahm. Der Orient — und die Maler rechnen Marocco und Algier trotz ihrer westlichen Lage zum Orient — ist das Lieblingsfeld aller modernen Coloristen gewesen. Nicht nur der Farbenzauber der Landschaft, nicht nur die bunten Trachten ziehen sie an, die Menschen selbst sind wie für den Maler geschaffen. Es sind keine complicirten Charaktere, die den tiefen Groll hinter scheinbarer Ruhe verstecken oder ein ausgelassenes Wesen zur Schau tragen, wenn herber Schmerz sie verzehrt. Sie geben sich so, wie sie sind, und geben sich ganz: ganz Freude, ganz Schmerz, ganz Stumpfsinn. So wecken sie mehr unser ästhetisches als unser psycho-

logisches Interesse, und so löst sich das ganze Leben für uns in farbigen Schein auf. „Kommen Sie nach dieser Barbarei," schrieb Delacroix begeistert an einen Freund, „Sie werden dort das Natürliche finden, das bei uns immer versteckt ist, Sie werden dort außerdem den wundervollen und seltenen Einfluß der Sonne verspüren, die allen Dingen ein durchdringendes Leben verleiht."

Das erste große Bild, das er nach seiner Rückkehr malte, sind die „Frauen von Algier", die Manche für sein bestes Bild erklärt haben. In der That hat Delacroix vielleicht nie wieder einen derartigen Farbenzauber entfaltet. Es ist ein Bild für Feinschmecker; selbst jetzt noch, trotz der schlechten Erhaltung und der starken Nachdunkelung, übt es einen unwiderstehlichen Reiz aus. Man betrachte die nachlässig hingegossene Figur links, zu der übrigens der Louvre eine prachtvolle Farbenskizze besitzt. Die Uebergänge von Orange zu Gelb, von Gelb zu Weiß sind von einer Feinheit sondergleichen. Und wie das Blau des Futters zu dem Orange steht! Dagegen wirken selbst die Farben auf der rechten Seite des Bildes, Braun, Blau, Schwarz, Grün ziemlich unvermittelt nebeneinander, fast hart. Und doch, wie meisterlich sind auch hier die Gegensätze abgewogen. Und wie sind die Stoffe gemalt, von der dünnen orientalischen Seide, die, nichts von den Reizen des Fleisches verhüllend, sie nur leicht dämpft und um so verführerischer erscheinen läßt, bis zu der Leinwand und den schweren Wollstoffen der Sklavin. Das Bild wirkt wie ein Teppich von allerraffinirtestem Geschmack.

Und doch befriedigt es uns nicht ganz. Wenn wir unser Auge gesättigt haben, möchten wir doch noch etwas Anderes vor dem Bilde empfinden. Etwas Schwüles, Dumpfes müßte uns aus diesem algerischen Frauengemache entgegenwehen. Wir müßten aus den Gesichtern dieser Frauen herauslesen, daß sie nicht nur zufällig dasitzen, sondern daß ihr ganzes Leben sich in diesem öden Haremsdasein abspielt. Kurz, wenn wir keine Seele in diesen Gestalten suchen können, so müßten wir eben greifbar deutlich fühlen, daß sie keine Seele haben. Aber diese Gesichter sagen uns gar nichts, sie sind im Sinne der späteren Impressionisten schon ganz als bloße Farbenwerthe behandelt. Auch die Füße und Hände sind doch gar zu nachlässig gemalt. Gegen das Ende seines Lebens hat über unsern Künstler einmal ein Kritiker geschrieben: „Die Zeit ist nahe — wenn Delacroix nicht genest —, wo er sich nur noch im Zusammenstellen von Tönen üben wird, ohne sich darüber zu beunruhigen, ob sie etwas vorstellen." Das Urtheil ist durchaus übertrieben; für die Zeit der „Frauen von Algier" paßt es ganz und gar nicht. Wenn er uns in ihnen nicht mehr als ein schönes Farbenconcert zu geben vermocht hat, so kam es daher, daß ihm, dem Maler leidenschaftlich erregter Menschen, die Schilderung so völlig apathischer Seelenzustände nicht lag. Jedenfalls aber hatte Delacroix in den „Frauen von Algier", die im Salon von 1834 erschienen, die volle Höhe seiner Schaffenskraft erreicht.

III.

Delacroix war einer der unermüdlichsten und der allerfruchtbarsten Meister der gesammten Kunstgeschichte. Man hat sein Werk auf 853 Gemälde, anderthalbtausend Aquarelle, Pastelle u. s. w., sechseinhalbtausend Zeichnungen, im

Ganzen auf über 9000 Nummern berechnet, und darunter befindet sich eine Anzahl Sachen von ganz gewaltigem Umfange. Wir theilen es am besten in vier Gruppen: monumentale Werke, religiöse Gemälde, Bilder mit geschichtlichen oder poetischen Sujets, Thierbilder. Landschaften hat er, mit Ausnahme von einigen kleinen Skizzen, nie selbständig gemalt.

Er ist einer der gewaltigsten Monumentalmaler des Jahrhunderts. Von seinen Werken stehen uns, nach dem Brande des alten Rathhauses, wo er den Plafond des Friedenssaales gemalt hatte, noch vor Augen: die Malereien im Königssaale und der Bibliothek der Deputirtenkammer, die Bibliothekkuppel des Luxemburgpalastes, das mittelste der Deckengemälde in der Apollogalerie des Louvre, endlich die Ausmalung der Capelle der heiligen Engel in St. Sulpice. Einige von ihnen leiden unter so schlechter Beleuchtung, daß sie kaum zu genießen sind. Am ungünstigsten steht es mit dem Salon du Roi, der nach allen Seiten große Glasthüren und Glasfenster besitzt, von denen aber kein einziges ins Freie geht. Auf der Seite, von welcher das Licht kommt, ist schlechterdings nichts zu sehen. Und nicht viel besser ist es mit der Luxemburgkuppel bestellt. Eine Kuppel auszumalen, die ihr Licht nicht durch eine Laterne, sondern von schräg unten empfängt, ist überhaupt ein Nonsens. Auch hier kann man die Malereien nur sehen, wenn man die Lichtquelle fürs Auge verdeckt; von einer unmittelbaren Wirkung ist nicht die Rede. Am festlichsten und am nachhaltigsten wirkt die Ausschmückung der Bibliothek der Deputirtenkammer, sie zeigt auch am deutlichsten des Künstlers Vorzüge und Unvollkommenheiten. Delacroix hatte fünf vierseitige Kuppeln und zwei halbkreisförmige Wandflächen zu bemalen. Der Gesammteindruck ist prächtig. Die Farben sind warm, drängen sich aber nicht vor, sondern harmoniren trefflich mit dem braunen Holzwerk, den Goldleisten und den Einbänden der rings in den riesigen Schränken aufgestellten Bücher. Geradezu bewunderungswürdig ist es auch, wie Delacroix die Schwierigkeiten der Raumverhältnisse überwunden hat. Die Hemicyklen sind nämlich keine eigentlichen Halbkreisflächen, sondern zwischen Halbkreise eingeschlossene Bogenflächen, die Zwickel sind Sechsecke mit fünf etwa gleichgroßen Seiten und einer äußerst schmalen Basis. Das größte Verdienst des Künstlers aber ist es, daß er die faden Allegorien durch historische Scenen ersetzt hat. Er stellt die Dichtkunst, die Theologie, die Gesetzgebung, die Philosophie, die exacten Wissenschaften nicht durch mehr oder minder bekleidete weibliche Figuren dar, sondern die Theologie z. B. durch „Adam und Eva", „die babylonische Gefangenschaft", den „Tod des Täufers", den „Zinsgroschen". Das war eine energische Absage an eine liebgewordene Ueberlieferung. Rechten könnte man allerdings mit ihm über die Wahl gewisser Gegenstände. Wir haben den Wunsch, daß solche decorative Malereien uns sofort verständlich sind. Sujets wie: „Hippokrates weist die Geschenke des Perserkönigs zurück", „Aristoteles beschreibt die ihm von Alexander übersandten Thiere" wird selbst ein Gelehrter — und Delacroix kann doch nicht nur Geschichtsforscher als Publicum voraussetzen — kaum auf den ersten Blick erkennen. Bei vielen Gegenständen wird übrigens des Künstlers Vorliebe für leidenschaftlich bewegte Scenen die Wahl bestimmt

haben. So haben wir nicht weniger als vier Todesscenen, den Tod des Täufers, des Seneca, Plinius und Archimedes. Einige dieser Sachen gehören im Ausdruck der Bewegung, in der Composition, im Colorit zu den allerschönsten Leistungen von Delacroix, so vor Allem der junge Achill auf dem Rücken seines Lehrmeisters Chiron. In den Halbkreisen ist der Beginn und der Untergang der antiken Cultur dargestellt: „Orpheus lehrt die Griechen die Künste des Friedens" und „Attila mit seinen Horden tritt Italien und die Künste unter seine Füße". Das ganze künstlerische Wesen von Delacroix ließ ihn für die Erfüllung der letzteren Aufgabe geeigneter erscheinen. — Nächst der Bibliothek des Palais Bourbon steht der Louvre-Plafond „Apollo als Sieger über die pythonische Schlange" am höchsten. Die Stimmung dieses überreich geschmückten Raumes findet in dem vollen Farbenzusammenklang des Gemäldes einen kräftigen Widerhall. Die Scene selbst ist voller Leben und Bewegung. Nur über einen Einwand kommen wir schwer hinaus. In der Mitte thront Apoll auf seinem Sonnenwagen hoch in der Luft. Zugleich sind aber auf dem Plafond auch das Meer und die Erde dargestellt. Es ist das alte Uebel, an dem fast die gesammte Deckenmalerei krankt.

Mit der Ausschmückung der Engelcapelle von St. Sulpice sind wir bereits im Bereich der kirchlichen Malerei. Von religiösem Empfinden ist hier allerdings keine Spur. Wie immer hatte man dem Künstler in der Wahl seiner Gegenstände völlig freie Hand gelassen. Seiner Neigung für das Dramatische folgend, hat er drei der bewegtesten Scenen aus der Geschichte der Engel dargestellt: den Kampf Jacob's mit dem Engel, die Vertreibung Heliodor's aus dem Tempel und den Kampf Michael's mit dem Drachen. Der Heliodor ist eine seiner gewaltigsten Compositionen. Nirgends vielleicht hat er einen so colossalen Rhythmus der Bewegung erreicht wie in der Mittelgruppe dieses Bildes, dem am Boden liegenden Heliodor, den „zween jungen Gesellen, die stark und schön waren," und dem „schrecklichen Reiter, der mit aller Macht auf den Heliodorus zurennet", wie es in der Bibel heißt. Die von oben im gewaltigen Fluge sich herabstürzende Gestalt des einen himmlischen Kämpfers könnte Tintoretto nicht besser gemalt haben. Nicht so gelungen erscheint mir das Bild gegenüber, trotz der schönen heroischen Landschaft und der energieerfüllten Gestalt des ringenden Jacob. Den Plafond erklären auch die eifrigsten Bewunderer des Künstlers für eine seiner schwächsten Leistungen.

Auch sonst kann Delacroix bei seinen religiösen Bildern seine auf das Dramatische gerichtete Natur nicht verleugnen. Die Geißelung Christi, die Steinigung des Stephanus, Jesus auf dem See Genezareth sind Motive, zu denen er gern zurückkehrt. Selbst in eine Scene wie die Jünger von Emmaus bringt er leidenschaftliche Bewegung. Jesus ist aufgesprungen und bricht ihnen das Brod mit einem ekstatischen Aufblick und einer gewaltigen Geste, die zunächst geradezu befremden. Delacroix besitzt nicht die wahre Innerlichkeit der Primitiven und verschmäht es, diese Innerlichkeit zu affectiren, wie es so manche seiner Zeitgenossen thaten; er sucht die erhabene Wirkung durch ergreifende Farbenaccorde und durch die Stimmung des Hintergrundes zu erreichen. So wirkte schon die Kreuzigung seines Vorgängers Prud'hon fast

allein durch die unendlich ergreifende fahle Beleuchtung der Scene. Es ist eine religiöse Malerei im Sinne Rubens' und der späteren Venetianer. Nirgends ist mir der Einfluß des großen Vlamen auf Delacroix so aufgefallen wie vor der Pietà der Kirche Saint Denis du Saint Sacrement in Paris. Leider ist das Bild in Folge des ganz schlechten Lichtes kaum zu sehen. Die stark bewegte Haltung der heiligen Frauen — Maria hat die Arme weit ausgebreitet —, die ganze Gestalt der Magdalena, die bärtigen Köpfe der Männer, besonders aber die Farben, zumal das wundervolle gedämpfte Roth der Mäntel der Männer, die die Gruppe nach oben abschließen: alles Das ist echt Rubensisch. Wenn man an einem hellen Morgen die Kirche besucht, wird man sich einem starken Eindrucke nicht entziehen können.

Bei seinen *historischen Gemälden* hat sich Delacroix lieber und öfter von den Dichtern als von der Geschichte inspiriren lassen. Nur ein einziges Mal hat er ein zeitgenössisches Ereigniß behandelt, in seinem berühmten „*Freiheit auf den Barricaden*" von 1831. Aber selbst hier haben vielleicht die Verse Barbier's den entscheidenden Anstoß gegeben:

Denn nein! Die Freiheit ist kein Grafenkind
Aus Faubourg Saint Germain's vornehmer Welt,
Das weiß und roth die zarten Wangen schminkt,
Das beim geringsten Lärm in Ohnmacht fällt.
Nein, eine starke Frau von strengem Reiz,
Mit rauher Stimme, hoch gewölbter Brust,
Die wetterbraun und feuersprühenden Aug's
Einher stürmt mächt'gen Schritts in wilder Lust.

Man kennt die schöne Beschreibung des Bildes von Heine. Wie viel ist darüber gestritten worden, ob diese Verschmelzung von Allegorie und Wirklichkeit statthaft sei! Nun, wirklich ist das Bild überhaupt nicht, der fast nackte gefallene Empörer eben so wenig wie die Freiheit, diese „Mischung von Phryne, Poissarde und Freiheitsgöttin". Der Künstler brauchte einen Mittelpunkt, der alle Blicke auf sich zog, und da bot sich ihm der nackte Oberkörper des jungen Weibes, auf den das höchste Licht fällt, wie kein anderer; er brauchte Valeurs im Vordergrunde, und da erhielt der Arbeiter ein weißes Hemd und der todte Soldat einen nackten Fuß. Alle Gestalten sind Typen, aber was für Typen! Wann ist je der Pariser Gamin lebenswahrer dargestellt worden als in dem Burschen, der einem Gefallenen die Pistole entrissen hat und nun in vorderster Linie mitkämpft! Und welche Lichtwirkung ist in dem Bilde! Wie wundervoll erscheinen durch den Pulverdampf hindurch die in der Morgensonne glänzenden Häuser von Paris! Nein, wenn uns etwas stört, so ist es außer einigen häßlichen Linien — Delacroix hatte eine unglückliche Vorliebe für lange Beine — und ein paar Verzeichnungen der Ausdruck im Gesichte der Hauptperson, der nicht hinreißend genug ist. Vielleicht könnte die Bewegung des Ganzen überhaupt *noch* ungestümer, *noch* unwiderstehlicher sein.

Unter den übrigen historischen Gemälden stehen die Schlachtenbilder obenan. Das bekannteste ist die Schlacht von Taillebourg im Museum von Versailles, „vom heiligen Ludwig am 21. Juli 1242 und von Delacroix am 1. März

1837 gewonnen." Sie ist das beste Bild der unsäglich öden Galerie des Batailles, die einstmals das Entzücken der Welt war; ein wirklich ergreifendes Gemälde ist auch sie nicht. Einige Einzelheiten sind sehr schön, so vor Allem der in der Gefahr des Ertrinkens sich an sein Roß anklammernde Reiter; aber das Ganze ist zu unruhig, zu wenig einheitlich in der Bewegung, und vor Allem ist die Perspective sehr unglücklich. Ueber die Schlachten von Nancy und Poitiers möchte ich nicht urtheilen, da ich sie nur aus Reproductionen kenne. Das Museum von Versailles enthielt früher auch den „Einzug der Kreuzfahrer in Constantinopel", das berühmteste Geschichtsbild des Künstlers. Auch vor diesem Gemälde wird man nicht recht warm. In der Furcht, sich zu einer beim decorativen Gemälde nach seiner Meinung verwerflichen Augentäuschung verleiten zu lassen, hat sich Delacroix in der Perspektive eine wahre Askese auferlegt. Der schöne landschaftliche Hintergrund wirkt so fast nur wie ein prächtig gewirkter Teppich. Aber begnügen wir uns mit dieser Teppichwirkung, so müssen wir die Farben- und Linienstimmung aufs Höchste bewundern. Von den übrigen Geschichtsbildern sind das „Urtheil Trajan's" in Rouen, der jetzt zerstörte „Richelieu", der „Boissy d'Anglas" und „Mirabeau und Deux-Brezé" die bekanntesten.

Fast unübersehbar sind die aus Dichtern entlehnten Stoffe. Die Antike gibt ihm seine „Medea" ein, aus Ariost ist „Morphise" und „Roger und Angelika", aus Tasso „Rinaldo und Armida", „Herminia bei den Hirten", „Olint und Sophronia" entnommen. Unerschöpfliche Fundgruben sind für ihn Shakespeare (besonders Hamlet, aber auch Romeo, Othello, Macbeth) und Goethe, zu dessen Faust und Götz von Berlichingen er immer und immer wieder zurückkehrt. Von Scott inspirirt ist der „Erzbischof von Lüttich" (nach Quentin Durward), eine „Lucia von Lammermoor" u. A. Sein Lieblingsdichter aber ist Byron: Sardanapal, Marino Falieri, die beiden Foscari, die Braut von Abydos, der Schiffbruch Don Juan's sind von ihm angeregt worden, um nur die wichtigsten zu nennen. Delacroix ist aber nicht der sklavische Illustrator dieser Dichter. Eine poetische Scene setzt sich ihm in einen malerischen Gedanken um, und diesen malerischen Gedanken läßt er sich nun ganz selbständig ausgestalten. Oftmals zeigt sich der Niederschlag der Dichtung nur in einer einzigen Skizze, oftmals aber auch macht er drei, vier, fünf Skizzen hinter einander, bis er die gewünschte Fassung erhält, oder er kommt nach langen Zwischenräumen, manchmal nach Jahren, wieder auf denselben Gegenstand zurück. Auch die ausgeführteren Bilder sind meist nur von sehr mäßigem Umfange, 30 : 40 oder 40 : 60 Centimeter. Größere Tafelbilder sind nur sehr wenige: die Medea (Museum von Lille), Sardanapal, Marino Falieri, die beiden Foscari, der Schiffbruch Don Juan's, der Erzbischof von Lüttich. Das letztere Bild ist besonders bezeichnend für die Auffassung unseres Künstlers. Er hat sich die allerwildeste, die allerromantischeste Scene aus dem Quentin Durward ausgesucht. Hören wir Théophile Gautier darüber: „Wer hätte jemals gedacht, daß man den Aufruhr und den Tumult malen könnte? Die Bewegung zu malen, mag noch angehen, aber dieses kleine Bild brüllt, tobt, stößt Lästerungen aus. Man glaubt über der Tafel, in dem blutigen Dampfe

der schwankenden Laternen, die hundert verschiedenen Ausrufe und die gemeinen Gesänge der weintrunkenen Soldateska herumflattern zu sehen. Was für Brigantengesichter! welch' wilder Aufputz! welch' grimmige Haltungen! welche fröhliche und mörderische Bestialität! wie das wimmelt und kreischt! wie das flammt und stinkt!" Das ist der Eindruck des Beschauers vor dem Bilde. Aber hören wir nun dagegen den Maler. Ihm ist die Hauptsache — nicht die Brigantengesichter, nicht die grimmigen Haltungen, sondern das weiße Tischtuch. Dieses Tischtuch gibt der ganzen Scene erst das Relief, von ihm heben sich die Gestalten ab, von ihm wird der Fackelschein auf die Gesichter der Hauptpersonen zurückgeworfen. „Dieses Tischtuch wird mein Austerlitz oder mein Waterloo sein." Ich glaube, dieser Satz gibt viel zu denken.

Vielleicht den allerungetrübtesten Genuß gewähren von seinen Gemälden seine Thierbilder. Wie sein Freund Barye der größte Thierbildhauer, so ist er der größte Thiermaler des Jahrhunderts, ja einer der allergrößten der ganzen Kunstgeschichte. Er hat nur die edelsten Thiere gemalt, Löwen, Tiger, Pferde, und auch sie nur in ihren höchsten Kraftäußerungen. Wer ein paar seiner Studien von Löwen, Löwinnen, Tigern, Panthern gesehen hat — und es gibt deren Hunderte —, wird sie nie vergessen. Welcher Künstler hat so mit ein paar Strichen die ganze Wildheit und Schlauheit dieser großen Katzen wiederzugeben vermocht! Nirgends geht das, was der Künstler gewollt, so ganz ohne Rest in dem auf, was er erreicht. Die Zeichnungen sind oft kaum mehr als handgroß, die Aquarelle und Oelbilder selten umfangreicher als ein Folioband, aber immer ist der Eindruck der Größe vorhanden. Wer hat jemals etwas gemalt wie den Löwen, der mit der gefangenen Schlange spielt, den Löwen, der ein Pferd zerreißt, die Löwin, die einen Araber zerfleischt! Von den Pferdebildern sind die gewaltigsten „die kämpfenden Pferde" und „der Giaur und der Pascha". Was er in dem ersteren Bilde hat darstellen wollen, sehen wir aus einer Briefstelle: „Zwei dieser Pferde sind in Streit gerathen, und ich habe die erbittertste Schlacht gesehen, die man sich vorstellen kann; Alles, was Gros und Rubens erfunden haben, ist nichts gegenüber dieser Raserei. Nachdem sie sich auf alle Weise gebissen hatten, indem sie an einander emporkletterten und auf den Hinterbeinen wie die Menschen gingen, haben sie sich in einen kleinen Fluß geworfen und darin den Kampf mit unerhörter Wuth fortgesetzt." Es ist das höchste Lob, das man Delacroix spenden kann, wenn man sagt, daß er diesen Eindruck völlig wiederzugeben vermocht hat. Und in dem Kampf des Giauren mit dem Pascha kämpft Mensch gegen Mensch und Thier gegen Thier mit einer solchen Wildheit, daß ich außer Lionardo's Reiterschlacht oder Rubens' Löwenjagd nichts darüber zu stellen wüßte. Wer Delacroix' Thierbilder nicht gesehen hat, kennt ihn nicht.

IV.

Man hat das Leben unseres Künstlers als einen einzigen langen Leidensweg dargestellt. Ganz so schlimm steht es doch nicht. Allerdings ist Delacroix stets schwächlich gewesen und hat seit seiner Jugend gegen ein schleichendes Fieber zu kämpfen gehabt; allerdings erfüllten ihn „das betäubende Geheul und die wüthenden Discussionen", die, wie Thoré schrieb, jedes seiner Bilder

hervorrief, mit Bitterkeit, und seine Bilder brachten ihm keine Reichthümer ein. Aber seine zähe Lebenskraft und seine eiserne Energie halfen ihm alle körperlichen Leiden überwinden, nie hat die bittere Noth an seine Thüre geklopft wie an die Millet's und Theodor Rousseau's, und für die Gunst der Menge entschädigte ihn die Bewunderung treuer Freunde. Wie sollte ihm das Lob von George Sand und Alfred de Musset, von Liszt und Chopin, von Gautier und Baudelaire, von Theodor Silvestre und Bürger-Thoré nicht werthvoller gewesen sein, als die Anerkennung der Pächter der officiellen Kunst und ihres Anhanges? Man weist auf seine hartnäckige Bewerbung um einen Sitz in der Akademie hin, die endlich 1855 von Erfolg gekrönt wurde. Aber Membre de l'Institut zu sein, ist ebenso gut eine Geldfrage wie eine Ehrenfrage. Man muß wissen, einen wie großen Werth das kaufende Publicum Frankreichs auf diesen officiellen Stempel der Künstlerschaft legt.

Nein, wenn es eine Tragik in diesem Künstlerleben gab, so lag sie auf einem ganz anderen Gebiete. Dem ungestüm vorwärts strebenden Feuergeiste fehlte die souveräne Leichtigkeit des Genies. „Delacroix kann nicht zeichnen." Es liegt mir fern, diese alberne Behauptung seiner Gegner zu wiederholen, durch Tausende seiner Studienblätter ist sie widerlegt worden. Um die Art Correctheit zu erreichen, die diese Herren für das höchste Ziel der Kunst halten, dazu gehört vor Allem Sitzfleisch. Aber ebenso falsch ist es, aus offenkundigen Verzeichnungen bestimmte Absichten und geheimnißvolle Schönheiten herauszulesen. „Auch bei Raphael kommt es vor," sagt Silvestre, „daß er einen Arm bricht oder den Hals einer seiner Figuren verdreht, zu dem einzigen Zwecke, eine Linie mehr in dem einen als in dem anderen Sinne zu neigen." Aber Raphael und selbst Rubens hätten niemals eine so auffällig verzeichnete Figur wie die Negerin auf den „Frauen von Algier" stehen lassen, sie hätten nie einen Kopf so verkehrt auf den Körper aufgesetzt wie Delacroix bei einem der Gefährten Don Juan's. Delacroix selbst fühlte sehr wohl seine Unvollkommenheiten. „Draußen sehe ich meine Gemälde, drinnen sehe ich sie nicht mehr . . . Meisterwerke im Geiste sehen, sich in sie versenken, sie für die inneren Augen vollkommen machen, und wenn man sie auf der Leinwand verwirklichen will, zu merken, wie sie verschwinden und unübersetzbar werden!" Dem widerspricht durchaus nicht ein anderer viel citirter Ausspruch: „Es handelt sich in der Malerei nicht darum, einen Gegenstand ganz genau wiederzugeben; es handelt sich nur darum, die Wirkung wieder hervorzubringen, die er auf unsere Augen gemacht hat." Der Schein der Naturwahrheit wird eben nicht erreicht werden, wenn eine in die Augen springende Unvollkommenheit uns stört. So erreichen nur wenige Werke des Meisters die harmonische Wirkung eines ganz vollkommenen Kunstwerkes.

Etwas Anderes ist es bei den Skizzen und Handzeichnungen. Hier ist uns der spontane Ausdruck eines künstlerischen Gedankens die Hauptsache; hier darf der Künstler das Einzelne mißachten, um nur den Eindruck einer Bewegung zu geben. Und wie hat Delacroix das verstanden! Er soll einmal gesagt haben, ein Zeichner müsse die Bewegung eines vom Dache stürzenden Arbeiters im Fluge erhaschen können. Das erscheint unmöglich; aber ist es

nicht fast ebenso schwer, einen springenden Löwen oder ein galoppirendes Pferd wiederzugeben? Man sehe sich daraufhin einmal eine Reihe Delacroix'scher Studienblätter an. Allerdings muß sich der Laie erst an den Anblick dieser Zeichnungen gewöhnen, die so gar nicht auf den gefälligen Contur hin gearbeitet sind. Aber dann wird er eine Quelle unerschöpflichen Genusses in ihnen entdecken.

Und nicht nur technische Unvollkommenheiten sind es, die einen ganz reinen Genuß bei vielen Werken des Künstlers nicht aufkommen lassen. Erschöpfen die historischen Bilder wirklich immer ganz ihren Inhalt? Stellen wir uns unter dem Namen „Sardanapal" nicht noch etwas Anderes vor als ein Durcheinander von nackten Weibern, Pferdeleibern, Gold und Juwelen; unter dem „Einzug der Kreuzfahrer" etwas Anderes als ein paar Ritter, die in einer leuchtenden Landschaft in eine prächtige, offene Halle hereinreiten? Man wird mir einen Ausspruch von Delacroix selbst entgegenhalten: „Man beurtheilt uns immer mit literarischen Ideen und hat die Dummheit, solche auch von uns zu verlangen. Ich wünschte, daß das wahr sei, was Sie sagen, daß ich nur malerische Ideen habe: ich verlange nichts Anderes." Ganz richtig. Glücklicherweise sind wir jetzt endlich so weit, daß wir zuerst nach den malerischen Gedanken fragen. Allein um ihre malerischen Gedanken auszudrücken, dazu genügt de Heem ein Blumenstrauß, Rembrandt das Innere eines Fleischerladens, Rubens ein fröhlicher Kirmeßtanz. Führt mir der Künstler aber ein großes historisches Ereigniß vor, so verlange ich von ihm, daß er auch den ganzen geistigen Gehalt hineinlegt; sonst Hände weg — sonst kommen wir zu solchen „Geschichtsbildern" wie die Erschießung Kaiser Maximilian's von Manet. Die Kleinheit des Geistes seiner Darsteller, die archäologiekundigen Illustratoren haben das Historienbild in Mißcredit gebracht, das an und für sich zu verdammen uns weder bei Raphael noch bei Rubens oder Rembrandt einfällt. Nun steht sicher Delacroix viel, viel höher als Delaroche oder Gallait oder Piloty; aber den großen Flügelschlag der Geschichte spüren wir doch nur selten in seinen Gemälden. Und ähnlich steht es mit den Bildern, deren Sujets er Dichtern entlehnt hat. Scott und Byron darf er sich ungestraft nahen, selbst Dante'sche Gestalten zu verkörpern ist ihm einmal geglückt; seine Illustrationen zu Hamlet und Faust lassen uns kühl bis ans Herz hinan. Ernest Chesneau hat die Faustlithographieen, die Goethe selbst übrigens mit sehr viel Wohlwollen beurtheilte, einmal trefflich charakterisirt. „Gretchen," sagt er — die Stelle ist sehr schwer zu übersetzen —, „ist ein Nürnberger Püppchen geworden; ihre Unschuld wird zu einer wunderniedlichen und graziösen Unschuld übertrieben. Faust schlenkert daher wie der Matomor der spanischen Komödie, Mephisto ist ein lieber, guter Teufel, sehr erschrecklich anzuschauen und mit trefflichen Gelenken versehen; Martha ist ganz die abscheuliche Martha, die Höllenversorgerin." Es ist ein Faust des Puppenspiels, oder etwa ein Faust, mit den Augen eines E. T. A. Hoffmann gesehen. Allein Faust ist mehr als das Puppenspiel; die Goethe'schen Gestalten sind mehr als Marionetten, die „vom Himmel durch die Welt zur Hölle" an Drähten vorübergezogen werden. „Wer Kunst sagt, sagt Poesie. Es gibt keine Kunst ohne ein poetisches Ziel,"

lautet eine Aufzeichnung unseres Künstlers. Aber die höchsten poetischen Ziele hat er fast nie erreicht. Damit soll Delacroix durchaus kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er überhaupt geschichtliche und von Dichtern entlehnte Stoffe bevorzugt hat. Warum, so haben Manche geklagt, warum ist er nicht den Bahnen seiner Meister Gros und Géricault gefolgt, hat er fast nie, wie jener, die Kriegsthaten seiner Epoche oder, wie dieser in der Medusa, allgemein menschlich interessante Begebenheiten seiner Zeit dargestellt? Nun, wenn er die Menschen seiner Zeit geschildert hätte, so wäre er nicht der treue Spiegel des Geistes seiner Zeit geworden, jenes eminent historisch angelegten Zeitalters, das nur in der Vergangenheit das Ideal fand. Darin ist er eben ein echter Romantiker. Ihnen allen erschien die „Einnahme der Smalah", die Horace Vernet in einem Riesenbilde verherrlicht, nicht ihres Schweißes werth.

Noch eine Frage: Ist Delacroix zu den Idealisten, Realisten oder Naturalisten zu rechnen? Zu den beiden letzteren sicher nicht, so sehr ihm auch seine Gegner ein Schwelgen im Häßlichen vorgeworfen haben. Niemandem war die banale Wirklichkeit verhaßter als ihm. „Verwünschter Realist", schreibt er einmal, „willst Du etwa in mir eine solche Illusion hervorbringen, daß ich mir vorstelle, wirklich dem Schauspiele beizuwohnen, das Du mir zu bieten vorgibst? Die grausame Wirklichkeit der Gegenstände fliehe ich ja gerade, wenn ich mich in das Bereich der Kunstschöpfungen flüchte. Was gehen mich Deine wahren Personen an, die ich auf der Straße finde, ohne mir die Mühe zu nehmen, Dein Buch zu durchblättern? Ich bin doch wenigstens im Stande mich abzuwenden, wenn ich sie auf meinem Wege finde, während Du mich den ganzen Schmutz und das ganze Elend sehen läßt." Er ist Idealist, wenn man die Darstellung erhöhter Sinnlichkeit, pathetischer Scenen als Idealismus gelten lassen will. Von dem landläufigen, pseudogriechischen Schönheitsideal will er allerdings nichts wissen. „Sie glauben, daß sie das Schöne dargestellt haben, wenn sie bis zum Ueberdrusse die geraden Nasen, die röhrenförmigen Gewänder der Antike wiederholt haben." Schönheit ist Lebensfülle, ist Charakter, ist Ausdruck. In seinem ehrlichen Hasse gegen jenes Ideal greift er allerdings manchmal sogar zum direct Häßlichen. Vor Allem aber ist er Idealist, indem er der Phantasie den weitesten Spielraum läßt. Die goldenen Sätze, die er einmal in sein Notizbuch niedergeschrieben hat, klingen wie ein Glaubensbekenntniß:

„Auch vor der Natur selbst ist es doch unsere Phantasie, die das Gemälde hervorbringt. Wir sehen weder den Grashalm in einer Landschaft noch die Fehler der Haut in einem hübschen Gesichte. In dem glücklichen Unvermögen, diese winzigen Einzelheiten zu bemerken, läßt unser Auge nur das zu unserem Geiste gelangen, was es sieht; dieser letztere vollbringt nur noch, ohne daß wir es wissen, eine besondere Arbeit: er rechnet nicht mit Allem, was das Auge ihm vorführt; er verknüpft mit anderen früheren Eindrücken den, den er empfindet ... Die Formen der Antiope, die Figuren Michel Angelo's und so viele andere sublime Stücke, die von buchstäblicher Nachahmung weit entfernt sind, machen uns träumen ..." Und weiterhin: „Was spricht denn zur Seele, ohne was gibt es weder Maler noch Betrachter? Das gewisse Etwas, die geheimnißvolle Inspiration, die Alles beseelt und die geheimen Wege zur Seele findet; daher die Nothwendigkeit, nur das zum Modell zu nehmen, was die Idee zu enthüllen, zu verstärken dient ... Junger Maler, Du wartest auf ein Sujet? Alles ist Sujet; das Sujet, das bist Du: Deine Eindrücke, Deine Empfindungen vor der Natur. In Dich mußt Du hinein schauen, nicht um Dich."

Fassen wir zusammen. Delacroix ist vielleicht einer der größten Künstler unseres Jahrhunderts, er ist sicher sein erster großer Maler, insofern Malerei die Kunst der Farbe bedeutet. Er ist kein Originalgenie, das aus sich heraus eine ganz neue Kunst schafft, aber er hat ihr eine neue Richtung gegeben, indem er unter Zurückgreifen auf Rubens und die späteren Venetianer, aus der Malweise seiner Vorgänger Gros und Géricault die Consequenzen zog und diese malerische Auffassung, auf die romantischen Stoffe, die seiner Zeit so zusagten, übertrug. Er ist Idealist, indem er fernab von der gemeinen Wirklichkeit nur Momente erhöhten, leidenschaftlich bewegten Lebens darstellt; aber er nähert sich dem Realismus, indem er dem langweiligen Schönheitsideale der Classicisten die ganze Fülle des charakteristischen Seins entgegenstellt. Mit einem fast einzigen Künstlertemperament und einem wundervollen Sinn für die Farbe und den Rhythmus der Bewegung begabt, hat er doch nie über die höchste Leichtigkeit des Schaffens verfügt, die untadelige Meisterwerke wie Naturwunder aus der Hand der größten Genies hervorgehen läßt. Und ebenso ist ihm die tiefste poetische Wirkung fast immer versagt geblieben, die die geheimsten Saiten unseres Inneren erzittern läßt. So ist er einer der Großen, aber keiner der Größten der Kunstgeschichte.

Fügen wir dieser Beurtheilung des Künstlers ein Bild des Menschen hinzu. Delacroix stammte aus einer sehr guten Familie. Der früh verstorbene Vater war Minister und Gesandter unter der Republik, dann Präfect unter dem Consulat gewesen, die Mutter war eine Tochter Oebens, eines der ausgezeichnetsten Schüler der Boulle, jener Familie von Kunsttischlern, nach denen die „Boulle-Möbel" genannt sind. Beide Brüder waren Soldaten, der eine starb jung, der andere brachte es bis zum General; die Schwester, die schöne Frau von Verninac, deren Bildniß David gemalt hat, hatte den französischen Gesandten in Constantinopel geheirathet. Im Gegensatz zu den anderen Romantikern, die ihr Künstlerthum in wallenden Locken, riesigen Hüten und vernachlässigter Kleidung zur Schau trugen, legte er stets den höchsten Werth auf sein Aeußeres und war ein Meister des feinen Tones. Seine Gestalt war nicht klein, aber schmal und gebrechlich, die Gesichtsfarbe bleich und in Folge eines chronischen Magenleidens gallig. Nach dem Porträt, das der Louvre von ihm selbst besitzt, war er kein schöner Mensch, die Nase ist stumpf, der Mund gewöhnlich, und das schmale Gesicht erscheint noch knochiger unter den dichten, rabenschwarzen Haaren; aber es wird uns gesagt, daß es durch ein liebenswürdiges, geistreiches Lächeln geadelt wurde. Er war nicht verheirathet, und die Frau scheint selbst in seiner Jugend keine große Rolle gespielt zu haben. Seine ziemlich gute Schulbildung wußte er durch eifriges Selbststudium zu erweitern und zu vertiefen. „Was wissen die anderen Maler", ruft Baudelaire aus, „wenn sie ihr Atelier verlassen haben? Was lieben sie? Von was sprechen sie? Nun, Eugène Delacroix war zu gleicher Zeit ein Maler, der ganz von seinem Handwerk eingenommen ist, und ein Mann von allgemeiner Bildung."

Der Abrüstungsvorschlag des Zaren [1]).

Von

A. von Boguslawski.

[Nachdruck untersagt.]

Fast alle in neuerer Zeit gemachten Abrüstungsvorschläge sind mit der Idee des „ewigen Friedens" in Zusammenhang gebracht worden. Es sei mir daher gestattet, bevor ich zu einer Erörterung des russischen Abrüstungsvorschlages schreite, meinen Standpunkt zu jener Frage gleich von vornherein zu kennzeichnen.

„Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner. Der Krieg ist ein Element in Gottes Ordnung," so hat einst Moltke gesprochen. Auf diesem Standpunkte stehe auch ich. Vor mehreren Jahren schon (1892) entwickelte ich die Ansicht [2]), daß der Krieg seine furchtbaren, culturfeindlichen, ebenso aber auch seine erhabenen und großen Seiten habe, daß er somit als ein absolutes Uebel nicht anzusehen, sondern in der Natur des Menschengeschlechtes begründet sei, und daß sich dieses in seinen Grundelementen nie ändern werde; daß vielmehr das Werden aller Dinge aus dem Kampfe hervorgehe, und der Mensch keine Ausnahme von diesem Naturgesetz machen könne. Es sei daher ein großer Fehler und ein soziales Uebel, wenn Friedensgesellschaften in Schrift und Wort den Krieg als etwas Verbrecherisches, Unwürdiges und Unsittliches hinstellen; denn hierdurch werde der kriegerische Geist einer Nation — wohl zu unterscheiden von dem chauvinistischen — allmählich abgeschwächt, den wir doch auch in Zukunft niemals werden entbehren können. Kein „goldenes königliches Geschlecht" würde aus einem ewigen Frieden hervorgehen, sondern er würde die Menschheit in einen Zustand gleich dem der Venetianer nach einem achtzigjährigen Frieden versetzen, als sie vor der gewaltigen Hand Bonaparte's ohne jeden Widerstand schmachvoll zusammenbrachen. Durch die Darstellung des Krieges als Massenmord und die Herabwürdigung des Heldenthums der Armee wird die kriegerische geistige Be-

[1]) Nachdem wir im vorigen Hefte dieser Zeitschrift die kaiserliche Friedensbotschaft mit all' der Sympathie begrüßt haben, welche sie vom rein menschlichen Standpunkte aus so sehr verdient, glauben wir auch den entgegenstehenden Bedenken einer militärischen Autorität in obiger Auseinandersetzung Raum geben zu sollen. Die Redaction.

[2]) „Der Krieg und seine wahre Bedeutung für Staat und Volk". Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1892.

fähigung des Volkes allmählich vergiftet und zerstört, so daß wir, wenn der Krieg trotz aller Friedenscongresse eines Tages ausbricht, einem von kriegerischem Geist beseelten Volk gegenüber in den größten Nachtheil gerathen könnten. Denn das best eingeübte und organisirte Heer ist nur eine prächtige Maschine ohne treibende Kraft, wenn ihm kriegerischer und militärischer Geist fehlt.

Hauptsächlich betont man nun in der neueren Zeit in den Friedenscongressen das Schiedsgericht. „Eine der größten Sünden des Fürsten Bismarck war es, dieser Idee nicht näher getreten zu sein," heißt es in einer Friedensschrift. „Aber es fehlten ihm die schöpferischen Ideen des Genies." Man höre und staune: ein Bismarck ohne Genie!

In unbedeutenden Fragen haben Schiedsrichter, nicht Schiedsgerichte, zu allen Zeiten einige Erfolge aufzuweisen gehabt. In Lebensfragen wird es nie der Fall sein. Denn zuerst bilden die internationalen permanenten Schiedsgerichte, wie sie vorgeschlagen werden, keine wahrhaft über den Parteien stehende Instanz, da die Interessen der oder jener Nation, die ein Schiedsgerichtsmitglied stellt, mit einer der streitenden Parteien wohl mancherlei Berührungspunkte haben, mit der anderen im Gegensatz stehen werden. Es werden also im Schiedsgericht selbst Meinungsverschiedenheiten hervortreten, und nun frage ich, ob ein Volk über seine Lebensinteressen durch eine Majorität von z. B. 4 : 3 entscheiden lassen wird. Ganz von selbst werden sich Situationen ergeben wie die schweizer 1847, die deutsche 1866 und die nordamerikanische 1861. Diese ganze Idee der internationalen Schiedsgerichte ist eine Verwechselung des Ausgleiches von Streitigkeiten im bürgerlichen Leben mit dem Austrag von Zwistigkeiten zwischen souveränen Staaten. Nicht nur über einzelne Vertragsverletzungen oder Ansprüche ist zu entscheiden, sondern über ganz neue Principien und Ideen, wie sie in der Weltgeschichte von Zeit zu Zeit auftreten. Da gibt es keine Präcedenzfälle. Ein solches Schiedsgericht würde die Souveränetät der Staaten beschränken und ihnen damit einen Theil ihres Wesens nehmen[1]).

Die internationale Erziehung für eine kriegslose Zeit strebt denn auch nach Unterdrückung jeder Neigung zum Heldenthum und Waffenhandwerk, nach Aechtung der Kampfspiele der Jugend u. s. w. Vergebene Mühe! Wenn man den Jungen keine Waffenspielzeuge mehr gibt, werden sie sich mit den Fäusten bearbeiten. Und was könnte die Iliade, was könnten Schiller, Shakespeare, Kleist und die vielen Anderen alle, die den Heldenmuth besungen haben, was könnte das Nibelungenlied fürder einer solchen Erziehung bedeuten? Streicht den Krieg fort aus der Welt, und Ihr werdet sehen, was für eine kraft- und saftlose Schäferpoesie Ihr haben werdet. Wer würde dann noch eine „Marseillaise", wer noch eine „Wacht am Rhein" singen? Den Frieden und die Friedensbeschäftigungen kann man als das auf Erden höchst zu Erreichende nur ansehen, wenn und so weit sie mit der Ehre, der Würde des Staates und der Individuen vereinbar sind.

[1]) Aus ähnlichen Gründen spricht sich auch Holtzendorff gegen die internationalen Schiedsgerichte aus.

Halten wir den absoluten Verehrern des Friedens und seiner Güter den Ausspruch eines Helden des Wortes und der That (wenn auch nicht der Kriegsthat), unseres Luther, entgegen. In seiner berühmten Abhandlung „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können" heißt es: „Daß man nun viel schreibt und sagt, welch' eine große Plage der Krieg sei, das ist Alles wahr. Aber man sollte auch daneben ansehen, wie viel größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehrt . . . Also man muß dem Kriegsamt zusehen mit männlichen Augen, warum es so unwüst und gräulich thut, so wird's sich selbst beweisen, daß ein Amt ist, an ihm selbst göttlich, und der Welt so nöthig und nützlich wie Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk." Von den Denkern des letzten Halbjahrhunderts sprach sich Schopenhauer, wenn er auch den Krieg aus dem Unrecht der „eroberuden Völker" hervorgehen sieht, dahin aus, daß die Künste des Krieges nicht vernachlässigt werden dürften; Trendelenburg will hauptsächlich nur Vertheidigungskriege gelten lassen, doch rechtfertigt er auch diejenigen Kriege, welche neue, heilbringende Lebensbedingungen der Völker schaffen. Professor Adolf Lasson vertritt in zwei Werken (1868 und 1871) die Berechtigung des Krieges und betont den Segen militärischer Erziehung gegen Mißbrauch der Freiheit. — Und nun Treitschke, der in flammenden Worten die Uebel einer zu großen Friedensseligkeit und die reinigende Kraft des Krieges schildert: „Es ist gar kein ernster politischer Idealismus möglich ohne den Idealismus des Krieges." — „Die Größe des Krieges liegt gerade in jenen Zügen, welche die flache Aufklärung ruchlos findet." — David Strauß, Johannes Scherr, auch Berthold Auerbach, Holtzendorff, sogar Fröbel erkannten nach 1871 die Gulturaufgabe eines großen gerechten Krieges an.

Und nun noch eine Frage: Was ging in der Neuzeit aus dem Kriege hervor? Die Antwort lautet: Italiens und Deutschlands Einigung und Ungarns Neubegründung; die Errichtung selbständiger Staaten auf der Balkanhalbinsel, die Erschließung Afrika's. Und was bewies der Krieg als Prüfung der Staaten ganz neuerlich? Daß Verlotterung im Staatsleben, alte Sünden und falscher Stolz vom Kriege entlarvt und gezüchtigt werden (Griechenland und Spanien). Wohl ist der Frieden das letzte Ziel jedes Krieges. Erhalten wir ihn, wie Bismarck es that, durch Mäßigung im Erfolge, praktische Bündnisse, Pflege der Wehrkraft. Führen wir den Krieg, wenn wir ihn um großer Interessen wegen führen müssen, ritterlich und energisch zugleich, aber bezeichnen wir ihn nicht als Unvernunft und Verbrechen an sich. Daraus kann nur Verwirrung und Verweichlichung entstehen.

* * *

Zu gleicher Zeit mit den Bestrebungen für den ewigen Frieden gingen die für Abrüstung einher. Zuerst vertrat sie der französische Journalist Girardin, welcher die Armeen als Brennmaterial für den Krieg bezeichnete derselbe Gedanke, der jetzt in der Begründung des russischen Vorschlages auftritt; sodann Virchow, welcher 1869 den Antrag stellte, der Norddeutsche Bund sollte mit der Abrüstung vorangehen, also zu derselben Zeit, als man in Frankreich den Krieg als unvermeidlich ansah und die ersten Erörterungen

eines gemeinschaftlichen Feldzugsplanes zwischen Frankreich und Oesterreich bereits eingeleitet waren. Als etwa im Jahre 1874 die Rüstungen anfingen, sich in Europa in noch nie dagewesener Weise zu steigern, gewann die Idee der Abrüstung auch neue Kraft. Bismarck aber ertheilte dem Reichstagsabgeordneten Bühler auf seinen Abrüstungsantrag die Antwort, daß ein deutscher Kanzler nur dann für solche Pläne zu gewinnen sei, wenn die Nachbarn gleichfalls dafür gewonnen werden könnten, eine Antwort, welche die politische und geographische Lage Deutschlands deutlich charakterisirt.

Indessen gingen der Ausbau der Wehrverfassungen und die Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht ununterbrochen weiter. In diesem Maßstabe hervorgerufen sind die Rüstungen durch Frankreich, welches nach selbstprovocirtem Kriege die Eroberung des linken Rheinufers als einen Act des höchsten Ruhmes betrachtet haben würde, nach seiner Niederlage jedoch die Zurücknahme von Elsaß-Lothringen gegen „Billigkeit und Recht" verstoßend erklärte und offen die Vergeltung als das Ziel seiner Politik bezeichnete. Nur die Friedenspolitik des Deutschen Reiches, die Schaffung des Dreibundes und die Verstärkungen des Heeres zu richtiger Zeit haben den Frieden Europa's aufrecht erhalten. Die Ausgaben für Heereszwecke sind freilich groß, jedoch ist erst kürzlich nachgewiesen worden, daß sie nicht in gleichem Verhältniß mit den Einnahmen der Staaten gestiegen sind. Aber die hauptsächlich durch Frankreich verursachte Spannung ist nicht die einzige Ursache des Anwachsens der Heeresausgaben, sondern es würde die zunehmende Bevölkerung — insofern man die allgemeine Wehrpflicht durchführen will — es würde die ungeheure Entwicklung des Handels und der Industrie schon allein eine Vergrößerung der Cadres und vermehrte Aushebungen bedingen. Das Heerwesen muß mit den anderen Zweigen staatlicher Entwicklung Schritt halten.

Im Jahre 1897 nun erlitten die Freunde des ewigen Friedens eine gewaltige Niederlage durch den griechischen, in diesem durch den amerikanisch-spanischen Krieg; denn die Vereinigten Staaten sind stets das Land gewesen, in welchem sich die Strömung für Abrüstung und ewigen Frieden am lautesten geäußert hatte. Das amerikanische Parlament hatte mehrere Male einstimmige Beschlüsse zu Gunsten von Schiedsgerichten (1875, 1880) gefaßt; im Jahre 1898 dachte es anders. Der beste Beweis, daß alle diese Luftgebäude vor dem Gewicht der Thatsachen nicht Stand halten.

Da wurde vor Kurzem die Welt durch einen Abrüstungsvorschlag Rußlands überrascht, der die Freunde des ewigen Friedens in erklärliche Begeisterung versetzt hat. Von Rußland sollte der ersehnte Traum verwirklicht werden. Zwar war in der Kundgebung Murawiew's nicht gerade von einem „ewigen Frieden" die Rede, aber die Abrüstung mußte in den Augen der Friedensgesellschaften der erste Schritt dazu sein. Man kann in diesem Vorschlage nur ein Zeugniß der hochherzigen und idealen Gesinnung des jungen russischen Kaisers erblicken. Wir möchten voraussetzen, daß er aus dessen persönlichen Neigungen und seinem Willen stammt; daß er glaubt, damit einen großen Schritt für das Heil der Menschheit gethan zu haben. Wir wollen also nicht an der reinen, humanen Absicht zweifeln und zunächst die Begründung des

Vorschlages betrachten. Da ist denn sofort ein großer Widerspruch mit den Principien zu entdecken, welche bisher, gegenüber den Anschauungen der radicalen Parteien, die Politik der Staaten, auch Rußlands, geleitet haben. Während bisher die Verstärkung der Wehrkraft als ein Factor der Erhaltung des Friedens erklärt wurde, und dieser Grundsatz sich bis zum heutigen Tage bewährt hat, wird jetzt das Entgegengesetzte gesagt. Die großen Rüstungen sollen ein Grund sein, die Katastrophe herbei zu führen. Es ist nicht zu bestreiten, daß dies unter gewissen Umständen, so z. B. wenn ein Staat vor dem Bankerott steht, oder vorzeitig zu wirklichen Kriegsvorbereitungen (Mobilmachung ꝛc.) übergegangen ist, auch bei der Existenz einer sich im Frieden langweilenden Prätorianerarmee, wohl möglich erscheint. Alles dies trifft jetzt aber bei keiner europäischen Großmacht zu, somit muß man dem alten Wort, daß ein gut geschärftes Schwert das andere in der Scheide hält, auch den alten Werth beimessen. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht aber ist eine große Bürgschaft für den Frieden. — Ebenso wenig können wir der Behauptung der russischen Kundgebung beistimmen, „daß die nationale Cultur, der wirthschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werthen irre geführt", „daß die Volkswohlfahrt in ihrer Wurzel getroffen wird, und die geistigen und physischen Kräfte in unproductiver Weise aufgezehrt werden." — Zum Ersten ist, wie schon erwähnt, kürzlich nachgewiesen worden, daß wenigstens in den westeuropäischen Staaten die Ausgaben für das Heer im Vergleich zu den Einnahmen des Staates seit 1815 sich nicht gesteigert haben. Die Lasten sind in keiner Weise unerträglich, das beweisen der steigende Wohlstand und die Arbeitslöhne. Die wirthschaftlichen Krisen sind nicht durch die Militärlasten, sondern durch die Ausschweifungen der Speculation und durch die verschiedenen socialen Bewegungen hervorgerufen worden. Die geistigen und physischen Kräfte werden im Heeresdienst auf einige Jahre durchschnittlich allerdings der nationalen Production entzogen, aber nicht um aufgezehrt, sondern um in der Schule der Armee gestärkt und zur Ordnung, zur Sauberkeit, zur Pünktlichkeit und treuen Pflichterfüllung erzogen zu werden.

Will man einen andauernden Frieden herstellen, wie nach 1815, so sind vor Allem die politischen *Ursachen*, welche die Beunruhigung hervorbringen, zu *beseitigen*. Kann man das nicht, so wird das Verlangen nach Abrüstung stets auf schwachen Füßen stehen, ja nach meiner Ansicht ist es geradezu *unausführbar*. — Der Wiener Congreß — und man braucht darum nicht Alles schön zu finden, was er that — hatte doch in den Hauptsachen reinen Tisch gemacht. Zudem hatte die Kriegsfackel dreiundzwanzig Jahre gebrannt, und der Krieg war mit der blutigen Energie, dem Erbtheil der Revolution, geführt worden. Deshalb konnten auch Abrüstungen, ohne daß man sich förmliche Verpflichtungen auferlegte, stattfinden. Preußen nahm übrigens ein Sparsystem an, dessen Mißerfolge schon 1830, 1848 und besonders 1850 traurig zu Tage traten und mit der damaligen Niederlage der nationalen Politik endigten. Solchen Verhältnissen stehen wir aber jetzt keineswegs gegenüber. Die Ursachen der Beunruhigung sind bekannt.

Man hätte den Wettlauf der Rüstungen nur vermeiden können, wenn Europa den Franzosen ein energisches Halt zugerufen hätte. Dies ist nicht

geschehen. Die Kriegsursachen werden also durch die beabsichtigte Conferenz nicht aus der Welt geschafft werden. Im Uebrigen gibt es eine orientalische, ostasiatische, afrikanische und jetzt auch eine amerikanische Frage. Quieta non movere, sagte einst Bismarck. Nur in Presse und Versammlungen ist bisher von einer elsaß-lothringischen Frage die Rede gewesen, aber fast unausbleiblich wäre es nach der jetzigen Lage, diesen Apfel der Zwietracht in die Conferenz zu werfen, den man bis jetzt officiell so sorgfältig unter einem Haufen Olivenblätter verbarg. So wäre es nicht unmöglich, daß der Keim des Krieges, den man vermeiden will, sich gerade aus einer solchen Conferenz entwickelte. Die mit ihren Vorschlägen unterliegende Partei ist natürlich verstimmt, und die Gegensätze reiben sich. Jeder Staat ist für seine Sicherheit selbst verantwortlich und verliert einen großen Theil seiner Souveränetät, wenn er andere — vielfach mißgünstige oder direct feindliche — Mächte darin mitsprechen läßt.

Die Verhältnisse, unter denen die Staaten existiren, sind aber ganz verschieden. Da sind zunächst die geographischen. Rußland muß für eine europäische Macht als fast unangreifbar bezeichnet werden. Die Welt hat im vorigen und in diesem Jahrhundert die Anstrengungen zweier großer Kriegshelden beim Angriff auf Rußland scheitern sehen. Allerdings mußte es im Krimkriege einen nachtheiligen Frieden schließen, dessen Folgen erst durch die deutschen Siege von 1870 aufgehoben wurden. Aber seine Kriegsmacht war damals, trotz seiner glänzenden Garden, höchst mangelhaft; seine ungeheure Ausdehnung, die 1709 und 1812 sein Schutz gewesen war, wurde ihm 1855 zum Verderben, da die Eisenbahnen fehlten. Alles das hat sich geändert. Rußland besitzt jetzt die größte Armee der Welt, und seine Eisenbahnlinien wachsen in riesigen Verhältnissen. Wir führen hier nur die Stärke der Hauptwaffe, der Infanterie des stehenden Heeres an. Diese beträgt: 978 Feldbataillone, 123 Reservebataillone und 75 selbständige Compagnieen, 21 Festungsbataillone und 17 selbständige Compagnien[1]). Dagegen zählt Deutschland 624 Infanteriebataillone, Oesterreich 472 Linienbataillone und 176 Landwehr- und Landesschützen-Bataillonscadres. Zwar ist es richtig, daß Rußland weite Grenzen zu decken hat, aber es besitzt nur an der Westgrenze leistungsfähige Gegner, woselbst auch der größte Theil der russischen Kräfte concentrirt ist. Ferner ist in Anrechnung zu bringen, daß die Verhältnisse seit der Zeit Napoleon's I. vielfach andere geworden sind, und daß damals England auf Seiten Rußlands stand; daß die Eisenbahnen und der schnelle Bau der Feldbahnen jetzt ein systematisches Vorschieben einer Invasionsarmee nach gewonnenen Feldschlachten wohl gestatten würden, daß immer aber die ungeheure Ausdehnung eines schwach bevölkerten Landes zu überwinden bliebe, während alle die modernen Hülfsmittel zur Versammlung seiner

[1]) Die stehenden Reservetruppen, welche in Reserve-Cadreregimenter und Reserve-Cadrebataillone zerfallen, entwickeln sich im Kriege aus einem zu zwei Regimentern; die selbständigen Bataillone ebenfalls zu zwei Regimentern. Erstere sind sofort felddienstfähig, letztere wahrscheinlich zuerst zum Besatzungsdienst bestimmt. Diese im Frieden bestehenden Reservetruppenstämme geben Rußland ein großes organisatorisches Uebergewicht. Deutschland entbehrt solcher Stämme ganz. Unsere Reservetruppen werden nach dem Landwehrprincip gebildet. Hierbei sind die Bataillone der russischen Reichswehr nicht mitgerechnet. Die österreichisch-ungarischen Landwehrstämme sind zum stehenden Heer zu rechnen.

Truppen und Verschiebung derselben auf dem Kriegsschauplatz auch Rußland zu Gebote stehen. Alle anderen festländischen Mächte befinden sich in durchaus verschiedener Lage. Eine eventuelle Abrüstung müßte diese daher auch in Betracht ziehen. Eine gleichmäßige Herabsetzung der Streitkräfte würde noch keineswegs einen gleichmäßigen Rüstungsstand herbei führen. Auch die Ausdehnung der Stammesgenossenschaft des einen und des andren Staates über seine Grenzen hinaus könnte nicht außer Acht gelassen werden. Im Vergleich zu Deutschland mit seiner unsichern Ostgrenze müßte daher die Herabsetzungsquote Rußlands ungefähr das Doppelte betragen. Fügen wir noch hinzu, daß Rußland erst neulich durch einen Federstrich des Zaren 190 Millionen für den Ausbau der Flotte bereit gestellt hat, und daß ein starkes Befestigungssystem seine Westgrenzen deckt, so darf man wohl mit Recht sagen: Rußland kann vielleicht zurückgedrängt werden, es kann eine Provinz verlieren, niemals aber kann es, wie Deutschland oder Oesterreich, in seiner nationalen Existenz bedroht werden.

Der Kaiser von Rußland befindet sich ferner in der Lage, durch sein Machtwort weitere Hunderttausende mit der größten Schnelligkeit unter die Waffen zu rufen, neue Truppenkörper zu errichten. Nicht so die constitutionellen Staaten, in denen die Parlamente die Mittel zu bewilligen haben, wo die Verhandlungen sich manchmal Jahre lang hinziehen, und die Anträge der Regierung erst nach heftigsten Kämpfen durchgesetzt werden. Daß Rußland auch in dieser Hinsicht — mit Ausnahme vielleicht von Frankreich, wo seit achtundzwanzig Jahren alles zum Heerwesen Nöthige im Ueberfluß bewilligt wird — durch seinen Vorschlag den Regierungen neue Schwierigkeiten geschaffen hat, steht außer allem Zweifel; denn keine konnte den Antrag ablehnen, der offenbar so humane Zwecke verfolgt, auch wenn sie mit seiner Motivirung nicht einverstanden war. Aber die Worte des deutschen Kaisers in Oeynhausen und die des Zaren selbst in Sebastopol beweisen, welchen Werth man dennoch auf eine starke Rüstung für die Aufrechterhaltung des Friedens legt.

Wir untersuchen nun, wie denn die „Abrüstung" in der Gegenwart ausgeführt werden könnte? Soll sie in der Auflösung einer Anzahl von Truppenkörpern bestehen? Oder in Verminderung von Etatstärken durch vorzeitige Entlassung der Reserven, oder soll man ein schwächeres Jahrescontingent einstellen, womit eine ständige Verminderung der Etatstärken verbunden wäre? Eine andere Form der Abrüstung ist überhaupt nicht denkbar. Von allen dreien haben wir zuvörderst zu sagen, daß sie ein mühsam errichtetes Werk der Gesetzgebung und der Wissenschaft zerstören oder verstümmeln würden, das nämlich eines wirklich brauchbaren Heeres *auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht*. Löst man ganze Regimenter auf, so zerstört man die Einheiten, welche — wenigstens zum großen Theil — eine ruhmreiche Geschichte und gleiche Ueberlieferung, alle aber den Corpsgeist, den kriegerischen Bandengeist, wie ihn Clausewitz nennt, besitzen, welcher in der jetzigen Zeit, den auflösenden Tendenzen gegenüber, um so nothwendiger ist. Nach Ausführung solcher Maßregeln würden uns so und so viel Cadres fehlen, um die Dienstpflichtigen einzustellen. Theilen wir nun diese Ueber-

schüssigen den Truppenkörpern zu, welche bestehen bleiben, so werden diese mit Rekruten überfüllt, die Ausbildung wird aufs äußerste erschwert, und der Etat dieser Truppen würde ein sehr viel höherer als jetzt sein müssen. Hiermit wäre also gar nichts gewonnen als die Beseitigung einer Anzahl Stäbe, und Niemand wird daran denken, diesen Weg zu beschreiten.

Vermindert man die Etatstärken der Truppen, so kann dies nur durch die Herabsetzung der Rekrutenquote oder durch vorzeitige Entlassung der Reserven geschehen. Eine schwächere Einstellung würde aber die allgemeine Wehrpflicht nicht mehr zur Ausführung bringen; die vorzeitige Entlassung der Reserven dagegen die Dienstzeit des Weiteren herabsetzen, und hierin haben wir, um in der Zahl der Reserven nicht gegen andere Mächte zurückzubleiben, schon mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit das Aeußerste gethan. Gingen wir bei der Entlassung nicht nach einem festen Princip vor, sondern kehrten wir zu einer zahlreichen Entlassung zur Disposition — wie vor 1893 — zurück, so würden wir die alten Uebelstände wieder auferstehen sehen, die sich durch die Verschiedenartigkeit der Entlassung, durch Befürwortung und dienstliche Rücksichten vor der Einführung der zweijährigen Dienstzeit unliebsam bemerkbar machten[1]).

Im Uebrigen, wo hören die Rüstungen auf, und wo fangen sie an? Der Bau von Eisenbahnen z. B. gehört auch zu den Rüstungen, und doch dienen sie dabei Friedenszwecken. Als Roon vor dem Kriege von 1870 Saarlouis stärker befestigen wollte, sagte ihm Moltke, der Ausbau der Eisenbahnen sei ihm für einen Krieg mit Frankreich bedeutend werthvoller.

Und nun betrachten wir die Verschiedenheit der Organisation. Zwar bildet die allgemeine Wehrpflicht für die großen festländischen Armeen überall die Grundlage, aber die Bedingungen der Ausführung sind sehr verschieden. Dies spricht sich besonders in der Dienstzeit aus. In Deutschland dienen die berittenen Truppen drei, die Fußtruppen zwei Jahre; in Frankreich ein Theil des jährlichen Contingents ein, der andere drei Jahre; in Oesterreich die Linientruppen im Allgemeinen drei, die bei den Landwehrcadres eingestellten Leute zwei Jahre. In Rußland dauert die active Dienstzeit fünf Jahre, jedoch werden Infanterie und Fußartillerie gewöhnlich nach kaum vierjähriger Dienstzeit, eine kleinere Anzahl (etwa 25 000 Mann) schon nach einjähriger entlassen. Vier Jahrgänge der Reichswehr können, soweit sie nicht im stehenden Heer gedient haben, zu zwei sechswöchentlichen Uebungen einberufen werden[2]). Auch die Gesammtdienstpflicht ist in den Heeren verschieden (in Frankreich fünfundzwanzig, in Deutschland neunzehn, in Rußland achtzehn Jahre). Die Voraussetzung einer Abrüstung wäre nun vor Allem eine Egalisirung der Streitkräfte. Durch die Verschiedenheit der Dienstzeit tritt aber eine Verschiedenheit der Imponderabilien, in der größeren oder geringeren Festigkeit der Organisation und der Ausbildung, ein. Wie will man diese ausgleichen? Wie will man — wie schon Bismarck sagte — eine Controle über die Rüstungen der verschiedenen

[1]) Siehe darüber meine Schrift „Die Nothwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit". Berlin, Luckhardt. 1891.

[2]) Aehnlich wie früher unsere Ersatzreserven erster Classe.

Staaten und den Stand ihrer Armeen ausüben? Wäre eine solche wirklich durch eine Commission möglich, so würden damit die Staaten auf das Element der Ueberraschung in einem künftigen Kriege vollkommen verzichten, wodurch die Kriege, der Gleichartigkeit der Gegner wegen, nur um so hartnäckiger und langwieriger sein würden. Als Napoleon uns 1807 auferlegte, nur 42000 Mann unter den Waffen zu halten, führten wir, trotz seiner Polizei und Spione, die nur sechs Wochen dienenden Krümper ein, wodurch wir eine große Menge mit der Waffe nicht unbekannter Reserven bereit stellten.

Will man nun den Staaten verbieten, von den Fortschritten der Industrie und Waffentechnik Gebrauch zu machen? Dies hieße denn doch ihre Souveränetät empfindlich schädigen, wiederum auf das Element der Ueberraschung verzichten und zugleich einen Zweig der Industrie zum Stillstand verurtheilen, der jetzt Tausende von Arbeitern ernährt. Woher sollte bei der ungeheuren Concurrenz und Ueberproduction der Ersatz kommen? Es geht eben nicht an, daß man den einen Pfeiler des Staatsgebäudes einer abstracten Idee zu Liebe umreißen will, ohne daß der ganze Bau ins Wanken geräth.

Zur Zeit der reinen Werbeheere war eine Abrüstung wohl denkbar und auch in gewissem Grade controlirbar. Die Staaten versprachen auch in vielen Friedensverträgen, ihre Streitkräfte zu vermindern[1]). Falls wir die allgemeine Wehrpflicht aufrecht halten wollen, ist etwas Derartiges nicht denkbar. Das Heer der Gegenwart ist zu einer Institution geworden, die auch in Friedenszeiten ein nothwendiges Glied des Staatsorganismus, basirend auf der möglichsten Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, bildet.

Daß die von den Socialdemokraten vorgeschlagene Miliz für den großen Bewegungskrieg nicht ausreicht, ist so oft nachgewiesen worden, daß wir es hier nicht zu wiederholen brauchen. Auch den Abschluß der Genfer Convention kann man nicht entfernt mit einem angestrebten Abrüstungsbeschluß vergleichen, denn sie hat mit der Sicherheit und Würde des Staates nicht das Mindeste zu thun, sondern ist ein Werk der wahren Humanität, dazu bestimmt, auf praktischem Wege die Leiden des Krieges zu lindern, nicht aber Pfade zu betreten, die mit der Eigenart des Menschen unvereinbar sind.

So können wir uns von der vorgeschlagenen Conferenz im besten Falle nur die Aufstellung einiger allgemeiner Grundsätze oder Wünsche versprechen, nach denen sich jeder Staat so lange richten wird, als es ihm mit seiner Sicherheit verträglich erscheint. Denn das Sittengesetz in der Politik besteht eben darin, für seine Existenz und Ehre selbst verantwortlich zu sein. Man strebe danach, den *Mißbrauch des Krieges* zu verhindern, wie ihn Friedrich der Große so treffend charakterisirt hat. Ein solcher Mißbrauch wird aber jetzt zum großen Theil schon vermieden werden durch die möglichste Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht.

[1]) Siehe Jähns, „Krieg, Frieden und Cultur" (S. 339).

Theodor Fontane[1]).

Ein Nachruf

von

Erich Schmidt.

[Nachdruck untersagt.]

Als vor bald neun Jahren im großen Kreise der siebzigste Geburtstag Theodor Fontane's festlich begangen wurde, und derselbe verehrte Redner, der jüngst am letzten Bette des von uns Geschiedenen so feinsinnige und warme Worte sprach[2]), den Dichter und Geschichtschreiber der Mark beglückwünscht hatte, da kamen allmählich nach dem bündigsten Danke des Jubilars im anschwellenden Gewoge der Feier auch seine alten Kameraden vom Tunnel und Rütli nicht mehr zum vollen Gehör; aber wie eine helle Fanfare erklang noch der frische Reimgruß der Jugend an den im Rauhreif des Alters so jung Gebliebenen. Ja, er durfte die seltene Genugthuung empfinden, langbewährte Treue festhaltend, auch die herzliche Liebe eines neuen Geschlechts, dessen Stärke selten in der Pietät liegt, zu genießen, und während sonst Jubiläen nur zu häufig ein elegischer Abschied sind, sich gerade auf der fallenden Lebensbahn im Vollbesitze seines schöpferischen Vermögens und untrüglichen Erfolges wissen. Wohl ist es schön, wenn der Morgenwind eine bekränzte Stirn umspielt; aber viele Männer der Kunst und Wissenschaft haben es insgeheim gefühlt, einige das bittre Geständniß auch ausgesprochen, wie schwer es sei, den jungen Ruhm an sich zu ketten, wie schmerzlich, nach und nach hinter der eigenen Leistung zurückzubleiben und die Blätter des Lorbeers welken zu sehen, ein ungestümes „Mach Platz" zu hören und vielleicht nur die leidige Hoffnung auf eine ausgleichende Zukunft, die sie nicht mehr erleben, zu behalten. Man feiert sie noch einmal mit Sang und Klang; dann führt der stille Pfad ins Austragstübchen zurück. Fontane hat den inhaltschweren Spruch: „Ein alter Mann ist stets ein König Lear" nicht an sich erfahren, wohl aber das andre

[1]) Rede, gehalten bei der vom Verein „Berliner Presse" am 2. October 1898 im Festsaal des Rathhauses veranstalteten Gedenkfeier. — Ich habe mündlich Einiges anders oder kürzer gefaßt.

[2]) Karl Frenzel.

getroste Goethische Wort: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“. Nach mancher tapfer bestandenen Lebensprüfung und manchem halben Erfolg, der ihn doch nie entmuthigte oder gar verbitterte, ward ihm das hohe Glück zu Theil, in vorgerückten Jahren, wo Andre auf der gethanen Arbeit ruhen oder den alten Geleisen matter folgen, mit gesteigerter Kraft immer Neues zu schaffen, durch diese Siege auch früheren Gebilden frische Geltung zu sichern, das innige Behagen häuslichen Friedens und genügsamen Wohlstandes mit dem Bewußtsein später, aber dauerhafter Anerkennung zu verbinden. Denn er gehörte nicht zu den Naturen, die solche Abendbesuche des Glückes nur mit einem müden, resignirten „Zu spät!“ über die dämmernde Schwelle lassen, sondern hat ihnen frohgemuth die Pforten aufgethan. So mögen wir ihn glücklich preisen, weil er alle ihm innewohnenden Gaben des Geistes und Gemüthes völlig entfalten, den Segen des engsten, die Verehrung eines stetig wachsenden weiteren Kreises genießen und kaum angefochten von den Gebresten des Alters sich hat ausleben dürfen bis zu dem letzten Augenblick, der ihn ohne düstere Vorboten ahnungs- und schmerzlos hinweg nahm. Er hatte den Tod nie gefürchtet, nur seine Rüden, die Meute, die stückweis das Leben zerreißt und uns zögernd in die Grube hetzt. Davon ist er verschont geblieben, und so wandelt er den Seinen und allen Getreuen unter den Schatten als hochgewachsener ungebeugter Mann, dem die blonden Locken wohl verblichen waren, aber im schönen, feingeschnittenen Antlitz ein blaues Augenpaar hell leuchtete, der frei ausschritt, ungeschwächt am Werke blieb und in den Erholungsstunden als eines der liebenswürdigsten Menschenkinder seine Umgebung bezauberte. Er hätte wie Jacob Grimm nur das Lob des Alters verkünden können, und lieber als die Grabschrift von Melrose-Abbey, die er einst neben den Denksteinen König Robert's und der Douglas fand, an den Schluß seiner Gedichte rückte und wohl für die eigene Ruhestätte erkor: . . . „Erde spricht zu Erde: Alles wird mein“, lieber prägen wir uns das heitere diesseitige „Memento“, ein memento vivere, kein memento mori, des Dichters ein, dem noch allerlei auf dieser Erde gefiel:

Mach dich vertraut mit dem Gedanken,
Daß doch das Letzte kommen muß,
Und statt in Trübsinn hin zu tranken,
Wird dir das Dasein zum Genuß.

Du magst nicht länger mehr vergeuden
Die Spanne Zeit in eitlem Haß,
Du freust dich reiner deiner Freuden
Und sorgst nicht mehr um dies und das.

Du setzest an die rechte Stelle
Das Hohe, Göttliche der Zeit,
Und jede Stunde wird die Quelle
Gesteigert neuer Dankbarkeit.

So sei denn auch diese Stunde im Sinne Fontane's nicht der Klage, sondern dem Danke geweiht, daß er unser war.

Der 30. December 1819 und der 20. September 1898 begrenzen sein Leben, dessen erste Jahrzehende er selbst so anschaulich an uns vorbeiziehen läßt, und das zum allergrößten Theile der Mark gehört. Das Neuruppiner Kind trug als Erbe der französischen Colonie den Zauber der Anmuth, das Talent der Causerie, die künstlerische Begabung in sich. Mit einem leichten Schulsack ausgerüstet, that er hier in Rose's Apotheke seine Pflicht und Schuldigkeit und stand dann manches Jahr an sächsischen Arbeitstischen, zuletzt in Bethanien, ohne jemals auf dem Wege zu den Platen-Lenau-Herwegh-Clubs oder zum „Tunnel" über den Pegasus im Joche zu murren, sondern zwischen Hochmuth und Demuth wuchs ihm der rechte Muth des Lebens, bis er endlich den Stößel ganz mit der Feder vertauschte. Sein Vater war der ungeschäftlichste Mensch; er aber hat sich trotz geringem praktischem Geschick und, obwohl ihm nicht bloß der Mangel an Feierlichkeitssinn die längere Führung eines Amtes, das seinen Mann nährt, verwehrte, tapfer und mit bürgerlichem Ordnungsgeist durchs Leben geschlagen, in England drüben und als Berliner Journalist, der ein guter Kamerad unter guten Kameraden der Kreuzzeitung wie seiner lieben Vossischen war. Aus der Politik kam er allmählich zur Dramaturgie, und wir haben so manches Jahr seine milden, stets durch den Reiz schablonenloser Einfälle und Wendungen und die unbefangene Begrüßung neuer Ankömmlinge ausgezeichneten Berichte aus dem Schauspielhause sehr gern gelesen, obgleich Fontane nach seinem Rücktritte die ministerielle Einladung in ein Preisgericht mit dem launigen Wort ablehnte, man habe die Chiffre unter seinen Theaterrecensionen ganz triftig aufgelöst: Theater-Fremdling. Der ihm obliegende englische Artikel der Kreuzzeitung freute ihn am meisten, wenn kein Stoff zu verarbeiten war; dagegen entfaltete er ein eigenes Talent als Kriegsberichterstatter 1864, 1866, 1870 und kehrte, aus Dänemark und Böhmen wenigstens, an Seel' und Leib erfrischt heim, um dann seine Feldbriefe in Büchern zu verarbeiten, ohne jedes patriotische Tara und nicht gemeint, gleich gewissen Schlachtenbarden die Miene aufzustecken, als seien eigentlich die Siege sein persönliches Verdienst. Dem Zweifel, ob denn überhaupt ein Unzünftiger über Militärisches schreiben könne, begegnete der alte Franzer Gardefüsilier mit der Antwort, Ordnen und Aufbauen sei wichtiger als das volle fachmännische Erkennen und Alles in Allem werde der Gang der Schlacht bei Großbeeren nicht dunkler sein als der Charakter Wallenstein's. Besonders wohlthuend wirkt das Fehlen jeder verstiegenen heldenhaften Festredensart, wofür ich noch aus einem späten Brief das urgesunde Wort citiren möchte: „In allen ehrlichen Zeit- und Kriegsberichten (dadurch sind beispielsweise Verdy's Veröffentlichungen so werth- und reizvoll) ist immer mehr von Beefsteaks und Rothwein, als von Vaterland und Schlachtentod die Rede." Unter Fontane's Kriegsbüchern hat eines unvergänglichen individuellen, völkerpsychologischen und künstlerischen Werth: der Band „Kriegsgefangen", die herrliche Schilderung seiner Erlebnisse von Domremy Jungfräulichen Angedenkens bis zur Isle d'Oléron. Diese aus tiefer Freiheit und Heiterkeit des Gemüthes quellende Gabe, von den Disteln Feigen zu lesen, wie wir das an der „Festungstid" des härter geprüften Fritz Reuter bewundern, hat es denn auch den Franzosen angethan;

ein widerwilliger alter Kritiker zwang sich wenigstens das Zugeständniß ab, in Fontane's Adern werde eben noch ein Tropfen französischen Blutes übrig geblieben sein.

In seiner Frühzeit, zumal in jenen Jahren, wo der „Tunnel" auf eine heute kaum vorstellbare Weise Soldaten, Geheimräthe, künftige Minister, Schriftsteller von Beruf, freie Dilettanten selbst aus der Bäckerstube literarisch vereinte und sowohl den revolutionär-polemischen, als den minniglichen Stil der Zeit ablehnte, fand Fontane die ersten durchschlagenden Erfolge mit einer Reihe von Balladen. 1848 kamen Percy's Reliques und Scott's Minstrelsy in seine Hand, die nun „auf Jahre hinaus meine Richtung und meinen Geschmack bestimmten." Ihren sprunghaften Stil eignete er sich an, ihres Stoffgebietes bemächtigte er sich theils in zahlreichen treuen Uebertragungen, die er selbst lobt, weil diese Blätter nicht ganz sein sind, theils in eigenen Gebilden scandinavischer, englisch-schottischer, märkischer Herkunft, nicht auf die Vorzeit beschränkt, in volksmäßiger, manchmal heroisch klirrender Form. Es war Fontane's glücklichste Stunde im Tunnel, als er beim Stiftungsfeste seinen „Archibald Douglas" frischweg vortrug, dem dann Löwe die starken Schwingen der Musik verliehen hat.

Der ist in tiefster Seele treu,
Der die Heimath liebt wie du!

Aus tiefster Seele kam dies Wort. Von der Chevy-Chase führte der Balladenweg hinüber nach Hemmingstedt, vom Besuch des Schlachtfeldes, auf dem die Ditmarschen einst die „Densen" schlugen, nach Fehrbellin und weiter zur frischen Feier der Helden, denen das Volk gern den traulichen Namen „alt" beigelegt hat, Derfflinger, Friedrich, Schwerin, Zieten ... Der war schon des Knaben Lieblingsheld trotz seines Vaters wunderlichem „sokratischem" Vortrag der Großthaten Napoleon's und der Marschälle. Aber er besang nicht bloß in Balladen, die heut unsre Schuljugend schon begeistern, die berühmten Männer des Heers, sondern mit gleicher Liebe wie einen Seydlitz zeigte er die Pieftes und Schneiders vor den Düppeler Schanzen. Er ließ die tapferen und frohgemüthlichen Berliner Jungens bei Langensalza ihr „Is nich!" rufen und geleitete mit herzhaftem Gruße drei Siegeszüge an Rauch's Fritzen-Denkmal vorbei, und wenn jene Ditmarschen allein den Triumph in ihrem historischen Sang verewigten, so wollte Fontane auch bei Niederlagen und Schmerzen des Vaterlandes weilen. Er hat Kaiser Wilhelm bejubelt und Kaiser Friedrich betrauert, Bismarck's Ruhm verherrlicht und dem Alten im Sachsenwalde seinen letzten Vers nachgerufen.

Wie seine Ballade, so blieb auch seine beschreibende Prosa nicht über dem Meere drüben. In England und „jenseit des Tweed" hat er zwei Bände farbenreicher Schilderungen gesammelt, die überall den hellängigen und unbefangenen Beobachter zeigen, nie aufs Bädeckermäßige ausgehen, sondern, mit den Vorzügen und Schäden der Gegenwart gelassen abrechnend, die Denkmäler der Vergangenheit umfangen, soweit ein starker Hauch der Geschichte und Sage sie umwittert und eine bestimmte Persönlichkeit darin sichtbar wird. Sie schweifen von Maria Stuart bis zur Lady Hamilton und machen gern in

den alten Revieren der Douglas oder auf Floddenfield Halt, unvergänglichen Balladen lauschend. Es ist für Fontane ebenso charakteristisch, daß ihn das Schloß seines lieben Walter Scott wie ein todtes Museum erkältete, als daß er in London nicht an die nachbarliche Thür seines lieben Dickens klopfte. Er hatte gar nichts vom reisenden Interviewer und bekümmerte sich herzlich wenig um die Führer der Politik, Kunst und Wissenschaft, aber wenn er einmal über Bilder schrieb, so fand er das Bedeutendste heraus, nicht als Kenner der eigentlich malerischen Qualitäten, sondern nach der Tiefe seines Eindrucks. Am gründlichsten mißfiel ihm der „verengländerte" Deutsche, doch den patriotischen Gesang zerlumpter Leute pries er seinen Lesern drüben mit dem tüchtigen Wort: „Das ist das Mark dieses Volkes: national bis auf die Matrosendirne hinunter". Einsam im Gewühl der imposanten Weltstadt, sehnte sich trotz allen feuilletonistischen Ernten der Mensch und der Schriftsteller heimwärts, liebwärts: „Das Haus, die Heimath, die Beschränkung, Die sind das Glück und sind die Welt." Zwischen Edinburg und Stirling gedenkt er der Havel und des von ihrem Band umzogenen preußischen Adlerkreises, Fehrbellin in der Mitte; er vergißt den Forth und spricht von der Wiege seines Staates. Angesichts eines alten Douglas-Schlosses im Levensee ruft ihm die innere Stimme zu: je nun, so viel hat Mark Brandenburg auch, geh hin und zeig' es, bekämpfe das Vorurtheil von einer dort auf alle Dinge sich erstreckenden Armuth und Elendigkeit! So entstand im fernen Schottland der Plan zu den „Wanderungen in der Mark", die er wieder und wieder aufnahm — nach dem deutsch-französischen Kriege mit dem hellen Zuruf an das Havelland: „Gott grüß dich, Heimath!" — und mit den „Fünf Schlössern" beendigte, doch nur um nochmals in den letzten Lebenstagen zu seinen alten Göttern zurückzukehren. Im Zusammenhang mit der Blüthe des historischen Romans und der Ballade war längst mancher Theil des sogenannten malerischen Deutschlands, die Rheinufer, Westfalen, Schwaben, in Wort und Stahlstich, Prosa und Vers beschrieben und gepriesen worden. Die Mark erwartete noch den Berufenen, zurückhaltend wie ihre ländlichen Einwohner, reich an verschwiegenen, einfachen Reizen ihrer Wälder und Seen, Dörfer und Schlösser, die gesucht sein wollen und nirgend von Touristen abgegrast waren, selten von Dichtern gewürdigt seit den Tagen, da der wackere reimfrohe märkische Land- und Sandpoet Schmidt von Werneuchen auf diesen Fluren beschaulich botanisirt hatte und nicht abließ trotz allen Xenien, trotz allen „Musen und Grazien". Diese Landschaft, in der Schlichtheit so stimmungs- und wechselreich, die ohne Festkleid das Auge der Liebe anzieht, und deren Romantik eben märkisch ist, fand in Fontane ihren Deuter. Keiner hat die Mark gekannt wie er, keiner in Art und Unart ihrer Menschen so tief hinein geblickt. Von der Grafschaft Ruppin geht er aus, weil ihm die engste Heimath besonders vertraut ist, und von Zieten's Wustrau, von Rheinsberg, Küstrin, Fehrbellin her, doch auch Schinkel's und später des Malers Gentz nicht zu vergessen, die reichsten Ernten verspricht. So ist er fortgewandert im stillen Geleit von Sage und Geschichte, wohlbelesen in alten und neuen Kunden, reichlich unterstützt durch die Archive des Adels, der ihn vertrauensvoll förderte ohne weitere Nachfrage, durch das Wissen

der Landpastoren und Dorfschulmeister, nicht minder durch die liebenswürdige Gabe, auf Plattdeutsch oder Messingsch wortkargen Bauern die Zunge zu lösen. Die Kirchenglocken haben ihm überall geläutet, die Grabsteine der Friedhöfe sich Geschichte abfragen lassen, wie die Bilder in den Herrenhäusern; sehr selten ein Ort, der diesem Besucher stumm blieb. Sein Auge hält die jeweilige Landschaft bis ins Kleinste der Flora und der Baulichkeiten fest, sein Ohr lauscht alten Mären und lebendiger Ueberlieferung. Unser Gewährsmann ist ein Dichter, der aber selten eine Naturschilderung lyrisch faßt und keinen Schimmer der Elegie über die Darstellung dessen breitet, was dahin ist. Er gibt das Eigenthümliche getreu wieder. Wie fein wird etwa die völlige Sonderstellung Tegels als eines einsamen Herrensitzes des humanistischen Classicismus erfaßt, wie bündig das Wesen des alten Schadow formulirt: „Die Seele griechisch, der Geist altenfritzig, der Charakter märkisch." Und eine solche Derbheitsgestalt gibt ihm Anlaß zu dem auch sonst gern wiederholten Bekenntniß, daß bei uns alles Patente verdächtig oder einfach lächerlich sei, sowie er nichts mehr haßt als das vage Idealisiren. Seine Königin Luise braucht, so bitter sie es empfand, nicht am Unglück des Vaterlandes gestorben zu sein: „Uebertreibungen, die dem Einzelnen Gefühlswege vorschreiben wollen, reizen nur zum Widerspruch." Sein Heroencultus beruht gerade darauf, daß das protestantische Volk keine Heiligen verlange, eher das Gegentheil, und die rechte aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe stammende Begeisterung solche Menschen zu Lieblingsfiguren wähle, die auf einer oder mehreren Seiten angreifbar seien, sie mögen Friedrich oder Bismarck heißen. Fontane, allem Redensartlichen und Parteiischen fremd, kann das märkische Junkerthum von den Quitzow's bis auf unsre Tage nicht mit einem wohlfeilen Schlagwort abthun, sondern wägt seine Eigenthümlichkeiten, so wie er den Einzelnen, etwa Marwitz, studirt. Er sucht für den Prinzen Friedrich Karl ein freimüthiges Schlußurtheil. Er wird nicht müde, im Schatten Friedrich's des Großen seinen Bruder Heinrich zu prüfen, und findet gewaltige Worte über die an Katte geübte königliche Justiz. Diese fünf Bände enthalten kein ins Blaue schwärmendes, dem Volk oder den Herrschern der Mark schmeichelndes Wort. Sie sind nie auf einen hohen Ton gestimmt, und gerade darin liegt die beredte Macht des Eindrucks, so daß dieser Hausschatz des Märkers auch sprödere Fremdlinge gewinnen muß. Einen Hauptwerth schrieb er, dem wie allen schaffenden Dichternaturen Biographien und Memoiren die liebste Lectüre waren, und der ohne falsche moderne Maßstäbe die Menschen aus ihrer Zeit heraus begreifen wollte, dem Anekdotischen zu, auch den von der Kritik nicht beglaubigten Legenden, in denen sich oft eine tiefere Wahrheit verdichtet. Noch einer seiner letzten Briefe behauptet, die unechten Fridericianischen Anekdoten seien weitaus die besten. Er selbst las wie Onkel Poggenpuhl Geschichte auch aus alter Maculatur. Kleine Lebenszüge, prägnante Worte waren ihm besonders willkommen. Er konnte Friedrich's Zuruf an die „Rackers" werthvoller nennen als die ganze Torgauer Schlacht. Und wenn in „Frau Jenny Treibel" Jemand auf solche Behauptungen einwendet: „Das sind so Schmidtiana. Du warst immer fürs Anekdotische, fürs Genrehafte. Mir gilt in der Ge-

schichte nur das Große, nicht das Kleine, das Nebensächliche", so läßt der Dichter seinen Alter ego erwidern: „Ja und nein. Das Nebensächliche, soviel ist richtig, gilt nichts, wenn es bloß nebensächlich ist, wenn nichts darin steckt. Steckt aber was drin, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt einem dann immer das eigentlich Menschliche . . . Das Poetische hat immer Recht: es wächst weit über das Historische voraus." Der ganze Fontane liegt in diesem Bekenntniß.

Unser Führer geht an den Dichtern der Mark nicht vorüber, schweigt aber auch in den neuen Auflagen von seinem märkischen Eigenbau, will vielmehr hier zufrieden sein, wenn man ihm statt des historischen Großcordons das bloße Plaudernkönnen zuspreche: „Ich hab nie mehr beansprucht als 5 Fuß 5 Strich altes Maß." Er würde auch wohl den Namen eines vaterländischen Dichters ablehnen, so sehr er ihn auf Grund der Balladen und seiner Prosa verdient, denn die landläufige Meinung vom patriotischen Dichter, der kraft des Stoffes schon vor dem nichtpatriotischen einen großen Pas voraus habe, war ihm zuwider. In der Mehrheit der Fälle glücke es doch nicht mit solchen Stoffen, und dann sei der Sturz klaftertief, ja er setze den Unterlegenen der Gefahr aus, nicht bloß wegen seiner dichterischen Mängel, sondern recht eigentlich auf die patriotische Stoffwahl hin der Streberei und Liebedienerei angeklagt zu werden. Wir wissen, daß derlei Verdächtigung auch siegreiche und durchaus wahrhafte Dichter treffen kann, wollen aber hier ein andres Warnungszeichen aufstecken, wobei uns Fontane's Beifall nicht fehlen würde. Vaterländische Dichtung darf nicht so eng national oder gar provinziell sein, daß nur der Zugehörigste ihr aus reinstofflichem und zugleich parteiischem Interesse Beifall spenden könnte; sie muß vielmehr in Lieb' und Haß, Vergegenwärtigung und Ausblick tief und stark genug sein, auch die weitere Menschheit zu ergreifen. Der wahre Dichter muß mich zwingen, Welfe oder Ghibelline zu sein. Kleist's großer Kurfürst, wie Schlüter's Standbild, ist für Alle ein Herrscher, man sei Märker, Preuße, Deutscher, Franzos; sein Kottwitz thut es jedem an; die Losung „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" als Siegel dieses Dramas appellirt nicht nur an brandenburgische Herzen, obgleich das Gefühl: das ist unser, sie höher schlagen macht. In diesem weiteren Sinne soll Fontane ein märkischer Dichter heißen, und weil er — „ausgesprochen nicht-südlich" — an Leib und Seele ein Märker war, seinen Landsleuten, denen er nicht allein gehört, besonders werth bleiben. Einen tüchtigen Ansatz, heimathliche Schätze aus früher Zeit und den Tagen des Tabakscollegiums dichterisch zu heben, hatte Arnim gemacht, aber diesem adeligen Liebhaber zerrann das Schaffen; Fouqué drang vor Allem mit dem fernen Ritterspuk durch; Kleist's Kohlhas und Homburg blieben vereinzelte und lang mißachtete Größen; Hoffmann kehrte seine Zauberlaterne leider nur gelegentlich dem alten Berlin zu; dann aber erschien auf der Spur des Schotten, doch bald selbständig, kein Märker durch Geburt, doch durch die verständnißvollste Wahl, Wilibald Alexis, dessen Centenarfeier wir dies Jahr dankbar begangen haben, und dem auch Fontane als dem Altmeister des märkisch-historischen Romans ergeben und verpflichtet war. Gleich sicher ein-

gelebt und eingefühlt in eine verstrichene Epoche, gleich costümgerecht im Großen und im Kleinsten, gleich frei von schnörkelhafter Alterthümelei und fälschender Modernisirung, mit noch stärkerer Sicherheit liebevoller Detailmalerei, interessanterer Psychologie und mit neuen Kunstmitteln ging Fontane, während die „Wanderungen" entstanden, an einen breiten geschichtlichen Roman, zu dem wir manches Motiv allgemeiner und ganz specieller Art in jenem Werke keimen sehen: „Vor dem Sturm", ein Zeitbild von 1812, als Napoleon's Macht in Rußland sank und, auch durch York's That angefeuert, märkische Adelige und Bauern selbst ohne den König zu den Waffen greifen wollten. Was die Signatur der Zeit betrifft, so berufe ich mich kurz auf das vollwichtige Zeugniß Theodor Mommsen's, der den Werth historischer Echtheit an diesem Roman die allzulange Strecke hin rückhaltlos bewundert. Wie es auf dem Land und in der Stadt, im Schloß und in der Kathe, im Pfarrhaus und im Krug, in der Geselligkeit hoher, mittlerer und niederer Stände, in der Politik, der Religion, der gesunden und kranken Dichtung, in der alten und der neuen Generation, im Altenfritzischen und im absterbenden Prinz-Heinrich'schen Kreis aussah, was den Polen von dem Deutschen scheidet, die Eigenart des Ostpreußen und die des Märkers trennt und wiederum verkettet, wie alle die Menschen damals lebten, sich trugen, fühlten, dachten, sprachen, das ist hier mit sicherer Hand gestaltet und gebucht. Nur liegt diesem Dichter, dem selbst das einfache Grundwort „Er hat ein preußisch Herz" gebührt, nichts daran, starke Tragbalken zu zimmern und seinen beneidenswerthen Reichthum haushälterisch in einer geschlossenen Composition zu runden. Er macht es sich oft recht bequem mit der An- und Einfädelung und schweift, auch weil er in jedem Bau zugleich dessen Geschichte, hinter jedem Menschen sein ganzes Geschlecht erblickt, gern auf Seitenpfade ab, statt die Fluthen in ein Strombett zu lenken.

Ein reifer Mann, der unsers Lebensweges Mitte lang hinter sich hatte, war Fontane so nach den Balladen und den Wanderungen zur Prosadichtung gekommen, der er fortan treu blieb. Jenen Mangel des festen Gerüstes und der künstlerischen Oekonomie besiegte er nicht; am ersten in kleineren Erzählungen, wie der fein abgetönten Tangermünder Geschichte des 16. Jahrhunderts „Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik", ohne krause Initialen und erzwungene Patina, oder in der düsteren Haustragödie „Ellernklipp. Nach einem Harzer Kirchenbuch." Aber wie sehr die eine ihren Ehrenplatz im Neuen deutschen Novellenschatz und Heyse's unbestochenes Lob verdiente, wir meinen heute: das hätte vielleicht auch ein andrer schreiben können. Es fehlt dem ergreifenden Gebilde der eigenthümliche individuelle Stempel, das specifisch „Fontane'sche", das sich in dem großen Roman aus Preußens Vergangenheit mit Recht sparsamer regt, in den älteren Wanderbüchern nur hie und da meldet, um in späteren Zusätzen immer flotter vorzudringen und seine aus dem Leben der Gegenwart geschöpften Dichtwerke, sowie die autobiographischen Schriften zu färben: das ungebundene humoristische Geplauder, die unbefangene irdische Lebensanschauung. Fontane hat keinen vierbändigen Roman mit geschichtlichem Spalier mehr aufgebaut und nur noch eine Dichterfahrt ins

frühere Preußen unternommen: dieser „Schach von Wuthenow" blieb ihm besonders werth wie ein schwächlicheres Kind seinen Eltern. Ich weiß nicht, ob er die gleiche Vorliebe für „L'Adultera" hatte, die mir und andern trotz köstlichen Partien im Ton vergriffen scheint, ja der ich selbst die anspruchslosere „Cécile" vorziehe. Freilich bricht diese nicht wie „L'Adultera" die Bahn der modernen Berliner Epik Fontane's.

Von vertrautester Seite wurde mir jüngst gesagt, an Frenzel's Nachruf sei zweierlei besonders erquicklich: die Anerkennung, daß Fontane als Mensch dem Literatenstande zur Zier gereicht und daß er als Schriftsteller seine Grenzen gekannt habe. Etwas Weltbewegendes, Schicksalbezwingendes mit tiefen Problemen und idealen Typen der Menschheit lag ihm so fern wie die classischen Kunstformen:

Man muß nur wollen, was man kann.
Mir würde der Weitsprung nicht gelingen,
So blieb ich denn bei den nähern Dingen,
Drei Schritt bloß — ich weiß, es ist nicht viel,
Aber Freude gibt jedes erreichte Ziel.

Der Sechziger, der Siebziger hielt seine Ernten, und während sonst greisenden Männern die Phantasie leicht im Altersfrost erstarrt, der Stil unsinnlich, steif, kanzleihaft geräth, konnte von Fontane das hübsche französische Wort gelten, das ich ihm einmal zu seiner Freude sagte: il tombe en jeunesse. Eine Heiterkeit der Umschau, eine tiefe Güte des sittlichen Urtheils, eine meisterliche Vergegenwärtigung der Menschen und Oertlichkeiten vereinigte sich nun mit dem echten Fontane'schen Stil, auf den auch der schöne Endspruch über Vater Fontane angewandt werden mag: so wie er zuletzt war, war er eigentlich. Nicht minder der Satz Franziska's: „Wenn wir schön sind, sind wir ungeputzt am schönsten", dictirt von einem norddeutschen Schriftsteller, der dem Natürlichen und Treffenden nachging. Ein Stil ohne Staat und Toilette, aber stets gefällig, nachlässig, aber anmuthig und im Heikelsten graziös, Berlinisch witzig, aber nie schnoddrig und kalauernd, reich an mehr bezeichnenden als schöngewählten Ausdrücken des Märkerthums und wieder die Rede eines vornehmen, nicht ängstlich auf Würde bedachten Mannes, wortreich, plauderhaft, sogar mit einer offenen Lust am sogenannten „Kohlen", aber niemals langweilig, keine geschriebene, sondern durchaus gesprochene Sprache, ein persönlicher Stil, wie ihn Fontane einmal fordert, damit die Ballade nicht gereimte Geschichte bleibe, sondern der Hörer alsbald merke: ah, das ist der! Es gibt viele rechtsgiltige Mundarten der Poesie, Fontane hat die seine. Er gehört wie sein Freund Gentz zu den Erzählern, denen beim Erzählen immer noch etwas einfällt und demzufolge kein Ebenmaß, keine herkömmliche Technik sich ergibt; das könne bisweilen auch die Liebhaber stören, doch rege es, wenn nicht den Formensinn, so doch das Interesse an. Fontane bleibt deshalb nicht ängstlich bei der Stange, sondern überläßt sich der Augenblickslaune eines freien Spaziergängers, hält wohl gleich Gottfried Keller mitunter zu einem Privatspäßchen an, obgleich er mit der eigenen Dichterperson nicht unmittelbar hervortritt, und legt gute Einfälle, ironische Wendungen manchmal auch solchen

Menschen in den Mund, die sie eigentlich nicht haben können oder wenigstens in einer gegebenen Situation nicht äußern würden. Diese vielen Unterthanen des Fontane'schen Reiches freigebig zugetheilte Sprache ermangelt aber keineswegs der Abstufung: in dem höfischen Cirkel der alten Prinzeß zu Kopenhagen und Fredericksborg plaudert man feiner als die Damen in Hankel's Auslage, bei Treibels gewählter als bei Mutter Dörr oder der Wittwe Pittelkow, der Herr redet anders als der Diener. Die uns wohlbekannte, von dem Autobiographen selbst betonte „Vorliebe für Anekdotisches und mehr noch für eine weiten Raum in Anspruch nehmende Kleinmalerei" macht oft genug das redselige Gespräch und die belebende Detailschilderung zur Hauptsache. Was besagen im läßlichen Schlendrian der „Poggenpuhls" die paar Vorgänge, aber wie holländisch können wir den letzten Küchenwinkel begucken! Oder was schiert uns das bißchen Handlung in den Häusern Treibel und Schmidt, aber wie lebendig ist diese stattliche Bourgeoise Frau Jenny aus sitzengebliebener Sentimentalität und commercienräthlicher Berechnung gemischt! Der selige Schutzmann Schmolke von der „Sitte", der Pittelkowsche Hausgenosse Polzin, der Poggenpuhlsche Portier, die vorurtheilslose, beredte Mutter Dörr und ihr muffiger Gärtnersmann und viele andre Gestalten, die sich zu den Vertretern vornehmerer Schichten, ironischen alten Herren und stilleren jungen gesellen, sie sind echt in jedem Wort, in jeder Gebärde. Die Elegie einer Stine auf dem Hintergrunde des frivolen „Verhältnisses", den Alltagsverlauf der „Irrungen, Wirrungen" zwischen der Lene, die in ihrer einfachen Wahrhaftigkeit mehr werth ist als das legitim getraute Weltkind, und ihrem Lieutenant hat Fontane mit meisterlicher Objectivität dargestellt, und von diesen neuen Eroberungen sagen wir, was er von den Douglas-Versen seines Strachwitz oder einem Gelegenheitsgedicht seines Lepel kurzweg zu erklären liebte: „Da können die Jüngsten nicht gegen an."

In „Unwiederbringlich" bemüht, die Unehe eines in der Halbheit von häuslicher Ehrbarkeit und lebemännischem Gelüst an Charakter und Herz schwachen Mannes und einer pietistisch selbstgerechten Frau ohne jede romanhafte Lösung der Conflicte vorzuführen und zugleich Streiflichter auf das Dänemark von 1859 zu werfen, brachte uns Fontane dann die reifste Frucht seiner Altersdichtung: „Effi Briest." Vertrauter Nährboden hat sie gezeitigt: das pommersche Gut, Kessin-Swinemünde, Berlin. Eine andre Unehe, die mit all den zahllosen Ehestücken und Eheromanen der letzten Jahrzehende nichts gemein hat, und deren Darstellung über die von Andern behaglich ausgemalten Begleitumstände der Krise leis dahinschwebt, thut sich auf: das Kind wird von der Schaukel weg in die Ehe geschickt, und in diese Ehe, mit dem Manne, der so alt ist wie Mama, der lehrhafte Principien hat, vor dem sie sich fürchtet, der genau so edel ist wie jemand ohne Liebe sein kann. „Effi, komm!" ruft ihr in der frühen Entscheidungsstunde von den Lippen des Gespielenpaares die Jugend selbst zu; „Effi, komm!" schreibt endlich, als es viel zu spät ist, der Vater, der mit der Redensart vom „zu weiten Feld" alles Unbequeme bei Seite schiebt, dem verstoßenen Kind, nachdem die Eltern vor der Welt „Farbe bekannt" haben wie der correcte Mann. Fontane liebt dies Geschöpf, aber er

widmet ihm kein rührseliges Mitleid. Er sitzt überhaupt nicht zu Gericht. Daß die ungebildete Magd mehr Herz hat, muß das einfache Wort der beiden tadellosen Geheimräthe sagen: Die ist uns über! Kleine Willkürlichkeiten der Motivirung gab Fontane selbst launig zu mit dem Geständniß, es sei ihm eben nichts Besseres eingefallen. Aber wie Roswitha in ihrer Einfalt von sich meint: Es ist ja auch schon so sehr lange her, wie nicht mit diesem Worte, doch in demselben Sinn Effi über das geschehene Unheil allgemach hinwegkommt, wie nach der zufälligen späten Entdeckung Innstetten, auch von der verjährenden Kraft der Zeit angeweht, eigentlich am liebsten das Vergangene vergangen sein ließe und doch durch eine leise Aussprache zum Duell und seinen Folgen gedrängt wird, diese Partien hätten keinem Anderen besser einfallen können. Ebenso die Begegnung zwischen der verfemten einsamen Frau und der angelernten Kleinen, endlich das stille Erlöschen im Bereich ihrer Kindheit.

Der das schuf, war ein Greis an Jahren. Er schrieb um dieselbe Zeit die Geschichte der eigenen Kindheit, ohne sich irgend in Scene zu setzen, aufzuspielen und im Buben den künftigen Dichter ahnen zu lassen, darin verschieden von eitlen Lebensmimen der Gegenwart und von Goethe, der das Recht zu einem solchen Evangelium juventutis hatte. „Dichtung und Wahrheit" das heißt künstlerisch gestaltete Wahrheit, dasselbe soll Fontane's Nebentitel „autobiographischer Roman" besagen. Was ihm die Abstammung aus der Colonie und die Familie gab, die Erziehung oder eigentlich Nichterziehung, die doch „ausgezeichnet" war, das Aufwachsen in dem ländlichen Neuruppin und in dem „sehr häßlichen und sehr hübschen" Swinemünde, mögen wir uns selbst herauslesen. Fontane construirt sich nicht, er stellt sich kein Horoskop. So führt er auch die Lust und die Art zu fabuliren nicht weitläufig auf den Vater zurück, dem hier ein echter Humorist sein nicht genug zu bewunderndes Denkmal gegründet hat, ohne in den stärksten Gascognaden je den zarten Tact des Herzens zu verleugnen, und nach Kräften bemüht, auch dem harten Eifer der vielgeprüften Mutter gerecht zu werden. Wir haben doch mit Kopfschütteln erfahren, daß Dickens unbedenklich den eigenen Vater zum Modell einer sehr komischen Figur im herrlichen „Copperfield", des ewig verschuldeten großsprecherischen Mr. Micawber, genommen hat; wir lesen Fontane's Epilog zum Leben des armen märkischen Gascogners mit der tiefsten Rührung, weil dieser Abschied nach vierzig Jahren so herzlich einfach und jedes empfindsamen Wortes bar ist. Ein Geheimniß auch seiner Dichtungen. Und wie in dem letzten Roman das einzige Wörtlein „Wirklich?" den Bund zweier Herzen schließt, so hat Fontane am Ende seiner autobiographischen Gaben, die gar kein Liebesabenteuer enthalten, die eigene Verlobung und Hochzeit ohne allen Aufwand von Minnesang und Hauspoesie mit der größten Schlichtheit erzählt und nach der Kindheitsgeschichte seiner Frau lieber zu einem derben plattdeutschen Märchen gegriffen, um zu zeigen, daß Mann und Weib zusammenpassen müssen. In dem lockeren Gefüge dieses letzten Buches „Zwischen Zwanzig und Dreißig", das doch, die bunten Lebensläufe mancher Jugendkameraden bis zum Ausgang verfolgend, weit über diese Grenze hinausschweift,

nimmt ein gut Stück Berliner Literaturgeschichte den Hauptraum ein, die Bilder aus dem „Tunnel über der Spree"; vielmehr nicht eigentlich Literaturgeschichte, denn das Literarische soll hinter dem Menschlichen zurücktreten, wie schon in dem vorausgelaufenen Tunnel-Büchlein über Scherenberg. Der Cultus der Anekdote feiert hier seine Feste und dient in der That außerordentlich zur Beschwörung abgeschiedener Menschen. Die kleine Begebenheit, das einzelne Wort mag für Geringere ausreichen; daß die virtuosen Plaudereien über Storm und die „Kugler-Gruppe" gar sehr der Ergänzung bedürfen, hat Fontane sich nicht verhehlt. Um so erschöpfender sind hier von Kenner- und Künstlerhand die Erinnerungen an die liebsten Freunde, v. Lepel und v. Merckel, ausgearbeitet und wie viele andre Blätter auch mit gelassener Lebensweisheit bereichert worden.

„Im Hafen" lautet die Aufschrift des letzten Abschnittes. Als Fontane ihn zu Papier brachte, war er wirklich nach mancher Kreuz- und Querfahrt lang im Hafen eingefahren. Nicht wie der müde Greis des Schiller'schen Distichons;

Ich bin ein Wein, der ausgegohren:
Er schäumt nicht länger hin und her,
Doch was nach außen er verloren,
Hat er an innerm Feuer mehr.

Auch wer ihn, wie ich, nur im letzten Jahrzehend seines Lebens näher gekannt hat, rechnet sich diesen Umgang zum köstlichsten Gewinn und stellt noch höher als den Schatz aller Werke die herzgewinnende Persönlichkeit. Nie ging man unerquickt die steile Treppe des Johanniterhauses in der Potsdamerstraße hinab, aus den niedrigen Zimmern, die ganz unmodern, aber gemäß dem Ideal ihrer lieben Bewohner so anheimelnd und gemüthlich, so schablonenlos und beziehungsreich waren. Reines Behagen erfüllte den kleinen Kreis, den Fontane, eine sehr gesellige, aber nicht gesellschaftliche Natur, um sich versammelte. Wie jedes Briefchen aus seiner Feder in Scherz und Ernst etwas unmittelbar Individuelles athmete, so war sein Gespräch immer zwanglos, an eigenthümlichen Gedanken und Wendungen reich, frei von jeder Rechthaberei und Lehrhaftigkeit, und bewegte sich mit heiterer Anmuth auch auf der Kante „difficiler" Gegenstände. Die großen Gefühlsregister wurden niemals gezogen, literarische Unterhaltungen, die er leicht „abschmeckig" fand, durch Persönliches gewürzt, das eigene Neue lieber schalkhaft als mit ernstlichen Commentaren besprochen. Er hielt es im Urtheil manchmal mit Chamisso, der jede Poesie nur befragte, ob es „herauskomme" und nicht „sonettisch", will sagen: künstlich sei. Alten Neigungen treu, ging er bereitwillig neuen Talenten entgegen, mißtraute der Frühfertigkeit viel eher, als dem sich absurd gebärdenden Most und hatte für den hohlen Lärm mancher Jüngsten nur ein Lächeln, keine ängstliche Empörung. Er gewann den von ihm entdeckten Gerhart Hauptmann lieb, den Dichter und den Menschen. „Ich gehe," so sagt seine Autobiographie, „noch jetzt in die Schule und lerne von Leuten, die meine Enkel sein könnten." In munteren Versen schalt er die bloß ablehnenden Alten unverständlich: „Dieses am Ruderbleibenwollen In allen Stücken und allen Rollen, Dieses

sich Unentbehrlichmeinen"; wenn aber ein Vordringling etwa den Sieg des Naturalismus auf der ganzen Linie ausschrie, so zeichnete er ein großes Viereck hin, markirte ein Segmentchen unten in der linken Ecke und meinte: ja, so weit sei man schon. Den Beifall von Jung und Alt gerade in einer Zeit, wo manche Knaben den angejahrten Propheten jenes höhnische: „Kahlkopf! Kahlkopf!" nachriefen, nahm er mit bescheidener Freude hin und schritt unermüdlich von einer Arbeit zur andern. Seine Weltanschauung war optimistisch; wie es im Roman „Vor dem Sturm" heißt: „Wer ist der rechte Prophet? immer der, der heiter sieht. Die Welt geht nicht unter und wir auch nicht", und wie ihm Liebe und Freiheit für die schönsten Seiten des Christenthums galten. Kein Bibelwort entsprach seiner Sinnesart mehr als der milde Spruch: „Der hebe den ersten Stein auf sie." Ich fürchte nicht, einer Uebertreibung geziehen zu werden, wenn ich sage, daß man sich keinen unbefangeneren Mann denken konnte als Fontane, und daß diese Unbefangenheit gar nichts von lauer Gleichgültigkeit hatte. Ueber Ruhm, Ansprüche, Ehrgefühl hegte er die gesundesten Meinungen. Er glaubte nicht an zweierlei Menschen, hat aber, wie seine „Wanderungen" und Dichtwerke in langer Galerie zeigen, den Adel nie durch eine trübende Parteibrille angeschaut. Er war kein kirchlicher Mann, aber aus vertrauter Kenntniß geübt, die Prediger des Dorfes und des Hofes mannigfach zu charakterisiren. Ein Lyriker habe ihn der Frivolität bezichtigt, erzählt er einmal und antwortet gelassen: wenn ein solcher Vorwurf von Kleist-Retzow oder Müllensiefen käme, würde es ihm Eindruck machen — also von einem Junker und einem Orthodoxen, weil er in beiden ganze Männer ehrte. Er sei nationalliberal gewesen, aber in seinen alten Tagen immer demokratischer geworden, hören wir ein ander Mal; was ihn nicht hindere, zwischen politischen Anschauungen und menschlichen Sympathien zu unterscheiden. Und schon in jungen Jahren konnte er der polnischen Bewegung nicht zujubeln, weil ihm die geordnete Gewalt über Alles ging und seiner Freiheitsliebe festes Gesetz, starker Befehl unerläßlich schien. Im Glauben an die Berufenen achtete er die großen Autoritäten in Staat und Heer und ließ sich die Bewunderung Bismarck's durch nichts verkümmern. Ihm hatte die Parteidrommete Herwegh's nur flüchtig erdröhnen können, dann sagte er kurz: „Ich kenne nichts Oederes als Partei, Partei!"

Als guter Preuße dem vaterlandslosen Humanitätsgedanken des vorigen Jahrhunderts fern, war er doch eingeschworen auf Lessing's Ideal: „so ganz nur Mensch!" Kleine Lächerlichkeiten und Schwächen an den Nachbarn, die er rasch wahrnahm und so treffend zu kennzeichnen wußte, verleideten ihm ihre Träger nicht, im Gegentheil; wohl aber die selbstgerechte Tugend, das sich selber und Anderen Normsein, die humorlose Correctheit, das Wichtigkeitsgefühl, die Provinzialsimpelei, die Ueberheblichkeit preußischer Patent- und Schablonenmenschen, die Neigung zum sittlichen Examen rigorosum . . . . An Freund Merckel schätzte er vornehmlich, daß er so human war und, ohne sich mit relativen Nebensächlichkeiten, wie Standesunterschiede, Wissens- und Bildungsgrade, abzugeben, immer nur fragte: Was ist das für ein Mensch?

Welch ein Mensch Theodor Fontane selbst war, das wissen auch die Vielen, die ihn nicht von Angesicht zu Angesicht kannten und liebten, sondern sein Wesen nur in der Schrift ausgeprägt fanden. Noch übers Grab her reicht er uns Allen eine letzte Gabe dar, seinen eben jetzt in Buchform erscheinenden Roman „Der Stechlin", worin eine Folge mannigfacher Gespräche die Auseinandersetzungen des Alten und des Neuen nun gleichsam testamentarisch zusammenfaßt und mit unerschöpflicher Frische versinnlicht. Diese Bogen lagen im Sommer auf seinem Tisch neben dem stattlichen Bande der weiteren Lebensgeschichte; Geschenke des abgeklärten, nirgend eingerosteten Alters zugleich und Grüße erster Lieb' und Freundschaft, gediehen im Abendsonnenscheine des Glückes, weil er die Jagd nach dem Glück immer „durch andre machen ließ". Er war nicht fertig, und wie gerne hätten wir ihn noch viel länger behalten, noch viel mehr von ihm empfangen! Als vor etlichen Jahren unsere philosophische Facultät Fontane und sich durch die Promotion honoris causa ehrte und ihr Sprecher der „Wanderungen" nicht vergaß, antwortete der jüngste Doctor mit lächelnder Unfeierlichkeit, er sei eigentlich auf schöneren Pfaden von der Mark abgekommen. Dem ist jedoch nicht so, denn wir sehen ihn immer wieder in seine Mark zurückkommen. Sein allerletzter ungeschriebener Plan war ein Büchlein über Friesack und die Bredow's, von denen er früher flüchtigere Kunde gegeben hatte. Die erste Zeile des „Stechlin" ruft uns noch einmal in die Grafschaft Ruppin, wo seine Wiege stand, und an seinen eigenen Ausgang mahnt uns, die Wehmuth zu neuem Dank und Segen verklärend, in einem der Schlußcapitel folgender Nachruf, den ich durch kein Wort mehr abschwächen will:

„Wie dies Leben war, es wissen's Alle, die hier erschienen sind. Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. Wußt' es auch, wenn er's auch oft bestritt. Das goldene Kalb anbeten, war nicht seine Sache. Daher kam es auch, daß er vor dem, was das Leben so vieler Andrer verdirbt und unglücklich macht, bewahrt blieb, vor Neid und bösem Leumund. Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war . . . Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigener menschlicher Schwäche jeder Zeit bewußt war . . . Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind. Er ist nun eingegangen in seines Vaters Wohnungen und wird da die Himmelsruhe haben, die der Segen aller Segen ist."

Die vier Geschwister.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Es waren einmal vier Geschwister, drei Brüder und eine Schwester, die wohnten, seit sie denken konnten, in Einem Hause. Doch das alte Sprüchlein: Siehe wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen! konnte auf sie nicht angewendet werden. Nicht daß sie sich nicht herzlich zugethan gewesen wären. Sie waren aber von so gänzlich verschiedener Gemüthsart, daß in den meisten Fällen ihre Meinungen und Wünsche sich befehdeten und der Friede nur darum immer wieder hergestellt wurde, weil sie endlich ermattet vom fruchtlosen Streit ablassen mußten.

Wie sie mit ihren Taufnamen hießen, war in Vergessenheit gerathen, da sie selbst sich zuletzt nur noch mit den Spitznamen nannten, die ihnen die Nachbarn angehängt hatten, jedem nach seiner absonderlichen Sinnesart. Der Aelteste, ein hochgewachsener, gewaltig dreinblickender Mann mit röthlichem Haar und Bart, dem bei dem geringsten Anlaß die Zornader an der Stirn anschwoll, führte den Namen Jachmuth. Er war in allen kriegerischen Künsten wohlerfahren, ein gefährlicher Duellant, von Herzen aber weichgeschaffen, also daß ihn die Aufwallungen seines Zorns, sobald er ihn gekühlt, bitterlich zu gereuen pflegten. Seines Zeichens war er ein Fechtmeister und unterrichtete auch junge Rekruten in Allem, was zum Heerwesen gehörte, wodurch er sich schlecht und recht seinen Unterhalt verschaffte.

Der zweite Bruder war in Allem des ältesten vollkommenes Widerspiel, ein behagliches, sanftmüthiges Männchen, das schon in jungen Jahren sich ein Bäuchlein zugelegt hatte und selbiges durch seinen bequemen Wandel ansehnlich heranpflegte. Man hieß ihn Gleichmuth, weil er durch Nichts aus seiner Ruhe zu schrecken war, sondern Alles gehen ließ, wie's Gott gefiel. Er hatte sich in einem kleinen Kornhandel ein bescheidenes Vermögen erworben, auch, da er ein trefflicher Rechner war, späterhin ein städtisches Amt erhalten, wo er wegen seines vorzüglichen Kanzleistils allgemein geachtet wurde, und fröhnte an Sonn- und Feiertagen der einzigen Leidenschaft seiner Seele, dem Angeln, das bekanntlich für beschauliche Naturen einen großen Reiz hat. Hier allein konnte

es ihm begegnen, daß ihm ein Tröpfchen Galle ins Blut schoß, wenn ein großer Fisch, der angebissen hatte, sich von dem Haken wieder losmachte. Doch lief auch diese Aufregung auf einen jener drolligen kleinen Flüche hinaus, mit denen selbst die bescheidensten Sterblichen ihrer gepreßten Seele zuweilen Luft machen.

Auf diesen Biedermann folgte die Schwester, Fräulein Schwermuth geheißen, eine Dame von ungewissem Alter, doch noch immer anziehendem Aeußeren, nur schon ein wenig zur Fülle neigend, was ihr, da sie beständig in schwarzen Kleidern ging und einen schmerzlichen Zug im Gesicht hatte, das Ansehen einer trauernden Wittwe gab. Ueber die Ursache ihres beständigen Grames liefen verschiedene Gerüchte um. Das wahrscheinlichste darunter war, daß sie in der Blüthe ihrer Jahre eine schwere Enttäuschung in der Liebe erlitten hatte, was sie nicht nur dem ganzen Männergeschlecht, sondern auch allen Einrichtungen der Welt zur Last legte. Da sie auf ein richtiges Herzensglück hatte verzichten müssen, war sie eifrig bemüht, in der Bildung ihres Geistes einen Ersatz zu finden, und hatte es darin so weit gebracht, daß sie für eine sehr geistreiche Dame galt und im Verdacht stand, die heimliche Verfasserin vieler anonymer Romane und Gedichte zu sein, in denen die weiblichen Figuren stets den Männern gegenüber die glänzendere Rolle spielten. Junge Dichter wußte sie besonders zu bezaubern, indem sie ihnen Unterweisungen im Weltschmerz und in der Verskunst gab und ihre schüchternen Bewerbungen um ihre Gunst in Schranken hielt, ohne sie gänzlich zu entmuthigen. Daneben war sie eine tüchtige Haushälterin und führte ihren Brüdern so meisterhaft die Wirthschaft, daß diese sich's gern gefallen ließen, wenn die Schwester Mittags die guten Gerichte mit einem Seufzer auftischte, als ob sie selbst keine irdische Speise mehr genießen könne.

Nur der jüngste Bruder, Leichtmuth genannt, erlaubte sich hin und wieder eine harmlose Neckerei, die aber den dunklen Trübsinn der um Vieles älteren Jungfrau so wenig aufzuheitern vermochte wie eine Rakete, die gegen den Gewitterhimmel abgeschossen wird. Dieser Benjamin der Familie war der liebenswürdigste des ganzen Kleeblatts, dem man auch seine thörichten Streiche und unbesonnenen Unternehmungen nicht übel nehmen konnte. Er hatte, da er so ziemlich alle Instrumente spielte, eine Anstellung im Hoforchester erhalten, daneben verdiente er sich einen Zuschuß durch die Anfertigung von Porträts in Pastellfarben, die stets eine sehr schmeichelhafte Aehnlichkeit zeigten. Oft aber verschwand er wochenlang aus dem geschwisterlichen Hause, da, wie er sagte, kein Fenster darin groß genug war, um seine redlich verdienten Moneten durch dasselbe hinauszuwerfen.

Da nun diese vier wunderlichen Geschwister über Tag ihre eigenen Wege gingen, wäre kein Anlaß zu täglichen Zerwürfnissen gewesen, wenn es nicht die alte Hausordnung mit sich gebracht hätte, daß sie nach Feierabend wieder zusammen kamen, Jachmuth, da er wegen seines rauflustigen, reizbaren Wesens in keiner der Trinkstuben der Stadt mehr geduldet wurde, Gleichmuth aus Trägheit, Leichtmuth, weil ihn die philisterhaften Bierbankgespräche langweilten. Jungfer Schwermuth's Haushüten bedarf natürlich keiner Erklärung, sie hatte für das

Nachtessen zu sorgen, zudem waren die Zwielichtstunden zu wehmüthigem Sinnen geeigneter als der helle Tag.

Sobald aber das Mahl vorüber war, bei dem es friedlich zuging, und nun das allabendliche Kartenspiel begann, dauerte es nicht lange, bis die Geister auf einander platzten. Jachmuth schlug mit der Faust auf den Tisch, wenn Gleichmuth, als sein Partner, ihn das Spiel hatte verlieren machen, nicht sowohl über den Verlust aufgebracht, als über die Unfähigkeit seines Bruders, sich zu schämen und zu grämen. Wenn dann die Schwester, so oft sie schlechte Karten hatte, sich über das Schicksal, das sie beständig verfolge, beklagte, oder, falls ihr einmal ein hoher Trumpf gestochen wurde, in ihren Lieblingsruf ausbrach: „So etwas kann nur mir passiren!“ — ließ Leichtmuth sich zu anzüglichen Scherzen verleiten, es müsse mit ihrem Unglück in der Liebe doch nicht so schlimm stehen, da sie sonst mehr Glück im Spiel haben würde.

Zuweilen ereignete sich's auch, daß die vier Spieler mitten in einer Partie aufstanden, die Karten mehr oder weniger heftig hinwarfen und mit dem Schwur, nie wieder sich an diesen Tisch zu setzen, Jeder zu einer andern Thür hinaus und zu Bette ging.

Am andern Morgen war jede Spur des abendlichen Ungewitters verweht. Nur daß die Schwester sich später als die Andern zum Frühstück einfand, da sie erst noch ein Gedicht über das Spiel des Lebens, das sich in bitteren Ernst zu verwandeln pflege, in ihr schwarz eingebundenes Album schreiben mußte.

* * *

Mehr als ein Mal hatte der leichtsinnige Jüngste den Vorschlag gemacht, daß seine Brüder oder Schwesterchen Schwermuth heirathen sollten. Er selbst fühle sich zu einem soliden Ehemann nicht geschaffen, da ihm jeden Tag eine Andere am besten gefalle, er auch ein zu schlechter Wirthschafter sei, um eine Familie standesgemäß unterhalten zu können. Doch würde es ihrem Zusammenleben einen neuen Reiz und Halt geben, wenn ein oder ein paar fremde Gesichter sich dazu fänden, vor denen man sich auch etwas mehr Zwang auferlegen müsse, als es unter Brüdern nöthig scheine.

Diese Zumuthung hatte der Aelteste mit einer heftigen Gebärde weit von sich gewiesen. Er würde die Frau für die unglücklichste ihres Geschlechts halten, die sich mit ihm unter das Ehejoch spannen ließe, da er nicht dafür stehen könne, schon in den Flitterwochen ihr das Leben nicht zur Hölle zu machen, wenn das hitzige Blut mit ihm durchginge. Bruder Gleichmuth erklärte, seine Bequemlichkeit sei ihm lieber als die hundert Weiber des Großsultans, und die Schwester erwiderte gereizt, sie verbitte sich ein für allemal auch nur die entfernteste Aeußerung, als ob sie ihren Grundsätzen den Männern gegenüber untreu werden könnte.

„Nun, Kinder,“ sagte der Jüngste lachend, „so bleibt wirklich nichts Anderes übrig, als daß ich selbst in den sauern Apfel beiße. Nicht sowohl um das zweifelhafte Vergnügen zu genießen, mein Herz in Fesseln schlagen zu lassen, als weil ich ein Kindernarr bin und mir auch für euren unausstehlichen Humor eine glückliche Wandlung verspreche, wenn hier ein Hänflein ausge-

lassener kleiner Geschöpfe herumtollt. Mit deren Erziehung werdet ihr euch dann nach Feierabend befassen, da ich selbst ein schlechter Pädagoge bin, und das verwünschte Kartenspiel wird nicht mehr wie bisher der Anlaß sein, daß wir uns in die Haare gerathen."

Die Andern fanden seinen Entschluß sehr dankenswerth, und Jeder versprach, zum Unterhalt des jungen Hausstandes beizutragen, falls, wie vorauszusehen war, die Wahl des Bruders gerade auf das ärmste Mädchen im ganzen Lande fallen würde.

Sie sollten aber nicht dazu kommen, dies großmüthige Anerbieten auszuführen. Denn als Leichtmuth, der am frühen Morgen auf die Brautschau ausgezogen war, schon am Abend desselben Tages zurückkehrte, brachte er einen zierlichen Korb mit nach Hause, keinen freilich, den eine spröde Schöne geflochten hatte, sondern einen ähnlichen, wie die Tochter Pharao's ihn am Ufer des Nil gefunden, worin in reinliche Windeln gebettet ein nacktes Knäblein lag, das durch seine rosige Hülflosigkeit sofort Aller Herzen eroberte.

Diese liebliche Bescherung hatte Leichtmuth am Saume eines Wäldchens neben der Landstraße vorgefunden, aus grünem Moose ihn anlachend. Schon manche Wanderer mochten achtlos daran vorübergegangen sein. Der wackere Brautwerber aber, da es ihm mehr um ein Kind, als um die Mutter zu selbigem zu thun war, hatte den Fund frohlockend aufgehoben und erklärte nun den Geschwistern, der Zweck seines frühen Auszugs sei erreicht, er werde das Knäblein an Kindesstatt annehmen und ihm Vater und Mutter ersetzen.

Zum Vater möge er allenfalls das Zeug haben, sagte die Schwester, die sofort den Kleinen aus seinen Wickelbanden befreit und den munter Zappelnden an ihr Herz gedrückt hatte. Zur Mutter aber fühle *sie* sich berufen, nicht nur als ein Weib, sondern weil dieser kleine Mensch schon so früh an sich selbst das Weltelend erfahren habe und die Schwermuth über seine Verstoßung durch herzlose Erzeuger ihm lebenslang nachgehen werde.

„Du irrst, Schwester," murrte Jachmuth, ihr den Knaben aus den Armen reißend. „Sieh nur, wie er die kleinen rosigen Fäuste ballt, wie ein junger Herkules, der Lust hat, Schlangen zu erwürgen. Der wird sich einmal nicht mit nutzlosem Winseln und Wehklagen befassen, sondern gehörig dreinschlagen, und darum gehört er mir."

Er legte das Kind in den Korb zurück, wo es sich behaglich ausstreckte. „Liegt er nicht wie ein kleiner Weiser, der vor Allem seine Ruhe liebt?" sagte Gleichmuth und streichelte mit seinem dicken Finger die runden Wangen des Knäbleins. „Was wetten wir, daß er mir nachschlachtet? Jedenfalls verlange ich, da wir in Gütergemeinschaft leben, meinen Pflichttheil an ihm, wie ich zu den Erziehungskosten das Meinige beitragen werde.

„Seht nur, wie er lacht!" rief Leichtmuth und ließ vor den weit geöffneten Augen des Kleinen die Daumen schnalzen. „Wenn ich mir irgend einer ernstlicheren Liebschaft im letzten Jahre bewußt wäre, würde ich schwören, daß er mein richtiges Fleisch und Blut sei. Aber zanken wir uns nicht darum! Zunächst müssen wir berathen, wie wir ihn nennen wollen."

Hierüber machten nun die Geschwister die verschiedensten Vorschläge, Jeder nach seiner Gemüthsart, da sie meinten, der Name sollte zugleich den Charakter des Täuflings andeuten. Zuletzt einigten sie sich darüber, die Frage gleichsam offen zu lassen und den gemeinsamen Sohn einstweilen Freimuth zu nennen. Worauf die Schwester sich seiner bemächtigte, ihn zunächst zu baden, obwohl seine kleinen Gliedmaßen wie aus dem Ei geschält erschienen, und ihm dann ein Milchsüpplein zu bereiten, das der artige junge Herr, der die gute Stunde selber war, mit größtem Behagen sich einlöffeln ließ.

Von diesem Tage an ging es friedlicher und verträglicher im Hause der vier Geschwister zu. Es bewährte sich wieder einmal, daß kleine Menschen die besten Erzieher der großen sind. Selbst Jachmuth mäßigte seine hitzige Natur, und wenn er im Unglück beim Kartenspiel Miene machte, mit der Faust den Tisch in Stücke zu schlagen, brauchte seine Schwester nur mit dem Finger nach der Kammerthür zu deuten, wo der Findling in seiner Wiege schlief, um jeden lauten Zornesausbruch im Keim zu ersticken.

Als der Kleine dann die Kinderschuhe vertreten hatte, wurde seine Erziehung freilich wieder der Anlaß zu heftigen Zwisten, da jedes der Geschwister ihn am liebsten ganz nach seinem Sinne gemodelt hätte. Anfangs ließ es sich noch leidlicher an. Freimuthchen zeigte früh eine besondere Lust am Soldatenspielen und fuchtelte mit dem kleinen Schwert, das Onkel Jachmuth ihm geschenkt, tapfer herum, wenn er sich mit seinen Kameraden auf der Gasse tummelte. Zum Schreiben und Rechnen, worin ihn Gleichmuth unterwies, hatte er nicht die gleiche Lust, machte aber trotzdem auch in diesen Künsten gute Fortschritte. Besonderes Talent zeigte er für die Musik, und Onkel Leichtmuth, der ihm früh auf einer kleinen Geige Unterricht gab, erklärte, es würde ein Leichtes sein, ein musikalisches Wunderkind aus ihm heraus zu dressiren, wenn es nicht Schade sei um seine frischen Backen. Auch seien bekanntlich solche frühreifen Genies nicht viel besser als Gänse, die man auf die Leber gemästet habe. Diese sei dann wunderbar entwickelt, gehöre aber einer kranken Gans.

Im Uebrigen war der Findelsohn seinen Pflegeeltern allen gleichmäßig in Liebe zugethan, konnte sich sogar zuweilen Stundenlang in Tante Schwermuth's florverhangenes jungfräuliches Zimmer zu ihr einsperren und geduldig ihren Jammer über das Weltelend mit anhören. Als er etwas älter wurde, lernte er sogar selbst auf dieser verstimmten Leier klimpern und allerlei schluchzende Liedlein dichten, die er aber sofort vergaß, wenn er wieder an den hellen Tag hinauskam.

* * *

So war er denn zur Freude der Seinigen und aller guten Menschen herangeblüht bis zu der Zeit, wo es Ernst wurde mit der Frage, welchem Beruf er sich widmen solle.

Seine Erzieher, so weit sie sonst in ihren Wünschen und Meinungen auseinander gingen, waren doch in einem Punkte mit einander einverstanden, daß Niemand wahrhaft glücklich werden könne, der nicht in die Lage komme,

die Kräfte und Anlagen auszuüben, mit denen ihn die Natur vorzüglich ausgestattet habe. Nun aber schien ihr Zögling die verschiedensten Begabungen seiner liebevollen Lehrmeister in sich zu vereinigen. Er schlug auf dem Fechtboden eine so glänzende Klinge, daß Onkel Jachmuth selbst zuweilen den Kürzeren gegen ihn zog. Was mit seßhafter Mühe zu erreichen war in den verschiedenen Wissenschaften, hatte er sich zu höchster Befriedigung Onkel Gleichmuth's angeeignet, geigte und malte weit über den Dilettanten hinaus und zeigte ein schönes Talent für die pessimistische Philosophie und melancholische Lyrik. Seltsam war es nur, daß er diese verschiedenen Gemüthsanlagen hervorkehrte, wo man das Entgegengesetzte hätte erwarten sollen, daß er traurig wurde, wo Andere Grund zur Lustigkeit sahen, heftig, wo man den Grund dazu nicht einsah, und dann wieder höchst gleichgültig, wenn ein Mensch von Onkel Jachmuth's Charakter aufgebraust hätte.

Dieser räthselhafte Widerspruch kam in besonderer Schärfe an dem Tage zum Vorschein, der seinem Eintritt in die Hochschule voranging, dem letzten also, an welchem noch eine Frist zur Entschließung über seine Berufswahl verstattet war.

Am Abend dieses Tages spazirte er mit Onkel Jachmuth in den Anlagen um die Stadt und hörte schweigend zu, wie Jener ihm die Vorzüge der kriegerischen Laufbahn vor allen anderen pries, als er einem jungen Paar begegnete, dem er am liebsten ausgewichen wäre.

Es war das ein schönes junges Fräulein aus einem reichen Hause, das eine Zeit lang es sich hatte gefallen lassen, von dem hoffnungsvollen jungen Mann in schwermüthigen Liedern gefeiert zu werden; dann aber hatte sie, da er ihr als Freier wegen seiner Jugend und dunklen Herkunft nicht ernstlich in Betracht kam, einem solideren Bewerber den Vorzug gegeben, der sie nun eben mit der ganzen Hoffahrt eines begünstigten Rivalen am Arme führte und auf den Abgewiesenen einen höhnischen Blick warf, von einem übermüthigen Lachen begleitet, das dem Jüngling das Blut ins Gesicht trieb.

Onkel Jachmuth, der die unglückliche Liebesgeschichte kannte, blieb mit zornfunkelnden Augen stehen, maß den Beleidiger von oben bis unten und raunte seinem Zögling zu: „Du wirst dem Wicht doch Deine Handschrift ins Gesicht schreiben!“ — Statt dessen erwiderte Freimuth das höhnische Grinsen seines Gegners nur mit Achselzucken und einem stillen, ernsten Blick und ließ das Paar vorübergehen, ohne mit einem Wort oder einer Gebärde den Schimpf zu ahnden.

„Zum Teufel!“ knirschte sein väterlicher Freund, „sind das die Manieren, die ich Dir beigebracht habe? Statt den frechen Gecken mit der Faust zu zermalmen, gaffst Du ihn an, als ob Du noch eine besondere Hochachtung für ihn empfändest, da er Dir das Mädel abspenstig gemacht hat? Oder hast Du Dich nur bezwungen, um vor den Leuten keinen Scandal zu machen, und wirst die Sache morgen früh zum Austrag bringen? Daß Du auf mich als Cartellträger zählen darfst, brauche ich nicht zu versichern.“

„Nein, lieber Onkel,“ versetzte der Jüngling gelassen, „ich danke Dir für Dein Anerbieten, gedenke es aber nicht anzunehmen. Daß er triumphirt, weil

sie ihm vor mir den Vorzug gegeben, kann ich ihm nicht verdenken. Wenn er unedel genug ist, es mich empfinden zu lassen, kann ich ihn nur im Stillen verachten und das Mädchen bedauern, das an keinen besseren Mann gekommen ist. Daran aber würde ein Kampf zwischen uns nichts ändern, und wenn ich ihn besiegte, wäre mein Kummer um die verlorene Liebe um nichts geringer."

Der Alte sah ihn mit großen Augen an, als ob er eine fremde Sprache spräche. Eine dunkle Röthe stieg ihm bis hoch in die Stirn hinauf, er suchte eine Weile nach Worten, dann stammelte er in heftigster Erregung: „Ist das Dein letztes Wort? Nun dann bedaure ich, daß ich so viel Zeit verschwendet habe, Dich in den Grundsätzen der Ehre und Mannestugend zu unterweisen, da Dir Milch statt des Bluts in den Adern fließt und Du Dich nicht schämst, für Dein feiges Betragen elende Ausflüchte zu suchen. Ich ziehe meine Hand von Dir ab und empfehle Dich Bruder Gleichmuth, der einen biedern Krämer oder Kanzleisecretär aus Dir machen möge. Gott befohlen!"

Damit zog er seinen Arm aus dem des bestürzten Jünglings und ging mit großen Schritten von ihm weg, mit seinem Stecken wüthend durch die Luft fahrend, als ob er an einem unsichtbaren Gegner Quarten und Terzen probiren wollte.

* * *

Eine Weile später kam Leichtmuth in diese Gegend der Anlagen, da er gern sich des Abends unter die auf und ab wandelnden Spaziergänger mischte, um trotz seiner nicht mehr jugendlichen Jahre allen Schönen unter den Hut zu sehen.

Er fand den Pflegesohn auf einer einsamen Bank sitzend, in tiefe Schwermuth versunken. Ja es schien, als ob seine Augen noch von verhaltenen Thränen feucht seien.

Auf die besorgte Frage, warum er sich einer so leidenschaftlichen Trauer überlasse, erzählte ihm der Jüngling, was sich soeben zwischen ihm und Onkel Jachmuth zugetragen hatte. „Narr!" lachte der Andere. „Weißt Du nicht, wie schnell das hitzige Feuer in meines Bruders tollem Hirnkasten verflackert, und wie er hernach der Erste ist, sich anzuklagen, daß er trotz seines reifen Alters noch immer ein unverbesserlicher Hitzkopf und Feuerteufel ist? Du wirst sehen, daß er schon heute Nacht sich seines rohen Betragens schämt und Dir die besten Worte gibt."

„Nein, Onkel Leichtmuth," erwiderte der Jüngling seufzend, „es wird etwas zwischen uns bleiben, das mich ewig schmerzen muß. Wir denken und fühlen in einem wichtigen Punkt verschieden, und er wird mich des Undanks zeihen, da ich mich seiner Ansicht nicht unterordnen kann. Oder soll ich gar, um den Verdacht der Feigheit von mir abzuwälzen, ihn selbst vor die Klinge fordern? Ihm selbst würde das nicht einmal ungehörig scheinen. Ich aber stieße mir lieber selbst das Schwert ins Herz, als es gegen meinen Wohlthäter zu zücken."

Sie saßen eine Weile beisammen, aber die muntere Weltklugheit des Aelteren vermochte den Trübsinn des Jungen nicht zu zerstreuen. Zuletzt, da

sich das Gewühl um sie her längst verlaufen hatte, gingen sie nach Hause, Freimuth in Sorgen, wie er dem erzürnten Onkel dort unter die Augen treten solle.

Sie fanden ihn aber noch nicht vor, nur die beiden Anderen, auch den Tisch zum Nachtessen noch nicht gedeckt. Denn Tante Schwermuth saß in einem fassungslosen Zustand halber Verzweiflung im dunkelsten Winkel und rief einmal über das andere: „Das kann nur mir begegnen!“ während Gleichmuth auf einem Schemelchen neben ihr hockte und mit seiner langsamen Stimme sie zu beschwichtigen suchte.

Er berichtete dann den Andern, was der Aermsten zugestoßen war. Sie hatte sich, wie sie es liebte, bei einbrechender Nacht in den Schloßpark begeben, um dort unter einer Trauerweide den Mond heranzuwarten und in schmerzlichen Gefühlen zu schwelgen. Ein junger Mann war zu ihr getreten, hatte um die Erlaubniß gebeten, sich neben sie zu setzen, und ein Gespräch angeknüpft, zuerst ganz ruhig und gesittet, bald aber in so zügellose Reden ausartend, daß sie entrüstet sich erhob, ihn zu verlassen. Da hatte er sie am Arm ergriffen, die Sträubende an sich gezogen und ihr einen Kuß auf die Wange gedrückt, dann erst habe sie sich losreißen und entfliehen können.

Es sei der Sohn des Ministers gewesen, der durch seinen sittenlosen Wandel berüchtigt und auch als Trinker und Spieler bekannt war.

„Nun,“ versetzte Leichtmuth mit einem Streicheln ihrer erhitzten Wange, „hierüber würde ich nicht so viel Aufhebens machen, Schwesterchen. Das widerwärtige Abenteuer beweist nur, daß Du trotz Deiner hier und da ins Grau spielenden Haare noch immer reizend genug bist, um Eroberungen zu machen.“

„Ich Unglückliche!“ rief die schwer Gekränkte. „Ich sehe, daß ich sogar von meinen Nächsten nicht verstanden werde und daß mir nichts übrig bleiben wird, als mich aus dem Jammerthal dieser mit Wölfen und Affen bevölkerten Welt in ein Kloster zurückzuziehen.“

Freimuth hatte kein Wort gesagt. Sie achteten nicht darauf, daß er den Stock, den er trug, so heftig gegen den Boden stieß, daß er zersplitterte. Dann verließ er das Zimmer, in welchem die drei Geschwister sich in unendlichem Hin- und Herreden über den bösen Fall ergingen, ohne zu einer Verständigung zu gelangen.

Noch keine Stunde war vergangen, so öffnete sich wieder die Thür, und Freimuth trat ein, einen bloßen Degen in der Faust, mit der anderen Hand einen jungen Menschen hereinführend, bei dessen Anblick das Fräulein einen leisen Schrei ausstieß und die Hände vors Gesicht drückte. „Hier bringe ich Dir, liebe Tante, den Beleidiger Deiner Frauenehre,“ sagte der Jüngling mit fester Stimme. „Der Herr wird Dir feierlich auf den Knieen Abbitte leisten für die Unverschämtheit, mit der er Dir zu begegnen gewagt hat.“ —

„Auf den Knieen?“ stammelte der arme Sünder, der sich vergebens aus dem eisernen Griff seines Führers loszuwinden suchte. „Dazu hatte ich mich nicht verstanden.“

„So werdet Ihr Euch jetzt dazu verstehen, oder ich durchbohre Euch auf der Stelle mit dieser Klinge.“ — Er hob den Degen und blitzte den Anderen

mit so drohendem Blicke an, daß dieser zitternd ein Knie beugte, vor der gekränkten Unschuld die Bitte um Verzeihung stammelte und erst, als ein leises Nicken sie ihm gewährt hatte, sich wieder erhob. „Mit Euch aber rechne ich morgen ab!“ knirschte er, zu Freimuth gewandt, der sich stumm verneigte. Dann verließ der so tief Gedemüthigte das Zimmer.

Freimuth aber, alle überschwänglichen Dankesworte der guten Tante abschneidend, berichtete kurz, die Sache sei sehr einfach abgelaufen, er habe den zuchtlosen Gesellen, seinen Rausch ausschlafend, auf einem Ruhebette gefunden und durch einen Krug Wasser, den er ihm über den Kopf geschüttet, zu einem halben Bewußtsein gebracht. Von seinem gebieterischen Wort und der blanken Klinge eingeschüchtert, vielleicht auch im Gefühl seines Unrechts habe er dann nach einigem Sträuben eingewilligt, mit ihm zu gehen. Was der Morgen bringen werde, erwarte er in großer Ruhe. Und da morgen auch die Entscheidung über seine Berufswahl getroffen werden solle, bitte er um die Erlaubniß, sich jetzt zurückziehen zu dürfen, zumal er Onkel Jachmuth heute nicht mehr zu begegnen wünsche.

* * *

Nachdem er gegangen, blieben die Geschwister noch lange beisammen in ernsten Erwägungen, an denen auch der Aelteste theilnahm, dessen Unmuth gegen den aus der Art geschlagenen Zögling rasch verflog, als die Andern ihm seine ritterliche That berichteten. Gleichwohl schien er ihm zum kriegerischen Beruf nicht geeignet, da er sich das Recht vorbehielt, immer selbst zu entscheiden, wann er vom Leder zu ziehen habe und wann nicht. Auch über einen anderen Lebensberuf konnten sie sich nicht einigen, und so beschlossen sie, am anderen Tage sich Raths zu erholen bei einem uralten weisen Manne, zu dem in ähnlichen zweifelhaften Fällen besorgte Eltern ihre Zuflucht nahmen. Derselbige hatte nicht eigentlich ein Amt, aber den Verstand, der vielen zu ähnlichen Pflichten Berufenen zu fehlen pflegt, und auch den Titel eines Geheimen Educationsrathes hatte ihm nur die dankbare Verehrung seiner Mitbürger beigelegt.

Als sich nun die vier Geschwister am anderen Tage bei diesem Orakelspender einfanden und ihm den Fall vortrugen, Jeder nach seiner besonderen Ansicht, ließ er sie geduldig ausreden, wiegte dann das kahle Haupt und sagte:

„In meinem langen Leben ist mir schon oft ein junger Mensch begegnet, in dessen Natur die Elemente sich wunderlich mischen, so daß er selbst rathlos ist, welches die Oberhand behalten und sein Leben am besten regieren möchte. Nie aber fand ich die vier Grundmächte der sterblichen Seele so rein und erstaunlich vereinigt, wie es nach Eurer Schilderung bei Eurem Zögling der Fall ist. Statt aber darob zu erschrecken und wegen der Zukunft dieses Jünglings in Sorgen zu sein, solltet Ihr Euch glücklich preisen, einen so herrlich begabten Sohn auferzogen zu haben. Denn wenn Ihr selbst, meine lieben Herrschaften, mit Eurer Erlaubniß sei es gesagt, nur einseitige und unvollkommene Menschen seid, so darf man ihn einen *ganzen* Menschen nennen, wenn auch der Name eines *vollkommenen* nur einmal einem unter der Sonne Wandelnden zukam, jenem hohen und ganz herrlichen Menschensohn, den wir

als den Erlöser verehren. Auch in ihm waren die vier scheinbar feindlichen Elemente vereinigt, da er gleichmüthig die härtesten Martern ertrug, schwermüthig wurde, sobald er die Bosheit der Welt und den Wankelmuth selbst der eigenen Jünger betrachtete, und in hellem Zorn die Geißel schwang, die Wechsler und Krämer aus seines Vaters Hause hinauszujagen. Daneben lag ihm auch ein leichtmüthiger Tropfen im Blut, da er das Himmelreich nah herbeigekommen wähnte, das doch noch bis auf den heutigen Tag nicht erscheinen will.

Nun, meine Lieben, das sei fern, Euren Zögling jenem erhabenen Vorbilde aller Vollkommenheit gleich zu stellen, denn er ist von einem Geschlecht, dem die Erbsünde anhaftet, und nichts Menschliches wird ihm fern sein. Darüber hinaus aber ist er von der Natur mit einem so lieblichen Einklang aller Kräfte ausgestattet, daß Jeder es als ein Glück empfindet, ihm zu begegnen, auch wenn er nichts Anderes von ihm empfängt als den Anblick eines harmonischen Gebildes. Ein solcher seltener Mensch braucht in keinerlei Beruf, keiner Kunst oder Wissenschaft seine Nebenmenschen zu überwiegen, ja die großen Erfinder und schöpferischen Geister entbehren meist dieser gleichgewogenen Seelenfülle. Dennoch ist er ein Genie zu nennen, ein Genie der reinen Menschlichkeit, das auf dieser armen Erde eine Ahnung des Göttlichen erweckt wie eine ragende Palme, die mitten im Wüstenbrand ihren fruchtreichen Wipfel erhebt.

Und so möchte ich Euch bitten, wegen der Zukunft Eures Zöglings außer Sorge zu sein, mir aber den Jüngling herzuschicken, daß ich mich an seinem Anblick erquicke und, statt ihn zu segnen, mich von ihm segnen zu lassen."

* * *

Von dieser schönen langen Rede hatten die Geschwister nicht Alles verstanden, bis auf die Schwester, die sich, wie wir wissen, mit philosophischen Grübeleien vertraut gemacht hatte. Sie gingen aber gleichwohl sehr frohgestimmt von dem weisen Manne hinweg und waren desto bestürzter, als sie, zu Hause angelangt, die Kammer ihres Lieblings leer und statt seiner einen Brief von ihm auf seinem Tische fanden.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Meine theuren Pflegeeltern!

„Vergebt mir, wenn ich von Euch scheide, ohne Euch noch einmal mündlich auszusprechen, wie tief ich die große Liebe und Treue, die Ihr dem armen Findling bewiesen, in meinem Herzen empfinde und Euch ewig danken werde. Ich erkenne aber, daß ich durch mein Bleiben Anlaß zu vielem Zwist unter Euch geben würde, zumal ich entschlossen bin, fürs Erste mich überhaupt für keinen einzelnen Beruf zu entscheiden, sondern das Leben noch eine Weile kennen zu lernen und mich zu prüfen, wo ich am wirksamsten in der regen Menschenwelt zu ihrem Glücke mithelfen könnte. Um mein äußeres Fortkommen ist mir nicht bange. Ihr habt mich so Vielerlei lernen lassen, daß ich überall Arbeit und Brod finden werde.

„Das Einzige, was mich zurückhalten könnte, wäre, wenn ich abwarten müßte, wie der Handel mit dem Ministerssohn noch ausgehen möchte. Auch dieser Ungewißheit bin ich überhoben durch einen artigen Brief des jungen Herrn, in welchem er mir dankt, daß ich ihm dazu verholfen, ein Unrecht gegen eine edle Dame zu sühnen. Statt mir mit der Waffe in der Hand zu begegnen, bitte er um meine Freundschaft.

„Dieses gute Wort sei das letzte auch in meinem Abschiedsbrief an Euch. Lebt wohl, Ihr Lieben, und denkt freundlich wie bisher Eures Euch ewig liebenden Pflegesohnes Freimuth."

Ueber diesen Abschiedsbrief äußerte sich jedes der vier Geschwister je nach seiner Gemüthsart, am tröstlichsten Leichtmuth, der überzeugt war, der verlorene Sohn werde eines schönen Tages als etwas Großes und Besonderes zu ihnen zurückkehren. Fräulein Schwermuth aber brach in Thränen aus und rief: „Daß ich auf meine alten Tage wieder kinderlos sein soll, nachdem ich meinen Herzenssohn mit so großer Liebe auferzogen habe, das ist wieder eine von den Schicksalstücken, wie sie nur mir begegnen können!"

Neue Bülow-Briefe.

[Nachdruck untersagt.]

Hans von Bülow. Briefe. Dritter Band. 1855—1864. Herausgegeben von Marie von Bülow. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.

Als Frau Marie v. Bülow auf die beiden ersten Bände der Briefe ihres verstorbenen Mannes dessen Schriften über Musik folgen ließ, da glaubte man, die Veröffentlichung Hans v. Bülow'scher Intimitäten sollte nun überhaupt aufhören. Aber jetzt erscheint wieder ein Band mit 240 Briefen, und es läßt sich ungefähr berechnen, daß deren noch etwa drei- bis vier Mal soviel folgen werden.

Die Briefempfänger sind vornehmlich Hans v. Bronsart, Felix Draeseke, Louis Köhler, Joachim Raff, Richard Pohl und Alexander Ritter. Briefe an Liszt, Berlioz und Wagner, an jene Componisten also, die in Bülow's künstlerischem Dichten und Trachten während jener Jahre den breitesten Raum einnahmen, fehlen gänzlich und zwar aus guten Gründen. Der Briefwechsel Bülow-Liszt wird von La Mara besonders veröffentlicht, Bülow's Briefe an Berlioz haben sich bis jetzt nicht auffinden lassen, und über die an Wagner gerichteten war „keine authentische Auskunft zu erlangen" — wie Frau v. Bülow diplomatisch sagt.

Auch wenn die tactvolle und feinsinnige Herausgeberin nicht ausdrücklich im Vorwort darauf hingewiesen hätte, so würde der aufmerksame Leser doch bald erkennen, mit welchen Schwierigkeiten gerade die Redaction dieser jüngeren Briefe verknüpft war. Die Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten mußte naturgemäß hier öfter störend eingreifen als bei den weiter zurückliegenden Jugendbriefen, sei es, daß das Zartgefühl mancher Correspondenten Lobsprüche, die an sie selbst gerichtet waren, nicht der allgemeinen Kenntniß Preis geben wollten, sei es, daß gewisse Derbheiten und Schärfen zu Ausschaltungen einluden. Aber Frau v. Bülow bemerkt sehr treffend: „Das übliche Mittel, durch Striche ausgelassene Worte oder Stellen zu bezeichnen, ist keineswegs so geeignet, Verletzendes zu beseitigen, als gemeinhin angenommen wird. Es gibt Fälle, wo ein Auslassungszeichen, indem es der Einbildungskraft freies Spiel läßt, anstatt als Milderung sogar als Verschärfung des thatsächlich Gemeinten wirken kann. Und da bei einem zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergebenen Materiale die Rücksicht auf äußerste Genauigkeit ausschlaggebend sein mußte, so blieb schon aus diesem Grunde nur der Ausweg, das Pfefferkorn beizubehalten, selbst wenn es nicht allen munden sollte."

Es ist vom Text also verhältnißmäßig wenig weggeschnitten worden, und dafür muß man Frau v. Bülow aufrichtig Dank wissen. Hingegen ließen sich principielle Einwände gegen die Auslassung von Eigennamen oder ihre Ersetzung durch X. Y. Z. und dergleichen erheben, sobald etwas Charakteristisches über ihre Träger gesagt ist. So handelt z. B. fast ein ganzer Brief an Raff über einen von Bülow's Schülern — aber wir erfahren nicht, wer gemeint ist, und ein ander Mal liest man ohne das geringste Verständniß: „X. zeigte mir seine Verlobung an. O Raff ! ! ! . . ." In solchen Fällen scheint es mir besser, alles fortzulassen, die ganze Stelle, den ganzen Brief, oder aber mit der Veröffentlichung zu warten, bis auch der letzte Rest dargeboten werden kann.

Daß die ungemeine Heftigkeit mancher Aeußerungen von denen mißverstanden werde, die Bülow kennen und lieben, ist nicht zu fürchten. Für Andere, die seinem Wesen ferner stehen, muß aber immer wieder darauf hingewiesen werden, wie beschaffen die Natur und die Verhältnisse waren, aus denen jene Briefe geflossen sind. Bülow hat sich nie gewöhnen können, seinem stürmischen Temperament Zügel anzulegen; und wie er das Wort, das ihm schnell über die Lippen flog, selbst dann nicht zurückhielt, wenn ihm dadurch schwere Unannehmlichkeiten drohten, so gelang es ihm auch nicht immer, „die allzugefügige Tinte in objective Bahnen zu lenken." „Die Feder ist ein böses Werkzeug; es besteht zwischen ihr, Papier und Tinte eine heimliche Verschwörung gegen den gemeinsamen Herrn, der öfters selbst zum Werkzeug herabsinkt und mit Befremden Resultate fixirt sieht, an deren Hervorbringung er kaum ein heimliches Gelüste empfindet" — so klagt er einmal halb im Scherz, halb im Ernst seinem Freunde Raff. In diesen Briefen nun, die zumeist an die vertrautesten seiner Vertrauten gerichtet sind, macht Bülow nicht einmal den Versuch, seine Empfindungen zu stilisiren oder abzuschwächen, und wenn in der Stärke und Unmittelbarkeit des Ausdrucks von Liebe und Haß der größte Reiz seiner Briefe liegt, so entspringt daraus auch wieder die größte Gefahr für die Beurtheilung des Schreibers. Der Leser muß immer daran denken, jene Wallungen und plötzlichen Ausbrüche zu scheiden von der Grundstimmung seiner Persönlichkeit, zu der sie sich nicht anders verhalten wie etwa die Protuberanzen zum Sonnenkörper. Es ist eine entsetzliche Vorstellung, daß allerlei thörichte Leute diese raschen Urtheile als „Aussprüche H. v. Bülow's" citiren und festnageln könnten. Das wäre ein schweres Unrecht gegen den leidenschaftlichen Künstler sowohl, wie gegen die durch seine vulkanischen Zorneruptionen grell beleuchteten Menschen und Zustände!

Das Bewußtsein vollkommener Zwanglosigkeit ist natürlich nicht die einzige Ursache aller der Schärfen und Bitternisse, die in diesen Ergüssen hervorbrechen. Die Briefe umfassen den Zeitraum von 1855—1864, also die Jahre, in denen Bülow am Heftigsten zu kämpfen hatte, zu kämpfen um seine wirthschaftliche Selbständigkeit, und zwar vornehmlich durch das nervenödtende Unterrichten, und zu kämpfen um sein Künstlerthum und um seine Ideale, um die Anerkennung der musikalischen Richtung, die damals mit dem Namen „Zukunftsmusik" bezeichnet wurde. Der Zwang, auf Schritt und Tritt Widerstände überwinden zu müssen, versetzte ihn in einen Zustand fortdauernder nervöser Gereiztheit und trieb ihn zu Excessen in Lob und Tadel.

Im Jahre 1855 war er an Theodor Kullak's Stelle in das Stern'sche Conservatorium als erster Klavierlehrer eingetreten. Was er that, that er immer ganz, und so gab er denn hier auch seine ganze Persönlichkeit hin, um die ihm anvertrauten Schüler zu fördern, soweit es in seinen Kräften stand. Aber eben, weil er den Lehrerberuf so ernst auffaßte, war er für ihn so aufreibend, und daß ihm das Stundengeben sehr viel Zeit entzog, die er zur Ausbildung künstlerischer Fähigkeiten besser hätte verwenden können, war ein Stachel, der ihn fortwährend schmerzte. Eine „unproductive Lectionsmaschine" nennt er sich Cornelius gegenüber, und geradezu tragisch klingt es, wenn er 1863 Draeseke gesteht: „Die Lectionen, Theuerster, die haben meine Nerven so entsetzlich herunter gebracht, daß ich zu Zeiten wie eine Bestie um mich schlage. In solchem Moment — kamen ja auch wir aus einander. Uebrigens mit Damrosch und A. Ritter bin ich ebenfalls außer Verkehr getreten!" Wenig später spricht er von seinem „Exfreund Bronsart", und auch mit Stern steht er zuletzt „auf feindlichem Fuß". Zwischen seinem Conservatoriumschef und ihm war es schon längst zu gelinderen und stärkeren Reibungen gekommen. Es ist begreiflich, daß Stern es sehr ungern sah, wenn sein bester Klavierlehrer häufig auf Reisen war und Stunden ausfallen ließ; aber ebenso begreiflich ist der Wunsch Bülow's, seinen jungen Ruhm als Pianist auszubreiten und zu befestigen. Daher denn Mißstimmungen, Mißverständnisse und am Ende ein Auseinandergehen.

Die pianistischen Ausflüge waren, trotz aller Anstrengungen, Bülow's Erholungszeit. Ueber Mißerfolge hatte er nun nicht mehr zu klagen, seine glänzende Technik, seine ungewöhnliche Befähigung, den Inhalt eines Tonstückes durchsichtig klar vor den Hörer hinzustellen, fanden allgemeine Anerkennung. Von Berlin aus zog er nach allen Himmelsrichtungen durch die deutschen Lande, ging auch nach Paris, wo Wagner eben dabei war, seinen Tannhäuser aufzuführen, und pflückte Lorbeeren. Große Genugthuung empfand er darüber, daß die Leipziger ihn 1857 zur Mitwirkung in einem Gewandhausconcert herbeizogen, wo er mit Beethoven's op. 120 „die Leute bis zum höchsten Enthusiasmus ennuyirte." In jenen heiligen Hallen mit der schönen Inschrift „res severa est verum gaudium", was Berlioz so witzig durch „l'ennui c'est le vrai plaisir" übersetzt hat, feierte er wahre Triumphe. Selbst seine Verwandten, die Freges, die ihm seit Jahren wegen des bekannten Artikels über Henriette Sonntag grollten, söhnten sich mit ihm aus. Und noch stolzer machten ihn 1860 seine Erfolge in Wien, wo er sieben Jahre zuvor mit einem ziemlich unverblümten Fiasco abgeschlossen hatte. „Sieg, Sieg, Sieg! Vollständige Revanche für 1853. Der gestrige Erfolg war kolossal," so berichtet er am 26. März jubelnd seiner Mutter. In Basel, Karlsruhe, Wiesbaden, Stettin, Königsberg dieselben Resultate.

Bülow's künstlerischem Vermögen fehlte es somit nicht an Anerkennung, und wenn er nur an sich gedacht hätte, dann hätte er zufrieden sein können. Aber er fühlte sich als Vertreter einer höheren Sache: er wollte den Compositionen Liszt's, seines verehrten Lehrers, Berlioz' und Wagner's zu allgemeiner Verbreitung und Würdigung verhelfen, und aus diesem selbstlosen Streben erwuchsen ihm die größten Bedrängnisse. In einem Concert hatte er Liszt's H-moll-Sonate gespielt, und G. Engel, damals Musikreferent der „Spener'schen Zeitung", veröffentlichte darauf über das Werk eine Kritik, die sehr abfällig, aber durchaus sachlich war, so weit nämlich eine Kritik sachlich und objectiv sein kann; denn im letzten Grunde beruht ja jede künstlerische Abschätzung auf subjectiven Imponderabilien. Engel schloß seine Besprechung mit den Worten: „Um an Werken dieser Art Gefallen zu finden, muß man auf Alles, was in der Natur und in der Vernunft der Sache liegt, vollständig Verzicht leisten; es ist kaum möglich, sich weiter von der Gesetzmäßigkeit zu entfernen, als es hier geschehen ist." Im Uebrigen ließ er der Ausführung durch H. v. Bülow das höchste Lob angedeihen. Bülow gerieth über die Geringschätzung der Sonate in eine unbeschreibliche Wuth und schrieb einen Brief an Engel, der wohl nicht seines Gleichen hat. „Sie haben sich neulich in Ihrer Kritik über meine letzte Soirée zu einer Expectoration über eine Klaviersonate von Liszt hinreißen lassen, von der ich zu glauben wage, daß Sie selbige in der Hitze der Parteileidenschaft geschrieben haben und bei ruhiger Ueberlegung, jedenfalls was die Form anlangt, heute schon bereuen. — Wenn Sie (mit Hinzunahme aller Mittel ohne Unterschied) über Werke, die einer durchaus edlen und reinen Richtung angehören, bei einmaliger Audition in einem alles Maß und Ziel der erlaubten Polemik überschreitenden Tone den Vortheil der Presse dazu mißbrauchen, das Publicum aufzureizen, womöglich zu Thätlichkeiten gegen den der Kritik mißliebigen Künstler anzuspornen, so tragen Sie den Kampf auf ein Gebiet hinüber, in welchem man nach einer andern als der Waffe des Wortes sich umsehen muß." In diesem Stil geht das Schreiben weiter. Zum Schluß bietet Bülow dem Recensenten ein Exemplar der Sonate zum Studium an und erklärt sich bereit, ihm das Stück nochmals vorzuspielen und zu analysiren. Engel veröffentlichte die Zuschrift in der „Spener'schen Zeitung". Vielleicht wäre es besser, jedenfalls correcter gewesen, einen Privatbrief durch einen Privatbrief zu beantworten. Aber die Worte, die Engel dem Brief hinzugefügt, sind durchaus würdig und ruhig. Er weist nur den Vorwurf zurück, daß er die Sonate nach einmaligem Hören beurtheilt habe, und stellt fest, daß er bereits im vorigen Winter mit derselben hinreichend bekannt gewesen sei. Noch vor dem Concerte, das Liszt in Berlin leitete, habe er sich

ein Exemplar derselben verschafft, „um daran die Eigenthümlichkeiten der neuen Liszt'schen Schreibweise kennen zu lernen."

Aehnliche Recontres scheinen sich öfters zugetragen zu haben, und die Herausgeberin sucht Bülow gewissermaßen zu entschuldigen, indem sie auf seine Arbeitsüberlast und seine schwächliche, schwankende Gesundheit hinweist. Sie fährt dann fort: „Auf diesen Umstand ist wohl vor Allem die Heftigkeit in der Form seiner Angriffe oder seiner Abwehr zurückzuführen. Diese Heftigkeit war für ihn selbst am verhängnißvollsten, da die Anfechtbarkeit der Form die Meisten — übersehen ließ, wie unanfechtbar Recht er in der Sache selbst gehabt, so vor Allem mit der kategorischen Forderung, daß einem neuen Kunstwerk mit Achtung zu begegnen und der Weg zu dessen Verständniß in ehrlichem Bemühen zu suchen sei. Daß dies von den Tonangebern der damaligen Berliner Kritik nicht geschah, daß das ihr unbequeme neue musikalische Leben erdrückt werden sollte, diese sich in unzähligen Symptomen fortwährend aufdrängende und jede Bemühung erschwerende Thatsache erhielt Bülow in einem Zustand chronischer Erbitterung, aus der heraus die so oft gerügten ‚Ausschreitungen' wohl zu erklären sind." Diese Ausführungen dürften in ihrer Allgemeinheit nicht zutreffen. Die Forderung, daß der Kritiker sich um das Verständniß eines Werkes bemühen soll, ist gewiß berechtigt, und sie ist von Engel auch erfüllt worden. Aber wenn gesagt wird, daß die Berliner Kritik das ihr unbequeme neue musikalische Leben erdrücken wollte, so klingt das wie eine Anklage, so, als ob auf Bülow's Seite das Recht und auf der Seite Jener, die Liszt nicht mochten, das Unrecht gewesen sei. So einfach liegt die Sache doch nicht. Recht hat in der Kunst Jeder, der eine tiefinnere Ueberzeugung verficht. Weil also Bülow damals von dem Werthe der Liszt'schen Compositionen innigst durchdrungen, war er für sich ohne Zweifel im Recht. Aber auf der anderen Seite stand eine ganze Anzahl der vortrefflichsten Musiker, darunter Leute wie Brahms und Joachim, deren Namen und Thaten mindestens so schwer wiegen wie die Hans v. Bülow's, und die trotz des ehrlichsten Willens an Liszt's Schaffen keinen Geschmack finden konnten. Sie hatten natürlich das gleiche Recht für ihre Meinung wie Bülow für die seinige. Nur ist er parteiisch viel befangener als sie. Wenn *er* Kunstwerke oder Persönlichkeiten, die ihm nicht genehm sind, mit allen Waffen des Hohns und der Grobheit bekämpft, so dünkt ihm das eine gute und verdienstliche That; wenn aber gegen die Richtung, die er vertritt, selbst mit den loyalsten Mitteln Opposition gemacht wird, dann speit er Gift und Galle, dann sind dort drüben nur „Preßesel", Dummköpfe und Bösewichter. Daß Jemand aus derselben starken künstlerischen Ueberzeugung heraus *gegen* Liszt sein konnte, aus der er *für* ihn war, diese Möglichkeit kommt ihm gar nicht in den Sinn. Wer Bülow's heißes Temperament zu schätzen weiß, wird ihm hieraus keinen Vorwurf machen. Aber der Geschichtschreiber hat die Pflicht, Licht und Schatten gerecht zu vertheilen, er darf nicht den Glauben erwecken, als sei Bülow in Berlin schweres Unrecht geschehen. Der Humor von der Sache ist nun der, daß Bülow dreißig Jahre später denselben Standpunkt einnahm, auf dem sich damals die Berliner Kritik befand. (Vergl. den Brief an E. Breslaur S. 556.) Uebrigens findet er selbst bei seinem Aufenthalt in Wien die Berliner musikalisch intelligenter als die Wiener. Der Arme hatte das Unglück, daß es ihm immer in *der* Stadt am wenigsten behagte, wo er sich gerade aufhielt. „Da, wo Du nicht bist . . ."

Es genügte Bülow nicht, durch sein Klavierspiel allein für die „Neudeutsche Schule" zu wirken. Er gab auch Orchesterconcerte mit Compositionen von Liszt, Wagner, Berlioz und Anderen. Das erste fand im Januar 1858 statt und schloß mit einem Minus von 137 Thalern ab, das er aus dem Ertrag seiner Stunden decken mußte. „Dennoch kommt Anfang März ein zweites zu Stande," schreibt er trotzig an Draeseke. Solch' ein vollkommenes Aufgehen in der selbstgestellten Aufgabe zwingt zur Bewunderung. Aber dies Alles ist noch der geringste Theil seiner Thätigkeit. Er ist die Seele der ganzen musikalischen Oppositionspartei,

wenn man so sagen kann, er agitirt und organisirt und wird nicht müde, den Gesinnungsgenossen die Propaganda der That zu predigen. „Apage Enthusiasmus! Fanatismus heißt die Parole!“ ermahnt er Bronsart, und als 1859 die Tonkünstlerversammlung in Leipzig stattfinden sollte, schlägt er ihm vor: „Vereinigen wir uns zu einem Seperatclub mit Draeseke, Damrosch, Cornelius und allenfalls Ritter. Organisire ihn sofort nach Deinem Ermessen mit Hinzuziehung etwaiger sicherer ehrlicher Leute, damit wir, ein halb Dutzend entschlossener Kerle, uns berathen können, wie eine Pression auf Bendel auszuüben sei.“ Der „rliche Bendel“ (dazu muß man wissen, daß Liszt den Pianisten Bendel den „rlosen Bendel“ zu nennen pflegte) macht ihm überhaupt viel Kummer. Er redigirte das Parteiorgan, die „Neue Zeitschrift für Musik“, und hielt, wie Bülow meinte, die Stange nicht fest genug. Bald ist er ihm zu tactlos, bald zu schwach und zu compromißlich Und auch die Parteibrüder nimmt er scharf aufs Korn, will sichten und sondern, damit nicht die Besseren durch die Schlechteren bloßgestellt werden. „Was wir brauchen, ist ein musikalischer Despotismus, eine furchtbare Autorität, die die Gemeinheit der Individuen nicht aufkommen läßt oder doch wenigstens dämpft. Keine Anarchie mehr in der ‚freien Kunst‘. Deshalb vor Allem rückhaltlose Wahrheit den Mittelmäßigkeiten gegenüber, keine Ermuthigung.“ Wehe aber, wenn sich einer in seinen Compositionen Mendelssohnismen zu Schulden kommen ließ! Mendelssohn ist für ihn damals immerfort ein Zielpunkt der Spötterei. „Mendelsbruders Neffe“, „Mendelsvaters Enkel“ — so paraphrasirt er den Namen, und in toller Laune umschnörkelt er einmal Draeseke als „Felix Draesekessohn Wobartelmostholdy“. Der Wortwitz treibt auch sonst in diesen Briefen ein wildes Spiel. Das bekannte Hommage à Händel wird unter Bülow's Feder zu Fromage à Händel. „Pferdinand“ Hiller, Variations „ennuyeuses“, „Schöps d'Orchester“ — so geht es fort, bis zu den unglaublichsten Kalauern in den Proben aus dem „prophetischen Musik-Kalender“, den er herausgeben wollte. Und dann plötzlich wieder köstlich humoristische Parenthesen: „Da Du jetzt mein Schuldner bist — ich rechnete nämlich darauf, daß Du mir einen Dienst erweisen würdest; er ist nicht nöthig gewesen, es hat also an Deinem Willen nicht gelegen. Ich habe aber bereits Dankesgefühl für Dich in meinem Busen gehegt, sogar in Gedanken Dir eine Gegengefälligkeit erwiesen, so daß ich jetzt suchen muß, auf meine Kosten zu kommen.“

So herbe Bülow selbst seinen besten Freunden gegenüber zu Zeiten war, so milde und zart ist er, wenn es gilt, Künstler, die gegen die Abneigung des Publicums zu kämpfen haben, aufzumuntern und über Mißerfolge zu trösten. Man merkt ihm die innige Freude an, wenn er Raff berichtet, daß eins seiner Werke hier oder dort gespielt werde und gefallen habe. Als Draesete's Germaniamarsch und ein Hymnus auf der Weimarer Tonkünstlerversammlung ziemliche Opposition erfahren hatten, schrieb er ihm: „Du hast den Haß gewonnen, welcher von einem zwar ungern eingestandenen Respect begleitet zu sein pflegt. Mich haben Deine beiden Stücke im höchsten Grade interessirt und befriedigt. Aber es wird schwer sein, in Deutschland ein Dutzend Leute aufzubringen, die deren Anhörung gewachsen sind. Die meisten Musikerköpfe sind so strohern. Ich habe gräßlichen, unglaublichen Blödsinn vernehmen müssen über die Eindrücke gewisser Leute. Das beweist, daß ein Publicum von lauter Musikern ebenso schafköpfig ist als irgend ein Einzelner in irgend einem Localpublicum.“

Inzwischen war in Bülow's bürgerlichem Dasein eine große Veränderung eingetreten. Seit 1855 hatte Meister Liszt seine beiden Töchter Blandine und Cosima der Fürsorge von Bülow's Mutter anvertraut. Die eigenartigen Geschöpfe interessirten Hans auf das Lebhafteste, aber er stand ihnen Anfangs eher mit einer gewissen Scheu als mit Zuneigung gegenüber. Noch im Juni 1856 schrieb er an Frau Lauffot: „Diese wunderbaren Mädchen tragen ihren Namen mit Recht — voll Talent, Geist und Leben, sind sie interessante Erscheinungen, wie mir selten vorgekommen. Ein Anderer als ich würde glücklich sein, mit ihnen zu verkehren.

Mich genirt ihre offenbare Superiorität, und die Unmöglichkeit, ihnen genügend interessant zu erscheinen, verhindert mich, die Annehmlichkeit ihres Umganges so zu würdigen, wie ich es möchte." Aber wenig später war er mit Cosima verlobt, und im nächsten Jahre fand die Hochzeit statt. Was er über dies wichtige Ereigniß in seinen Briefen äußert, ist meistens Selbstironisirung. So zu Pohl: „Ja, es ist wahr, was das dunkle Gerücht murmelt: in etwa acht Tagen bin ich Deinesgleichen, eingereiht als Mitglied jener großen Corporation, der nicht anzugehören auch ein Vergnügen sein soll, das man, wenn es zu spät, erkennt. Nun, wir beide werden ja nur quasi Ehrenmitglieder der Zunft der Ehemänner sein. — Du hast jenes je ne sais quoi des Junggesellen beibehalten, worin desselben Specialität besteht; ich habe Hoffnung, dieses gewisse Etwas ebenfalls nicht zu verlieren, namentlich wenn ich reisen werde." Oder: „Wehmüthig gedenke ich der Seufzer, welche in jedem Hôtel jeder Kellnerruf mir entlocken wird: ‚Garçon' — gewesen!" Und als ob er selbst über diese Thatsache erstaunt sei, meldet er nach der Verheirathung: „Bin übrigens in der That glücklich — wenn ich an die Möglichkeit einer anderen Heirath für mich als diese denke, so wird mir empörend abgeschmackt zu Muthe!" Die Geburt seines zweiten Töchterchens entlockt ihm das Aperçu: „Es fehlt nur die Dritte, um mich zum Lear auszubilden;" nach einer schweren Krankheit der kleinen Blandine schreibt er an Raff, daß sie durch die Wunder von Sorgfalt seiner Frau „zu neuem Abonnement auf die schlechten Späße saurer Daseinsgewohnheit" gewonnen worden sei. Es läßt sich schwer erkennen, wie viel Gemüth unter dieser Kruste von Spott verborgen liegt.

Je mehr Bülow's Ruf als Clavierspieler wuchs, je unerträglicher ihm das fortwährende Unterrichten wurde, je mehr Anforderungen an Repräsentation das Leben und seine Ehe an ihn stellten, desto mehr war er darauf bedacht, aus der Tretmühle des Berliner Lebens heraus zu kommen. In solcher Stimmung verfiel er auf den Gedanken, ob es nicht anginge, den Capellmeister Aloys Schmitt in Schwerin, der leidend war, auf ein Jahr zu vertreten. Er theilte dies Project Alexander Ritter mit, und der scheint ihn brieflich darob etwas ausgelacht zu haben. Und nun enthüllt ihm Bülow seinen äußeren und inneren Zustand so vollständig, wie er es noch keinem Freunde gethan. Was er hier sagt, ist zu wichtig zur Beurtheilung seiner seelischen Verfassung und seiner wirthschaftlichen Lage, um nicht wenigstens im Auszuge mitgetheilt zu werden. „Mein Vater hat mir nichts hinterlassen als die Sorgenlosigkeit für meine beiden Stiefbrüder, die bei seiner zweiten Wittwe in Bonn leben. Meiner Mutter unbedeutendes Vermögen, in den letzten Jahren noch zusammengeschmolzen, reicht gerade hin für ihre und meiner Schwester Existenz. Meine Frau hat eine Rente von 5000 Francs, von der wir bei großer Eingeschränktheit leben könnten. Daß jedoch auch außerdem mein männliches Ehrgefühl nicht ertragen würde, meinen Hausstand durch meine Frau allein bestritten zu sehen, wirst Du sehr begreiflich finden. Ich bin also darauf angewiesen, zu verdienen, und ich beklage mich darüber so wenig, daß mich dieser Stand der Dinge im Gegentheil beglückt und erhebt. Meine Klagen gegen das ‚Schicksal' richten sich nur auf den Modus, in welchem ich seit sechseinhalb Jahren Gelderwerb zur empfindlichsten Benachtheiligung meiner Fortentwicklung als Künstler habe betreiben können. — Das Conservatorium trägt mir jährlich 400 Thaler ein, wofür ich wöchentlich neun Stunden zu ertheilen habe. Der Privatunterricht, dessen Betrag für mich ein ziemlich precärer ist, wirft im besten Falle keine bedeutendere Rente ab als etwa 600 Thaler. Mit Concerten verdiene ich höchstens 400 Thaler nach Abzug der Spesen. Ich kann hierbei nicht à la X. und Consorten wirthschaften: Eigenes Wesen, das Gefühl von „noblesse oblige" — ich meine die mir durch meine Familienverbindung mit dem Meister ertheilte Noblesse — legen mir eine Menge Ausgaben auf, die andere Claviervirtuosen abweisen können. Mit ziemlicher Plage und Anstrengung erwerbe ich eine Revenue, die der meiner Frau gleich kommt, und die wir verbrauchen. Jetzt liegen allerdings 600 Thaler bereit, die drei

projectirten Orchesterconcerte für den bevorstehenden Winter zu decken — aber woher für 1862/63 nehmen? Und der künstlerische Anstand gebietet mir doch eine Fortsetzung des Unternehmens mit allen Opfern! Nun sieh, schon aus diesem Grunde wäre mir eine Capellmeisterstellung mit einem festen Gehalte von 1000 Thalern eine enorme Erleichterung, eine wahre Erlösung. — Ich habe vom Aeußeren gesprochen. Nun aber die wichtigere innere Seite. Das Lehrermetier bringt mich um. — Ein Lectionenvormittag von fünf Stunden oder auch sechs tödtet mich für den Nachmittag. Die Conservirung meiner Virtuosität macht mir große Anstrengung: ich bin musikmüde und musikbedürftig. — Mit dem Componiren geht's erst recht nicht. — Zu Stücken wie meine Orchesterphantasie bedarf ich großer Sammlung — schließlich auch der lebendigen Anregung durch Orchestergenuß. Letzteren kann leider nur ich mir in Berlin bereiten. Ein sonstiger Theater- oder Concertbesuch verstimmt und empört mich aufs Heftigste. Es kostet mich Mühe, hier und da dem Dirigenten nicht ans Pult zu springen, ihn hinunter zu stürzen, ihm den Tactstock zu entreißen, seine Stumpfheit laut zu geißeln!" So fährt er fort Seiten lang, bis zu dem Gipfelpunkt: „Liebster Sascha, schrei nicht über Hypochondrie, Pessimismus! Habe so viel tausend Clavierlectionen an so viel hundert Schüler im Leibe, so viel Wunden geschlagen an heiligem Lieben und um so brennender für Einen, der kein kalter Egoist ist — dann, nur dann kannst Du wissen, wie mir zu Muthe ist! — Genug der Federthränen! Tinte ist bezeichnender als Augenwasser. Ohne den Trost meiner lieben geist- und herzvollen Frau läge ich längst im Schafgraben."

Das ist mit Herzblut geschrieben — um die arg mißhandelte Trope doch einmal im rechten Sinne zu gebrauchen. Ein Blick hinter die schön bemalte Außenseite des Künstlerlebens! Wie Viele von allen Denen, die damals mit dem geistsprühenden, witzigen Virtuosen verkehrten, mögen auch nur geahnt haben, welche seelischen Qualen ihm das Leben vergällten!

Im Sommer 1862 hielt sich das Ehepaar Bülow einige Wochen in Biebrich auf zur „Erholung". Wagner war auch dort, suchte emsig nach einer Wohnung, die seinen eben nicht niedrigen Ansprüchen genügte, hatte wie gewöhnlich kein Geld und war häufig schlechter Laune. Er übte eine geradezu zauberhafte Macht über Alle aus, die mit ihm in Berührung kamen; Alle zwang er in die Gewalt seines Geistes, Alle unter seine Botmäßigkeit. Und so kam es, daß auch Bülow, einer seiner ältesten und feurigsten Anhänger, hier in Biebrich mehr in Wagner's Dienst frohnte als zur Erholung kam. „Du hast keine Ahnung davon, wie viel ich übrigens hier in Sachen Wagner's zu thun habe oder wenigstens zu versuchen habe" — so berichtet er an Pohl. „Eben habe ich eine Copie der ‚Meistersinger' zu Stande gebracht — 145 Quartseiten; habe fünf Tage zu acht Schreibstunden daran in gräßlichster Hitze die Finger gesteift." Und dann, nach einigen schwermüthigen Betrachtungen über sein Leben: „Meine Stimmung muß Dir unerklärlich sein, vielleicht gar erkünstelt erscheinen. Du weißt eben nicht, was Alles um mich und in mir vorgegangen ist. Ich habe mich selbst, meine eigene Individualität durch stete Hingabe an so und so viele Personen verloren — ‚der redliche Finder wird gebeten' u. s. w. Jetzt bin ich weder mir noch Anderen was nütze. Zeit muß vergehen, Zeit voll Pausen, bevor ich mich irgendwie sammle und leime."

Um solchen Ausbruch tiefster Verstimmung einigermaßen zu verstehen, vergleiche man, was Wendelin Weisheimer über Wagner's Biebricher Aufenthalt erzählt. („Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen". Stuttgart 1897.) Ueberhaupt wird sich eine Lectüre dieses Buches neben Bülow's Briefen als sehr nützlich erweisen, weil darin gerade die musikalischen Ereignisse während der Jahre 1851—1868 ausführlich geschildert werden. Zwar sieht Weisheimer Personen und Dinge mit etwas kammerdienerlichen Augen an; er erzählt von Wagner und Liszt etwa wie Eckermann von Goethe. Aber gerade wegen ihrer schlichten Sachlichkeit werden diese in den Hauptsachen augenscheinlich vollkommen naturgetreuen Aufzeichnungen dem Musikhistoriker künftiger Zeiten wichtigere Dienste leisten als

manche höchst geistreiche Betrachtung der hier agirenden Helden. Und wer des trockenen Tones satt ist, der kann als Gegengift ja immer Bülow's Briefe genießen. Weisheimer liefert den Text, Bülow die Fußnoten und Randbemerkungen. Bei der Biebricher Episode verweilt nun Weisheimer mit besonders eingehender Liebe. Er berichtet, wie sie die ganze Umgegend nach einer Wohnung absuchten; wie sie bei Schott in Mainz waren, um durch Fräulein Genast dem ungeduldigen Verleger die „Fünf Gedichte" vorsingen zu lassen; wie sie sich einige Tage in Frankfurt aufhielten, wo Bülow Liszt's „Tasso" dirigirte, als Einleitung zu einer Aufführung des Goethe'schen Dramas. Am Abend nach der Vorstellung fuhren sie selbviert in einem „separirten Coupé" nach Biebrich zurück. „Ueber diese denkwürdige Heimfahrt" — so schließt Weisheimer die Schilderung — „ziehe ich vor, hier nichts zu sagen, so wie ich schon in der Berichterstattung dieser Tage in Frankfurt mir eine gewisse Reserve auferlegt habe. Coming events cast their shadows before." Auf welche Ereignisse hier angespielt wird, darüber kann wohl kein Zweifel herrschen. Bülow selbst verursachte die Erinnerung an jenen Biebricher Sommer das allergrößte Unbehagen. Als Raff im Frühjahr 1863 bei ihm anfragte, ob er wieder dorthin ginge, fuhr er ihn an: „Nimmst Du mir's übel, wenn ich Deine neuliche Voraussetzung, daß ich wiederum am Rheine Erholung suchen werde, für mehr als Ironie, für bitteren Hohn angesehen habe? Oder gehst Du so weit in Deiner Discretion, daß Du keinen einigermaßen eintauchenden Blick geworfen hättest in das ‚urgemüthliche Dasein', das ich vorm Jahre in Biebrich geführt habe? Kurz — aus den Gründen gerade, die Du annimmst als maßgebend für ein ‚bis in idem' unsererseits, werde ich, wenn ich Berliner Staub auf einige Wochen aus dem Wege gehe, Wiesbaden jedenfalls den Rücken kehren müssen, was mir sehr leid thut, weil ein Wiedersehen mit Dir wohlthätig auf mich wirkt. So sklavisch ich mich unterthan fühle allen den Werken, die mir hoch und heilig stehen: einen gewissen Freiheitshang in Bezug auf meine Person habe ich noch nicht unterdrücken können. Wo ich dem werde zu seinem Rechte verhelfen können, dahin wandere ich, wenn ich wandere — also nicht in die Nähe eines Mock-Olymp. Deutlicher kann ich mich nicht ausdrücken."

Mock-Olymp ist hart! Aber es kam doch anders. Den Sommer 1863 zwar verbrachte Bülow in der Umgegend von Kopenhagen, dann folgte ein sehr strapaziöser Winter mit Concerten in Rußland, doch der nächste Sommer führte ihn wieder in die Nähe des Olympiers. Der junge König von Bayern hatte 1864 Wagner aus allen Bedrängnissen gerissen und in seine Nähe berufen. Wagner hauste in einer Villa in Starnberg, wo Anfang Juli auch die Familie Bülow eintraf. Durch Wagner wurde Hans v. Bülow dem König zugeführt, der so viel Gefallen an dem Spiel und dem Wesen des genialischen Künstlers fand, daß er ihn zu seinem Vorspieler machte. Die aufreibende Thätigkeit des Winters hatte jedoch Bülow's Gesundheit aufs Aeußerste geschädigt, und die Folge davon war eine schwere Krankheit, von der er sich erst wieder in Berlin ganz erholte. In einem der letzten Briefe des Bandes, datirt vom 27. October 1864, konnte er dem Dr. Gille in Jena mittheilen: „Das Gerücht spricht wahr: Mitte November siedle ich mit Weib und Kind (die Kegel lasse ich hier veranctioniren) nach München über."

Dies wären einige wesentliche Momente aus dem Inhalt der neuesten Bülow-Briefe. Es thut einem weh, daß man das, was an Seelenstimmungen dort so flüssig in einander rinnt, ins Einzelne zerlegen und vergröbern muß; aber welche andere Möglichkeit gibt es, den überreichen Gehalt dieser Sammlung auch nur anzudeuten? Wenn die Briefe einmal vollständig erschienen sind, dann ist vielleicht die Aussicht vorhanden, das Problem „Bülow" wenn nicht zu lösen, so doch in seinem Umfang zu begreifen. Bis dahin wollen wir geduldig warten.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Kaiser Wilhelm hat seine Orientreise angetreten und sich zunächst nach Venedig begeben, wo er mit dem Könige Humbert zusammentraf. Die in einem Theile der ausländischen Presse verbreiteten Gerüchte, denen zu Folge die Reise nach Constantinopel und Jerusalem eine Verzögerung erleiden oder sogar aufgegeben werden sollte, sind also thatsächlich widerlegt worden. Bezeichnend ist, daß bis zum letzten Augenblicke grundlose politische Combinationen angestellt wurden, die mit der Wirklichkeit durchaus nicht im Einklange standen. Vor Allem kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der deutsche Kaiser sich als Schirmherr des Protestantismus nach Jerusalem begibt, wo er zugleich pietätvoll das Andenken Kaiser Friedrich's III. ehrt, wenn er dort, umgeben von protestantischen Würdenträgern Deutschlands und anderer Länder, die Erlöserkirche, zu der sein Vater den Grundstein legte, einweiht. Durchaus irrthümlich war daher die früher bereits zurückgewiesene Auffassung französischer Blätter, der deutsche Kaiser verfolge mit seiner Reise den Zweck, das Protectorat über die Katholiken im Oriente zu übernehmen, das alter Ueberlieferung gemäß nur Frankreich zustehen soll. Daß ein solcher Zweck dem Kaiser Wilhelm vollständig fern liege, ist bereits betont worden.

Nur erscheint geboten, auch einer neuesten Kundgebung des Papstes Leo XIII. gegenüber Verwahrung dagegen einzulegen, daß deutsche Staatsangehörige irgendwo in der Welt unter einem anderen Schutze als demjenigen Deutschlands stehen könnten, insofern nicht dessen Regierung in einem bestimmten Falle ihre aus der Souveränetät selbst sich ergebenden bezüglichen Rechte einem befreundeten Staate übertragen würde. So kann es wohl geschehen, daß Deutschland beim plötzlichen Ausbruche eines Krieges eine andere Macht ersucht, seine Staatsangehörigen bis zum Eintreffen eigener Kriegsschiffe zu beschützen; niemals jedoch würde es zugeben, daß in der Türkei oder anderwärts im Orient Deutsche dem französischen Protectorate unterworfen sein sollen.

Irgend welche Entschließungen der päpstlichen Congregatio de propaganda fide können in dieser Hinsicht ebenso wenig maßgebend sein wie die wiederholten Kundgebungen Leo's XIII., der noch am 8. October d. J., als er in der Basilica des Vaticans eine Anzahl französischer Pilger empfing, an diese durch einen seiner Geheimkämmerer eine Ansprache verlesen ließ, in der es unter Anderem heißt: „Ein besonderer Gedanke hat Euch zu uns hergeführt, der nämlich, uns für den kürzlich vollzogenen Act zu danken, durch den wir die früheren Erklärungen des heiligen Stuhls über Euer traditionelles Protectorat im Orient bestätigt haben." Da in dieser Ansprache zugleich Wünsche in dem Sinne geäußert werden, daß die von der katholischen Kirche getrennten Brüder in deren Schoß zurückkehren mögen, wird man kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die wiederholte Betonung des französischen Protectorates über die Katholiken im Orient nicht ohne bestimmte

Absicht erfolgt ist. Die deutsche Regierung hatte daher um so mehr Veranlassung, der vaticanischen Ansicht mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, als Papst Leo XIII. gerade den Zeitpunkt vor der Abreise des Kaisers Wilhelm nach dem Orient wählen zu müssen glaubte, um seine für Frankreich freundliche Gesinnung hervorzuheben. Als eine Antwort auf die päpstliche Kundgebung wurde die Meldung angesehen, daß der preußische Gesandte beim Vatican, von Bülow, der sich zur Zeit auf Urlaub in Deutschland befindet, voraussichtlich nicht auf seinen Posten zurückkehren werde. Diese Mittheilung erhielt auch ihre Bestätigung, ohne daß jedoch an einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Vatican gedacht worden wäre. Wohl aber durfte von Anfang an angenommen werden, daß die römische Curie es nicht an einer Aufklärung fehlen lassen würde. Als Nachfolger des Herrn von Bülow auf dem Gesandtschaftsposten beim Vatican wurde sogleich der Freiherr von Rotenhan genannt, der frühere Unterstaatssecretär im Ministerium des Auswärtigen, der auch in Bern der Nachfolger des Herrn von Bülow geworden ist und in dieser diplomatischen Stellung sich in vollem Maße bewährte. Freiherr von Rotenhan hatte früher bereits als Geschäftsträger beim Vatican Gelegenheit, sich mit den in Betracht kommenden Verhältnissen aufs Eingehendste vertraut zu machen, wie er ihnen dann auch als Unterstaatssecretär ein nie versagendes Interesse widmete. Das ebenso maß- wie tactvolle Verhalten, das dieser Diplomat stets an den Tag legte, bürgt dafür, daß er in seiner neuen Stellung das ihm gewährte Vertrauen in jeder Hinsicht rechtfertigen werde.

Die französische Presse hat auch, abgesehen von ihren verfehlten Betrachtungen über das angebliche Protectorat im Orient, an die Reise des deutschen Kaisers nach Constantinopel Erwägungen geknüpft, die kaum einer Widerlegung bedürfen. Der „Temps“ unterläßt sogar nicht, den Besuch des Kaisers Wilhelm in der türkischen Hauptstadt in Zusammenhang mit der Collectivnote zu bringen, die Großbritannien, Frankreich, Rußland und Italien an die ottomanische Pforte wegen der Räumung der Insel Kreta gerichtet haben. Als Deutschland und Oesterreich-Ungarn ihre Kriegsschiffe aus den kretensischen Gewässern zurückzogen, blieb es eben den übrigen Großmächten überlassen, die Ordnung auf der Minos-Insel wieder herzustellen. Freilich ist dies bisher so wenig gelungen, daß bei den jüngsten Ruhestörungen in Candia Leben und Eigenthum von Staatsangehörigen der europäischen Mächte in Mitleidenschaft gezogen wurden. Durch die Entfernung der türkischen Truppen von der Insel Kreta soll nun nach der Meinung der Regierungen der vier in Betracht kommenden Großmächte Wandel geschaffen werden, und der „Temps“ führt aus, daß Kaiser Wilhelm durch seinen Besuch beim Sultan dessen hartnäckigen Widerstand gegen das Verlangen des „Vierbundes“ noch verstärken könnte. So zugespitzt erscheinen die Ausführungen des „Temps“, daß man unwillkürlich zu der Annahme gelangt, sie spiegelten den Groll über das Ausscheiden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns aus dem „europäischen Concerte“ in der kretensischen Frage wider. Wenn aber selbst das befreundete und verbündete Italien nicht vermocht hat, die Regierungen von Oesterreich-Ungarn und Deutschland zu einer Sinnesänderung zu bestimmen, so werden sicherlich auch die verfehlten Betrachtungen des Pariser Blattes keinen Eindruck machen. Kaiser Wilhelm wird den Charakter seines Besuches in Constantinopel sicherlich deshalb nicht im geringsten ändern.

Nicht die Zusammenkunft mit dem Sultan in Constantinopel, wohl aber die Reise nach Aegypten, die sich an den Besuch Palästina's anschließen sollte, hat Kaiser Wilhelm aufgegeben. Diese Entschließung ist am 8. October gefaßt und sogleich bekannt gemacht worden, nachdem am vorhergehenden Tage ein Kronrath stattgefunden hatte. Von zuverlässiger Seite wurde jedoch zugleich gemeldet, daß der Verzicht auf den Ausflug nach Aegypten der eigenen Initiative des Kaisers entsprungen ist, so daß im Kronrathe noch nichts darüber verlautete. Der Kaiser selbst ließ sich durch Erwägungen leiten, die lediglich mit der inneren Politik Deutschlands im Zusammenhange stehen. Wäre der Reiseplan in allen seinen

Einzelheiten zur Ausführung gelangt, so hätte entweder der Beginn der Reichstagssession hinaus geschoben werden müssen, oder der Kaiser wäre nicht in der Lage gewesen, die Eröffnung in Person zu vollziehen.

Daß auswärtige Verwicklungen zu befürchten stehen, darf nicht angenommen werden; andernfalls wäre die Reise des Kaisers, die ihn für längere Zeit von der Heimath fern hält, überhaupt unterblieben. Mit Genugthuung darf jedenfalls verzeichnet werden, daß auch der Staatssecretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, sich in der Begleitung des Kaisers befindet. Hierdurch wird dieser in den Stand gesetzt, stete Fühlung mit seinen im constitutionellen Sinne verantwortlichen Rathgebern zu bewahren. Wie aber an die Ankündigung des ursprünglich geplanten Ausfluges nach Aegypten politische Erörterungen in dem Sinne geknüpft wurden, daß eine Stellungnahme Kaiser Wilhelm's II. zu Gunsten Großbritanniens darin erblickt wurde, kann es auch nicht fehlen, daß nunmehr neue Conjecturen auftauchen, die jedoch ebenso verfehlt wären wie die früheren. Deutschland hat auch nicht den geringsten Grund, mit der gegenwärtigen Ordnung der ägyptischen Verhältnisse unzufrieden zu sein, so daß es weder in dem einen noch in dem anderen Sinne seine Position zu wählen braucht. Nur wird der Wunsch gehegt, daß sich aus der Priorität des Eintreffens der französischen Expedition unter dem Befehle des Majors Marchand in Faschoda keine Verwicklungen mit England ergeben mögen.

Die italienische Regierung hat in dankenswerther Weise die Initiative zu einer internationalen Verständigung über die Bekämpfung des Anarchismus ergriffen. Nachdem sie sich zunächst vergewissert hatte, daß die in Betracht kommenden Staaten grundsätzlich bereit wären, an Verhandlungen über die Frage Theil zu nehmen, hat der Minister des Auswärtigen, Canevaro, an die diplomatischen Vertreter Italiens im Auslande eine Note gerichtet, in der zu einer internationalen Conferenz behufs Feststellung von Maßregeln gegen die Anarchisten aufgefordert wird. Sicherlich wird es Niemandem einfallen, die italienische Nation auch nur im geringsten dafür verantwortlich zu machen, daß, wie der Präsident der französischen Republik, Carnot, und der frühere spanische Conseilpräsident, Cánovas del Castillo, auch die Kaiserin von Oesterreich von einem italienischen Anarchisten ermordet worden ist, wohl aber zeugt es von dem Feingefühle der leitenden Kreise in Rom, daß von dort aus die ersten Schritte erfolgten, um Front zu machen gegen die „in allen Ländern vorhandene mehr oder weniger zahlreiche Classe von Menschen mit entarteten Grundsätzen, eine Classe, deren Bestrebungen und Verbrechen nur das Ziel haben, die Grundlagen, auf denen die gegenwärtige Gesellschaftsordnung ruht, zu untergraben und diese Ordnung vollständig umzustürzen."

Durchaus zutreffend werden diese überspannten Menschen charakterisirt, die vor keinem Attentate, und wäre es auch noch so abscheulich und wahnwitzig, zurückschrecken, sowie sich öffentlich zu Principien bekennen, die sie selbst anarchistisch nennen und auf ihren Wanderungen verbreiten. Sie werden, wie betont wird, bei ihrer Propaganda von einer Presse unterstützt, die unaufhörlich zu jeder Gewaltthat auffordert und die abscheulichsten Verbrechen rühmt als die wirksamsten Mittel, den der gesammten Gesellschaft erklärten Krieg bis zum Aeußersten fortzuführen. Daß die Regierungen sich bisher vergebens bemüht haben, auf der Grundlage der bestehenden Gesetze und in einigen Fällen durch Ausnahmemaßregeln der Verbreitung dieser verbrecherischen Theorien so weit als möglich Einhalt zu thun, ist durchaus richtig. „Es scheint sich demnach," heißt es in der italienischen Note, „für die Regierungen, die sich Angesichts der gemeinsamen Gefahr solidarisch fühlen, die Nothwendigkeit zu ergeben, einander wechselseitig ständige Unterstützung zu gewähren, auf der Grundlage eines Systems der gemeinsamen Vertheidigung, das in allen seinen Einzelheiten genau erwogen ist."

Diesem Zwecke soll nun die internationale Conferenz dienen, auf der die europäischen Mächte nicht bloß durch diplomatische Vertreter, sondern auch durch technische Delegirte der Justizverwaltung und des Ressorts des Inneren vertreten

wären. Dieser Vorschlag verbürgt am ehesten einen Erfolg der Conferenz zur Bekämpfung des Anarchismus. Gerade weil vor Allem praktische Gesichtspunkte in Betracht gezogen werden müssen, empfiehlt es sich, nicht etwa eine Reihe gesetzlicher Bestimmungen zu vereinbaren, die dann in den einzelnen Staaten zur Ausführung gelangen sollen. Vielmehr darf in weit höherem Maße ein positives Ergebniß erhofft werden, wenn die Erfahrungen, die in den verschiedenen Ländern gemacht worden sind, durch die technischen Delegirten der Conferenz unterbreitet werden. Da jetzt bereits die Organe der inneren Verwaltung, insbesondere die Polizei der einzelnen Staaten, sich mit dem Auslande in Verbindung zu setzen pflegten, sobald sie von anarchistischen Anschlägen Kenntniß erhalten, wird gerade auf solchem Gebiete ein wesentlicher Fortschritt erreicht werden, falls diese internationalen Verbindungen in ein System gebracht werden.

Der italienische Minister des Auswärtigen hat bereits in seiner Note Andeutungen gemacht, in welcher Richtung gewirkt werden könnte. Da er auf die „Wanderungen" der Anarchisten durch die ganze civilisirte Welt hinweist, würde es sich empfehlen, daß die Polizeiorgane der verschiedenen Länder einander benachrichtigen, sobald sie von solchen verdächtigen Wanderungen erfahren. Ebenso verdient die anarchistische Presse besondere Aufmerksamkeit. Werden dann von den einzelnen Staaten ausländische Anarchisten, so weit dies irgend möglich ist, ferngehalten, so wäre bereits viel gethan. Bisher wurde allerdings angenommen, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritannien und die Schweiz sich einem solchen Vorschlage gegenüber ablehnend verhalten würden. Gerade von der Schweiz ist aber in jüngster Zeit mehrfach gemeldet worden, daß fremde Anarchisten von dort „abgeschoben" worden sind. Andererseits soll sicherlich das Asylrecht der Eidgenossenschaft nicht verkümmert werden, da es sich eben nur darum handelt, den Kampf gegen fanatische Feinde der bürgerlichen Gesellschaft aufzunehmen. Allerdings darf nicht die Hoffnung gehegt werden, daß durch eine internationale Verständigung, gleichviel welcher Art, anarchistische Verbrechen für alle Zukunft aus der Welt geschafft werden könnten. Selbst durch die schwersten Strafandrohungen wird dieses Ziel niemals auch nur in annähernder Weise erreicht werden. Wohl aber ist nicht ausgeschlossen, daß auf der internationalen Conferenz eine Reihe von Maßnahmen vereinbart wird, durch die die berufenen Organe in den Stand gesetzt werden, mit größerem Erfolge als bisher Wachsamkeit zu üben.

Als eine eigenthümliche Signatur unserer Zeit muß unzweifelhaft angesehen werden, daß in kurzem Zwischenraume die Vorschläge von zwei internationalen Conferenzen gemacht worden sind, von denen die eine die militärische Abrüstung der Culturstaaten bezweckt, die andere deren Rüstung gegen die Anarchisten in das Auge faßt. Die höhere Einheit für beide Conferenzen soll freilich in der fortschreitenden Civilisation gefunden werden. Um so eigenthümlicher muß es daher berühren, daß in einem alten Culturstaate, in Frankreich, wie die Fälle Dreyfus und Picquart zeigen, noch um die elementarsten Grundsätze des Rechts und der Gesetzlichkeit gestritten wird. Dieser Kampf währt auch fort, obgleich das Ministerium Brisson durch den Justizminister Sarrien beim Cassationshofe das Revisionsverfahren im Dreyfus-Processe einleiten ließ. Daß in dem ersten Verfahren im Jahre 1894 dem Kriegsgerichte geheime Actenstücke unterbreitet worden sind, von denen weder der Capitän Dreyfus noch dessen Vertheidiger Demange Kenntniß erhielt, ist eine längst feststehende, von den Gegnern der Revision selbst gar nicht mehr bestrittene Thatsache. Daß ferner diese „geheimen Actenstücke" in Wirklichkeit Fälschungen sind, gilt bei allen unbefangenen Beurtheilern als gewiß oder doch als im höchsten Grade wahrscheinlich, seitdem der frühere Leiter des Nachrichtendienstes im großen französischen Generalstabe, Oberstlieutenant Henry, sich selbst als Fälscher bekannt und dann durch Selbstmord geendet hat.

Der die Untersuchung führende Officier im ersten Verfahren gegen Dreyfus, Oberstlieutenant Dupaty, ist inzwischen unfreiwillig aus dem Dienste geschieden,

und der „Kronzeuge" Esterhazy hatte bereits vorher dasselbe Schicksal erfahren und entzog sich dann durch die Flucht nach England weiteren gerichtlichen Verfolgungen. Trotzdem glaubte ein Theil des „Revisionsausschusses", der aus drei Mitgliedern des Cassationshofes und den drei Directoren des Justizministeriums besteht, Formalitäten vorschützen zu dürfen, um die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen den Capitän Dreyfus abzulehnen. Es bedurfte daher eines nicht gewöhnlichen moralischen Muthes auf Seiten des Cabinets Brisson, als es trotz der Spaltung des Revisionsausschusses in zwei gleiche Theile das neue Verfahren beim höchsten Gerichtshofe beantragte. Abgewartet werden muß, ob dieser sich sogleich für zuständig erachtet, die Nichtigkeit des ersten Verfahrens auszusprechen, da die elementaren Grundsätze jeder Rechtsprechung verletzt worden sind. Wird dagegen das Revisionsverlangen des Justizministers bestätigt, so würde von dem Generalgouverneur von Paris, General Zurlinden, ein neues Kriegsgericht einberufen werden müssen.

Der Ausgang dieses neuen Verfahrens wäre um so unsicherer, als die Generale des großen Generalstabes, der Militärgouverneur von Paris und die Kriegsminister, die seit General Mercier auf einander gefolgt sind, die Schuldfrage nach wie vor bejaht wissen wollen. Wie sollte sich nun ein Kriegsgericht, an dessen Spitze ein Oberst stehen würde, gegen solchen Druck von Seiten der höchsten Vorgesetzten auflehnen! Das an die Zeiten der Inquisition gemahnende Vorgehen gegen den Oberstlieutenant Picquart läßt auch darauf schließen, wie unerbittlich die Militärbehörden geblieben sind. Zuerst war dieser charakterfeste Officier verhaftet worden, weil er, der Vorgänger des Oberstlieutenants Henry in der Leitung des Nachrichtendienstes, sich selbst der Spionage schuldig gemacht haben sollte, indem er seinem Rechtsbeistande, dem Advocaten Leblois, von geheimen Actenstücken Kenntniß gab. In Wirklichkeit bestand das „Verbrechen" des Oberstlieutenants Picquart aber darin, daß er unmittelbar nach der Verlesung der Fälschung des Oberstlieutenants Henry in der Deputirtenkammer als eines hervorragend beweiskräftigen Documentes dem früheren Kriegsminister Cavaignac gegenüber sich bereit erklärte, die Fälschung zu erweisen.

Der Militärgouverneur von Paris, General Zurlinden, war es später, der, als er in seiner sehr vorübergehenden Eigenschaft als Kriegsminister kläglich Fiasco gemacht hatte und die Aussichten der Revision beträchtlich zunehmen sah, den einzigen classischen Zeugen für den Fall der Wiederaufnahme des Verfahrens unschädlich machen wollte, indem er ihn der Fälschung eines Rohrpostbriefes des früheren deutschen Militärattachés in Paris, Oberst von Schwartzkoppen, an den italienischen Militärattaché, Oberst Panizzardi, beschuldigte. Seither befindet sich Oberstlieutenant Picquart in dem Militärgefängnisse der Rue du Cherche-Midi in geheimer Haft; nicht einmal seinem Vertheidiger Labori wurde eine Unterredung mit ihm gestattet. Erwägt man nun, daß dieser Officier der Einzige gewesen ist, der lediglich für Recht und Gesetzlichkeit eintrat und seine ganze Existenz opferte, so dürfte man wohl gewisse Zustände in Frankreich als anarchisch bezeichnen, wenn nicht Richter wie Bertulus, sowie der Cassationshof selbst nach dem ersten Schwurgerichtsverfahren gegen Zola durch ihr Verhalten bekundet hätten, daß es auch in Paris noch Richter gibt.

Paul Déroulède und die von ihm neu begründete Patriotenliga haben freilich in Verbindung mit der revisionsfeindlichen Presse ein System der Einschüchterung und des Terrorismus inscenirt, das zu Besorgnissen für den Fall Anlaß gibt, daß der Cassationshof das Wiederaufnahmeverfahren gegen Dreyfus beschließen oder gar das frühere Verfahren ohne Weiteres für nichtig erklären sollte. Auf den Pariser Straßen haben „revisionnistes" und „anti-revisionnistes" am 2. October bereits ihre Kräfte gemessen, als eine von dem Redacteur des „Temps", Pressensé, zu Gunsten der Revision einberufene Volksversammlung nicht stattfinden konnte, und Déroulède mit seinen Myrmidonen gleichfalls auf dem Plane erschienen war.

So kann es nicht überraschen, daß Staatsstreichgerüchte hier und da auftauchen, ohne daß ihnen jedoch eine ernsthaftere Bedeutung beigemessen werden dürfte. Wie schroff auch die Generale de Boisdeffre, Gonse und de Pellieux im Schwurgerichtssaale beim ersten Zola-Processe aufgetreten sein, wie wenig republikanisch ferner die Maßregeln des Militärgouverneurs von Paris, General Zurlinden, erscheinen mögen: weder als „une forte épée“ noch als „une forte tête“ hat sich bisher ein einziger dieser Generale gezeigt. Zugleich mangelt es den Orléanisten nicht minder als den Bonapartisten an einem thatkräftigen Prätendenten, so daß sich nicht absehen läßt, zu wessen Gunsten der Staatsstreich erfolgen soll.

In Betracht gezogen zu werden verdient überdies im friedlichen Sinne, daß die Weltausstellung im Jahre 1900 bevorsteht. Pessimisten vertraten allerdings die Auffassung, daß die Weltausstellung durch den Streik der Erdarbeiter und einer Reihe von Gewerkschaften, die mit dem Baugewerbe im Zusammenhange stehen, ohnehin gefährdet wäre. Von Anfang an durfte jedoch angenommen werden, daß die Arbeiter die zuversichtliche Erwartung hegten, ihre Forderungen müßten unter den obwaltenden Verhältnissen Annahme finden. Deshalb erschien auch die Drohung mit einem Generalstreik keineswegs ernsthaft. Immerhin zeigte sich deutlich, wie verfehlt es war, nur einen geringen Procentsatz auswärtiger Arbeiter zuzulassen, da die Unternehmer auf diese Weise gebunden und gar nicht in der Lage waren, im Falle eines Streiks für den nothwendigen Ersatz zu sorgen.

Wie aus Paris wurde auch aus der chinesischen Hauptstadt gemeldet, daß es dort an Zündstoff nicht fehle. Die Berichte über die Palastrevolution in Peking waren allem Anscheine nach sehr übertrieben. Richtig ist, daß der zu Reformen geneigte junge Kaiser von China in den Hintergrund gedrängt worden ist, während die Kaiserin-Mutter das Scepter führt. In der chinesischen Hauptstadt haben dann Ruhestörungen stattgefunden, die sich jedoch kaum wiederholen werden, nachdem durch das Einrücken deutscher, russischer und englischer Détachements in Peking der Bevölkerung gezeigt worden ist, daß Angriffe auf die Fremden nicht ungestraft bleiben würden. Wohl begreift man die Erregtheit, die im „Reiche der Mitte“ herrscht, seitdem Deutschland und Rußland, Frankreich und Großbritannien ihre Interessensphäre dort festgestellt oder erweitert haben. Im Interesse der wirthschaftlichen Entwicklung China's kann das Geltendmachen dieses Einflusses der europäischen Mächte nur mit Genugthuung begrüßt werden.

Wie Afrika immer mehr den Errungenschaften fortschreitender Cultur erschlossen wird, müssen sich auch in China trotz allen Sträubens der einheimischen Bevölkerung sehr bald die günstigen Folgen der Einwirkung durch das Ausland zeigen. So umfassende Gebiete können dort dem Handel und der Industrie geöffnet werden, daß die Rivalitäten zwischen den verschiedenen europäischen Nationen zurückstehen dürfen. Dies gilt insbesondere von dem Antagonismus zwischen Großbritannien und Rußland. Bisher haben sich alle Gerüchte von einer Verschärfung dieses Gegensatzes als unbegründet erwiesen, und es ist charakteristisch, daß, gerade wie auf Kreta russische und englische Streitkräfte neben einander aufgeboten sind, auch in Peking Engländer und Russen zugleich mit den deutschen Marinesoldaten einmarschirten.

Literarische Rundschau.

Wilhelm von Humboldt in Spanien.

[Nachdruck untersagt.]

Guillaume de Humboldt et l'Espagne, avec un Appendice sur Goethe et l'Espagne. Par Arturo Farinelli. Extrait de la Revue Hispanique. Tome V. Paris 1898.

Ein Italiener von Geburt, Docent an der deutschen Universität zu Innsbruck, seit lange als einer der besten Kenner Spaniens und der Literatur über Spanien bekannt, schreibt in einer in Paris erscheinenden Zeitschrift französisch — weil es die Zeitschrift so verlangt — über einen der deutschesten Männer und seine Beziehungen zu Spanien einen ausführlichen Essai, der zum Umfang eines Buches gewachsen ist. Es muthet wunderbar an, daß es eines solchen Zusammentreffens von fast zufälligen Umständen bedurfte, um uns über den wahren Verlauf einer der wichtigsten und folgenreichsten Episoden in Wilhelm von Humboldt's Leben erschöpfenden Aufschluß zu geben.

Der Verfasser verfährt mit ungemeiner Sorgfalt. Auf Grund umfassender Kenntniß der eigenen Schriften und erhaltenen Briefe Humboldt's und der ganzen zeitgenössischen Literatur, die auf dessen Person und Studien Licht wirft, schildert er Humboldt's Begabung und Charakter, die Höhe seiner Lebensauffassung und die idealen Ziele, die er sich im Verkehr mit Schiller und Goethe gesteckt hatte. Wie ihn seines Bruders Alexander Beispiel und dessen begeisterte Schilderung von Valencia dazu entschied, nachdem der Plan zu einer ersten italienischen Reise gescheitert war, in der zweiten Hälfte des August 1799 von Paris aus mit Frau und zwei Kindern, Wilhelm, der nachher in Rom starb (siehe das Sonnett Gesammelte Werke, Bd. I, S. 397), und Theodor, und mit dem Kupferstecher C. Christian Gropius zu einem fast achtmonatlichen Aufenthalt nach Spanien aufzubrechen. Gottfried Schweighäuser, der bekannte Philolog aus Straßburg, der auch mitreisen sollte, wurde zu den französischen Fahnen einberufen. Zwei Monate vorher war Alexander von Humboldt von La Coruña aus nach Amerika abgefahren. Nach kurzem Verweilen in den Pyrenäen, wo Cauterets und Bagnères besucht wurden, erreichen die Reisenden Pau und sehen bei Bayonne zuerst das Meer. Die baskischen Provinzen, gleich der erste Gegenstand des lebhaftesten Interesses für Humboldt, bleiben der Angelpunkt seiner auf Spanien gerichteten Studien. Am 27. October sind die Humboldts im Escorial, stellen sich bei Hofe vor, und Caroline von Humboldt beginnt hier, in der damals noch außerordentlich reichen Galerie — ihre größten Schätze gelangten seitdem in die Galerie des Prado in Madrid — ihre kunstgeschichtlichen Aufzeichnungen für Goethe über die Gemälde der spanischen Galerien; sie sind verschollen (S. 93). Beide Gatten leben unausgesetzt in der

Erinnerung an Schiller und den Don Carlos. Am 9. November sind sie in Madrid, um dort zwei Monate zu bleiben, Humboldt mit umfassenden Vorarbeiten für ein Reisewerk über Spanien beschäftigt, von dem nur Bruchstücke sich erhalten haben und veröffentlicht worden sind. Farinelli macht den Versuch, aus zerstreuten Aeußerungen in Briefen die Grundzüge dieses Werkes wieder zu gewinnen (S. 54 ff.), in dem der Charakter der Nation, das geistige Leben, die Sitten, vor Allem die Literatur geschildert werden sollten. Wie gewissenhaft Farinelli verfuhr, zeigt unter Anderem, daß er einen Brief Humboldt's aus Madrid an Rahel, den er zu citiren vergaß, in einer brieflichen Aeußerung an mich nachträgt. Am 26. December brechen die Reisenden von Madrid auf, um über Córdova, Sevilla, Cadix, Málaga, Granáda, das den tiefsten und glücklichsten Eindruck zurückließ, Murcia, Alicante, Valencia — auch die Humboldts stimmen ein in den allgemeinen Enthusiasmus für sein Klima und seine Vegetation — endlich über Sagunt, dessen Theater Humboldt so eingehend beschrieben hat, und Barcelona, wo sie am 15. März eintrafen, nach Frankreich zurückzukehren. In diesem März des Jahres 1800 schrieb er die wie alle seine Gedichte schwer fließende, gedankenüberladene Elegie „In der Sierra Morena" (Gesammelte Werke, Bd. I, S. 379), in der er den Sohn, den Karoline erwartete — es wurde aber eine Tochter, Adelheid, geboren zu Paris am 17. Mai 1800 — im Voraus begrüßt und die großen Eindrücke von Natur und Menschheit niederlegt, die während der spanischen Reise auf sein ganzes Denken gewirkt hatten. Am 26. März hatte er, ohne seine Familie, als einsamer Pilgrim die berühmte Besteigung des Montserrat unternommen, deren eingehende Beschreibung, ein Hymnus auf die Erhabenheit der Einsamkeit, für Goethe's Propyläen bestimmt war (Gesammelte Werke, Bd. III, S. 173 ff.). Sie wurde in das Französische übersetzt und machte überall den tiefsten Eindruck[1]). Die Herzogin Luise von Weimar schwärmte danach für einen Aufenthalt auf dem Montserrat; nur ihr Tod (1816) scheint die Ausführung des Planes vereitelt zu haben. Farinelli spendet bei dieser Gelegenheit einige Früchte aus seiner reichen Belesenheit in der spanischen Reiseliteratur. Viele unter den neueren Reisenden haben nach Humboldt über den Montserrat geschrieben, die Meisten ohne ihn zu kennen, und fast Alle höchst oberflächlich. Nur ein Capitel aus Theodor von Bernhardi's Reise-Erinnerungen (Berlin, W. Hertz, 1886, S. 343) findet Anerkennung bei Farinelli, und mit Recht. Noch im Jahre 1833, also zwei Jahre vor seinem Tode, schreibt Humboldt an Charlotte Diede vom Montserrat (Briefe an eine Freundin, Bd. II, S. 235 f.). So tief und dauernd war der Eindruck seines Besuches bei jenen Einsiedlern. Der Aufenthalt in Spanien hatte wesentlich dazu beigetragen, seine staatsmännischen Ideen, sein deutsches Nationalgefühl tiefer zu begründen. Bei aller Bewunderung für Spaniens Sprache und Literatur preist er in der Elegie von der Sierra Morena die Vorzüge des Deutschen in kraftvollen Accenten:

„Und Dir gab das Geschick, die Höhen und Tiefen der Menschheit
Eigner und besser zu schauen, höher und reicher die Kraft.
Denn die Sprache Teutoniens ist's, die, geschmeidiger Bildung,
Einst Dir des ahnenden Geists Erstlingsgedanken erschließt;
Sie, die vom eigenen Stamm entsprossen, und kräftig und edel,
Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt."

Darin hat er den Empfindungen beredten Ausdruck gegeben, die der Aufenthalt in der Fremde in der Seele fast aller seiner Fühlenden hervorruft.

Aber als Humboldt, am 18. April 1800 nach Paris zurückgekehrt, sich daran gab, die während der spanischen Reise gesammelten Materialien zu bearbeiten, trat das Problem der baskischen Sprache in den Vordergrund seines Interesses. Nach

[1]) Farinelli's Capitel über sie ist jüngst in der Zeitschrift einer gelehrten Gesellschaft in Barcelona ins Catalanische übersetzt worden: Revista de la Asociación artístico-arqueológica Barcelonesa. Bd. II, S. 518 ff. und 662 ff. Barcelona 1898.

einem Jahre (im April 1801) ist er plötzlich ohne die Seinen wieder in Spanien. In San Sebastian und Bilbao begleitet ihn der junge Wilhelm Bokelmann aus Hamburg, ein Freund aus Rahel's Kreis. Humboldt weilt in Vitoria, Marquina und Durango, wo noch eine schwache Erinnerung an seinen Aufenthalt bis heute, fast ein Jahrhundert lang, sich erhalten hat. Ein Geistlicher dort, mit dem ich in Verbindung stehe, José Maria de Bernaola, hat es mir, Andere haben es Herrn Wentworth Webster bezeugt, der im französischen Baskenland baskischen Studien obliegt, Andere dem englischen Reisenden Herrn Edward Spencer Dodgson. Anfang Juli ist Humboldt wieder in Paris, und die Frucht der Reise ist die weltbekannte „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache" (Berlin 1821, und Gesammelte Werke, Bd. II, S. 22 ff.), die erst im Jahre 1866 in das Französische und 1879 aus dem Französischen in das Spanische übersetzt worden ist. Ueber ihre Bedeutung, ihre Irrthümer und ihre bleibenden Ergebnisse habe ich an dem geeigneten Orte berichtet (Monumenta linguae Ibericae, Berlin 1893, S. XXIV f.), so weit das Alterthum in Betracht kommt. Farinelli ergänzt das Bild seiner baskischen Studien auf das Reichhaltigste aus Humboldt's späteren Schriften und aus den neueren Arbeiten über das sonderbare Problem dieser vorarischen Sprache, einer der ältesten und primitivsten in Europa. Eine Frucht des ersten kurzen, nicht des zweiten längeren Aufenthaltes unter den Basken sind die in Paris geschriebenen Reiseskizzen aus Biscaya (Gesammelte Werke, Bd. III, S. 213 ff.), die Land und Leute auf das Glücklichste schildern.

Von der spanischen Episode in Humboldt's Leben war nur „das Allgemeinste" bekannt. Es ist Herrn Farinelli's Verdienst, ihren Verlauf, so weit es möglich war, bis ins Einzelste hinein in lebendiger, überall urkundlich begründeter Darlegung vorgeführt zu haben. Wie sollten wir ihm dafür nicht dankbar sein? Die intellectuelle Entwicklung Humboldt's, der seinen Platz gleich hinter den Größten in der Geschichte der höchsten Cultur des Geistes hat, ist noch lange nicht allseitig aufgeklärt. Herr Farinelli spricht den Wunsch nach einer Sammlung aller Briefe Humboldt's aus; ihre Wichtigkeit, neben den nun gesammelten Schiller's und der erwarteten abschließenden der Briefe Goethe's, ist unzweifelhaft. Aber auch die Werke Humboldt's liegen noch nicht in einer seiner würdigen, vollständigen und bequem zugänglichen Ausgabe vor. Die sieben Bände der von seinem Bruder herausgegebenen „Gesammelten Werke" enthalten die größeren politischen und viele kleinere Abhandlungen nicht. Herr Farinelli schreibt mir, er habe einst bei seinen Studien über Lope de Vega und Grillparzer den Entschluß gefaßt, das Unrecht Grillparzer's in seinem Urtheil über Humboldt zu erweisen. Und obgleich die ernsten Erfahrungen eines in stetem Kampf zwischen dem Idealen und dem Realen geführten Lebens ihm tragisch angelegte Naturen näher brächten, als solche von dem souveränen Gleichmuth Humboldt's, so habe er ihn doch in Folge eindringender Vertiefung in sein Wesen nicht bloß verehren, sondern auch lieben gelernt. Glücklich werde er sein, wenn es ihm gelungen, die Erinnerung an den großen Mann zu beleben, der in dem steten Fluß des modernen Denkens Vielen fremd, ja gleichgültig geworden ist. Von solcher Gesinnung legt sein Buch lebendiges Zeugniß ab.

Den Anhang über „Goethe und Spanien" bezeichnet der Verfasser selbst nur als eine Skizze; er stellt eine eingehende Studie über Goethe und Calderon in Aussicht (S. 240), die wiederum nur einen Theil eines umfassenden Werkes über „Deutschland und Spanien" bilden soll (S. 150). Hier werden Clavigo — oder vielmehr Clavijo, wie er wirklich hieß —, Egmont, Claudine von Villabella, in der ursprünglich in Spanien spielenden Fassung, Goethe's Theilnahme an den Reisen Humboldt's, für den Kampf gegen Napoleon, sowie seine Lectüre spanischer Reisebeschreibungen, der Werke des Cervantes, des Calderon und einiger spanischer Romanzen besprochen. Eine genauere Kenntniß hatte Goethe nur von Cervantes und dessen „Don Quixote". Die Betrachtung schließt mit dem Ausblick auf

Goethe's universale literarische Neigungen, aus denen auch seine hin und wieder sehr rege Theilnahme an der spanischen Dichtung und an den Geschicken des Landes entsprang, ohne daß sie ihm je die Neigung zu einer Reise nach Spanien eingeflößt hätte.

So Vieles uns von Spanien trennt, so wenig selbst die harten Schicksalsschläge, die das Land in dem Krieg mit Amerika schon getroffen haben und aller Voraussicht nach weiter treffen werden, unser Urtheil über die Fehler und Schwächen ihrer Politik ändern dürfen, gern suchen wir die nicht gerade zahlreichen Berührungspunkte auf, die unsere geistige Vergangenheit mit der Spaniens verbinden. Wir schöpfen daraus die Zuversicht, daß dem schwer geprüften Volke doch noch eine Zukunft blüht, in der es findet, was einst Deutschlands Erhebung begründet hat: den Impuls zu innerer Wiedergeburt und geistiger Erstarkung, und die Möglichkeit, in ernster Arbeit durch die eigene Kraft wieder einzuholen, besonders auf wirthschaftlichem Gebiete, was es an auswärtigem Besitz eingebüßt hat. In diesem Sinne ist Herrn Farinelli's Buch gerade jetzt willkommen und wird auch in Spanien, wenngleich vor der Hand nur von Wenigen, dankbar begrüßt werden.

Berlin. E. Hübner.

Neuere Literatur über Ost- und Centralasien.

[Nachdruck untersagt.]

1. Im Osten Asiens. Von Otto E. Ehlers. Mit zahlreichen Illustrationen und zwei Karten. Dritte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1896.

„Im Osten Asiens" ist das letzte Werk des muthigen Forschers, der bei dem waghalsigen Versuche, die Wildnisse Neuguinea's zu durchqueren, seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußte. Bevor er die verhängnißvolle Neuguineafahrt antrat, hat er eine Reise nach Ostasien ausgeführt, als deren Frucht das vortrefflich ausgestattete und durch zahlreiche Abbildungen erläuterte, nach Form und Inhalt in gleicher Weise werthvolle Werk vorliegt. Mit seinem gewandten Stil und der anschaulichen Art seiner Schilderung, die er in angenehmer Weise mit allerhand unterhaltenden, oft recht humorvollen Episoden zu durchflechten weiß, hat sich Ehlers in diesem Buche von seiner glänzendsten Seite gezeigt. In einer Fülle interessanter Beobachtungen und Erfahrungen hat er ein fesselndes Bild von Land und Leuten in China, in der Mongolei und in Korea, von ihrer Cultur, ihren socialen und politischen Verhältnissen gegeben. Die Reise ging über die englische Besitzung Hongkong, die während eines halben Jahrhunderts aus dem Nichts gewachsen und jetzt der dritte Hafenplatz der Welt ist, nach Canton, einer der größten Städte des himmlischen Reiches, deren Einwohnerzahl auf etwa eine Million geschätzt wird. Dann berührte Ehlers die wirthschaftlich erschöpfte und herunter gekommene portugiesische Colonie Macao, ein reizendes, in geschützter Meeresbucht gelegenes Stück Erde, das jährlich 200 000 Dollars an das bankerotte Portugal abliefert. Bis Ende vorigen Jahrhunderts war es eine blühende Colonie, und Sachverständige sind der Ansicht, daß sich unter anderer Verwaltung noch sehr viel aus ihr machen ließe. „Sollte Macao unter den Hammer kommen," meint Ehlers, „so thäten wir gut, mit zu bieten." Der nächstbesuchte Ort war Shanghai, das mit seinen europäischen Niederlassungen einen recht freundlichen Eindruck macht, zu dem auch das imposante Gebäude des kaiserlich deutschen Generalconsulats beiträgt. An dem bedeutenden Handelsverkehr in Shanghai ist Deutschland recht erheblich betheiligt. Von Shanghai aus wählte Ehlers als nächste Reiseziele das jetzt viel genannte, an der Nordküste der Halbinsel Schantung auf einer Anhöhe freundlich gelegene und wegen seines

kühleren Klimas als Badeort viel besuchte Tschifu, das zugleich ein wichtiger Handelsplatz mit starkem Verkehr ist, und Tientsin, den Sitz des Vicekönigs Li Hung Tschang. Von Tientsin ging die Reise ins Innere nach Peking, der Stadt der Städte, die Ehlers als den großartigsten Düngerhaufen bezeichnet, auf dem gegen 600 000 Verlumpte den Kampf ums Dasein kämpfen, deren Elend und Verkommenheit jeder Beschreibung spottet. In der Nähe Pekings besuchte der Verfasser die großartigen Kaisergräber der Mingdynastie, eine Riesenschöpfung, die von der Kunst der alten Gräberarchitekten ein rühmliches Zeugniß ablegt. Auch in die Mongolei wurde auf Maulthieren ein Vorstoß unternommen, wobei Ehlers die große chinesische Mauer und Kalgan, den wichtigen Durchgangspunkt für den Karawanenverkehr zwischen Rußland und China, passirte. Die mongolische Bevölkerung berührt im Gegensatz zu der chinesischen den Reisenden durchaus sympathisch; es ist nur bedauerlich, daß das buddhistische Lamawesen, das wie ein Fluch auf der Bevölkerung lastet, eine so riesenhafte Ausdehnung angenommen hat und die Lamas oder Priester, nahezu die Hälfte aller männlichen Mongolen, faul und gefräßig wie Vampyre, das verdummte Volk aussaugen und die Volkskraft zu Grunde richten. Den Schluß der Reise bildete ein vierwöchentlicher Aufenthalt in Korea, dem Lande der Hüte und des Papiers, mit seiner ganz nach chinesischem Muster angelegten Hauptstadt Söul, einem großen Haufen ärmlicher Lehmhäuser, der etwa 200 000 Einwohner birgt. Korea könnte, wenn die Regierung nicht die Einnahmen des Landes in allerlei Festlichkeiten vergeudete, sondern nutzbringend zu Verkehrsanlagen verwenden würde, außer durch Ackerbau auch durch seine reichen mineralischen Schätze ein gesegnetes Land sein. Gegenwärtig der Zankapfel zwischen Rußland und Japan, blickt es unter einsichtiger und energischer Verwaltung noch einer bedeutenden Zukunft entgegen.

2. Ostasiatische Fragen. China, Japan und Korea. Altes und Neues von M. von Brandt. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.
3. Drei Jahre ostasiatischer Politik (1894—1897). Von M. von Brandt. Stuttgart, Strecker & Moser. O. J.

In den „Ostasiatischen Fragen" hat der frühere deutsche Gesandte in China, von Brandt, eine Reihe älterer und neuerer, zum Theil schon in dieser Zeitschrift erschienener Artikel zusammengefaßt, in denen er die politischen Verhältnisse in China, Japan und Korea, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten bis nach dem chinesisch-japanischen Kriege gestaltet haben, beleuchtet. Manches davon ist durch die neueste Entwicklung der in Ostasien sich überstürzenden Ereignisse überholt, im Ganzen aber bietet das Buch eine Fülle von Gesichtspunkten, die für die Beurtheilung der ostasiatischen Zustände besonders jetzt wieder in hohem Grade actuell und lehrreich sind. Als gründlicher Kenner der Geschichte China's bietet von Brandt auch eine Menge zuverlässigen geschichtlichen Materials, so über die durch Fernando Mendez Pinto erfolgte Entdeckung Japans und die Einführung des Christenthums, Ereignisse, die nach japanischen Quellen in die Mitte des 16. Jahrhunderts fallen, als zugleich mit den ersten europäischen Kaufleuten auch die Missionare kamen, als Erster der Jesuit Franciscus Xaver, der mit seinem Bekehrungswerk wenig Glück hatte, während seine Nachfolger unter den von dem Shintoismus oder Ahnencultus und dem Buddhismus wenig befriedigten kleinen Bewohnern des Inselreiches unerwartete Erfolge hatten, so daß schon wenige Jahrzehnte später die Bekehrten nach Hunderttausenden zählten. Bald aber wurde von den Herrschern, die sich durch den anwachsenden Einfluß der fremden Missionare gefährdet glaubten, die neue Religion verboten, und in blutigen Christenverfolgungen, ähnlich wie seiner Zeit unter den römischen Kaisern, wurden Tausende enthauptet, verbrannt und gekreuzigt. Die

politische Lage des Landes war, als es dem Verkehr mit den Fremden geöffnet wurde, in Folge heftiger innerer Unruhen überaus trostlos. Ueber unzähligen kleineren und größeren Lehnfürstenthümern, die sich unter einander fortwährend befehdeten, stand machtlos die nur nominelle Centralregierung des Kaisers oder Mikado. Jahrhunderte blutiger Bürgerkriege bildeten das japanische Mittelalter. Erst 1868 haben mit dem Siege und der Erstarkung der Partei des Mikado die blutigen Revolutionen ein Ende gefunden, und hat wenigstens nach außen hin das Reich ein festes Gefüge angenommen. Die Opposition des fremdenfeindlichen, von particularistischen Tendenzen erfüllten Militäradels gegen die Regierung gährt aber noch überall im Lande und bildet eine dauernde Gefahr.

In eingehender Weise behandelt von Brandt die Feindseligkeiten zwischen Japan und Korea, die seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. andauern und in der japanischen Invasion Korea's von 1592 ihren grausamsten Ausdruck fanden. Die Koreafrage, die den Anlaß zu dem letzten japanisch-chinesischen Kriege gab, ist nach dem Frieden von Shimonoseki nicht in dem für Japan günstigsten Sinne gelöst worden: Japan mußte auf die erstrebte Vorherrschaft in Söul zu Gunsten Rußlands verzichten. Als neue Ursache zur Steigerung des unauslöschlichen Hasses der Koreaner gegen Japan kam die durch japanische Umtriebe angezettelte Ermordung der Königin von Korea im Jahre 1895 hinzu.

Die Zukunft der politischen Verhältnisse in Ostasien wird von der Haltung der Mächte abhängen, deren Interessen durch eine politische Umgestaltung Korea's berührt werden. Für Deutschland dürfte die Erhaltung des Zustandes, wie er vor Ausbruch der Feindseligkeiten war, oder eine Neutralisirung Korea's unter der Garantie der verschiedenen Mächte die wünschenswertheste Lösung sein. Besonderes Augenmerk will von Brandt auf unsere diplomatische Vertretung in Ostasien gerichtet wissen, die nur Leuten mit gründlichster Vorbildung, vor Allem mit genügender Kenntniß chinesischer Sprache und Sitten, übertragen werden sollte. Dem englischen Consul und Diplomaten Sir Harry Parkes und seiner langjährigen umsichtigen Thätigkeit in Ostasien wird in dem Buche ein besonderes Capitel gewidmet, dessen die Leser der „Deutschen Rundschau" sich noch erinnern werden. Bei der Erörterung der koreanischen Frage hebt von Brandt das besonnene Verhalten China's hervor, das jeden Conflict zu vermeiden bemüht war; die Schuld am Zusammenstoß trifft einzig und allein die japanische Regierung, die den Krieg anzettelte, nur um die Aufmerksamkeit der radicalen Partei nach außen hin abzulenken.

Ausführlicher noch als in den „Ostasiatischen Fragen" geht von Brandt alsdann auf die Ursachen des japanisch-chinesischen Krieges in den „Drei Jahren ostasiatischer Politik" ein. Der Gang der diplomatischen Verhandlungen vor, während und nach dem Kriege wird hier sehr klar dargelegt. Die japanische Regierung wollte, als sie den Krieg an China erklärte, den Bruch mit den Vertragsmächten vermeiden, der bei der fremdenfeindlichen Stimmung im Lande drohte. Als Frucht ihrer Siege fiel den Japanern die Insel Formosa zu, ein Besitz, dessen sie aber auch heute noch nicht froh werden können, da das Klima ungesund ist und die einheimische Bevölkerung aus wilden, unbotmäßigen Stämmen besteht. Von der strategisch hochwichtigen Halbinsel Liaotung aber, die es besetzt hatte, ist Japan durch das vereinigte Einschreiten Rußlands, Deutschlands und Frankreichs verdrängt worden. „Die Besitznahme der Liaotung-Halbinsel von der Mündung des Yalu bis zu der des Liao durch Japan machte diese Macht zum unumschränkten Herrn Nordchina's. Port Arthur und Talienwan sind kaum 300 Kilometer von Taku entfernt, und eine in diesen sehr starken Kriegshäfen bereit gehaltene Macht hätte daher innerhalb vierundzwanzig Stunden, nur wenige Tagemärsche von Peking entfernt, an der Küste von Chili gelandet werden können. Von Tschifu in Schantung waren diese Plätze sogar nur 80 – 100 Kilometer und von Weihaiwei nicht viel weiter entfernt ... Lord Charles Beresford hatte daher

vollständig Recht, wenn er die Lage China's mit den Japanern in Port Arthur und Talienwan mit der verglich, in der England sich befinden würde, wenn Plymouth und Portsmouth in feindlichen Händen wären." Gleichwie in Korea hat Japan auch auf der Liaotung-Halbinsel die im Kriege gewonnene Stellung an Rußland verloren.

England vollzog im Laufe des Krieges eine Schwenkung von dem kriegsunfähigen China auf die Seite Japans. Bei den englischen Staatsmännern setzte sich die Anschauung durch, daß ein zu Lande und auf der See starkes Japan dem russischen Vordringen in der Mandschurei einen wirksameren Riegel vorschieben könne als das altersschwache China. Den Engländern kommt es vor Allem darauf an, ihren Einfluß in dem reichsten Theile des Reiches der Mitte, dem Thale des Jangtseflusses, zu behaupten. Daher wünschen sie auch nichts sehnlicher als die Verlegung der chinesischen Hauptstadt nach Nanking, das bis 1403 die Residenz der Mingdynastie gewesen ist, um auf diese Weise die Schutzherrschaft über ein verkleinertes China auszuüben.

In Nordchina ist die englische Einflußsphäre durch Rußland und Deutschland, in Südchina durch Frankreich beschränkt. Der gewandte Vertreter Frankreichs in Peking, Gérard, hat gleich nach dem Frieden von Shimonoseki die chinesischen Mandarinen zu einem Vertrage gezwungen, der die Grenzen Tonkins beträchtlich erweiterte, so daß die französische Machtsphäre sich jetzt wie ein breites Band vom Golf von Tonkin bis zum Mekong zwischen Siam und China legt und nur durch diesen Fluß von den englischen Besitzungen auf dem rechten Ufer des Mekong getrennt wird. Siam hatten die Franzosen durch schroffes Vorgehen schon in einem 1893 zu Bangkok unterzeichneten Vertrage zur Abtretung alles Gebietes auf dem linken Ufer des Mekong gezwungen, und die gewaltige Ausdehnung des französischen Colonialreiches in Ostasien war auch der Anlaß dazu gewesen, daß England, um das Dazwischenschieben eines französischen Keiles zwischen seine vorder- und hinterindischen Besitzungen zu verhindern, 1885 Birma eroberte. Vor den neuen Forderungen, die Frankreich von China zugestanden wurden, wich auch England muthig zurück, eine Haltung, die es ebenfalls einem weiteren Abkommen gegenüber beobachtete, durch welches Frankreich in den Besitz wichtiger handelspolitischer Vortheile in den an Tonkin grenzenden südchinesischen Provinzen gelangte. Deutschland hat sich in der Kiaotschau-Bucht seinen bescheidenen „Platz an der Sonne" erobert.

Dem staatsmännischen Genie von Li Hung Tschang, der von vornherein gegen den Krieg war und dann den Frieden von Shimonoseki vermittelte, zollt der Verfasser hohe Anerkennung, und die im Anhang mitgetheilte Denkschrift des chinesischen Staatsmannes über den ersten Vertragsentwurf der japanischen Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen kann sich an Klarheit der Auffassung und Einfachheit des Stils mit Cäsar's Memoiren über den gallischen Krieg messen. Die Folgen des chinesisch-japanischen Krieges faßt von Brandt nochmal am Schlusse zusammen. Was Japan betrifft, so hat der Krieg nach des Verfassers Ansicht die innere Krisis hinaus geschoben. Die Einmischung fremder Mächte in die ostasiatischen Verhältnisse ist durch den Krieg aber nicht verhindert, sondern beschleunigt worden. Für den Augenblick erachtet von Brandt die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Rußland und Japan zwar nicht als eine dringende, „dieselbe wird jedoch eintreten, sobald Japan die angebahnte Vermehrung seiner Flotte und Armee durchgeführt und Rußland durch die Herstellung der transsibirischen Bahn und entsprechender Verbindungen mit Nordchina seine europäischen Hülfsmittel für Ostasien verfügbarer gemacht haben wird."

4. Russisch Centralasien. Reisebilder aus Transkaspien, Buchara und Turkestan. Von Dr. Max Albrecht. Mit 52 Abbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Der Verfasser gibt in seinen Reiseeindrücken ein Bild von den Colonisationsbemühungen und Erfolgen der russischen Regierung in den durch die transkaspische Militärbahn erschlossenen ausgedehnten Gebieten in Transkaspien, Buchara und Turkestan. Seine Schilderungen führen den Leser in Gegenden, die durch die mit ihnen verknüpften geschichtlichen Erinnerungen und ihre frühere Cultur von sagenhaftem Reiz umwoben sind. Während früher eine Reise durch die glühenden Sandwüsten des Turkmenengebietes als ein ganz besonderes Wagniß galt, läßt man jetzt, in aller Bequemlichkeit im Eisenbahnwagen sitzend, die wechselnden Bilder von Steppen, Wüsten und Oasen mit ihren Karawanen, Auls, Festungen, Städten und Trümmerfeldern am Auge vorüber ziehen. In der Achal-Teke-Oase und der altberühmten Oase Merw mit ihrem als Versuchsplantage für Baumwolle, Wein und Tabak dienenden Kaisergut machte Dr. Albrecht Station und besichtigte die Umgebung mit den Festungsresten aus der Seldschuckenzeit und den Bewässerungsanlagen des Murgab. Zu eingehenden Studien hielt sich der Verfasser in der Hauptstadt des Emirats Buchara auf, von deren flachen Dächern aus man einen Ueberblick über ihre riesige Ausdehnung und über das bunte Bazarleben in ihren Straßen gewinnt. Buchara ist der Hauptknotenpunkt und Stapelplatz des Handels zwischen Nischni-Nowgorod und den östlichen Provinzen Persiens und Ostturkestans und die wohlbevölkerte Hauptstadt eines der fruchtbarsten Landstriche der Erde. Ihre noch nie gezählten Einwohner werden auf eine halbe Million geschätzt. Zahlreiche prächtige Moscheen und Medressen (mohammedanische Hochschulen) aus früheren Jahrhunderten, besonders aus der Zeit des Samaniden Ismael und des usbekischen Herrschers Timur (14. Jahrhundert), unter denen die Stadt sich zum wissenschaftlichen und geistigen Mittelpunkt der ganzen östlichen islamitischen Welt entwickelte, geben Kunde von dem früheren Glanz und Reichthum der Stadt und der Fürsten. Das Emirat Buchara ist nur noch als ein Vasallenstaat Rußlands anzusehen, da es sich wirthschaftlich wie militärisch vollständig in den Händen der Russen befindet. Der Thronfolger Said Mir Alim wird im Pagencorps zu Petersburg erzogen.

Samarkand, die freundlich gelegene, sagenreiche Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, hat eine noch größere Fülle von mehr oder weniger gut erhaltenen Baudenkmälern als Buchara. In ihrer Nähe liegt die alte Scherbenstadt Afrosiab, deren Geschichte bis in die Zeit Alexander's des Großen zurückreicht. Unter Timur war Samarkand mit seinen Wunderbauten, zu denen Künstler aus allen Ländern herangezogen waren, das „Paradies des Ostens". Noch jetzt zeigen die Grabdenkmäler des Mausoleenberges Schach-Sinda und die mächtigen Tempelruinen der Stadt die blendende Pracht und Feinheit ihrer künstlerischen Ausführung. Die Russificirung Samarkands ist bereits erheblich vorgeschritten; von den etwa 40 000 Einwohnern sind gegen 7000 Russen, allerdings einschließlich der Besatzung. Die Regierung bemüht sich, in dem Gouvernement die Seidenzucht und Baumwollencultur zu entwickeln; das Gebiet ist reich an mineralischen Schätzen, besonders an Kohle und Kupfererz. Auch gediegenes Gold und Edelsteine sind gefunden; goldhaltig ist insbesondere der Sand des Flusses Saraffchan, wie schon dessen Name (Saraffchan = „Goldträger") andeutet. Der letzte Abschnitt des Buches behandelt in kurzer Form das wilde, wenig bekannte Hochgebirge des Pamir, das „Dach der Welt", auf dem sich die drei mächtigsten Weltreiche, Rußland, China und England, gegenüber stehen und mit einander um das Vorrücken ihrer Grenzen streiten. Nachdem Rußland und England bereits eine gegenseitige Verständigung getroffen haben, wird China, das machtlos zur Seite steht, unter dem vereinten Druck über kurz oder lang willig annehmen müssen, was die beiden europäischen Mächte für gut befinden. H. v. Horn.

qo. **Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft.** Von Ernst Landsberg. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1898.

Für die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", das große Sammelwerk, welches auf Veranlassung des Königs Maximilian von Bayern von der historischen Commission der Münchener Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird, übernahm nach dem jähen Tode R. von Stintzing's (1883) der Bonner Professor Ernst Landsberg die Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. Stintzing's Arbeit, zum Theil schon von Landsberg für den Druck fertig gestellt, reichte bis an das Ende des 17. Jahrhunderts; Landsberg behandelt die gesammte Entwicklung des Naturrechts und das von der naturrechtlichen Strömung beherrschte 18. Jahrhundert bis zur Schwelle des 19. Man würde sehr irren, wollte man annehmen, das bedeutende Werk, die Frucht langjähriger, tiefgehender Arbeiten, sei ausschließlich für den Fachmann und Juristen von Interesse. Die Rechtswissenschaft ist mit der Philosophie, mit den Staats- und Socialwissenschaften so nahe verbunden, daß die großen Förderer der einen auch auf die anderen wesentlichen Einfluß äußerten. Man braucht nur die in dem von Landsberg bearbeiteten Zeitraume besonders hervortretenden Namen: Hugo Grotius, Samuel Pufendorf, Leibniz, Thomasius, Christian Wolf, Jacob und Friedrich Karl von Moser, Pütter, Justus Möser und Kant zu nennen, um ein Bild von den mannigfaltigen Verzweigungen vor Augen zu haben. Der Verfasser hat es verstanden, dieses Bild zu einem klaren, charakteristischen und interessanten zu gestalten. Wer die angeführten vorzüglichen Männer bereits aus anderen Gesichtspunkten betrachtete, wird in der Beleuchtung, die sie durch Landsberg erhalten, gewiß noch manches Neue, für das Gesammtbild Wesentliche gewahren. Durchaus dem Zweck entsprechend, werden nicht die Biographien der einzelnen Juristen, sondern die großen Entwicklungsstufen der Wissenschaft zur Grundlage der Darstellung genommen, und mit richtiger Wahl aus einer kaum übersehbaren Menge juristischer Werke die wirklich bedeutenden hervorgehoben. Quellen und Anmerkungen, eine Fülle gelehrten Materials, sind in einem besonderen Bande beigegeben. Ueberall zeigt der Verfasser einen scharfen Blick für das Entscheidende der Menschen und Verhältnisse und zugleich ein schönes Maß und eine seltene Billigkeit in ihrer Beurtheilung. In der großen Münchener Sammlung, die schon so manches bedeutende Werk umfaßt, nimmt die „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft" von Ernst Landsberg eine der rühmlichsten Stellen ein.

γ. **Die geschichtliche Entwicklung der Gegenwart seit 1815, unter Berücksichtigung der wirthschaftlichen und socialen Verhaltnisse in Deutschland.** Von Ferdinand Schultz. Erster Band. Dresden, Ehlermann. 1897.

Auf 180 Seiten wird uns hier eine auf patriotischer Grundlage ruhende Schilderung der Ereignisse seit 1815 dargeboten: der Zielpunkt ist die Berufung Bismarck's ins Ministerium, und der zweite Band wird seine Wirksamkeit zu erzählen haben. Die Darstellung ist gewandt und lebendig; manchmal freilich stören Mißgriffe, wie S. 65: „Die Sache (!) der Griechen stieg immer höher." Inhaltlich ist manches zu beanstanden: wer war der mysteriöse „türkische Befehlshaber", dem Ibrahim Pascha laut S. 66 zu Hülfe eilte? Lord Byron und Graf Normann sind den Griechen doch nicht gleich zu Anfang des Aufstandes zugezogen, wie es nach S. 65 scheinen könnte, und der englische Minister Canning, der S. 67 schlechthin als philhellenisch bezeichnet wird, ist in Wahrheit von noch ganz anderen und wohl mächtigeren Beweggründen bei seiner Politik im Orient geleitet gewesen. S. 129 wird das, was am Malmöer Waffenstillstand demüthigend war, nicht vollständig genug hervorgehoben; dagegen ist die Darstellung der Katastrophe von Olmütz S. 144 ff. von den früheren Irrthümern in der Hauptsache gereinigt. Das Buch wird, auch um seiner Gedrängtheit willen, gewiß dankbare Leser finden und manchen Nutzen stiften.

βλ. **M. Thiers, le Cte de St Vallier, le Général de Manteuffel, La Libération du Territoire** (1871—1873). Par Henri Doniol. Paris, Armand Colin et Cie. 1897.

Dieses Buch ist nach bisher unveröffentlichten, von einem durch tüchtige Arbeiten bekannten Historiker in einem ausgesucht schlechten Französisch geschrieben. Sätze von zehn Zeilen, wie S. XII der Einleitung, wiederholen sich oft genug, um die Schwerfälligkeit des Stils noch zu vermehren. Es ist nicht Sache der deutschen Kritik, Satzbildungen wie etwa diese zu beanstanden: „Les souverains, quand ils ne peuvent pas mieux ou ne veulent pas le pouvoir, se font les panseurs des blessures." Der Inhalt des Bandes ist besser als die Form und beruht auf der Privat-Correspondenz zwischen den drei Bevollmächtigten Thiers, St. Vallier und Manteuffel. Das nicht französische Publicum wird den Eindruck behalten, daß der tapfere General, der die Franzosen glänzend geschlagen hatte, den Besiegten gegenüber die Ritterlichkeit bis zu den letzten Grenzen des Möglichen trieb. Wir beklagen es nicht, aber wir constatiren die Thatsache, die übrigens vom Verfasser in keiner Weise abgeschwächt wird. Er weiß und sagt auch, wieviel General von Manteuffel dabei aufs Spiel setzte, und welche Unterstützung er bei seinem Souverän fand. Um so härter beurtheilt Doniol den Fürsten Bismarck und vor Allem den Grafen Arnim, an dessen bekannten Anschauungen über Frankreichs innere Politik und Zukunft alle Coquetterien von Thiers scheiterten. Die Archive von Paris und Berlin werden einst die vorliegende Veröffentlichung über diese Zeit vervollständigen, ohne ihren Werth aufzuheben.

βλ. **Histoire politique de l'Europe contemporaine.** Évolution des partis et des formes politiques (1814—1896). Par Ch. Seignobos. Paris, Armand Colin. 1897.

Das kühne Unternehmen, in einem Bande ein solches Material zu verwerthen, wird vom Verfasser dahin motivirt, daß es ihm vor Allem darum zu thun war, die hauptsächlichsten Erscheinungen des politischen Lebens im Europa des 19. Jahrhunderts zum Verständniß zu bringen, indem er die Organisation der Nationen, der Regierungen und der Parteien, der politischen Probleme, die im Laufe des Jahrhunderts aufgetaucht sind, und die Lösungen, die sie gefunden haben, erklären will. „Eine erklärende Geschichte", so nennt er sein Buch. Indem er alle Streitfragen vermied und darauf verzichtete, Neues zu entdecken, aber statt dessen bereits bekannte Thatsachen im Zusammenhang gebracht habe, sei es ihm gelungen, zu neuen Schlußfolgerungen zu gelangen. Eine kurze Erwähnung des Inhaltsverzeichnisses wird den Gedankengang des Verfassers am Besten darthun. Er beginnt mit einem Ueberblick der politischen Lage von 1814, behandelt England vor, während und nach der Reformbill, Frankreich als cenſitäre Monarchie, Republik, kaiserliche Demokratie, parlamentarische Republik, Belgien seit der Gründung des jungen Staates, die Schweiz, Spanien und Portugal, Deutschland, Oesterreich, Rußland und Polen, das ottomanische Reich, die christlichen Balkanstaaten. Es folgt ein Capitel über die Umwandlung der materiellen Bedingungen des politischen Lebens. Hierauf betrachtet der Verfasser die Kirche und die katholischen Parteien, die internationalen revolutionären Parteien, Europa unter dem System Metternich, 1815—1830, die Rivalität zwischen Rußland und England 1830—1854, das französische Uebergewicht und die Nationalitäten 1854—1870, das deutsche Uebergewicht und den bewaffneten Frieden; er schließt mit einer Erwägung über die politische Evolution Europa's. Es ist hier nicht die Stelle, einzelne Partien des Buchs oder die Behandlung und Vertheilung des Stoffes eingehend zu prüfen. Seignobos verweist auf deutsche Vorbilder, auf Gervinus, Oncken, C. Bulle, A. Stern u. s. w., die gleich ihm die Geschichte der neuesten Zeit geschrieben haben. Seine Begründung einer Methode, welche Specialstudien der Originaldokumente als die menschliche Kraft übersteigend verwirft und auf Quellen zweiter Hand sich beruft, kann nur auf Sammelwerke oder Nachschlagebücher Anwendung finden. Sie bezeichnet den Standpunkt, von welchem aus sein eigenes nützliches Buch zu beurtheilen ist. In den Einzelheiten anfechtbar, ist es im Großen und Ganzen ein dankenswerther Beitrag zur Kenntniß des Jahrhunderts.

βδ. **Das Kant-Bildniß der Gräfin Karoline Charlotte Amalie von Keyserling nebst Mittheilungen über Kant's Beziehungen zum Keyserling'schen Hause.** Von Dr. Emil Fromm, Stadtbibliothekar in Aachen. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1897.

Die kleine Schrift ist der Sonderabdruck eines Artikels, der in den rühmlichst bekannten, von Professor Vaihinger herausgegebenen Kant-Studien erschien. Den Inhalt gibt der Titel an. Der Verfasser berichtet zunächst in Kürze über die sehr lückenhaften und einander theilweise widersprechenden Nachrichten aus der Kant'schen Hauslehrerzeit und geht dann näher auf die Familienverhältnisse des Keyserlingschen Hauses und speciell der Gräfin Karoline Charlotte Amalie ein, deren Söhne Kant ebenfalls unterrichtet hat, und in deren Hause in Königsberg er später während langer Jahre ein gern gesehener Gast war. Das von ihr gezeichnete, erst kürzlich in ihrem Nachlaß entdeckte und in den Kant-Studien zum ersten Mal durch einen wohlgelungenen Lichtdruck der Oeffentlichkeit zugänglich gemachte Porträt gibt die feinen Züge des großen Denkers im Beginn seiner dreißiger Jahre zwar nur mit wenigen flüchtigen Strichen, aber in durchgeistigter und lebensvoller Auffassung wieder und zieht durch die liebenswürdige und geistverklärte Anmuth des jugendlichen Gesichtes an.

πτ. **Das bunte Buch.** Humoresken aus Zeit und Leben, Literatur und Kunst. Von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Hevesi's Plaudertalent, durch das er eine führende Stellung unter den Wiener Feuilletonisten gewonnen hat, gelangt in den dreißig kleinen Stücken dieses Bandes auf das Glücklichste zum Ausdruck. Die Mehrzahl von ihnen entstammt den letzten Jahren, andere sind schon vor mehr denn zwanzig entstanden, aber auch sie üben noch den Reiz ursprünglicher Frische aus, wie denn überhaupt die Ungezwungenheit des Humors das ganze Buch vor Allem auszeichnet. Allzu große Spitzfindigkeiten der gelehrten Forschung, übertriebene Neubestrebungen moderner Künstler werden harmlos verspottet, der Scheinprunk in manchen Kreisen der heutigen Gesellschaft wird gegeißelt, vom Theaterleben geplaudert, launige Haupttreffer- und Lottogeschichten werden erzählt, Originale charakterisirt und drollige Reisebeschreibungen gegeben, denen sich eine lehrsame Auslassung über „Kyselack" anreiht. Oft nimmt Hevesi eine so ernsthafte Miene an, daß leichtgläubige Leser wohl gar an seinen wahren Absichten haben irre werden können; aber hinter der Maske lacht der Schalk nur um so heller. Stets wahrt er in der Form jene graziöse Leichtigkeit, die derartigen in einen engen Rahmen gespannten Feuilletonskizzen nicht fehlen darf, wenn sie nicht gezwungen und manirirt erscheinen sollen; und er läßt in seine lustigen Weisen wohl auch einmal einen tieferen Empfindungston hinein klingen, wie in der feinen und geistvollen kleinen Erzählung vom „Geist des Widerspruchs", in der ein Professor der Logik erfahren muß, daß nicht nur Frauen gegen die Genauigkeit des Denkens sündigen.

νγ. **Der eherne Reiter.** Eine Petersburger Erzählung von A. S. Puschkin. Deutsch von Dr. Alexis Lupus. Nebst Puschkin's Vorwort und Anmerkungen, sowie Anmerkungen, Vor- und Nachwort des Uebersetzers. Leipzig und St. Petersburg, Commissionsverlag von K. L. Ricker. 1898.

Wir freuen uns, endlich einmal auf das Erscheinen einer wahrhaft gelungenen metrischen Uebersetzung eines Puschkin'schen Gedichtes hinweisen zu können, die, von einem das Deutsche mit gleicher Meisterschaft wie seine Muttersprache beherrschenden talentvollen Russen verfaßt, dem Leser eine Vorstellung gibt, wenn auch nicht von dem musikalischen Wohllaut des Originaltextes, so doch von der ebenso sehr durch ihre edle Einfachheit und Natürlichkeit als durch poetischen Schwung wunderbar anmuthenden Sprache Puschkin's, dieses seinem Vaterlande und der Weltliteratur zu früh entrissenen, im nichtslawischen Europa bisher noch so wenig gewürdigten Dichterfürsten. — Den Grundgedanken des kleinen Poems bildet das siegreiche Hervorgehen St. Petersburgs aus dem Conflicte mit all' den Unbilden der Elemente wie mit den feindlichen Strömungen der Volksstimmung. — Dem nur 27 Seiten langen Gedichte hat der Uebersetzer 62 Seiten werthvoller historisch-kritischer Anmerkungen angehängt, in einem Nachworte von 33 Seiten verbreitet er sich über die phonetischen und grammatischen Vorzüge der in der That in diesen beiden Beziehungen in hohem Grade an das Altgriechische erinnernden russischen Sprache, sowie über den unvergleichlichen Zauber des Puschkin'schen Stils; wobei den bisherigen deutschen Uebersetzern der leider nur allzu gegründete Vorwurf nicht erspart wird, von den herrlichen Originalen Puschkin's fast durchweg nur Zerrbilder geliefert zu haben.

αβ. **Der Kladderadatsch und seine Leute** (1848—1898). Ein Culturbild. Berlin, A. Hofmann & Co. 1898.

Am 7. Mai d. J. konnte der „Kladderadatsch" sein fünfzigjähriges Bestehen feiern. Er allein unter den unzähligen politisch-satirischen Blättern, die in und nach den Märztagen erstanden waren, hat sich in die Gegenwart hinüber gerettet. Seiner Entwicklung aus dem winzigen Blättchen, das an erster Stelle immer nur auf ein Berliner Lesepublicum gerechnet hatte, zu dem aller Orten populären Weltblatt nachzugehen, namentlich im Zusammenhange mit den politischen Ereignissen von 1848 bis heute, war eine reizvolle Aufgabe, und sie ist in der vorliegenden Festschrift mit Glück und Geschick gelöst worden. Die außerhalb der Redaction stehenden Verfasser haben sich, mit einer Ausnahme, nicht genannt. Nach einer sehr eingehenden Darstellung der literarisch-politischen Bewegung in Deutschland, vornehmlich in Berlin, während der vierziger Jahre, folgt, aus der Feder von A. Schwartz, eine Geschichte des „Kladderadatsch" von 1848—1898, woran sich eine aus voller Kenntniß der Personen geschöpfte, mit liebevoller Sorgfalt geschriebene Charakteristik der „Gelehrten des Kladderadatsch" anschließt, in erster Reihe der Begründer seines Weltruhms: des scharfen, unerschöpflich witzigen David Kalisch, des genialen, satirischen Ernst Dohm, Rudolf Löwenstein's, des feinsinnigen Dichters, des liebenswürdigen, erfindungsreichen Zeichners Wilhelm Scholz u. s. w. Das Buch lehrt uns aber auch, was für Hemmnisse — Verfolgungen, Confiscationen, Strafen — überwunden werden mußten, bis der „Kladderadatsch" zu dem Range erhoben war, den wir ihn heute einnehmen sehen. Ein feines Verständniß für die jeweilige politische Lage, ein tactvolles Maßhalten in Angriff und Abwehr, die reiche poetische Begabung seiner Mitarbeiter, die Treffsicherheit seiner Zeichner haben den „Kladderadatsch" zu dem gemacht, was er ist und lange noch bleiben möge! — Das Buch ist hübsch ausgestattet und mit vielen Bildern geschmückt.

γδ. **Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen.** Mit Beiträgen von Paul Ankel, Paul Baillen, Franz Bendt, Friedrich Blencke, Wilhelm Bölsche, Georg Borgfeldt, Max Cornicelius, Hugo Faltenheim, Th. v. Frimmel, K. Th. Gädertz, Herman Grimm, Eduard Grisebach, Julius Hart, Fritz Knapp, G. R. Kruse, Max Lehmann, H. A. Lier, Oscar Linke, Erich Marcks, Friedrich Meinecke, Franz Muncker, Otto Pfleiderer, C. Ruland, H. Alfred Schmidt, Leopold Schmidt, Reinhold Steig, J. v. Verdy du Vernois, Paul Warncke, Karl Wilke, Otto N. Witt u. A. Herausgegeben von Karl Werckmeister. Erster Band. Berlin, Kunstverlag der Photographischen Gesellschaft. 1898.

Dies künstlerisch literarische Unternehmen Karl Werckmeister's schließt jetzt mit seiner fünfzehnten Einzellieferung den ersten Band ab. Was die ersten Hefte, über die der „Deutschen Rundschau" seiner Zeit ausführlicher berichtet wurde, versprachen, ist im Fortschritt des Werkes redlich gehalten worden. Es liegen nun die Originalbildnisse von mehr als hundert bedeutenden Männern und Frauen in ausgezeichneten Reproductionen vor: ein Heft, das achte, enthält nur allein Beethoven-Bildnisse. Kein Zweig höherer menschlicher Thätigkeit, kein Stand in Deutschland, keine Culturnation ist unvertreten. Die biographischen Texte sind durchweg von kenntnißreichen Mitarbeitern geschrieben, die sich Alle bemühen, dem Standpunkte dessen, den sie schildern, gerecht zu werden. Es geht ein Zug von deutscher Universalität durch dieses Wert. Dem inneren Werthe entspricht auch die äußere Form. Zur Aufbewahrung der ersten fünfzehn Lieferungen hält der Kunstverlag der Photographischen Gesellschaft eine praktische Sammelmappe oder zum festen Einbinden eine Einbanddecke bereit. Man kann nur sagen: es ist eine Freude, dieses Werk zu besitzen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 205/206. Die Brüder. — Anna. Zwei Erzählungen von Betty Paoli. Wien, C. Daberkow. O. J.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Bis zur 49. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

L'Archiviste. — Drumont et Dreyfus-Études sur la „libre parole" de 1894 à 1895. Par l'Archiviste. Paris, P. V. Stock. 1898.

Berger. — Habsburg. Märchenspiel in drei Acten von Alfred Freiherrn von Berger. Wien, Carl Konegen. 1898.

Bergougnan. — L'affaire Jabus et l'affaire El-Chourfi. Par A. Bergougnan. Paris, P. V. Stock. 1898.

Berlepsch. — Bergvolk. Novellen von G. von Berlepsch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Bormann. — Shakespeare's Debut 1598. Von Edwin Bormann. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1898.

Boßhart. — Im Nebel. Erzählungen aus den Schweizer Bergen von J. Boßhart. Leipzig, H. Haessel. 1898.

Brandes. — Dissolving Views. Charakterzeichnungen von Land und Leuten, aus Natur und Kunst von Georg Brandes. Uebersetzt von A. v. d. Linden. Leipzig, H. Barsdorf. 1899.

Braune. — Künstlerseele. Drama in drei Aufzügen von Rudolf Braune. Roßla (Harz), R. Braune. 1898.

Budde. — Naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Dr. E. Budde. Zweite, unveränderte Auflage. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Burckhardt. — Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien. Von Jacob Burckhart. Basel, C. F. Lendorff. 1898.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Herausgegeben von Karl Werckmeister. Bis zur fünfzehnten Lieferung. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Denis. — Histoire contemporaine. Par M. Samuel Denis. Tome second. Paris, Librairie Plon. 1898.

Driault. — La question d'Orient depuis ses origines jusqu'à nos jours. Par Edouard Driault. Préface de Gabriel Monod. Paris, Félix Alcan. 1898.

Echo, das literarische. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Herausgegeben von Dr. Josef Ettlinger. Erster Jahrgang, erstes Heft. 1. October 1898. Berlin, F. Fontane & Co.

Flerowsky. — Das ABC der socialen Wissenschaften. Die gegenwärtige westeuropäische Civilisation. Von N. Flerowsky. Uebersetzung des Autors (aus dem Russischen) mit Ergänzungen. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Gaedertz. — Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Ein Gedenkblatt von Karl Theodor Gaedertz. Zweites Tausend. Wismar, Hinstorff. 1898.

Gerhard. — Beichte. Novellen von Adele Gerhard. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1899.

Giessler. — Die Athmung im Dienste der vorstellenden Thätigkeit. Von Dr. C. M. Giessler. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1898.

Goldschmidt. — Kant und Helmholtz. Populärwissenschaftliche Studie von Dr. phil. Ludwig Goldschmidt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1898.

Gottschall. — Aus meiner Jugend. Erinnerungen von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Guétant. — Dites-nous vos raisons. Lettre à monsieur Mirman à-propos de l'affaire Dreyfus. Par Louis Guétant. Paris, P. V. Stock. 1898.

Hartmann. — Denkwürdige Erinnerungen. Von Franz Hartmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Hindersin. — Wuotans Ende. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Hindersin. Leipzig, C. G. Naumann. 1898.

Huch. — Aus dem Tagebuche eines Höhlenmolches. Von Rud. Huch. Zweite Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1897.

Huch. — Was liegt denn dran? Lebensbilder erzählt von Rudolf Huch. Leipzig, H. Haessel. 1898.

Janus. — Lieder und Sprüche von Natalis Janus Wien, Carl Konegen. 1898.

Internationale Erdmessung. Das schweizerische Dreiecknetz. Herausgegeben von der schweizerischen geodätischen Commission. Achter Band: Lothabweichungen in der mittleren und nördlichen Schweiz. Im Auftrage ausgeführt und bearbeitet von Dr. J. B. Messerschmitt. Mit einer Tafel. Zürich, Fäsi & Beer. 1898.

Kaeding. — Die Hülfszeitwörter in ihrem Verhältniss zum deutschen Wortschatz. Von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1897.

Kaeding. — Ueber Geläufigkeitsuntersuchungen oder Feststellung der Schreibflüchtigkeit der Schriftzeichen. Von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1898.

Kilian. — Rund um Berlin. Hundert Ausflüge in die nächste Umgebung. Ein Wegweiser für Freunde des Radfahrens. Von Oskar Kilian. Berlin, Max Rockenstein. O. J.

Kilian. — Radlerstreifzüge durch die Mark Brandenburg. In 24 Ausflügen mit über 400 Illustrationen und 48 Orientirungskarten. Herausgegeben von Oskar Kilian. Berlin, Max Rockenstein. O. J.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Zweite und dritte Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1898.

Kocher. — Kirchberg's Geschick. Eine Erzählung aus den Zeiten Friedrich's mit dem Wangenbiß. Von Ferdinand Kocher. Mit sechs Vollbildern von R. Starcke-Weimar. Altenburg, Stephan Geibel. O. J.

Köckert. — Gelegentlich der Programm-Musik. Von Ad. Köckert. Zürich, Gebrüder Hug & Co. 1898.

Koppe. — Wesen und Bedeutung der graphischen Künste für den Illustrations- und Kartendruck. Von Dr. Carl Koppe. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Lang. — Wie wächst das Erz? Von Dr. O. Lang. Mit 20 Abbildungen und einer Buntdrucktafel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Leitfaden für den Unterricht in der russischen Sprache. I. Russische Fibel von Adolph Garbell. II. Elemente der russischen Sprachlehre von Adolph Garbell. Berlin, Langenscheidt. 1898.

Le Mang. — Hermann. Ein Drama von Richard Le Mang. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Marin. — Histoire populaire de l'affaire Dreyfus. Par Capitaine Paul Marin. Paris, P. V. Stock. 1898.

Maulde la Clavière. — Les femmes de la renaissance. Par R. de Maulde la Clavière. Paris, Perrin et Cie. 1898.

Merx. — Aus Muallim Nadschi's Sündüle. Die Geschichte seiner Kindheit. Aus dem Türkischen übersetzt von Adalbert Merx. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Morf. — Geschichte der neueren französischen Literatur (16. bis 19. Jahrhundert). Ein Handbuch von Heinrich Morf. Erstes Buch: Das Zeitalter der Renaissance. Strassburg, Karl J. Trübner. 1898.

Naumann. — Antimoralisches Bilderbuch. Ein Beitrag zu einer vergleichenden Moralgeschichte. Von Gustav Naumann. Leipzig, H. Haessel. 1898.

Netsch. — Spielbuch für Mädchen im Alter von 6 bis 16 Jahren. Auswahl von Lauf-, Gerät-, Sing- und Ruhespielen für Schule, Volksspielplatz und Familie. Mit 45 Figuren. Gesammelt und beschrieben von A. Netsch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Vorworte von Schulrat Professor Dr. Euler. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1899.

Neudeck-Schröder. — Das kleine Buch von der Marine. Ein Handbuch alles Wissenswerthen über die deutsche Flotte nebst vergleichender Darstellung der Seestreitkräfte des Auslands von Georg Neudeck und Dr. Heinr. Schröder. Mit einer Karte und 644 Abbildungen. Kiel, Lipsius & Tischer.

Riese. — Auf der Heide. Roman von Charlotte Riese. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 1898.

Oberländer. — Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Von Hans Oberländer. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Adam und Eva.

Roman

von

Helene Böhlau al Raschid Bey.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Die beiden Mädchen sitzen ihrem Vater gegenüber in Mrs. Wendland's Landauer, Kutscher und Diener in vornehmer Livrée.

Das leichte Gefährt rollt die Landstraße am Starnbergersee entlang.

„Bamsen, ich sag' Euch, daß Ihr mir keine Schande macht. Schaut net so, als wär' Euch die Butter vom Brod gefallen."

Der Dichter trägt einen hellgrauen Sommeranzug, graue Kniehosen und schwarze Strümpfe mit Halbschuhen. Er ist vollkommen der elegante Tourist. Seine mächtige, blonde Persönlichkeit nimmt sich vortrefflich aus.

Die Kinder konnten sich nicht erinnern, jemals mit ihrem Vater einen Ausflug gemacht zu haben, und wußten sich jetzt nicht recht in ihre Lage zu schicken. Er liebte Familiensimpelei nicht und war als Ehemann Junggeselle geblieben. Als Schriftsteller brauchte er unendlich viel Anregung, auf welche die Seinigen keinen Anspruch machen konnten. So war es gekommen, daß er in gewisser Weise ein Leben für sich führte, und zwar ein Leben, das sich um eine Kaste höher abspielte.

Die beiden Mädchen sitzen wortlos. Aus der dumpfen Stadt in die schöne, reiche Sommernatur gekommen zu sein, thut ihnen weh und wohl; der weiche Seewind, die mächtigen Massen tiefdunkeln Laubes, das die Luft einzuengen scheint, und der Duft nach blühendem Gras — wie bedrängt sie das Alles! Das sollte man immer haben können! Arme, junge Menschen, denen die Natur fremd bleiben muß.

Sie biegen jetzt in einen vortrefflich gehaltenen Kiesweg ein, der durch dichten Buchenwald eine Anhöhe hinan führt, und kommen bald an ein schönes, weit geöffnetes Gitterthor aus kunstvoll geschmiedetem Eisen.

Da fährt der Wagen ein im großen Bogen um einen köstlichen Rasenplatz, auf dessen saftigem Grün Centifolien-Rosenbüsche wuchern. Sie stehen jetzt in voller Blüthe. Tausende von Rosenblüthen, alle dasselbe zarte Rosa,

und ein so süßer Duft, daß einem Stadtkinde die Thränen in die Augen kommen konnten. So etwas heimlich Ländliches, paradiesisch Zartes liegt in den kunstlos, kunstvoll zerstreuten rosenbedeckten Büschen.

Ein Springbrunnen plätschert in einer stillen, grünen Ecke, keine Paradefontäne im Centrum des Cirkels — nein, abseits wie ein verträumter Geigenspieler, der sich selbst zu eigener Lust in einer verlorenen Ecke ein Ständchen bringt.

Den beiden Mädchen schlägt das Herz. Wie eine breite, laue Welle süß duftender Vornehmheit geht es über sie hin.

Der Wagen hält vor der Villa, der Diener öffnet den Schlag. Alles, worauf ihr Auge auch fällt, ist wie in einer anderen Welt. Alles sagt ihnen etwas von einem geheimnißvollen Leben, das sie nicht kennen.

Ihr Vater hilft ihnen aus dem Wagen — ja, ist denn das ihr Vater? Er hat einen Ausdruck, den sie an ihm nicht für möglich gehalten hätten, so gentlemanlike, eine so ritterliche Bewegung des Armes, die ihnen gilt!

Sie werden unbeschreiblich verlegen.

Der Diener führt sie eine breite, steinerne Treppe hinan. Vorsaal und Treppenhaus ganz in Weiß und Gold gehalten. Eine große Schale vor einem hohen Spiegel mit Centifolien und Reseda, die den Raum mit ihrem Sommerduft erfüllen.

Marie und Isolde wünschten sich weit fort. Die Atmosphäre so kühl, als schlüge im ganzen Hause kein Herz!

Der Diener öffnet die Thürflügel. Isolden ist dieser Diener merkwürdiger als Alles. Er ist, kommt es ihr vor, da und zugleich nicht da. So wesenlos ist ihr noch nie ein Mensch erschienen. Auf seinem Gesicht liegt die Vornehmheit des Hauses versteinert.

Sie gingen durch ein hohes, helles Vorzimmer und schauten nicht recht um sich. Die Thür nach einem anderen Raume stand geöffnet. Sie traten ein und befanden sich einer Gesellschaft von verschiedenen Personen gegenüber.

Der Theetisch gedeckt, Gäste um ihn versammelt. Ein leichtes Arom von Cigaretten und Rosen. Es schienen den beiden Mädchen auf den ersten Blick viel mehr Personen gegenwärtig zu sein als es in Wirklichkeit waren.

Eine Dame hob sich ein wenig aus ihrem Lehnsessel, beugte sich vor, streckte den Arm aus. Gelblich indische Seide floß faltig schlank von ihr herab. Ein liebenswürdiges Lächeln ging über das schmale, von glatt anliegendem schwarzen Haar eingerahmte Gesicht.

„Wie gut, daß Sie sind gekommen, lieber Dichter," sagte die Dame. „Nun, und Ihre jungen Mädchen — wir wollen sehen."

Sie gab jedem der Mädchen die Hand. Tiefe, schwarze, feuchte Sammetaugen fühlten sie auf sich gerichtet, kühl, vornehm, freundlich.

„Kommen Sie, nehmen Sie Platz, lieber Dichter."

Isolde sah weltenweit von sich entfernt Henry Mengersen im weißen Flanellanzug. Sie empfand, wie er hier heimisch war.

Ein tödtlicher Schreck, ein banges Schamgefühl überwältigte sie, als sie an den Schädel daheim dachte. Die süße, mystische Liebeswonne, die bräutlich

nonnenhafte Seligkeit, wie erschien ihr das Alles jetzt! Den Schädel hatte sie geliebkost — ja! Die beiden Stirnen hatten dieselbe Form — gewiß. Sie hatte vor ihm wie im Gebet versunken gelegen. Es war ihr so natürlich erschienen. So ein thörichtes Geschöpf, wie sie war!

Henry Mengersen wurde den beiden Mädchen vorgestellt. Er erinnerte sich Isoldens. Sie hatten sich in einer Gesellschaft bei Frey'schen Freunden getroffen. Er reichte ihr die Hand und begrüßte sie als alte Bekannte.

Außerdem war ein ältlicher norddeutscher Baron da, ein jovialer Herr, und eine noch junge, schlanke Frau mit kleinem Kopf und kräftig voller Gestalt, einem etwas ernsten Kindergesicht, großen Augen, kleiner Nase, hübsch geformtem Mund. Sie schien eine angenehme Person zu sein. Ihr weiches, braunes Haar trug sie in einem nicht geschickt arrangirten Knoten.

Zu guterletzt räkelte sich ein zweifelsohne hochmoderner Schriftsteller in seinem Stuhl. Er räkelte sich, weil das seiner Lebensanschauung wahrscheinlich entsprach. „Grüß Gott, Uebermensch!" sagte er und schüttelte Doctor Frey collegialisch, aber auf eine etwas schlottrige Weise die Hand.

Ein tadelloser, aber ein wenig zu weiter Salonanzug bedeckte seine elegante, feingliedrige, mit zartem Fett ausgepolsterte Gestalt. Die breite, gestärkte Hemdenbrust stand im weiten Bogen aus der tief ausgeschnittenen Weste heraus. Es war Alles nicht so recht niet- und nagelfest an ihm. Dr. Frey aber schien mit Allen, die am Tisch saßen, bekannt und vertraut. Er hatte etwas so leicht beweglich Mächtiges wie eine gut geschmierte große Maschine.

Als er sich niedersetzte, sagte er jovial und wie im Prophetenton eine seiner Sentenzen: „Wir müssen Alle wahr sein, wahr bis zum Aeußersten — wahr und lebensfreudig — dann wird die Welt ein anderes Gesicht bekommen."

Jede seiner Bewegungen zeugte davon, daß er sich hier sicher und wohl fühlte, daß er sich seines Werthes bewußt, daß er ein berühmter Mann war.

Als Marie und Isolde in den eigenthümlichen englischen Stühlen Platz nahmen, empfanden sie ein lebendiges Behagen, wie sich das glatte, zarte Holz an den Körper schmiegte. Unwillkürlich strich Isolde wie liebkosend über die Armlehne, auf der ihre Hand ruhte. Sie fühlte sich so geborgen. Wie robust lebte es sich daheim, wie häßlich und grob!

Ihren Vater ließ sie nicht aus den Augen. Er war hier wie ein anderer Mensch. Wie zu einem Heiligen neigte sich die schöne Frau zu ihm und fragte ihn, ob er Rum oder Citrone in den Thee wünsche. Eigenhändig reichte sie ihm das Gewünschte, und er schaute wie ein Halbgott um sich.

Isolden war etwas wie Weinen und Lachen nahe. Ein erschrecklich verquicktes Ding von einem Gefühl. Sie dachte an die Mutter daheim. Der Thee war so duftend, die Tassen so zart, alles Geräth auf dem Tisch als stammte es aus einer vollkommneren Welt.

Die Mädchen saßen ganz still in ihren hellgrauen Lodencostümen, wie zwei graugefiederte Tauben. Sie dachten beide an ihre Kleider, die sie im Köfferchen mitgebracht hatten, und fühlten eine wahre Sehnsucht darnach. Mrs. Wendland fuhr im leichten Plaudern fort, in dem sie durch das Eintreten der neuen Gäste unterbrochen worden war. „Lu," wendete sie sich

an die junge Frau, „man hat mich gefragt, was ich habe an Dir? Was hast Du an ihr? Ich habe gesagt: das, was Du hast an mir, hab' ich an ihr. Ich bin wärmer als Du, sie ist wärmer als ich. Es ist immer die Wärme. Und weißt Du, wer hat gefragt? Dieser Oesling!" Mrs. Wendland blickte auf den kleinen, dicken Baron.

Die junge Frau sah groß auf und lachte. „Ja," sagte sie, „ich stehe nicht in Gnaden bei dem Baron."

„Verehrteste!" der kleine, dicke Baron machte eine wahrhaft entsetzte Bewegung und steckte seinen goldenen Kneifer auf die Nase. „Verzeihung, gnädigste Frau, da weiß ich allerdings einen absolut anderen Zusammenhang . . ."

„Mußt Dich nicht bemühen, lieber Freund."

Mrs. Wendland stand vor dem Kamin, ihre hohe, schlanke Gestalt nachlässig hingelehnt. Sie schaute mit unergründlichen Augen auf die Gesellschaft. Ueber ihr lag eine eigenthümliche Ruhe, wie sie gewöhnlichen Menschen nicht eigen ist. „Merkwürdiger Weise," fuhr sie fort, „sagte Annie dasselbe von Dir, lieber Baron: Wie kannst Du verkehren mit diesem dummen Baron?"

„Mary!" rief die junge Frau ganz entsetzt.

Mrs. Wendland aber erzählte ruhig weiter. „Ich habe gesagt: Es ist ein alter Liebhaber von mir — und ich frag' ihn: Wo kaufst Du das beste Kaiseröl, und ob er seinen Leuten auch Werktags Wein gibt — solche Dinge — aber das ist das Gemüthliche. Nicht wahr, Baron?"

„Du bist heute ja wieder von fabelhafter Freimüthigkeit!" Die junge Frau war tief erröthet und etwas nervös geworden. „Und schließlich, ist denn diese Freimuthigkeit so nothwendig?"

„Meine liebe Lu, Freimuthigkeit ist nie unnöthig. Denke, was für ein schönes Wort: Frei — Muthig! — Zum Beispiel: Ich habe das Unglück, unter deutschen Frauen zu leben. Ich weiß nicht, womit ich das verdient habe. Die, mit denen ich muß leben, die werd' ich nicht in ihrem Dunkel sitzen lassen. Die meisten Frauen sind Kuhen," sagte sie aufseufzend.

„Das gehört eigentlich wieder unter vier Augen," meinte Frau Lu.

„Mit Deinem ‚unter vier Augen'!" Mrs. Wendland lächelte. „Was man unter vier Augen sagt, ist so gut, als ob man gar nichts sagt — außer in Liebesdingen — ja, dann — natürlich. Aber alles Andere ist gut, wenn man aller Welt es sagt. Es wird bekannt. Ich sage Alles, was ich denke."

Der moderne Schriftsteller hatte eine zarte Applaudirbewegung mit den Spitzen seiner Finger gemacht, nach Mrs. Wendland's eigenthümlicher Bemerkung über die deutschen Frauen. Mrs. Wendland hatte dies bemerkt.

„Und was soll ich von den deutschen Männern denken, wenn ich muß sehen so etwas?" Sie umgab den Schriftsteller wahrhaft mit der ruhigen Macht ihres Blickes. „Wenn ich sagte, was ich über die Frauen sagte, so ist das etwas Trauriges und ein schlechtes Zeichen für den deutschen Mann. Wenn ich bin freimuthig und wiederhole, was Frau Lu von meinem guten Baron

gesagt hat, so will ich, daß sie nicht soll erschrecken. Sie soll ganz ihr Selbst bleiben — ganz ruhig in ihrer Seele, nicht aus der Contenance kommen. Eine Frau, die gethan und gelebt hat wie Frau Lu, die so gehandelt hat, muß souverän sein. Lu hat nie zu den Beschränkten gehört — nie. Lu nie."

Das sagte Mrs. Wendland sehr bestimmt. „Sie ist Ausnahme, first class. Wenn ich denke an Lu, denke ich, daß sie genagelt ist an ein Kreuz, mit tausend Rosen überdeckt, so ganz überdeckt von Rosen — ein Golgatha, ganz in Rosen. Niemand sieht, daß sie genagelt ist — aber sie ist's, mit Händen und Füßen, weil sie eine so glückliche Ehe hat, so ein Wunder von einer Ehe. Eine wirklich glückliche Ehe! — Nicht, was man so nennt glückliche Ehe, das ist eine Futterehe, was man im Allgemeinen nennt ‚glücklich'. Aber Lu's Ehe ist in Wahrheit glücklich — und das ist ein großes Unglück."

Mrs. Wendland ging auf ihre Freundin zu, strich ihr über das Haar. „Arme Lu!"

Frau Lu schlang die Arme um sie und sagte: „Aber wie viel besser es ihm jetzt geht! — Und er arbeitet! Wenn Gott nur einmal ein bissel neutral bleibt."

„Uebrigens, mir fällt ein," sagte Mrs. Wendland — „etwas ganz Anderes: Gestern geh' ich meinen Spaziergang außer meinem Park und begegne einer deutschen Familie — zwei Männern, Kindern und einer Frau. Die Kinder liefen voraus, und die Frau war zurückgeblieben. Sie hatte was an den Füßen und war so eine dicke Bürgerin. ‚Schau,' sagte der eine Mann zu seinem Begleiter, ‚wie Deine Alte nachhatscht.' — ‚Na, alter Kachelofen,' ruft ihr der Ehemann zu, ‚mach' voran!' Und die Frau schaut auf mich und lacht so gutmüthig und sagt: ‚So san die Mannersleut!' Nein, lieber will ich ein Pferd sein als eine deutsche Frau!"

„Nun, ich dächte, eine schöne Frau darf doch auch in Deutschland reden, wie es ihr gefällt," sagte der moderne Schriftsteller, und um seine Lippen spielte ein Lächeln, wie er es in der Gewohnheit hatte, wenn er eine Frau über irgend einen Gegenstand sprechen hörte, auch wenn dieser Gegenstand ihre eigene Persönlichkeit und ihr eigenes Geschlecht gewesen wäre — ein so nachsichtiges, gnädiges Lächeln.

„O ja, eine schöne Frau kann auch in Deutschland manches thun; aber das liegt auf einem ganz andern Gebiete. Ich bewundere die deutsche Frau, daß ihr nicht die Geduld ausging. Ich würde eine Bombe nehmen und auf die Schlafrock von meinem Mann werfen und auf die Schlafrock von alle Männer, die schreiben und philosophiren und sprechen von die Frau. Mitten in ihr Dunkel — würde ich werfen."

„Oho! Hochverehrte!" rief Dr. Frey mächtig! „Deutsche Liebe! Deutsches Weib! Minnesang! Sie thun uns bitter Unrecht!"

„Da kommen Sie mit die Mittelalter! — Natürlich, das thun alle deutschen Männer, wenn sie von die Frau reden. Ein deutscher Mann sieht die Frau immer im Mittelalter, auch in solch' einem Costüm. Ich glaube,

wenn er von die deutsche Frau spricht, denkt er an eine aus Holz geschnitzte, nie an die lebendige, sowie auf die Titel von allen deutschen Familienzeitungen zu sehen ist, so kindlich. Das Naivste, was es in dieser Beziehung gibt, ist der deutsche Mann. Deutsche Liebe! Ich mache zwei Kreuze davor, damit man sich in Acht nimmt. Ich will eine lange Geschichte erzählen; ich liebe sehr, Geschichten zu erzählen," sagte sie träumerisch. „Es hat sich eine Ausländerin verheirathet. Sie hat einen deutschen Baron geheirathet."

Mrs. Wendland sah mit ihren tiefen, ruhigen Augen geradaus über die Gesellschaft hinweg. Wie vornehm kühl stand sie da, als wenn Alles auf der Welt sie nichts anginge; auch das Alter nicht. Denn sie war nicht mehr jung. Wie floß aber die gelbe indische Seide an ihrer schlanken Gestalt herab. Diese Frau hatte sich in nichts nachgegeben, das sah man. Sie hatte ihr Leben mit sich selbst durchdrungen.

„Und dieser Baron ist so ein deutscher Lebemann," fuhr sie fort. „Er hatte gelebt und geliebt, wie man sagt. Er war ein schöner Mann und hatte ein Schloß und Wald und Jagd und war ein großer Jäger. Er hatte genug von die Frauen und deshalb heirathete er. Und wie ich sagte: er heirathete eine junge Ausländerin — schön — klug, und sie hatte nicht gelebt und geliebt, wie man sagt, und liebte ihren Mann mit solch' einer schönen, jungen Liebe und solch einem Verlangen nach Liebe. Und er hatte nicht ein Verlangen nach Liebe und kümmerte sich wenig um sie. Sie aber war traurig darüber, und er ging alle Morgen auf die Jagd. Im Winter, vor Sonnenaufgang, stand er leise auf und ließ sie in Thränen verliebt allein. Da sann sie, wie sie ihn halten könne.

„Und einmal war es auch, da wußte sie schon, daß er wieder gehen würde. Draußen lag leichter Schnee über der Welt, und der Mond schien helle. Da war sie es, die aufstand, viel, viel leiser als er, so zart wie ein Hauch, und sie legte ihre Nachtkleider ab und schlüpfte nur in einen weichen Pelz — dann schlich sie fort — und zum Schloß hinaus. Und unter einer einsamen Linde warf sie ihren Pelz ab und stand in ihre große Schönheit im Mondschein. Da legte sie sich in den weißen, unberührten Schnee, und der Schnee trug die Linien von ihre zarte Gestalt. Dann hob sie sich wieder und schlüpfte in ihr Pelz und eilte schnell in das Schloß zurück, in ihr Schlafzimmer — leise — leise wie ein Hauch. Und als der Baron erwachte und sie wollte verlassen, um zur Jagd zu gehen — da sagte sie: ‚O, denke, es ist ein edles Wild bis nah' vors Schloß gewesen, ich habe seine Spur gesehen unter der Linde.' Da lachte er und glaubte nicht.

‚O, geh',' sagte sie, ‚Du wirst es sehen, daß ich wahr sagte.' Und er ging. Und als er wieder kam, da verließ er sie, denke ich, nicht mehr. Und meine Geschichte heißt ‚Die Wildspur'. Das ist, was ich nenne ‚Frau' und Liebe, so süß und klug. O, es gehört mehr Weisheit und Seele — und Geist dazu als zum Eisenbahnbauen."

„Eine Geschichte für junge Damen," sagte der moderne Schriftsteller lächelnd und verbeugte sich leicht, zu Marie und Isolde gewendet.

„Gewiß, für junge Damen," sagte die schöne Frau. „Oder meinen Sie für alte?"

Die kleine Geschichte hatte sie mit solch' einer freimüthigen Schönheit erzählt, daß es über Alle wie ein Hauch von Poesie ging.

Dr. Frey erhob sich, goß ein zierliches Krystallglas voll Wein ein, ließ sich vor Mrs. Wendland auf ein Knie nieder und sagte, indem er das Glas an die Lippen führte: „Dem wundervollsten Weib!"

„O, Sie sind ein deutscher Dichter! Sie sind ein Freiheitsmensch, ich weiß. Es ist sehr nöthig hier."

Die beiden jungen Männer, der Schriftsteller und Henry Mengersen, verhielten sich bisher passiv. Der Schriftsteller hatte den Blick selten von Mrs. Wendland gekehrt. „Kann so bleiben," murmelte er ein paarmal vor sich hin, „kann so bleiben."

Henry Mengersen war, wie es schien, ein wenig verstimmt.

Mrs. Wendland hatte Dr. Frey und seine beiden Mädchen veranlaßt, mit ihr auf den Balkon hinaus zu treten.

„Alles angeweiblicht — für Weiber" — sagte Henry Mengersen, zum Baron gewendet. „Jawohl, Eisenbahnbauen! O, theure Mistreß, versuchen Sie's mal."

„Na," meinte der Baron, „Sie Tiger, das sagt man doch bloß. Und übrigens, ich habe nichts gegen das ewig Weibliche hier um diesen Tisch. Reizende Kerlchen — was?"

Er zwinkerte und deutete mit diesem Zwinkern auf die verlassenen Plätze der beiden Mädchen.

„Nicht übel, die Eine ist mir schon bekannt, ein sonderbares Huhn."

Zum Souper kleideten sich die beiden Mädchen in ihre duftigen, langen Gewänder, und es fiel ihnen wie ein Stein vom Herzen, als sie sich so schön sahen. Die Vornehmheit bedrückte sie nun nicht mehr.

Spät am Abend sprach Mrs. Wendland den Wunsch aus, daß Henry Mengersen sie Alle mit einander in sein Atelier führen möchte. Auf eine kühle Art zeigte er sich bereit dazu.

Isolden schlug das Herz. Und während die Anderen im Salon noch eifrig plauderten, stand sie allein draußen auf der Terrasse und sah in die Sommernacht hinaus.

Zwei Jahre mochten es her sein, da hatte sie in einer Münchener Kunstausstellung, kaum fünfzehnjährig, vor einer Reihe Radirungen gestanden — und das Kind hatte geschaut und geschaut, die Zeit war ihr vergangen, ohne daß sie es empfand.

Die Leute hatten über das kleine, weltvergessene Mädchen gelächelt. Sie aber hatte eine neue Welt gesehen und gefühlt.

Da war eine Landstraße gewesen, eine langgestreckte Landstraße, links und rechts mit jungen Obstbäumen besetzt, und diese Straße führte geraden Weges hinein in einen dunkeln, drohenden, schweren Gewitterhimmel.

Niemand ging diese Straße. Sie aber ging sie. Sie lief im Geist auf dieser Straße. Eine große, todte Stille — kein Blatt rührte sich — kein Laut — und auch die ungeheure Wolkenmasse stand unbeweglich, ein großes, düsteres Geheimniß. Und diesem drohenden, düsteren Unbekannten lief sie entgegen. Sie ging nicht, sie lief. Sie war ganz entrückt.

Und dann ein anderes Blatt:

Auf hohem Gebirgsgipfel, mitten in der Gletscherwelt, im ewigen Schnee, kämpften zwei Titanen unter schwerem Himmel. Der ewige Schnee stiebt um sie her. Eisklötze fliegen. Der Grund ist zerwühlt, zerstampft, zerklüftet und zerrissen von der Gewalt der Hufe.

Um was kämpfen sie? Um ein armes Häschen, das todt und winzig im Schnee liegt; das der Eine erbeutet hat und der Andere ihm nicht gönnt.

Da mußte das Kind lachen.

Und weiter: Auf einem Bild sah sie ein Liebespaar. Rosen und Nacht. Es war Alles so verstohlen.

Sie begriff.

Es war da ein Duft von Jasmin in der Luft — und das Geheimniß, das große Geheimniß . . .

In der Schule steckten sie die Köpfe immer zusammen, das Eine, nur das Eine ließ ihnen keine Ruh; es sprühte ihnen im Blute, es stieg ihnen zu Kopfe, es nahm ihnen den Athem. Und dann war es so widerwärtig — die Andern konnte man darum hassen, daß sie davon tuschelten. Und im Umsehen waren sie wieder dabei — sie mit. Eine zeigte eine Stelle im Religionsbuch, ohne ein Wort zu sagen. Eine erröthete. Und Alle schauten und machten lange Hälse und wollten es sehen — lesen — genießen — davor erschauern — sie mit. Wie unanständige Kobolde, ganz elementar, ganz naiv.

Ja, und dieses Bild! Da war das Geheimniß. Sie aber ward wie reingespült davon.

Eine süße, ungeheure Melodie hörte sie. Sie fühlte etwas so Großes, so Einziges, etwas zum Hinsterben. Von dem Tuscheln, Schauern, dem naiv frechen Treiben der unanständigen Kobolde, welche die Leute Backfische nennen, war sie von jener Stunde an getrennt.

Auf dem nächsten Bild dasselbe Liebespaar. Ja, sie erkannte sie beide wieder. Ein Kind war geboren. Das Weib lag langgestreckt und todt. Es stand da eine Wasserschale, und Tücher lagen da. Sie sah das Alles mit Schauern. Es war eben geschehen.

Der Mann kniete und hielt den Kopf des todten Weibes in seinen Händen, und seinen Kopf hatte er ganz vergraben. Hinter beiden aber stand der Tod, riesig, wie eine mächtige Wand, wie ein Fels, und auf seinem Arm lag das eben geborene Kind, gleich einer welken Blüthe, die zufällig ein Sturmstoß auf den Arm des Todes geweht hat, so hing es formlos zusammengefallen.

Das junge Ding vor dem Bild war so erschüttert wie von nichts noch auf der Welt.

Ganz verschüchtert stand sie vor etwas Schrecklichem. Und dazu das Geheimnißvolle, das Unenthüllte — das auch sie selbst anging.

Sie fühlte sich vor diesem Bild bang dämmernd als Weib und fühlte dies mit tiefem, leidenschaftlichem Erschauern. Sie gehörte zu denen — zu denen, die so namenlos geheimnißvoll leiden müssen, zu denen, neben deren Liebe der Tod steht, so wie sie es eben gesehen, der riesige, ernste, feierliche Tod.

O, so lieben! Welches Geheimniß! Liebe und Tod! O, so in den Untergang hinein lieben!

Sie fühlte sich stolz, mächtig — und freute sich, daß sie ein Weib war.

Es war, als ob ihre Füße den Erdboden nicht berührten. Ja, das ist das Größte auf Erden: Weib sein! Sich opfern!

Mit solchen Gefühlen ging sie damals nach Hause.

Von da an liebte sie Henry Mengersen, noch ehe sie ihn gesehen. Sie liebte ihn, wie sie seine Kunst liebte.

Und als sie ihn gesehen von Angesicht zu Angesicht, liebte sie ihn kaum mehr als vordem. Nein, durchaus nicht mehr.

Der Schädel, dessen Stirn die wunderliche Aehnlichkeit zeigte, war ihr vom Schicksal gegeben worden als ein Symbol, das sie anbeten durfte, leidenschaftlich, so ahnungsvoll, wie eine Nonne eine Reliquie anbetet.

Und nun sollte sie in das Heiligthum treten und seine Werke in dem Raum sehen, in dem sie geschaffen wurden.

IV.

Sie gingen Alle mit einander in Mondschein und Centifoliendust. Der Springbrunnen spielte wie ein in sich selbst versunkener Spielmann in seiner grünen Ecke. Vom See kam eine feucht-weiche Luft. Das Mondlicht durchfloß die zarten Gewänder der Mädchen, löste sie wie zu einem leichten weißlichen Nebel auf. Isolde segnete ihre Mutter für diese Kleider.

Mrs. Wendland wurde von Dr. Frey geführt. Er führte sie so vorsichtig wie ein höheres Wesen, von dem er befürchtete, daß die bloße Berührung mit dem Erdboden es beschädigen könnte. An jedem Schritt, jeder Bewegung sah man, daß er vor urwüchsiger, ganz naiver Wonne und Befriedigung nicht ein und aus wußte.

Marie sah im Geist daheim die Mutter sitzen, wie sie mit ihrem Bengel die Schularbeiten machte, und Marie erschrak, wenn sie daran dachte, daß auf die Mutter auch nur ein Tropfen jener Zartheit, Besorglichkeit fallen könnte, mit der der Vater Mrs. Wendland umgab. Wie würde der Mutter bei so etwas wohl zu Muthe sein? Würde sie darüber lachen oder weinen? Marie konnte sich das gar nicht vorstellen. Vor ihrem Vater aber fürchtete sie sich, als wäre er sein eigenes Gespenst. Sie mochte gar nicht hinsehen. Sie schämte sich. Wer war nun der Rechte, der zu Hause oder der hier?

Gern wäre sie der Mutter um den Hals gefallen und hätte bitterlich um das geweint, um das, was sie bang und unklar empfand.

Sie gingen jetzt durch hohen Buchenwald. Der Mondschein flimmerte durch die dichten Zweige. Der Weg führte sanft abwärts.

Sie waren auch Alle ganz schön im Sommerzauber drin. Ein Jeder spann und sann. Wenigstens gingen sie ziemlich schweigsam durch diese laue, flimmernde Nacht. Henry Mengersen's Atelier lag unten am See. Er hatte sich schon seit Jahren ein kleines Landhaus hier gemiethet, das er in den Sommermonaten bewohnte. Das Atelier groß und kahl, die kleinen Abtheilungen des Riesenfensters standen zum großen Theil offen. Das Mondlicht strömte herein. Es lag etwas Kühles, Klares in diesem Raum, als Henry Mengersen die Schraube zum elektrischen Licht aufgedreht hatte und Alles bis in den letzten Winkel bestrahlt war. Hier empfand man nichts Weiches, nichts Ungeordnetes, nichts Beengendes, eine peinliche Ordnung und Sauberkeit.

Wem die Augen über Henry Mengersen's Toilette noch nicht aufgegangen waren, dem gingen sie hier auf. Sie war von jener vornehmen, absoluten, eleganten Reinheit und Neuheit, die ein Deutscher schwer erreicht.

Auch Henry Mengersen war Mischling. Seine Mutter stammte aus einer schwedischen Familie.

Die Art, sich zu kleiden, hob ihn über das Gewöhnliche, erleichterte ihm Vieles im Verkehr mit den Menschen, wirkte auf gewisse Naturen immer verblüffend, ließ ihn über der Situation stehen, und zwar ohne daß er sich irgendwie hätte dabei anstrengen müssen. Was ein armer, tapferer Kerl mit schlecht sitzendem Rock und mit an den Knieen ausgearbeiteten Beinkleidern mit Aufbietung aller Kräfte und allen Muthes nicht erreicht, das fiel ihm zu. Er gebrauchte, um das Alles zu erreichen, nur etwas mehr Zeit zu seiner Toilette. Für Frauen war er unwiderstehlich.

Diese jungen, naiven deutschen Frauen — wie ennuyirten sie ihn seit Jahren schon! Er verkehrte jetzt allerdings meist nur mit Ausländerinnen oder wenigstens mit deutschen Damen aus den höchsten Kreisen. Das war zu ertragen. Eine Frau wie Mrs. Wendland schien ihm wirklich erträglich, und auch ein Haus, wie Mrs. Wendland es führte — die ganze Art von Mrs. Wendland stieß ihn nicht ab, trotzdem sie ihre großen Schwächen hatte. Man konnte mit ihr reden und leben, ohne jemals von Naivitäten belästigt zu werden. — Mrs. Wendland's Ansicht war: „Wissen Sie, Henry, man kann sehr schlecht sein bei uns. Man muß nur immer in seinem Rang bleiben."

Im Atelier hing keine Studie, nichts von seiner oder irgend eines Andern Hand. Große bequeme, helle Eichenholzschränke standen längs der einen Wand, ein breiter Arbeitstisch nahe dem mächtigen Fenster.

Mengersen ging in den Nebenraum, in das Bildhaueratelier, und bat seine Gäste, einen Augenblick auf ihn zu warten. In dies zweite Atelier ließ er ungern Jemanden eintreten.

Es währte nicht lange, da kam er mit einer kleinen Marmortafel wieder und stellte diese auf eine Staffelei, rückte sie behutsam, blickte prüfend zur Lichtkrone und trat dann zurück.

Ein Relief. Mrs. Wendland's Kopf, leicht, gelblich getönt, ein Sphynxkopf.

„Also ein Raubthier," sagte Mrs. Wendland eigenthümlich lächelnd. Sie hatte Recht, ein Raubthierkopf, so schön er war. Die Augen hatten etwas Packendes, Zugreifendes. Um den Mund lag ein räthselhafter, urweltlicher Zug: „das Thier". Hier war es geprägt, das Halbthier Weib.

„O Henry Mengersen," sagte Mrs. Wendland ruhig, „weil ich bin ganz offen, offen, wie Sie sonst Niemanden kennen, weil ich nichts verstecke, nichts Böses und nichts Gutes, machen Sie ein Räthselthier aus mir. — Sonderbar!"

Da lächelte Henry Mengersen überlegen wie ein Richter, vor dem sich Einer soeben selbst überführt hat.

„O, ich verstehe," sagte Mrs. Wendland gleichgültig. „So meine ich nicht. Meine Offenheit ist nicht die Offenheit vom Thier. Sie irren. Halten Sie mich für naiv? Dann verzeihen Sie, ich muß lachen. Sie verstehen doch, was ein Kunstwerk ist? Raubthiere sind wir Alle. Aber Sie meinen damit nicht das: Ich weiß, ich bin Herrn Mengersen ein Dorn, trotzdem er sehr liebenswürdig zu mir ist, weil ich ein wirklicher Mensch bin, lebe, wie er lebt, und bin so klug, wie er ist. Wenn sich Herr Mengersen auch als Raubthier ausmeißelt, bin ich zufrieden."

„Eine etwas selbstbewußte Dame, die gute Mrs. Wendland!" Der moderne Schriftsteller wendete sich flüsternd an Dr. Frey. Sie gingen mit einander im weiten Atelierraum auf und nieder.

Dr. Frey führte seine zusammengelegten Fingerspitzen zum Munde, machte eine Geste der Verzückung.

„Götterweib!" kam es inbrünstig, unhörbar von seinen Lippen.

„Nie!" Dieser Meinung war der moderne Schriftsteller nicht. „Hautgoût! Künstliches Hautgoût, Fin de siècle Hautgoût als Parfüm für die weibliche Jugend — famos! Schreibe selbst solches Zeug. Verdammt raffinirt so was! Geist beim Weib höchst verdächtig! Hat die gute Dame Kinder gehabt! Geist beim Weib einfach pathologisch. Uebermensch, was ist denn Dir in die Krone gefahren? Warst doch sonst nicht so? Die Millionen etwa? Nee — nee, da laß ich mir nix vormachen."

Mengersen hatte eine Mappe auf den Tisch gelegt. Neue Reproductionen.

Er sprach mit dem Baron darüber, war mit irgend etwas zufrieden oder unzufrieden. Sie sprachen kühl hin und her über Geschäftliches und so weiter.

Mengersen legte einige Blätter auf den Tisch und zufällig vor Isolden hin.

Und es waren jene Blätter.

Mrs. Wendland und Dr. Frey standen am geöffneten Fenster. Der temperamentvolle Prophet und möglicher Weise baldige Reichstagsabgeordnete u. s. w. sprach auf die schöne Frau mächtig ein.

Mrs. Wendland schaute gelassen auf ihn hin. Sie trug, wie stets, wenn sie ihr weißes Hauskleid abgelegt hatte, eine schwarze Toilette und machte einen äußerst vornehmen, in sich zusammengefaßten Eindruck.

Das Porträt, das ihr guter Freund ohne ihr Wissen von ihr vollendet hatte, mochte sie seltsam berührt und verletzt haben. Sie hatte sich ihm offen gegeben, Mensch zum Menschen. Sie hatte ihm den Genuß geboten, das Weib auf seiner höchsten Stufe, wie sie meinte, das hoch entwickelte Weib ganz kennen zu lernen. Sie war rückhaltlos zu ihm gewesen, vollkommen wahr, im Vertrauen, wie es ein großer, freier Mensch zum andern hat — und er hatte das Thier in ihr erkannt — nur das Thier — das brutale Thier. Sie hatte im Verkehr mit ihm über das „Thier" Mengersen hinweggesehen und hatte in ihm den Gott gehätschelt, angebetet und geliebt. Mit ihrer heitern Weisheit und Welterfahrung hatte sie ihm etwas schenken wollen — und er? —

„Man ist einsam, ungeheuer einsam," sagte sie wehmüthig.

Dr. Frey wußte nicht, auf was sich dieser Ausspruch beziehen mochte, und blickte etwas verdutzt auf sie.

„Bitte, fahren Sie fort," sagte Mrs. Wendland leicht lächelnd. Der berühmte Schriftsteller mochte ihr irgend etwas vorgetragen haben, was sie überhört hatte.

Herr Ränter, der moderne Schriftsteller, machte sich an das schöne blonde Mädchen, an Isolden's Schwester, heran und unterhielt sich mit ihr einigermaßen von oben herab; aber durchaus angenehm berührt. Jung, rosig, blond, sanft, und diese weiche, hülflose Stimme. — Er fühlte sich wie eingelullt von ihrer ausgeprägten, gesunden, molligen Weiblichkeit.

Sie hatte aber trotzdem etwas Träumerisches, Verschlossenes, Kühles. „Etwas hartmäulig noch", dachte der Schriftsteller in seiner Pferdesprache, die er mit Vorliebe bei Beurtheilung von Frauen anzuwenden liebte. Uebrigens wußte er weder von Frauen noch von Pferden etwas Nennenswerthes.

Isolde aber stand im Bann von Henry Mengersen's großer Begabung. Sie sog das, was sie sah, in ihre Seele ein. In seiner nächsten Nähe schlug ein krystallreines Herz zum Zerspringen vor Seligkeit und Anbetung. Die junge Nonne lag wieder in Verzückung vor der schönen Erscheinung seiner Kunst. Und ob er schön und elegant oder häßlich und verschabt war, was ging das sie an. Wie ein Teppich hätte sie sich vor seine Füße breiten mögen. Sie war in diesem Augenblick eigenartig schön. Die hingerissene junge Seele durchleuchtete sie.

Henry Mengersen kam zum Entschluß, sich mit dem kleinen verrückten Käfer etwas abzugeben. Er war, wie gesagt, kein Freund der „höheren Tochter"; hier und da aber fand sich doch ein Exemplar, das man sich einmal etwas näher betrachten konnte.

Als sie wieder nach Mrs. Wendland's Villa zurück gingen, bot er ihr den Arm. Der Mond war untergegangen, und der Weg durch den Buchenwald dunkel.

Mrs. Wendland ging mit Frau Lu. Sie schwiegen beide das längste Stück des Wegs. Endlich sagte sie: „Lu, was ist mit Dir? Du bist so still. Ich weiß nicht, wie Du mir heute vorkommst? Es ist mir, wie wenn man denkt, es ist warm, und hat seinen Wintermantel ausgezogen, und es ist kalt. Sag mir, ist was mit Dir?"

„Du weißt ja, ich kann nicht von ihm fort sein." Die junge Frau schien erregt und bedrückt.

„Wenn ich Du wär, ich würde auch nicht einen Schritt von ihm gehen, Wenn man so etwas hat in seinem Leben wie Du gefunden, muß man es halten mit den Armen, den Händen. Weißt Du, Lu, ich möchte mit Deinem Mann in ein Kloster gehen."

„Das ist ja lieb von Dir," meinte Frau Lu lachend.

„Nein, im Ernst. Es würde eine wunderschöne Zeit, auch für ihn. Bei ihm fühlt man sich nicht degradirt wie bei den andern Männern, kann mit ihm verkehren wie mit Gott Vater, so ganz sans gêne."

„Ja, wahrhaftig," sagte Frau Lu, „das ist ja auch so. Weißt Du, es ist, als wenn ein guter, großer Geist neben mir herginge, in meinem Haus wohnte und mich liebte. Wenn Du wüßtest, wie gut er ist, wie reich unser Leben ist. Wie schön es bei uns ist!"

„Und," sagte Mrs. Wendland lächelnd, „Du wirst Dir's verderben . . ."

„Ja, ja; — aber wenn Du an meiner Stelle wärst."

„Ich? Nun, wenn ich mich in Deinen Mann verliebte, würde er es besser haben als bei Dir. Bei mir könnte er Alles thun, was ihm beliebt, krank sein, gesund sein, arbeiten, auch ruhig sterben, wenn es sein soll. In nichts redete ich ihm drein."

„Du bist kostbar," lachte Frau Lu leicht.

„Und ich habe das Interesse für diese Alltagsmänner ganz verloren. Mögen sie nun ein Genie sein wie Henry oder nicht. In sich, in ihrem Charakter sind sie so schlecht gezogen, so nicht fertig geworden. Für uns Frauen ist es immer eine Kränkung, gleich ob sie sind brennend zu uns oder kalt. Wir haben immer das Brutale. Und dieser schreckliche Jüngling, dieser Herr Ränter!"

Inzwischen ging Isolde an Mengersen's Arm zaghaft und in höchster Erregung. Sie wollte etwas sagen und fand kein Wort.

Er schwieg auch, um zu sehen, was die Kleine vorhätte. Ihm schwante etwas, schon bei der ersten Bekanntschaft mit ihr.

„Sie sind so glücklich," sagte Isolde nach langem, leidenschaftlichem Kampf mit sich selbst.

„So? Bin ich? — Und weshalb, mein Fräulein?"

Das klang banal, so gar nicht als sagte es „Henry Mengersen".

Aber das war ja kindisch von ihr, zu erwarten, daß er wie ein Gott sprechen würde.

Natürlich, er war so durch und durch Gentleman; wenn sie daran dachte, wie er sich kleidete, wie er sich betrug, wie er verwöhnt war, konnte er ja gar nicht anders antworten.

Oder konnte er es? Sie wußte selbst nicht, was sie eigentlich verlangte. Es war doch ganz das Richtige. Man sprach so. Und was sie gesagt hatte, war dumm und lächerlich.

Sie erröthete tief.

„Nun, und weshalb bin ich so glücklich?“ fragte er noch einmal zugänglicher. Es war doch eine gewisse Neugier in ihm, wie das Hühnchen mit ihm anzubinden gedachte.

Isolde sagte irgend etwas, stockend, abgebrochen, hastig. Sie wußte kaum was. — So etwas: „daß er könnte, was er wollte.“

„Oho,“ dachte Mengersen, „die kapert so. Was sind diese jüngsten weiblichen Raubthiere doch schon gerieben und schlau! Einer „höheren Tochter“ kommt darin nichts gleich. Was für ein Lärvchen hat das Ding und dahinter schon die volle Gier nach anständiger Versorgung. Was ist gegen so ein Hühnchen der schlauste Börsianer! . . . Ja wohl, mein Fräulein, Sie kommen ganz an den Rechten.“

Er lächelte.

„Also eine Kunstenthusiastin; sehen Sie mal an! Malen wohl selbst, Porzellan? — Schmücke Dein Heim! Natürlich.“

„Nein, ich kann gar nichts,“ sagte Isolde.

„Aber man hat Ihnen gesagt, daß es sich nett macht, wenn eine gebildete junge Dame über Kunst spricht, nicht wahr?“

„Man hat mir gar nichts gesagt.“

„Nu, die Tochter eines berühmten Schriftstellers aus einem schöngeistigen Haus ist doch in dieser Beziehung mit allen Hunden gehetzt.“

„Wie denn?“ fragte Isolde.

„Der Herr Papa wird Sie doch in so Manches eingeführt haben?“

„Papa?“ wiederholte Isolde erstaunt.

„Na, oder Mama denn.“

„Mama!“ sie lachte etwas. „Ach Mama“ — ein Seufzer. Allerlei Bilder gingen ihr durch den Kopf.

Henry Mengersen war ein wenig aus dem Concept gebracht. „Meine Sachen gefallen Ihnen also?“

„Unaussprechlich,“ sagte das Kind Isolde mit einer Inbrunst und Wärme, als antwortete sie ihrem Richter auf eine Frage um Leben und Tod.

Zwei Tage später.

Der Vater hatte Marie nach Hause gebracht, kam aber selbst jeden Tag nach Starnberg hinaus gefahren.

Der Familie Frey stand ein Todesfall bevor.

Die Mutter war zu einem schwer erkrankten Bruder nach Berlin gerufen worden, der mit der Familie seiner Schwester sein Lebtag kaum in Beziehung gestanden hatte. Vor Jahresfrist ungefähr hatte Mama ihm eine Photographie ihrer beiden Mädels geschickt und darauf hin einen warmen verwandtschaftlichen Brief erhalten.

Der Onkel schrieb, daß er sich die beiden schönen Nichten nächstens einmal einladen würde.

Diese Einladung war nicht erfolgt. Und die nächste Nachricht war eine Depesche, die Mama schleunigst an das Sterbebett ihres seit Jahren ihr fremd gewordenen Bruders rief.

Dr. Frey war gehobener Stimmung. Er wußte zwar von seinem Schwager nicht viel mehr, als daß dieser wie ein altbürgerlicher Junggeselle gelebt hatte, bescheiden, aber solid.

Angenehm war es auf jeden Fall, daß er seine Schwester bedenken würde. Darauf war eigentlich mit Sicherheit zu schließen. Dr. Frey hoffte, daß es etwas ausgeben würde.

Henry Mengersen wandelte auf der Terrasse von Mrs. Wendland's Speisezimmer, schaute den blauen Wölkchen seiner Cigarette nach und ließ die Blicke über den See hin schweifen, der blank wie eine metallene Scheibe ausgebreitet lag und den weißgrauen Himmel widerspiegelte.

Nahe dem Hause ging Isolde. Sie hatte die Arme auf dem Rücken zusammengelegt, stieß mit dem Fuß nach kleinen Steinen und glaubte sich unbeobachtet.

Henry Mengersen blieb jetzt stehen und sah auf das Mädchen. Es freute ihn, zu sehen, wie harmlos das Ding sich bewegte. Ihre junge Schönheit beschäftigte seine Sinne angenehm. Welch verhalten frische Kraft lag in den Gliedern — und welche Vornehmheit in der ganzen kleinen Bestie! In ihr war das Stilvolle; das würde sich später erst recht entwickeln. Wie selten traf man doch solch' ein Weib! Mrs. Wendland mußte in ihrer ersten Jugend ähnlich gewesen sein.

Mrs. Wendland's Sohn war gestern spät Abends angekommen, ein achtzehnjähriges Bürschchen, junger Kosmopolit. Sie hatte ihn aus irgend einem Grunde nach Wien gesteckt, und er war eben auf dem Weg, in Paris seine Studien fortzusetzen.

„Köstlich, den über Weiber reden zu hören, diesen Tropf!" Henry Mengersen lächelte in der Erinnerung daran. Er entsann sich eines Ausspruchs Mrs. Wendland's: „Mir geht es so wohl, Henry; wenn ich wieder zur Erde komme, wünsche ich wieder als unabhängliche Wittwe geboren zu werden. Ich bin ein freier Mensch. Leider meinen einzigen Tyrannen hab' ich mir selbst ausgebrütet." Damit meinte sie also dieses Söhnchen. — Alle Achtung!

Und sie glaubt sich von diesem Söhnchen angebetet. „Menschen unter einander!" — dachte Henry Mengersen. „Jetzt sitzt er bei seiner Mama. Was sie wohl mit einander reden? Natürlich durchschaut er sie. Sie ihn? No! Mütter sehen nun einmal ihre Söhne immer wie in der zweiten Stunde nach der Geburt."

Henry Mengersen warf seine Cigarette fort und drehte sich eine neue. Es athmete eine so köstliche Stimmung in der Luft. Ein feuchtwarmer Wind wehte vom See. Man war wie eingehüllt in solche Luft. Es dachte sich so leicht und angenehm in dieser Atmosphäre, so kühl objectiv.

Isolde war inzwischen langsam dem Walde zugegangen, und Arthur Wendland trat auf die Terrasse. Ein fabelhaftes Männchen. Gegen ihn schien Mengersen fast philiströs in seiner ganzen Erscheinung. Da war Rasse bis in das Taschentuch, übertriebene Rasse.

„Was Mama für eine sonderbare Frau ist!" Arthur warf sich in einen der indischen Lehnsessel. „Ich soll offen zu ihr sein, sie will ein wenig „Mama" spielen. Wozu man nicht Alles herhalten muß! Ich bin Mama übrigens dankbar; in Allem, was sie thut, ist sie chic. Ich hatte mir das früher als höchst ennuyant vorgestellt, Mama's Eingriffe in das Leben eines jungen Mannes. Mama ist gottlob eine Dame von Welt, man kann mit ihr reden!"

„Ja, man kann in der Wahl seiner Mama nicht vorsichtig genug sein," sagte Mengersen.

„Ich bin zufrieden. Wir sahen die kleine Person, die Isolde, da unten gehen, Mama und ich. Mama sagt: Sie ist first class. Ich sagte: Für ein ‚Nein' ruinirt man sich mit hundert ‚Ja!'."

Nach diesem Ausspruch dehnte sich der kleine Arthur Wendland in seinem Stuhl. „Man sollte etwas Boot fahren," sagte er, erhob sich und schickte sich an zu gehen. „Würden Sie geneigt dazu sein, Henry?"

„Augenblicklich nicht, ich fühle mich hier sehr angenehm."

Etwas später hatte Henry Mengersen ein Gespräch mit Mrs. Wendland.

„Nun, Henry, wie gefällt Ihnen mein einziger Sohn? — eine nette Caricatur? Vor der Hand Snob. Aber er wird mir einmal danken, daß ich ihn habe par force über die schlimmsten Jahre gebracht. Sie sind ein sehr kluger Mann, aber die Klugheit von einer Frau, wissen Sie, das ist etwas ganz Anderes. Ich habe ihn jetzt hier, weil er sich soll in Isolde verlieben. Sie ist ein sehr herbes Mädchen, und es ist jetzt Zeit, daß er eine unglückliche Liebe bekommt. Heirathen, mon Dieu, so einen Unsinn wird er in Ewigkeit nicht denken — und Isolde wird eben so wenig einen andern Unsinn denken. Sie verstehen?"

„A la bonne heure!" sagte Henry Mengersen, „O, liebe Mrs. Wendland!"

Sonderbar, Frauen kennen einander nie, denkt er, haben nicht das geringste Urtheil, wenn es sich um eine ihres Geschlechts handelt. „Also Fräulein Isolde ist so außerordentlich herb?" frug er belustigt.

„Und rein, wie eine junge Qualle," sagte Mrs. Wendland. „Wir können über das Alles reden; Sie werden sich in Isolde nicht verlieben. Sie ist arm, Sie wissen, und aus einem anständigen Haus. Sie werden sie so wenig heirathen, wie ich den Baron. Und was werden Sie einmal Ihrer Frau geben?" . . .

So sprach Mrs. Wendland zu Henry Mengersen, der einmal wie berauscht von ihr gewesen war, in einer Zeit, in der sie sich beide geliebt hatten. Ja, sie war souverän. Und das mochte es sein, was ihn noch immer an sie kettete. Sie war so überraschend. Ein für ihn bequemerer Uebergang von Liebe zu Freundschaft ließ sich nicht denken. Sie hatte ihn geleitet, wie mit

Feenhänden. Ja, er mußte es sich selbst sagen: dieser Uebergang gehörte zu seinen angenehmsten Erfahrungen. Er wünschte allen Frauen, daß sie dies so vorzüglich verstehen möchten.

Und heute sagte er irgend etwas Derartiges zu Mrs. Wendland und führte ihre gepflegte, zarte Hand an seine Lippen.

Sie lächelte gedankenvoll. „Ja, es war Ihnen sehr bequem, Henry, und deshalb lassen Sie es gelten. Aber daß ich eine große Künstlerin bin, verstehen Sie nicht. Dazu sind Sie zu philiströs. An Eurer Kunst hängt ein großes Stück Philisterthum. Was nicht wird bezahlt mit Gold und Diplomen und so weiter. — — Doch, lassen wir das!"

„Ewig schade, daß Sie ein Weib geworden sind, Mary." Henry Mengersen schnippte die Asche von seiner Cigarette mit dem kleinen Finger über die Balustrade.

„Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist?" entgegnete sie liebenswürdig. „Jeder Geist an einem Weib ist Verschwendung! Weshalb soll eine Frau dazu Geist haben, was ohne Geist zu thun ist!"

„Ach! Ach! Ach! Ach!" rief Henry Mengersen und hielt scherzhaft beide Hände auf die Ohren, die eine nur andeutungsweise, denn seine Cigarette brannte noch. „Verehrteste, theuerste, liebste Mary, verschonen Sie einen Armen, der das Unglück hat, ‚Mann' zu sein und etwas zu leisten!"

„Lassen Sie Ihre Ironie, Henry, gehen Sie ein wenig spazieren. Zu Abend speisen wir auf der Veranda unten. Sie kommen doch?"

Henry Mengersen küßte ihr die Hand.

„Ennuyant," dachte er. „Wenn sie das doch lassen wollte!"

Dann schlenderte er dem Walde zu, denselben Weg, den Isolde gegangen war. Ueber ihm rauschten die Buchenkronen im ersten Abendlüftchen. Was war das? Er blieb stehen.

Eine junge Stimme schmetterte ungeschult und laut aus dem Walde heraus — so frisch, so falsch — die Töne, so aus der ersten Jugendkraft heraus.

Henry Mengersen lächelte. „O gute Mistreß, hören Sie nur diese Stimme, meine sinnlich übersinnliche Mistreß! Lehren Sie mich doch diese Stimme verstehen." Henry Mengersen stand noch immer und horchte. Es war, als hielten die ungezügelten Laute ihn im Bann.

Isolde's Gestalt stand ihm vor Augen. „So etwas will eben leben" dachte er. „Keine Ahnung von Wohllaut! Daß ein Weib je solch' lebendige Frische in sich haben kann! Wie ein Bergstrom lärmt sie."

Er horchte — horchte — „Nein unerhört!" Eine nackte Stimme. Es war ihm, als sähe er auch das Mädchen wie eine griechische Nixe nackt im Wald laufen und schreiend singen, Liebesklage und Wonne, ein wildes ursprüngliches Durcheinander.

Da hatte er die geheimste Weibsoffenbarung! In seinen kühlen, beobachtenden Augen glimmte es. Er war unbedingt erregt; als Mann und als Künstler erregt. Er empfand das wilde, verlangende Geschöpf so deutlich, diese jauchzende

Naturkraft. In ihm war ein neues Werk entstanden. Nach einer matten, schaffensunlustigen Zeit die erste lebendige Stunde.

Vorsichtig wie ein Jäger schlich er näher. Er wollte, mußte sie sehen, wo sie saß, stand, oder was sie that während dieses tollen, lärmenden Gesanges.

— Und da sah er sie vor sich in ihrem grauen Lodenkleid; die Arme über dem Kopf gefaltet, stand sie an einen Buchenstamm gelehnt und wie hypnotisirt von ihren eigenen Tönen. In nächster Nähe gellten sie ihm schrill in die Ohren.

Ja, das war etwas Urweltliches; und so etwas lief in modernen Kleidern umher, ließ sich höhere Tochter nennen, benahm sich ganz ehrbar wie andere Leute auch. — Wie sie dastand! — Die verkörperte Liebes- und Lebenssehnsucht. So, in dieser Gefühlssituation hatte er das Weib noch nie gesehen. Das war ihm neu.

Er war selbst überrascht, als er ihren Namen rief, wie ihm der Name „Isolde" über die Lippen kam.

Da zerriß der Gesang wie mit einem Sprung. Als hätte eine Kugel sie getroffen, zuckte sie zusammen.

Er sah in ein ganz erbleichtes, starres Angesicht. Kein Wort kam von ihren Lippen, kein Lächeln. — Sie schaute fassungslos.

Und er? — Als wäre er mit einem leichtsinnigen Sprung mitten in einen Wasserstrudel hinein gesetzt. „Isolde!" Was war ihm eingefallen? Dieser verhexte Name! Einen andern hätte er nie gerufen. Aber: „Isolde! — Isolde!"

Wie einen Liebeswonneschrei, solch' einen Namen zu tragen! „Isolde!" sagte er noch einmal, aber tonlos.

Da kam Bewegung in sie. Aus ihren Augen leuchtete ein ganz seliger Glanz — etwas so traumhaft Seliges. Wie von ganz Unfaßbarem aus dem Schlaf geweckt, stand sie vor ihm; hülflos, rührend, wie vernichtet — und wieder wie eben erst zum Leben erwacht. Nie hatte er solch' eine träumerische Verwirrung auf einem Gesicht gesehen.

Ja, und er, der so vielfach Gelangweilte, Abgekühlte, war selbst erregt und verwirrt. Was hatte er da angerichtet! Da stand sie und bot ihm ihre Liebe auf eine so süße, kinderhafte Art, so unverhüllt, so durchsichtig, so widerstandslos . . . .

Er mußte den Arm um ihre Schulter legen, mußte sie an sich ziehen. „Das ist doch nicht möglich," sagte sie bebend.

Und ein Thränenstrom brach aus ihren Augen, so hastig, so kinderhaft — so glückselig wild. Im Nu war der Regenschauer über ihr Gesicht hingegangen, und sie sah ihn mit leuchtenden Augen forschend an.

Der große, forschende Blick irritirte ihn wie ein Sonnenstrahl. Ihr Kopf ruhte jetzt an seiner Brust. Ihm war zu Muthe wie einem reichen, satten Menschen, dem ein Anderer mit fanatischer Wonne sein einziges Besitzthum, nach dem er gar kein besonderes Verlangen trägt, zu Füßen legt. Er fühlte sich unendlich belastet. Dieses zitternde, vor Seligkeit hinsterbende Geschöpf im Arme, das von ihm Alles fordert, das ihm unbewußt Alles bot, bedrängte ihn.

Was soll er thun? Sie war sein, das fühlte er. Sie hatte sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben. Sie glaubte an ihn. Jetzt sah sie zu ihm auf.

Diese Augen — diese fordernden, glaubenden Augen! „Daß Du mich liebst!“ sagte sie tief träumend wie von Glück übergossen.

Er drückte sie fester, inniger an sich. „Armes Ding,“ dachte er, „müßte ich jetzt nicht der Vorsichtige, Bedenkliche sein, wärst Du — — was Du bist — einfach ein verliebtes Mädel . . .“

Er schloß sie fest, fest an sich. Sie erschauerte tief. Er empfand es. Er drückte einen Kuß auf ihre halb geöffneten Lippen. Sie schloß die Augen. „Du Mensch aller Menschen!“ flüsterte sie wie damals, als sie vor dem Schädel lag.

„Wie, mein Herz?“

Sie antwortete nicht. Sie war wie erstarrt. Mit einem Mal kam Leben in sie. Sie hob den Kopf, machte sich zaghaft und rührend sanft aus seinen Armen los und erzählte ihm von ihm selbst — von jenem Tag, als sie zuerst seine Kunst verstanden hatte.

„Ja,“ sagte sie, „es war, als wäre das Alles mein eigen, von mir selbst geschaffen, was Du schaffst — mehr könnte ich es nicht lieben, mehr könnte es mir auch nicht sein. So wie ich Dich, versteht Dich kein Mensch. Weißt Du, ich bin gar nichts. Ich kann nichts; — ich weiß nichts — man hat mich nichts gelehrt. Aber Deine Kunst wohnt seit jenem Tag in mir. Sie ist mein Bestes, mein Einziges, das Gute in mir. Weißt Du, ich sehe die Welt, wie Du sie siehst. Ich thue Alles mit Dir. Und deshalb liebe ich Dich auch so sehr,“ sagte sie einfach.

Er hatte da ein wunderbares Abenteuer. Wie sie sich selbst betrog! Liebte seine Kunst! Er lächelte, nahm ihr Köpfchen und strich mit der Hand über das lockige Haar. „So ein krauses Köpfchen.“

Sie sah ihn ernst an. „Was ich Dir sage, ist was ich weiß.“

Ihre Augen hatten etwas unergründlich, leidenschaftlich Ernstes.

Da kam ihm ein Gedanke. „Isolde“ — sagte er, und wieder goß dieser Name seinen Zauber über sie. „Sag mir, willst Du mir etwas zu Liebe thun?“

„Ja,“ sagte sie.

Er blickte sie forschend an. „Du standest vorhin so an dem Baum, die Hände über dem Kopf und sangst. Willst Du mir so ein einziges Mal stehen, daß ich Dich zeichnen kann?“

„Ja,“ sagte sie. „Sogleich, wenn Du wünschest.“ Sie war ganz bereit.

Da schloß er sie wieder in die Arme, fest, innig, ganz gerührt. — Und er flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr. Sie lag einen Augenblick darauf matt, wie verwundet, schwer in seinem Arm. Es war ihm, als sei sie nicht bei Bewußtsein.

„Isolde,“ flüsterte er.

Sie hob sich, sah ihn ruhig, ernst an und sagte: „Ja, wenn ich Dir wahrhaftig damit helfen kann.“

Jetzt reichte sie ihm die Hand. Sie sagte nichts; aber er fühlte, er sollte jetzt gehen.

Es war etwas Ermattetes in ihr. Er war besorgt, sie möchte sich nicht mehr auf den Füßen halten; aber sie stand ruhig und bleich und sah ihn an.

„Du kommst also zu mir, Isolde, in der ersten Stunde, in der es uns möglich ist." Ihre Augen sagten es ihm zu. Sonst war sie ganz unbeweglich.

Er ging, und zwar in wunderlicher Erregung; machte einen weiten Gang, um ruhig zu werden. Hier hieß es Vernunft bei einander halten. Das war ja eine ganz gefährliche Geschichte, die in den Rahmen seiner gewohnten Liebesabenteuer nicht passen wollte.

„Sie wird doch nicht!" dachte er erschreckt, als er sich das erste Wiederbegegnen mit Isolde in der Gesellschaft ausmalte. „Sie wird in ihrer Naivität sich doch nicht frischweg als Braut betrachten! So eine höhere Tochter in ihrer Weltfremdheit weiß nichts als Verlobung und Heirath und Heirath und Verlobung. Wie ihr das beibringen?"

Zuerst meinte er, er wollte sich an diesem Abend zurückziehen, um sie nicht in Versuchung zu führen, ihn und sich zu compromittiren. Dann verwarf er diesen Plan. Es war besser, sie im Auge zu behalten. Und so geschah es. Er behielt sie im Auge und sah an diesem Abend ein stilles, rührend schönes Kind, das in seinem duftigen Kleid einer großen, weißen, träumerischen Blume glich. Er sah, wie sich Arthur Wendland um sie bemühte — und wie sie nichts bemerkte, nichts sah und verstand, was um sie vorging. Schon bei seinem „Guten Abend, Fräulein Isolde," war er fürs Erste wenigstens über ihr Betragen beruhigt.

An diesem Abend wurde verabredet, daß Alle mit einander Frau Lu am nächsten Morgen nach Hause begleiten und erst am Abend zurückkehren sollten.

Als Henry Mengersen zu später Stunde seine ausführliche und sorgsame Nachttoilette machte, mochte seine Phantasie genug Beschäftigung haben. Ob er wohl eine Ahnung davon hatte, welch' süßes, reines, ganz entflammtes Herz heut an seiner Brust geschlagen?

V.

Der Morgen, an dem Frau Lu nach Hause begleitet werden sollte, war unsäglich thaufrisch und wollte ein Sommertag von Gottes Gnaden werden. Blaue, weite Schatten, breite Lichtflächen, kühle Nebel, über dem Wasser schimmerndes Aufleuchten.

Die stille Frau Lu mit dem ernsten Kindergesicht, den schönen Augen, dem kleinen Kopf und der vollen, schlanken Gestalt, schien Allen in diesen Tagen nicht viel näher getreten zu sein. Und doch empfanden sie die Anwesenheit dieser Frau, wie man etwa eine blühende Reseda im Zimmer empfindet. Bei einer Gelegenheit sagte Mrs. Wendland zu ihr: „Eine berühmte Frau und ist wie nicht da! Wenn Du Dich nicht selbst in Scene setzest, Lu — wer wird Dich in Scene setzen?"

Mrs. Wendland wurde oft ungeduldig über sie. „Man darf sie nicht aus ihrem Haus nehmen, sie ist wie ein Fisch. Sie schwimmt nur in der Liebe ihrer Leute." Dr. Frey dagegen hob gerade das zurückhaltende, sich selbst verschweigende Wesen seiner Collegin lobend hervor. „Sie ist wenigstens nicht aufdringlich," sagte er. „Mir sind schriftstellernde Frauen wie Jedem zuwider; aber

sie behelligt einen Gottlob nicht, und ihre Leistungen — ausnahmsweise — alle Achtung!"

Mrs. Wendland äußerte sich ein anderes Mal wieder über ihre Freundin. „Sie ist eine Nachtigall. Im Dunkeln schlägt eine wehe — selige Stimme, so wie das Herz der Nacht. Und man lauscht, und wer versteht, legt die Hände auf seine Brust und sagt: O, du großes Leid! Alle tragen dich und wissen nicht — leiden und verstehen nicht, wie sehr sie leiden — und dieser unscheinbare Vogel weiß. Zwischen einem Mann und seinem Leid steht seine nützliche Kraft; die läßt es nicht so nah zu ihm. Zwischen einer Frau und dem Leid steht nichts. Eine arme, nackte Frauenseele wird nie so erstaunt fragen wie ein Mann: „Wie ist das Böse in die Welt gekommen?" Sie sieht und fühlt die Welt ganz anders".

Mrs. Wendland hatte Lu Geber vor einem Jahre aufgesucht, nachdem sie ihr mit ein paar liebenswürdigen Zeilen gesagt hatte, wie sehr sie von ihr verstanden würde. Und Mrs. Wendland hatte es nicht bereut, ihrem Impuls nachgegeben zu haben. Sie hatte in Lu und deren Mann Freunde gewonnen und zwar so eigenartige Freunde, wie es ihr Trieb nach Eigenartigem nur wünschen konnte. Beide waren Menschen, über die man sehr viel redete, und die viel mißverstanden wurden. Nachdem mit großen Schwierigkeiten Helwig Geber's erste Ehe getrennt worden war, hatte er die junge Schriftstellerin geheirathet, die er schon kannte, als sie fast noch Kind war. In seinem Hause war sie Jahre lang ein- und ausgegangen. Er hatte das begabte, junge, wild aufgewachsene Ding arbeiten und denken, ungenützte Kräfte brauchen gelehrt und hatte Verehrung und Unterwürfigkeit von dem ungezügelten Charakter des Mädchens dafür eingetauscht, hatte einen Kameraden in ihr gefunden, der wie ein treuer Hund zu ihm stand, immer bereit, ihn zu vertheidigen, das Leben für ihn zu lassen. Sie hatte einen Gott in ihm gefunden, von dem sie Alles hoffte, an den sie glaubte, zu dem sie heranwuchs. Sie wollte ihm ebenbürtig werden.

Ihre ganze Jugend war eine große Herzenserregung gewesen. Jahre lang hatte es gewährt, bis sie wußte, daß sie ihn liebte. Und wie ein Todesurtheil war dies Bewußtsein über sie gekommen. Sie waren einander unentbehrlich geworden — und mußten sich trennen — und wollten sich trennen.

Da, — wie ein Wunder trat ein fremder Wille dazwischen.

Sie war es, die eigene Frau Geber's, die in Trennung und Auflösung hinein, das Wort vom Einanderangehören sprach. Sie hatte dem Manne schon in den ersten Jahren ihrer Ehe Scheidung angetragen, und jetzt bot sie ihm wieder ruhig Scheidung an — und Verbindung mit der, die er liebte

Eine Wundermähr in all' die Todestraurigkeit hinein. Zwei, die sich aufgaben, stehen schon bereit, den Tod im Herzen — — und eine Stimme kommt und spricht: „Bleibt bei einander — Ihr — Ihr dürft es — und Ihr könnt es. Ich wirke das Wunder."

Sie glaubten nicht, konnten nicht glauben. Wozu die Qual des Aufschubs?

Und die Stimme kam wieder, ruhig, eindringlich, überzeugend — bis sie glaubten — und mit einer großen Lebenswonne glaubten. Alles, was niedergehalten war, erwachte — alle Sinne thaten die Augen auf.

Die Liebe, die wie ein unaussprechliches Geheimniß geschwiegen hatte, jauchzte in beider Herzen — und die Dankbarkeit der Freigelassenen, der Sklaven, die Herren wurden. Und die Stimme kam wieder und wieder, festigte den Glauben, die Liebe und die Hoffnung.

Und es verging eine gute Zeit. Die Stimme versprach und hielt die Hoffnung am Leben.

Aber die gottgesandte Stimme hatte etwas so Spielerisches, Gedankenloses bekommen. Ja — ja — und: Ja — ja — ja — und dabei blieb es.

Es geschah nichts.

Dann kam eine Zeit, da wurde die Stimme spöttisch, so von oben herab, spielte wie ein Raubthier mit seinem Opfer — und gellte von hartem Spott. Ein Lachen kam in die Stimme, in der Machtbewußtsein und böses Gewissen wie mit scharfen, nicht gestimmten, schrillen Glöckchen klangen — eine Stimme, die aus einem heiligen Gelübde einen tollen Scherz machen wollte.

Und so riß sie Jahre und Jahre zwei unglückliche Menschen an tausend gemarterten Nerven, tanzte wie mit scharfen Füßen über matte, müd gearbeitete Gehirne.

Dann kam eine Zeit, in der die Stimme tödtlich wurde, wie eine Peitsche sausend und zischend, auf das Höchste peinigend.

Da fand sich ein Ausweg: Unter andern Gesetzen Scheidung und Ehe.

Rettung! Rettung für Alle, auch für die arme, peinigende, selbstgepeinigte Stimme.

Ueber die aber, die sich mit letzter Kraft gerettet hatten, fielen die Menschen her. Der Lauf der Welt ist so. Die Massen wollen nicht Zuschauer einer Rettung sein. Sie wollen Untergang. Rettung befriedigt sie nicht, langweilt, enttäuscht und empört.

Und die Zuschauer rächen sich, fallen selbst über die Geretteten her, um, was noch am Leben blieb, ihrerseits zu zerreißen. Eine Sturmfluth böser Nachrede, Verleumdung, Haß, Vernichtung, ging über die Geretteten hin und warf sie krank und matt gehetzt ans Ufer.

Sie waren auch jetzt nicht untergegangen. Sie lebten. Ihre Liebe lebte. Mächtiger als Alles waren sie gewesen. Gebrochen an Leib und Seele — — aber ohne Reue! Im tiefsten Herzen unsagbar glücklich! Jubelnd vor Wonne, daß sie bei einander geblieben waren.

Lachen konnten sie über das, was die Welt „Liebe" nennt, diese kleine, civilisirte Liebe! Dies Hündchen mit der Steuermarke um den Hals. Sie hatten die löwenstarke Liebe kennen gelernt, die königliche, über die nichts auf Erden Macht hat, die noch nie eine Kette litt, die noch immer frei kam. —

Krank, sterbenskrank lagen sie einsam, arm im Krankenhaus einer großen Stadt dem Tode nah. Kein Mensch kannte sie. Niemand fragte nach ihnen. Niemand half ihnen. Und wer etwa von ihnen wußte, verachtete sie.

Sie hatte sich an sein Bett tragen lassen, und er hielt ihre Hand in der seinen — beide todtkrank. — „Was sind wir doch für glückliche Menschen!" sagte er. Das war die feierliche Stunde der Erlösung, die Stunde des Triumphes. Von da an gesundeten sie.

Aber ihr Leben bisher war wie ein Leben auf der Folter gewesen. Die zertretenen Herzen mußten erst wieder heilen und heilten langsam. Oft schien es, daß es nicht zur Heilung käme — aber sie heilten.

Und nun waren sie wie Menschen, die, schon einmal gestorben, wiedergekehrt sind. Sie hatten sich immer an den Händen gehalten, und das hatte sie gerettet.

Jetzt gingen sie wieder unter den Andern, und es war, als ahnten diese, daß etwas Königliches in beiden lebte. Sie fanden Freunde, und man kam ihnen entgegen.

Und nun endlich, nach Jahren, lebten sie in einem kleinen Haus für sich, das in einem wunderschönen Garten stand.

Viele lebten auch wie sie und schöner und reicher. Aber die Beiden kamen doch aus einer anderen Welt, ihre Liebe war eine andere Liebe, ihr Verstehen ein anderes Verstehen. Sie waren die Wiedergekehrten, und sie hatten aus dem Jenseits etwas mit herübergebracht. Sie waren die schon einmal Gestorbenen.

Und zu diesem ganz in Laub vergrabenen Heim begleitete Mrs. Wendland mit ihren Gästen Frau Anna.

Eine köstliche Fahrt über den See. Dann eine Wanderung, ein wundervoll sommerlicher Gang durch stille Buchenwälder.

In einem kleinen Nest wurde von Mrs. Wendland's Diener servirt, genau so erhaben und feierlich in dem Bauernwirthsgarten wie daheim. Es machte den Eindruck, als ignorirte der ausgezeichnete Mann einfach den Wechsel der Umgebung. Unnahbar für Alles, nur für die Würde des Hauses nicht, manövrirte er mit der ländlichen Suppenschüssel auf eine großartige Weise.

Von da fuhren sie am Nachmittag mit der Bahn bis zu einem Vorort Münchens, mitten im Wald gelegen, am steilen Ufer der Isar.

Das ferne München lag in einer leuchtenden Dunstwolke. Und dieser Dunstwolke zu rauscht die Isar, einen lebendigen, starken Gebirgshauch mit sich führend. So nahe einer Großstadt war kein frischerer, ursprünglicherer Fleck Land zu finden, um ein stilles, in die Natur eingewachsenes Heim zu gründen.

Nur wenige durch bequeme Wege abgetheilte Waldparzellen hatten ihre Eigenthümer schon gefunden. Hie und da lugte aus dichtem Buchengrün ein rothes Dach; und hier hatten Mrs. Wendland's Freunde ihr Heim gegründet.

Henry Mengersen kannte die Gegend noch nicht und war von der Eigenartigkeit der Landschaft ganz überrascht.

„Jetzt werden wir dem guten Philosophen über den Hals kommen," sagte Mrs. Wendland. „Ist ihm sehr recht, er lebt zu bequem."

„Nein — nein, er weiß schon," sagte Frau Lu.

„Natürlich, diese Beiden sind immer unter einander einverstanden. Wir wollten ihn doch überraschen."

Mitten auf dem breiten Waldweg kam ein winziges, drei Spann hohes Bürschchen in einem rothen, faltigen Kittel gewackelt. „Brüderchen!" rief Frau Lu, da waren sie bei einander. In Frau Lu's Kleid wühlte sich der runde, blonde Kopf des süßen Bürschchens ein.

Hinter ihm drein kam ein nettes, freundliches Dienstmädchen gelaufen. Das Bürschchen war ihr offenbar entwischt. Es zappelte und wühlte mit dem Köpfchen und hing an seiner glücklichen Mutter.

„Brüderchen!“ in ihrer Stimme klang eine so unmittelbare Seligkeit, so etwas urkräftig Warmes, Frohes. „Wie geht's dem Herrn?“ fragte sie das Mädchen.

„Ganz wohl; gnädige Frau haben schon Besuch bekommen. Es sind mehrere Herrschaften da.“

„Natürlich,“ sagte Mrs. Wendland, „man kann nie zu Euch kommen, ohne so und so viele Zeugen. Das wird wohl die Oriflamme sein mit ihrer Governeß?“

„Ist Comtesse Velden gekommen?“

„Ja, und das andere Fräulein ist auch dabei.“

„Dann ist der „biologische Mensch“ auch nicht weit!“ Mrs. Wendland war ärgerlich.

„Ist Herr Meyer auch gekommen?“ fragte Frau Anna lachend.

„Ja, auch,“ das Mädchen lächelte bescheiden, wie es sich ein besserer Dienstbote erlauben darf.

„Dann,“ sagte Mrs. Wendland, „sind auch die Adepten da!“

Ja, die Adepten waren auch da: ein Professor mit Frau und Kindern, eben die Adepten.

„Lu,“ sagte Mrs. Wendland, „Ihr solltet nicht mit allen diesen Leuten verkehren! Ich habe immer gesagt, Ihr solltet nicht.“

Mrs. Wendland ging mit Isolde und Frau Lu, die ihr Bübchen trug, voraus.

„Das sind Leute, die es nicht zu Euch wohl meinen können. Dein guter Mann sagt ihnen alles Beste und Höchste, was er weiß. Sie verstehen nicht — und dann kommen die Geschichten.“

„Die Adepten sind ganz harmlose Leute,“ meinte Frau Anna.

„Ja, aber was thut das, ich weiß, es ist nicht gut. Ich sage Dir, die Oriflamme wird so lange mit Deinem guten Mann kokettiren, bis sie finden wird, daß sie sich compromittirt hat, dann werden die beiden Vestalinnen, die Flamme und die Governeß, Lärm schlagen. Du und Dein Mann seid viel zu harmlos für solche Menschen.“

Frau Lu lachte.

Jetzt traten sie durch eine grüne Gartenthür mit grün überwachsenem Bogen. Frau Lu begrüßte hier als Wirthin ihre Begleiter, Dr. Frey, Henry Mengersen, auch Isolde, die während des ganzen Weges sehr stille war und gern zurückgeblieben wäre, wenn sie es hätte möglich machen können.

Sie war den ganzen Weg nicht von Mrs. Wendland's Seite gegangen.

„Wie schön,“ sagte Isolde, „wie entzückend!“ Es war das erste Mal, daß sie heute lebendig wurde.

Frau Lu's Garten war wohl eigenartig genug. Ein Stück Wald, kräftige, kleine Tannen und hin und wieder ein schöner, hoher Baum. Der Waldboden: Heide, die sich schon zum Blühen anschickte. Und mitten in diesem

Heideboden Rosenstöcke, Levkoyen, Feuerlilien. Neben einer kleinen, dichten, runden Tanne, blühender Mohn, von dem großblühenden, mächtigen.

Um die hohen Tannenstämme schlangen sich Clematis mit tausend kleinen und großen violetten Blüthen. Kresse, Reseda, Verbenen — es war ein entzückendes Durcheinander und wahre, wirkliche Waldluft, harzig und würzig.

Aus der Thür des dunkeln norwegischen Blockhauses tritt ein schlanker Mann im blauen Anzug. Etwas ruhig Gutes liegt in seiner Haltung und seinem Blick.

Frau Lu eilt auf ihn zu. Sie hält noch immer das Bübchen im Arm.

Er gibt ihr die Hand und sieht sie an und klopft dem Bübchen auf die Wange. Sie haben kein Wort mit einander geredet — aber sie haben sich wieder. Sie sind beruhigt. Es ist nun gut. — Sie ist wieder da. Das liegt in seinen Augen, noch als er die Fremden begrüßt.

Und sie, sie ist eine ganz andere Person geworden. Die Augen strahlen. Es ist etwas Leichtes, Heimisches in ihre Bewegungen gekommen. Sie sieht viel jünger aus. Es ist, als wenn sie einen tiefen Athemzug gethan hätte. Da ist sie wieder in der Atmosphäre, in der es sich so tief, so rein athmen läßt.

„. . . Ich habe Alles zum Thee mitgebracht. Du brauchst Dich gar nicht zu bemühen, Lu," sagte Mrs. Wendland und gibt dem Diener einen Wink; der schließt sich dem Mädchen an.

„Ja," sagt Frau Lu, „wie lieb von Dir."

Unter einer großen Buche im Garten wurde der Thee servirt. Der Dichter, Reichstagsabgeordnete in spe und Prophet Frey und Henry Mengersen kamen hier mit einer Reihe Leute zusammen, die ihnen in ihrem Wesen und ihren Zielen vollkommen fremd waren.

Mit Helwig Geber war für sie ein Verständniß möglich, trotzdem er im Gespräch weder auf Kunst noch Politik besonders einging. Er lebte in einer Welt, die Andere kaum streiften. Philosoph so durch und durch, so ganz und gar, daß es ihm schwer fiel, von etwas Anderem zu reden.

Fand sich ein Mensch, von dem auch nur ein Funken Verständniß zu erhoffen war, so gab er sich dem offenherzig hin, war unermüdlich darin, zu überzeugen und grundehrlich wie ein Kind. „Sehen Sie, wie wunderbar das ist," sagte er dann und wollte, der Andere sollte das auch empfinden.

Er arbeitete an einem Werk, für das gewissermaßen dies kleine Haus, in dem die Beiden lebten, der Tempel war.

Das Werk ihres Mannes war Frau Lu's Lebenshoffnung, auch ihre Lebensfreude, wie es die seine wohl sein mochte. An Erfolg dachten sie beide nicht; aber es sollte sich etwas gestalten, etwas Neues, Einfaches, Großes, und mochten noch Jahre hingehen mit Forschen, Vergleichen, Prüfen.

Es wuchs. Kamen wieder und immer wieder lange Krankheitszeiten, so mußten sie ertragen werden, bis es endlich wieder mit Hoffnung an die Arbeit gehen konnte. Frau Lu wäre es lieber gewesen, er hätte nie mit einem

Menschen über das gesprochen, was ihn unablässig beschäftigte; trotzdem er Anhänger gefunden hatte, prächtige Menschen, fand sich auch viel sonderbares Volk, dessen Neugierde durch die Eigenartigkeit des sich geistig hingebenden Mannes erregt wurde, das, Verständniß heuchelnd, eine Weile sich zu ihm hielt, um dann, als Alles gründlich mißverstanden und mißdeutet war, abzufallen mit Geschrei und Klatsch.

Das Paar hatte schon manches Derartiges erlebt.

Frau Lu war es müde, diese Leute bei sich zu empfangen, von denen sie nichts hoffte, und hinter denen sie auch nichts suchte.

Die Comtesse kam Abends hin und wieder allein, ohne ihre Begleiterin, dann löste ein Zufall ihr das mächtige Haar, sie hörte kniend zu, was ihr philosophischer Freund sprach, grub seinen Namen mit einem feinen Messerchen in die Tische ein, that unbeschreiblich hülfreich, war hingebend, fast demüthig. Sie hatte etwas so vestalisch-keusch Kokettes. Eine ganz eigenthümliche Mischung. Jetzt, als sie sämmtlich um den großen Theetisch unter der Buche saßen, hörte sie ohne Unterschied schmelzend, schmachtend auf Alles, was gesprochen wurde.

Der Professor nebst Frau und Kindern waren auch insgesammt komische Käuze. Sie sprachen mit Vorliebe über das, was man essen sollte, um seine geistigen Fähigkeiten zu entwickeln. Sie waren beide Theosophen und machten sich mit tausend Dingen das Leben sauer.

Frau Professor hatte heute zum Beispiel ganz auffallend zerstochene und geschwollene Hände, weil sie die Mücken nicht hatte verscheuchen wollen, in dem Gedanken, keinem lebenden Wesen zu schaden.

Sie war eine liebliche, bleiche, dunkelhaarige Frau. In ihren Augen lag viel Ernst und Aufrichtigkeit.

Sie hatten jetzt gerade eine Zeit, in der sie nur Früchte aßen und lobten diese Art, sich zu ernähren, ganz außerordentlich. Der Frau jedoch schien sie miserabel zu bekommen. Die größte Marter aber, die sie sich auferlegt hatten, das waren ihre beiden Buben, in denen sie mit klarer, sicherer Voraussicht schon jetzt künftige Adepten ahnten.

Aus welchem Grunde das Ehepaar annahm, daß diese zwei allerliebsten dicken Bürschchen, die augenblicklich in einem abgelegenen Theil des Gartens, unter Aufsicht des netten Dienstmädchens, dem „Brüderchen" Gesellschaft leisteten, so außerordentliche Fähigkeiten in sich verschlossen hielten, ist nie bekannt geworden.

Sie hatten eben einfach innerlich geschaut, daß diese beiden Knaben wiedergeboren waren als Adepten, daß sie schon keimende Adepten seien.

Auch in „Brüderchen" ahnten sie so etwas und redeten jetzt wieder Frau Lu zu, das wunderbar schauende Kind „weihevoller" zu erziehen. Das heißt, es schon jetzt als vollgültigen Menschen zu behandeln.

Sie selbst thaten das bei ihren Rangen und wären entsetzt gewesen, hätten sie gesehen, daß das Dienstmädchen beiden ein paar Tüchtige auswischte, als sie die Adepten dabei ertappte, und wie sie darauf bestanden, Brüderchen Erde in sein kleines Maul zu stopfen.

Die Eltern hörten aus der Entfernung das Geschrei mit Beunruhigung. Die Frau stand auf, um nachzusehen, was Atman und Mitra, so hießen beide, betroffen haben mochte.

Sie kamen tief erregt wie von einer Heiligthumsschändung zurück und sprachen ein paar ernste Worte mit Frau Lu, die ihrerseits meinte, ein paar wohlgemeinte Kläpse schadeten selbst Adepten nichts.

Die Eltern von Atman und Mitra waren nicht angenehm berührt.

„Na, hören Sie mal," sagte Dr. Frey, „Ihre Bamsen thun sich aber leicht!"

Mrs. Wendland's Diener ging ab und zu mit Thee und köstlichem englischen Kuchen. Es war seinem Betragen nach anzunehmen, daß er wiederum nicht wußte, wo er sich befand. Der Wechsel der Umgebung hatte für ihn nicht das Geringste zu bedeuten. Er blieb überall der, der er war.

Den Adepten kam jetzt in den Sinn, sich an Frau Anna's schönsten Clematis zu vergreifen. Frau Anna sprang auf, um zu retten, was zu retten war.

„Lassen Sie! lassen Sie!" bat die zarte Frau, die Mutter der Adepten, mit dem tiefen treuherzigen Blick, „erschrecken Sie sie nicht."

„Ja, um Himmels Willen!" Frau Anna schaute ganz entsetzt und rathlos.

„Wir sagen den Kindern Alles zu einer bestimmten Stunde, meine Frau notirt sich ihre Versehen," begann der Professor, „und dann theilen wir Atman und Mitra unser Urtheil vollkommen leidenschaftslos mit, oder wir setzen uns in Rapport mit ihnen, wenn sie schlafen."

„Na, dann vergessen Sie's nur auch mit den Clematis nicht und versuchen Sie mal jetzt, zu einer Ausnahmsstunde, es ihnen begreiflich zu machen, daß sie die Blumen in Ruhe lassen sollen." Frau Lu war etwas ungeduldig, aber doch sehr belustigt.

„Ja, das werde ich," sagte der Professor ruhig.

„Lassen Sie mich, liebster Herr Professor," bat Comtesse Velden flehend, „ich bitte Sie."

„Nun, versuchen Sie's, Comtesse. Ruhig sich concentriren. Sie müssen sich ein ‚Blank' schaffen, eine absolut stille Fläche in der Seele. Sie wissen ja."

Die Comtesse saß schon und concentrirte sich.

„Lassen wir jetzt unsere liebe Freundin," sagte der Professor.

Die Comtesse versank buchstäblich in sich selbst, erhob sich dann in ihrer ganzen imposanten Länge, schritt mit starren Augen auf die Adepten zu, die sich um die abgerissenen Blüthen und Ranken rauften, und wollte sie stumm beeinflussen.

Sie stand mit dem gradesten, aristokratischsten Rückgrad vor Atman und Mitra, die Augen unbeweglich, einen ungeheuren Frieden auf dem Gesicht. Das erschreckte aber die Adepten; sie starrten ihrerseits auf die merkwürdige Erscheinung und Atman fing zu heulen an.

Da machte sich ungeheißen noch eine Gestalt auf, Herr Meyer, der „biologische Mensch", wie er hier genannt wurde, und ging eben so concentrirt, mit einem eben so ungeheuern Frieden auf dem Gesicht gegen die Adepten hin.

um sie mit zu beeinflussen, und um seiner verehrten Freundin und Schwester im Geiste beizustehen. Das begab sich Alles gewissermaßen ganz unauffällig, hatte auch ganz wenig Erfolg.

Herr Meyer, die Comtesse und das Professorenpaar übten sich immer in solchen Dingen. Sie waren ihnen ganz alltäglich. Sie sprachen untereinander von schwarzer und weißer Magie, wie andere Leute von Concert und Gott weiß von was und waren sich absolut nicht mehr bewußt, daß ihre Gespräche doch nicht ganz unauffällig waren. Sie dilettirten in allen möglichen occulten Dingen und befanden sich sehr wohl dabei.

Jetzt wollten sie ein vegetarisches Speisehaus ins Leben rufen und warben auf das Eifrigste bei Mrs. Wendland dafür, die ihrerseits sehr kühl war und sagte: „Weshalb? Man kocht Gemüse sehr schlecht in Deutschland, weshalb wollen Sie die armen Leute krank machen?"

Die Comtesse hatte sich seit geraumer Zeit damit beschäftigt, ein Armband aus Grashalmen zu flechten, jetzt bat sie um Geber's Hand und streifte es ihm über. Sie sagte gar nichts dabei, that es gewissermaßen mystisch, vestalisch, spielerisch und hielt seine Hand merkwürdig lange in der ihrigen.

„Was für eine eigenthümliche Hand; ich muß ihre Linien einmal prüfen."

Er entzog ihr die Hand und führte das Armband im Scherz an seine Lippen.

„Unverschämt," dachte die Governeß. „Natürlich, jede Gelegenheit nimmt so ein Mann, so ein ‚brute' wahr." Alle Männer schienen ihr gleichmäßig sehr verdächtig. Das Weib hielt sie für unsäglich rein. Aber jetzt hatte sie ihn einmal wieder, diesen Philosophen: auf den harmlosen Scherz der Comtesse diese Plumpheit! Seinen Blick hatte sie dabei sehr wohl verstanden, — o, sie durchschaute!

Die Theosophen verabschiedeten sich heute früher als sonst. Sie wollten etwas mit einander bei der Comtesse lesen.

Frau Lu fiel ein Stein vom Herzen, als sie gingen. Sie sagte auch etwas Derartiges. Ihr Mann verwies es ihr leicht.

„Es nimmt sich alles Menschliche sonderbar und lächerlich aus, wenn man nicht selbst darin steckt. Das, was die wollen, ist besser als alles Andere. Mögen sie spielen, wenn es sie freut, die kleine Frau hat sich doch ihre Pfoten zerstechen lassen. Sie hat wirklich versucht, wie es thut, das ‚Sich-selbstaufgeben', das ‚Tat wam asi' der alten Inder, das ‚das bist Du'. Der kleine Zug ist rührend in unserer Welt — dies gut sein wollen."

Mrs. Wendland reichte ihrem Freund über den Tisch herüber die Hand. „Danke Ihnen," sagte sie, „Sie haben Recht."

In diesem blumenreichen Garten, in dem sich Reseda-, Rosen-, Verbenenduft mit abendlichem Waldesodem mischte, war eine ganz eigenthümliche Stimmung über die Gäste gekommen. Frau Lu's guter Philosoph hatte diese Stimmung gebracht. Sie sprachen über Dinge, über die moderne Menschen selten nachdenken, und hörten auf einen Mann, der anders dachte als alle Anderen, tiefer, einfacher, und sich nicht scheute, seine Gedanken auszusprechen. Ja, er hatte den Muth, sich zu geben wie er war.

Henry Mengersen ließ diesen Abend auf sich wirken. Er war zu sehr Künstler, als daß er den Eindruck einer in sich ausgeglichenen Persönlichkeit nicht empfunden hätte, trotzdem er, seiner Natur nach, weder Frau Lu noch deren Mann je näher treten konnte.

Er sah auf Isolde. Isolde hörte mit großen Augen zu. Sie war bleich. In der Abenddämmerung hatte die weiße, zarte Gestalt etwas so Unbestimmtes, Weiches. Henry Mengersen empfand etwas Scheues, Schuldbewußtes in ihr. Und wie er so auf sie blickte, zieht ein leichtes Lächeln um seine Lippen, ein verächtliches Lächeln.

Ihm ist's, als fühlte und sähe er die Gedanken unter der jungen Stirn; ihm ist's, als fühlte er die erregten, verlangenden Blutwellen in ihren Gliedern. Sie muß wie im Fieber sein! Ihre Nerven müssen zittern und beben — ein Schauer nach dem andern ihr über den jungen Leib fahren.

Er hat als Künstler und Mensch über das Problem „Weib" nachgesonnen, als Künstler hat er es auf seine Weise gelöst. Er ist müde und gelangweilt vom Weib.

„Entsetzlich," denkt Henry Mengersen und sieht wieder auf Isolde, „das Weibliche in der Natur, dies blinde sich ins Elend stürzen wollen, dies Gedankenlose, nie die Folgen überschauende. Egoistisch wie der Mann, aber so unsäglich dumpf, unbewußt, so instinctiv, so elementar. Das Weib hat die Natur überboten, sich selbst unterboten. Die Natur hat es dem Unfreien, dem Dulden näher gestellt als den Mann — und es hat seinen Vortheil darin gefunden! Es ist sich selbst zur Waare geworden. Das, was es leiden muß, ist ihm vortheilhaft. Es schachert mit seinem Leiden! Wäre Fräulein Isolde Ladenmädel, würde ich sie zu meiner Geliebten machen. Weshalb nicht? — und sie davonjagen, wenn sie mir unbequem würde — vielleicht zu kunstsinnig - kunstsinnige Weiber! — Wie selten hat ein Künstler die Freude am schönen Weib. Hier wär' sie, die Freude. Schade!"

Henry Mengersen blies gedankenvoll die blauen Wölkchen seiner Cigarette von sich. Isolde hatte des geliebten Mannes Blicke wohl empfunden.

Ja, er hatte Recht. Sie erschauerte im Gefühl, ihm anzugehören. Sie war ganz in sich verstummt. Das große Geheimniß des Weibes, wie sie es damals verstanden hatte, als sie zum ersten Mal seine Kunst ganz in sich aufnahm, lag über ihr. Ja, das ist das Größte auf Erden, Weib sein — sich opfern. Henry Mengersen hatte ganz Recht mit dem, was er vom Weibe dachte. Das aber wußte er nicht, daß unter den Frauen auch freie Geschöpfe leben, freier, als je ein Mann frei ist, mächtige Seelen, Seelen, die dem großen Zug der Natur entgegenstehen, die der Natur zum Trotz sind, wie sie sind, lieben, wie sie lieben — und sich grenzenlos opfern, als stammten sie aus einer Welt mit anderen Gesetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Josef I.

(2. December 1848 — 2. December 1898.)

Von

August Fournier.

[Nachdruck untersagt.]

Ein Jubeljahr hätte es sein sollen, und ein Trauerjahr ist es geworden. Für fünf Jahrzehnte unermüdlicher Arbeit und treuer Pflichterfüllung haben die Völker Oesterreichs ihrem Herrscher mit Preis und Ehre danken wollen, als ihre Zungen das Entsetzen lähmte, welches die Unthat von Genf in aller Welt verbreitete. Als ob es nicht schon der Seelenpein genug gewesen wäre, womit ein über Maß hartes Schicksal diesen einen Mann auf dem Throne heimgesucht hatte. „Mir soll auch gar nichts erspart bleiben!“ rang es sich aus seinem Schmerz hervor, als man ihm die Nachricht brachte, daß und wie er seine geliebte Lebensgefährtin verloren habe. Und fürwahr, was nur ersonnen werden kann an Schreckniſſen, er hat es erfahren. Franz Josef war noch kaum zum Manne gereift, da wurde schon der Mordstahl gegen ihn gezückt; den Bruder streckten die Kugeln seines aufständischen Volkes zu Boden; mehr als ein Mitglied seines Hauses fand in den Flammen seinen Tod; den einzigen Sohn, die sorgfältig gehegte Hoffnung seines Lebens, raffte ein dunkles Verhängniß dahin, und nun auch noch dieses Fürchterlichste, und just in dem Augenblicke, wo er mit dem befriedigten Gewiſſen, stets das Beste gewollt zu haben, auf ein halbes Jahrhundert rastlosen Wirkens zurückschauen durfte: wer möchte wohl, selbst für die edelste der Kronen, so viel Jammer tauschen! Mit düsterem Pomp hat man die todte Monarchin zur Gruft der Kapuziner geleitet. An Tausenden beklommener Herzen und feuchter Augen ging der Zug vorüber. Das konnte der Kaiser sehen. Aber was er nicht sehen konnte, war die Innigkeit des Mitgefühls mit seinem harten Loos in den Seelen von Millionen, über die er herrscht. Da fragte die Trauer nicht nach der Sprache, in der sie zum Ausdruck kam, da unterschieden sich seine Völker nicht nach ihren zwiespältigen Interessen und Wünschen, in ihnen Allen lebte nur eine unendlich warme Empfindung des Mitleids auf mit Demjenigen, der jetzt an Kummer und Leid den Aermsten

und Elendesten übertraf. Daß er das Alles ertrug, und wie er es trug, sich selbst und sein Weh mit dem Gebot der eigenen Pflicht bemeisternd, wird dereinst, wenn die Geschichte sein Leben aufzeichnet, ein werthvolles Moment seiner Beurtheilung bilden.

Heute, und seit vielen Jahren schon, ist Franz Josef ein Gegenstand aufrichtiger Sympathie seinem Volke, hoher Achtung in der Fremde. Das war nicht immer ebenso. Es gab Zeiten, wo er, wenn ihn auch einzelne Kreise laut verehrten, in anderen — und es waren die weiteren — vielfach Gegner fand, und wo ihn die öffentliche Meinung daheim und draußen mit wenig Neigung beurtheilte. Die Härte, mit welcher die Rebellion in Wien, namentlich aber der Aufstand in Italien und Ungarn nach dem Jahre 1848, niedergeschlagen wurde, ward ihm, dem absoluten Herrscher, zur Last gelegt: die Niederlagen von 1859 und 1866 und der tief gesunkene Staatscredit wurden seinem verfehlten Regierungssystem und allerlei Einflüssen auf seine Person zugeschrieben, die er nicht fernhalten konnte; die Einen zweifelten an seinem Wollen, die Anderen an seinem Können. Erst als Oesterreich ein constitutioneller Staat wurde und sein Monarch aus dem Zwielicht uncontrolirter Willensactionen in den hellen Tag der Oeffentlichkeit heraus trat, da gewahrten auch Fernerstehende an ihm werthvolle Eigenschaften, die bisher nur den Eingeweihten vertraut gewesen waren, und als dann das neue System die gebundenen Volkskräfte frei machte, Oesterreich seinen politischen, militärischen und ökonomischen Credit zurückgewann und wieder zu Rang und Ansehen kam, da wußte man es schon ganz gut, daß diese Wiedererhebung der Monarchie nach tiefem Sturze nicht zuletzt der überaus gewissenhaften Mitarbeit des Kaisers zu danken war. Denn der österreichische Thron ist keine Sinecure. Der Monarch herrscht nicht nur, er regiert auch, und er regiert zwei nahezu selbständige Staatengebilde mit verschiedenem Rechte, getrennter Gesetzgebung und gesonderter Verwaltung. Viel, sehr viel hängt deshalb von seinen persönlichen Eigenschaften ab, und seine Verantwortung vor der Geschichte ist keine geringe.

Der Regierungsantritt Franz Josef's fällt in das Revolutionsjahr 1848, welches eine wichtige Zeitwende für Oesterreich bedeuten sollte. Damals stürzte der alte Metternich'sche Staat mit seinem patriarchalischen Regiment zusammen, und so sehr man in Hofkreisen die revolutionäre Bewegung in ihrem idealen Grundzug verkannte und unterschätzte, ja vielleicht, wenn wir Grillparzer glauben wollen, gar nicht ungern sah, sie hat sich an der Strömung, die Europa durchzog, genährt und gekräftigt und schließlich Erfolge errungen, welche die Gewalt der Repression nicht mehr zu beseitigen vermochte. Trug sie auch in Wien mehr den Charakter schlecht inscenirter Tumulte, in Oberitalien und in Ungarn trat sie in ihrem ganzen Ernste auf: hier beseelte sie die Idee der nationalen Einheit und der möglichsten Unabhängigkeit von den übrigen Reichsgliedern. Dazu remonstrirten in Böhmen die Slaven gegen die deutsche Herrschaft, und die Polen spielten überall den erfahrenen Mentor. So war die Empörung allgemein und äußerte sich in mannigfacher Gewaltthat. Im Süden entbrannte der Krieg mit Sardinien, der die militärischen Kräfte an sich band, während anderwärts Ausschreitungen schlimmster Art sich ereigneten.

In Wien kam es zu Pöbelaufständen, deren einer dem Kriegsminister Grafen Latour das Leben kostete, in Pest lynchte der Mob den königlichen Gouverneur, in Prag fiel die Gemahlin des Fürsten Windischgrätz, vom Schuß eines Fanatikers getroffen. Alles kam damals darauf an, ob die Armee, welche Vertreter aller Nationen in sich faßte, Stand hielt und sich treu bewährte. Die ungarischen Regimenter versagten, die deutschen und slavischen aber blieben fest und bezwangen die Anarchie. In Italien siegte Radetzky, Prag ward rasch zur Ruhe gebracht, Wien belagert und eingenommen, und nur Ungarn stellte ein Heer auf die Beine und leistete in einem wechselvollen Kriege nachhaltigen Widerstand.

Das waren die Eindrücke, die der junge Erzherzog Franz, der am 18. August achtzehn Jahre alt geworden war, in sich aufnahm. Sein Oheim, Kaiser Ferdinand, hatte keine Kinder, sein Vater besaß bei großer Herzensgüte doch zu wenig Entschlossenheit und Thatkraft, so daß sich dem jungen Prinzen alle Aussicht auf den Thron eröffnete. Seine Mutter, die mit Geist und Energie begabte Erzherzogin Sophie, die Tochter König Max Joseph's von Bayern, hatte diesem Momente Rechnung getragen und ihrem geliebten Erstgeborenen, auf den sie nebst ihren reichen Anlagen auch ihre gesunden Nerven vererbt hatte, eine entsprechende Erziehung zu Theil werden lassen. Der Prinz brachte seinen Lehrern einen klaren, nüchternen Verstand, der besonnen urtheilte, viel Ernst und Eifer, ein starkes Gedächtniß und ein großes Talent für Sprachen entgegen. Von den Instructoren standen übrigens nur zwei auf der Höhe ihrer Aufgabe: der Jurist Lichtenfels und der reich gebildete Officier Hauslab, die denn auch ihrem Zögling einen tüchtigen Fonds juristischer und militärischer Kenntnisse sicherten. In anderen Wissenszweigen, z. B. in der Geschichte, war der Unterricht vergriffen worden und nach der idealen Seite hin fast werthlos, während der geistliche Lehrer, der spätere Cardinal Rauscher, der Ueberzeugung der Mutter entsprechend, eine streng katholische Tendenz cultivirte.

Der Erzherzog hätte im Frühling 1848 Statthalter in Böhmen werden sollen. Das war unterblieben. Um ihn den Eindrücken der Volkserhebung zu entziehen, ward er zur Armee Radetzky's nach Italien gesendet, wo er, wie später im ungarischen Feldzuge, große Bravour bewies. Im Herbste, als der Hof vor den Wiener Ausschreitungen nach Olmütz flüchtete, begleitete er seine Eltern dahin, und dort kam es zum Herrscherwechsel, der bereits im Sommer ins Auge gefaßt worden war. Der neue Ministerpräsident, Fürst Felix Schwarzenberg, hatte ihn gefordert, da Ferdinand I. sich der Revolution gegenüber zu unterschiedlichen Zugeständnissen herbeigelassen hatte, von denen man frei sein wollte. Der Kaiser legte denn auch am 2. December 1848 die Krone nieder, Erzherzog Franz Karl verzichtete zu Gunsten seines Sohnes, und dieser bestieg als Franz Josef I. den Thron. In dem Antrittsmanifest hieß es: „Das Bedürfniß und den hohen Werth freier, zeitgemäßer Institutionen aus eigener Ueberzeugung erkennend, betreten wir mit Zuversicht die Bahn, die uns zu einer heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesammtmonarchie führen soll. Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, sowie der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das

Vaterland neu erstehen." Führte hier der bewährte Minister des Innern, Graf Stadion, die Feder, so war es die Hand Schwarzenberg's, welche bald darauf den Majestätsbrief wieder zerriß. Allerdings, der Reichstag der nichtungarischen Länder hatte sich als eine wenig fähige Corporation erwiesen. In Wien hatte er im October, obwohl er alle Autorität für sich in Anspruch nahm, der Anarchie nicht zu steuern vermocht und sich durch die Forderung, man möge die Latour-Mörder freigeben, compromittirt. Seine eigentliche Aufgabe, eine Verfassung auszuarbeiten, hatte er noch nicht entfernt gelöst, und wenn auch die Aufhebung der Robot ein verdienstvolles Werk war, so hatte es doch den politischen Nachtheil, daß der Bauer, einmal befreit und befriedigt, an weiteren Fortschritten wenig Antheil nahm. Dazu machten sich allerlei nationale Aspirationen geltend und heischten — auf Kosten der Staatseinheit — Gewährung. Der Reichstag wurde aufgelöst und am 4. Mai 1849 eine centralistische Verfassung octroyirt, die, dem kaiserlichen Wahlspruch „Viribus unitis" entsprechend, „alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper vereinigen sollte". Aber auch diese Verfassung wurde nicht durchgeführt und Ende 1851 ganz aufgehoben. Radetzky hatte Italien besiegt, mit Hülfe Rußlands war man der ungarischen Insurrection Herr geworden, in den meisten anderen Provinzen war die bürgerliche Bevölkerung entweder der politischen Aufregungen müde oder durch starren Druck von denselben fern gehalten. Das imperialistische Element herrschte vor und verlangte eine starke Regierungsgewalt. Vielleicht wäre es weise gewesen, gerade diese Zeit zu benützen, um als Sieger an Besiegte gemäßigte constitutionelle Zugeständnisse zu machen, die zehn Jahre später nach einem verlorenen Feldzuge an Werth beträchtlich verloren. Aber zu einem solchen Entschluß fehlte dem jungen Monarchen die Erfahrung und, seitdem Stadion im Mai 1849 einer unheilbaren Krankheit verfallen war, auch der umsichtige Rathgeber. Was er in seiner Umgebung fand, waren nur streng conservative und antiliberale Anschauungen; was er in den Nachbarreichen sah, war die Repression des politischen Fortschrittes; in ihm selbst wirkte der Abscheu vor den Ausschreitungen der Revolte noch nach und ein Gefühl der Dankbarkeit für die Armee, welche den Thron der Habsburger wieder befestigt hatte. Es begann ein Militärregiment mit allen seinen Nachtheilen, dem clericale Herrschsucht und polizeiliche Willkür secundirten: es schob zwar die altconservativen Lobredner des früheren Systems in den Hintergrund, hielt aber auch zugleich den bürgerlichen Freisinn in drückenden Banden. Dadurch wurde der Kaiser unpopulär im Volke, namentlich als der Sieg der Waffen mancherlei soldatischen Uebermuth im Gefolge hatte. Auch kam man über den Widerspruch nicht hinweg, der zwischen den Versprechungen von 1848 und den späteren Thaten klaffte. Erst als ein ungarischer Fanatiker 1853 ein Attentat auf das Leben des Kaisers machte, da begann der vom Tode bedroht gewesene Fürst allmählich Sympathien auch in Kreisen zu gewinnen, die sich bisher grollend von ihm abgewendet hielten, und als er am 24. April des nächsten Jahres die sechzehnjährige, lieblich schöne Elisabeth von Bayern als Gattin heimführte, äußerte sich in der Bevölkerung Beifall und Antheil.

Damals war es die eigenste Ueberzeugung Franz Josef's gewesen, daß der Staat, den die freiheitlichen Aspirationen aus den Fugen gebracht hatten, nur durch das Vorwalten jener Elemente wieder gekräftigt werden könne, die sich diesen Bestrebungen unzugänglich erwiesen hatten, das war die Armee und die Kirche. Darum behielt er sich selbst die Armeeverwaltung vor, darum schloß er mit dem Papste das Concordat von 1855 ab, welches der Geistlichkeit die Schule überantwortete und ihr viel lästigen Einfluß auf die Familie einräumte.

Dieses auf Kreuz und Schwert basirte, von einer übermüthigen Bureaukratie unterstützte System, welches von 1850—1860 in Oesterreich herrschte — Bismarck bezeichnete es als „Bonapartismus" — war verfehlt und schädlich, schädlich auch dem Ansehen des Monarchen. Aber es war doch nicht die unbedingte Reaction. Die von der Revolution erkämpfte Gleichheit der Staatsbürger vor dem Richter wurde festgehalten, die Frohndienste der Bauern blieben zum Verdruß der Grundaristokratie abgeschafft; die Religionsübung der Protestanten, Israeliten und anderer vom Staate tolerirter Religionsgesellschaften blieb uneingeschränkt; ein Gesetz anerkannte — wenn auch nur akademisch, denn es trat nicht in Kraft — das Recht der Gemeinden, für ihre Interessen selbst zu sorgen; in den oberen Instanzen wurden Justiz und Verwaltung getrennt, die patrimoniale Gerichtsbarkeit der Grundherren existirte nicht mehr. Dazu trat der Staat auch aus seiner geistigen Abgeschlossenheit heraus; an den Universitäten wurden Lehr- und Lernfreiheit eingeführt und die Freizügigkeit der Studenten, die Gymnasien in mustergültiger Weise reformirt. Man schaffte die Zünfte ab und decretirte Gewerbefreiheit, beseitigte die Zollschranken, die bis 1852 Ungarn von den westlichen Ländern getrennt hatten, brach mit dem bisherigen Prohibitivsystem und erleichterte durch Handelsverträge den Eintritt in den Weltverkehr.

Alles das geschah unter thätigster Mitwirkung des jungen Kaisers, der seit dem plötzlichen Tode Schwarzenberg's im Jahre 1852 selbständiger geworden war. Er räumte seiner Jugend nicht mehr Rechte ein, als sich mit seinen Pflichten vertrugen; ja gerade sie scheint ihn mitunter verleitet zu haben, um seine Unabhängigkeit von ihr zu documentiren, mehr Energie und Willen zu betonen als vielleicht nöthig war, und sich so den Vorwurf der Eigenwilligkeit zuzuziehen. Er war ein Freund geselliger Vergnügungen, man rühmte ihn als ausgezeichneten Tänzer, und als Erzherzog hatte er sich auf dem Haustheater unter Fichtner's Regie in Lustspielrollen mit Erfolg versucht. Als trefflicher Schütze liebte er die Jagd und liebt sie noch heute, doch ist er ihr nie auf Kosten seiner Berufspflichten nachgegangen, die er überaus ernst nahm. Bismarck berichtete 1852 aus Wien: „Die Persönlichkeit des Kaisers macht mir einen sehr guten Eindruck: er faßt schnell auf und hat eine Zutrauen erweckende Einfachheit und Offenheit in seinem Wesen . . . Er läßt die eigene selbständige Entscheidung formell und materiell überall ostensibel in den Vordergrund treten und gibt sie kurz und entschieden. Dabei ist er niemals barsch in der Form." Graf Vitzthum, der sächsische Geschäftsträger, der viel im Kreise der Erzherzogin Sophie verkehrte, schreibt über den jungen

Monarchen zu Beginn des Jahres 1851 Folgendes: „Die entschiedene Verachtung jeder Popularitätshascherei, die Schweigsamkeit, über welche nur die Ehrgeizigen klagen, der intuitive Scharfblick, das fabelhafte Gedächtniß für Namen, Orte und Personen, das rege Pflichtgefühl, die an das Peinliche streifende Gewissenhaftigkeit, der ritterliche Sinn und der großmüthige Charakter sind Tugenden, welche zu den höchsten Erwartungen berechtigen. Dabei ist der Kaiser, obgleich frei von sentimentalen Illusionen, fest davon durchdrungen, daß er eine providentielle Mission zu erfüllen hat." Heute, nach fünfzig Jahren, kann man noch jede Silbe dieses Urtheils unterschreiben. Alles Ungemach, das Franz Josef getroffen, hat seinen Charakter in nichts zu ändern vermocht, ihn nicht gebeugt, nicht verbittert, ja, als er jüngst seinen Völkern für ihr Beileid dankte, betonte er nur „das verstärkte Gefühl der Pflicht, auszuharren in der ihm gewordenen Sendung".

Im Jahre 1857 erfuhr das junge Herrscherpaar den ersten tiefen Schmerz; sein erstgeborenes Töchterlein Sophie starb plötzlich dahin. Zwei Jahre später sollte der Kaiser seine erste große Enttäuschung erleben. Die auswärtige Politik war seit dem Tode Schwarzenberg's, der noch an den Verbindungen mit Rußland und Preußen festgehalten und dadurch den österreichischen Primat in Deutschland gerettet hatte, von dessen Nachfolger Buol-Schauenstein in die denkbar unglücklichsten Bahnen geleitet worden. Als der Krimkrieg ausgebrochen war, suchte dieser unglückselige Diplomat aller Welt durch das Renommé des Heeres zu imponiren und eine Art Schiedsrichterrolle zu spielen; das Ergebniß war aber, daß man Rußlands Freundschaft einbüßte, die der Westmächte nicht gewann, und daß endlich auch die deutschen Fürsten nicht für polnische oder ungarische Interessen ins Feld rücken wollten. Franz Josef war gegen die unfruchtbare und verhängnißvolle Allianz mit den Westmächten gewesen und hatte sich erst dazu entschlossen, als Buol mit seinem Entlassungsgesuch drohte. Als der Krieg zu Ende war, hatte Oesterreich sehr viel, mitunter in unlautere Bahnen gerolltes Geld verloren, viele Tausende Soldaten waren durch Krankheiten dahin gerafft, und dahin war auch das traditionelle Prestige des nunmehr isolirten Staates. Diese Gelegenheit nahm das im Jahre 1849 besiegte Sardinien wahr und schloß mit Frankreich ein Bündniß zur Befreiung Italiens. Franz Josef, den damals sein Generaladjutant Graf Grünne wesentlich beeinflußt zu haben scheint, meinte der Action dieser Verbindung möglichst zuvorkommen zu müssen und schickte, ohne Buol weiter zu Rathe zu ziehen, und ohne daß man sich Preußens Hülfe gesichert hätte, sein Ultimatum nach Turin. Aber so rasch der Krieg des Jahres 1859 begonnen war, so langsam wurde er geführt, und schließlich ging der Feldzug trotz der Bravour der Truppen durch die Unfähigkeit der zumeist hocharistokratischen Generale verloren. Nach dem Unglück bei Magenta übernahm der Kaiser selbst den Oberbefehl. Nun wollte es das Mißgeschick, daß seine beiden Berather, Heß und Ramming, selten gleicher Meinung waren, daß ein ungarisches Armeecorps sich als unzuverlässig erwies, und daß am Tage von Solferino die Offensivbefehle nur theilweise ausgeführt wurden. Endlich rüsteten Preußen und der deutsche Bund gegen Frankreich. Da aber Oesterreich nicht im Stande war, ein zweites Heer

am Rheine aufzustellen, und Erfolge dort lediglich Preußen, dem Rivalen in der deutschen Frage, zu Gute gekommen wären, entschloß sich Franz Josef lieber, von Napoleon III. dazu eingeladen, zum Frieden und zum Verzicht auf die Lombardei.

Nach diesem Kriege, in welchem er Zeuge von entmuthigenden Mißständen gewesen war, mußte er sich eingestehen, daß die Hauptstütze des absoluten Regimes, die Armee, sich als zu schwach erwiesen hatte. Aber auch sonst wankte das System. Da den Nationen jede Gelegenheit benommen war, am politischen Leben Theil zu nehmen und sich offen auszusprechen, nährten sie ihre Wünsche insgeheim ins Maßlose. Weil der Staat deutsch amtirte, wurde die Abneigung gegen das Regiment auf die deutsche Nation übertragen, und Magyaren und Slaven, von den Italienern nicht zu reden, wetteiferten im Haß gegen ihre deutschen Mitbürger. Aber auch die Deutschen, der intelligenteste Theil der Bevölkerung, hatten längst die Unmöglichkeit erkannt, daß so weiter regiert werde, und gerade sie haben, schon der grauenhaften Finanzlage und des herab gekommenen Credits wegen, die Constitution und mit ihr die unerläßliche Gewähr für bessere Wirthschaft, als eine Staatsnothwendigkeit erklärt und gefordert. Und dieser Einsicht verschloß sich nun auch der Kaiser nicht mehr: er stellte sich auf den Boden des constitutionellen Herrschers.

* * *

Als Oesterreich 1860 ein constitutioneller Staat wurde, gab es vorzüglich drei politische Factoren, mit denen gerechnet werden mußte: die Ungarn, die den alten Dualismus des Habsburger Reiches betonten und ihre Verfassung von 1848 wieder haben wollten, die Slaven, die in den größeren Kronländern (Böhmen, Galizien, Mähren, Krain, Dalmatien) die Mehrheit der Einwohner bildeten, und deshalb das Schwergewicht der Gesetzgebung in die Landtage verlegt wünschten, und die fortschrittlich gesinnten Deutschen, welche in diesen Ländern, die ihr Fleiß cultivirt hatte, in der Minorität waren und, um nicht überwältigt zu werden, dem Centralismus das Wort redeten. Dazu war die Frage der Vorherrschaft in Deutschland noch nicht gelöst, und die Italiener in Venedig und Südtirol ersehnten ihre Abtrennung von Oesterreich. Um die Ungarn zu gewinnen, versuchte es der Kaiser mit einem föderalistischen Experiment, welches Graf Goluchowski, der Vater des jetzigen Ministers des Aeußeren, zu vertreten hatte. Das dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn die Ungarn waren nicht zufrieden, und die Deutschen perhorrescirten die Rückkehr der alten ständischen Landtage. Darauf ward am 26. Februar 1861 eine centralistische Verfassung gegeben, die in einem weiteren Reichsrath auch die Ungarn umfassen sollte; der leitende Minister Schmerling sollte deren Widerstand besiegen. Das gelang ihm aber auch nicht, namentlich da Polen und Czechen, höchst unzufrieden mit dem Centralismus, ihn nicht unterstützten und die Deutschen an dem Liberalismus des Cabinets so lange herum mäkelten bis es fiel.

Mit zu Schmerling's Sturze hatte beigetragen, daß ein Versuch Franz Josef's, die deutsche Frage auf einem Congreß der Fürsten, den er im Sommer 1863 nach Frankfurt berief, zu ordnen, an dem Nichterscheinen

König Wilhelm's von Preußen scheiterte. Die Idee dazu war ihm zwar nicht von Schmerling, sondern von seinem Schwager, dem Fürsten von Thurn-Taxis, nahe gelegt worden, aber Schmerling hatte sich mit ihr identificirt. Sie war das geistige Eigenthum Fröbel's, des Radicalen von 1848, der jetzt im österreichischen Solde stand. Der Kaiser, der es stets als seine Pflicht ansah, die Fäden wichtiger Staatsfragen selbst in Händen zu halten, hatte seinem Minister des Aeußeren, dem Grafen Rechberg, von der Sache erst dann Mittheilung gemacht, als sie bereits in der Ausführung begriffen war, und hatte nun seine liebe Noth, den gekränkten Würdenträger von der Absicht, zu demissioniren, zurück zu bringen. Es gelang ihm mit der unmuthigen Aeußerung, er könne sich nicht von seinen Ministern den Stuhl vor die Thüre setzen lassen.

Der Congreß kam zu Stande, er ging aber resultatlos auseinander. Wer ihm beigewohnt hatte, wußte das große Geschick Franz Josef's in der Führung der Verhandlungen zu rühmen. Daß sie erfolglos blieben, übte seine Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse des Donaustaates, indem der Kaiser nunmehr sich genöthigt sah, den nicht deutschen Volksstämmen wieder mehr entgegen zu kommen, bis die deutsche Frage endgültig gelöst war: die centralistische Verfassung wurde sistirt und mit den Ungarn eine Ausgleichsaction begonnen. Dieser Schritt nach rückwärts hatte neuerdings eine Anzahl hochtoryistischer Elemente empor gebracht, aus denen sich die Mitglieder des Cabinets Belcredi rekrutirten, die der fatalen Ueberzeugung waren, aus den inneren Wirren und der traurigen Situation des Staates biete nur noch ein glücklicher Krieg den Weg zur Rettung. Später hat man den Grafen Moritz Esterházy als denjenigen bezeichnet, dessen Einfluß das Unglück des Jahres 1866 hauptsächlich verschuldet habe. Doch ist noch nicht sicher gestellt, in wie weit er in den entscheidenden Apriltagen Rathgeber oder Diener gewesen war. Man weiß nur, daß Franz Josef, Schleswig-Holsteins wegen gegen Preußen aufgebracht, kriegerischen Anklängen sein Ohr viel leichter erschloß als Mahnungen zum Frieden. Unter diesen Umständen mußte im Mai die Sendung Anton von Gablenz' scheitern, der aus Berlin das Anerbieten einer Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen und einer gemeinsamen Action wider Frankreich überbrachte, und wenn Busch in seiner jüngsten Publication über Bismarck von diesem vernommen haben will, Franz Josef sei dem Plane geneigt gewesen, nur seine Minister hätten widersprochen, so stimmt das nicht mit den Thatsachen. Der Kaiser hat nur bedauert, daß diese Vorschläge um sechs Wochen zu spät kamen; annehmbar erschienen sie ihm schon deshalb nicht mehr, weil er kurz zuvor den Widerstand der deutschen Mittelstaaten durch die Aussicht auf Oesterreichs Hülfe genährt und insbesondere Sachsen an sich gefesselt hatte; jetzt sie Preis zu geben, hätte seinem Charakter viel zu sehr widerstrebt, und damit mag auch Bismarck, der die Ablehnung wünschte, gerechnet haben. Nein, das Verhängniß Oesterreichs mußte sich erfüllen. Nur wird auch der größte Fatalist die Frage nicht unterdrücken können, ob es wirklich unabweislich war, daß der Staat einen Krieg nach zwei Seiten führte und darunter einen, in dem der Preis des Sieges schon vor dem Kampfe aus der Hand gegeben wurde. Die Stellungen in Italien und in Deutschland gingen verloren. Wie

schmerzlich mußte der Enkel Franz' II., der noch die deutsche Königskrone getragen hatte, diese neue Niederlage empfinden, wie schwer ertrug sein militärisches Ehrgefühl die Deroute der Nordarmee! Solchem Unglück waren auch seine starken Nerven nicht gewachsen, und es ist glaubhaft, wenn erzählt wird, daß ihn ein Weinkrampf befiel, als er den Ausgang der Schlacht bei Königgrätz erfuhr. Wie wohl mußte es ihm dagegen thun, als seine Marine bei Lissa unter dem genialen Tegetthoff sich mit unvergänglichem Ruhm bedeckte und das Kriegsjahr mit einer eclatanten Ehrenrettung Oesterreichs endete. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten der Geschichte, daß der Sieger schon nach wenig Wochen die Gnade seines Kaisers verloren haben konnte.

Aus den verzweifelten Verhältnissen, in die Oesterreich nunmehr gerathen war, von aller Welt verlassen, an Geltung und Ansehen tief geschädigt, an Gebiet verkürzt und von inneren Conflicten schwerster Art erschüttert, aus dieser Lage es wieder emporzuheben, bedurfte jener zähen Energie, die seiner Geschichte eigen und die auch in diesem seiner Fürsten wohnte. Ungebrochenen Muthes machte sich der Monarch ans Werk. Vor Allem Ordnung im Innern. Das Ministerium Belcredi fiel, und um keiner Partei einen Vorrang einzuräumen, wurde der sächsische Graf Beust erworben, damit er die österreichischen Wirren schlichte. Der brachte zunächst die ungeduldigsten Dränger, die Ungarn, zur Ruhe. Franz Josef gewährte ihnen ihre eigene Verfassung mit einem eigenen Parlament und eigenen Ministern; die Magyaren dagegen, von ihrem ausgezeichneten Staatsmanne Franz Deák berathen, machten das Zugeständniß, daß über die äußere Politik, das Kriegswesen und die Ausgaben für beides durch besondere, von den Volksvertretungen beider Reichshälften entsendete Delegationen verhandelt werden sollte, unter deren Controle die drei „gemeinsamen Ministerien", das des Aeußern, das Reichskriegsministerium und das Reichsfinanzministerium, zu stehen hätten. Sie schlossen überdies mit der andern Reichshälfte ein Zoll- und Handelsbündniß ab, welches alle zehn Jahre erneuert werden sollte, in welcher Frist auch die Beitragsquoten zu den gemeinsamen Ausgaben aufs Neue festgesetzt wurden. Der Gesammtstaat, der bisher „Kaiserthum Oesterreich" geheißen hatte, hieß, wie ein Billet Franz Josef's an Beust bestimmte, fortan „Oesterreichisch-ungarische Monarchie", ein Name, der übrigens durch ein Verfassungsgesetz noch nicht festgelegt ist. Er sollte zum Ausdruck bringen, daß man mit dem Centralismus endgültig gebrochen habe und daß der Dualismus Regierungs-Grundsatz geworden sei. Damit war der Friede mit den Magyaren hergestellt. Am 8. Juni 1867 wurde Franz Josef in Pest feierlich als König von Ungarn gekrönt. Zwar gab es immer und gibt es auch heute jenseits der Leitha eine Unabhängigkeitspartei, welche auf die bloße Personalunion hin arbeitet und nebenbei den Kossuth'schen Gedanken einer staatsrechtlichen Verbindung mit den kleinen Donaustaaten cultivirt, aber diese Fraction war bisher nicht stark genug, den Frieden zu stören.

Dagegen waren im nichtungarischen Theile der Monarchie die Verfassungskämpfe noch lange nicht beendet; das Beispiel Ungarns mit seinen Erfolgen brachte sie vielmehr erst recht in Gang. Besonders als, um das ungarische

Staatsgebilde ins Gleichgewicht zu setzen, für Cisleithanien die centralistische Verfassung von 1861 reactivirt und am 27. December 1867 durch neue werthvolle constitutionelle Grundsätze vermehrt wurde, geriethen die Slaven — die Czechen voran — in Aufruhr. Der Kaiser aber berief ein deutsch-liberales Ministerium (Bürgerministerium), welches durch freisinnige Gesetze, namentlich über die Volksschulen, den Staat in allen seinen Theilen und Völkern auf dem Wege der Cultur förderte und den übermächtigen Einfluß der katholischen Kirche einschränkte; das Concordat mit Rom wurde gekündigt, wozu die Unfehlbarkeitserklärung vom Jahre 1870 den rechtlichen Anlaß bot. Des Kaisers Haltung in diesen Dingen war um so anerkennenswerther, als die clericale Partei, die unter der Aristokratie und bei Hofe ihre wärmsten Anhänger zählte, es an Intriguen nicht hatte fehlen lassen, um den tiefgläubigen Monarchen von der Sanction der neuen Gesetze abzuhalten, ein Schauspiel, welches sich vor wenig Jahren in Ungarn wiederholte, als dort die kirchenpolitischen Gesetze über die Civilehe und die staatliche Besorgung der Standesregister in Kraft treten sollten. Franz Josef blieb fest, und auch die Bannflüche, die Pius IX. gegen die österreichische Verfassung schleuderte, brachten ihn nicht ins Wanken. Und um vollends über seine Haltung gar keinen Zweifel aufkommen zu lassen, ließ er seinem Sohne Rudolf eine moderne, den freieren Anschauungen der Zeit entsprechende Bildung angedeihen.

Das Bürgerministerium fiel nach wenig Jahren. Es fiel, weil sich die slavische Opposition, unterstützt von dem feudalen Großgrundbesitz und den deutschen Clericalen, zu stark erwies, weil im Schoße des Cabinets eine Spaltung entstand und vor Allem, weil der Kaiser selbst den Wunsch hegte, dem slavischen Element entgegen zu kommen. Die ausschließlich deutsche und freisinnige Richtung hatte seine innersten Sympathien nicht. Noch wirkte der Eindruck aus dem Jahre 1848 nach, den Graf Vitzthum damals dahin ausdrückte, „deutsch gesinnt und radical gesinnt gilt hier für gleichbedeutend." Nun kam der Ausschluß aus Deutschland dazu, der das politische Gewicht der nichtdeutschen Völker naturgemäß vermehren mußte, und wenn auch der Gedanke, man könne das Verlorene wieder gewinnen, vorhanden gewesen sein mochte, der Gang der Ereignisse, insbesondere der deutsch-französische Krieg, drängte ihn rasch zurück. An seine Stelle aber trat sofort der andere: für den Verlust Ersatz zu finden. Denn die Vorstellung, daß unter seiner Regierung der Umfang des Reiches eine Schmälerung erfahren habe, war dem Kaiser unerträglich. Ein solcher Ersatz ließ sich jedoch nur im slavischen Orient erwerben, und aus diesem Grunde sollten die Slaven der Monarchie beruhigt werden. Das war nicht so leicht. Um es zu erreichen, hätte eine föderalistische Verfassung eingeführt werden müssen, wodurch das kaum geordnete Verhältniß zu Ungarn in Mitleidenschaft gezogen wurde. Und daran scheiterte auch in der That der Versuch mit dem Ministerium Hohenwart im Jahre 1871 binnen kürzester Zeit. Der ungarische Ministerpräsident Graf Andrassy erhob Einspruch, und Hohenwart fiel. Ein neues deutsch-liberales Cabinet unter dem Fürsten Adolf Auersperg, zu dem der Kaiser in persönlich freundschaftlichen Verkehr trat, kam ans Ruder und blieb bis 1879 im Amte. Eine neue Wahl-

ordnung vom Jahre 1873, welche das Wiener Parlament aus directen Wahlen entstehen ließ, während es bisher von den Landtagen beschickt worden war, sollte die Verfassungskämpfe abschließen und sicherte dem Ministerium, namentlich da die gekränkten Czechen fernblieben, eine Mehrheit so lange, bis diese Mehrheit durch Spaltungen in der eigenen verfassungstreuen Partei selbst unsicher geworden war. Diese Wandlung hing aufs Engste mit dem Ersatzgedanken zusammen und zeigt deutlich, wie sehr das persönlich monarchische Moment auch in dem constitutionellen Oesterreich ins Gewicht fällt.

Der Kaiser hatte sich mit den Consequenzen des Krieges von 1866 abgefunden. Durch Andrássy, den Nachfolger Beust's, wurden 1872 wieder Beziehungen mit Berlin angeknüpft, und auch Italien gegenüber war jede Feindschaft aufgegeben. Im Jahre 1875 besuchte sogar Franz Josef den König Victor Emanuel in Venedig und hatte diese Stadt absichtlich gewählt, um seiner friedlichen Gesinnung den deutlichsten Ausdruck zu geben. Von Venedig weg aber ging die Fahrt nach Dalmatien, und hier ward die Idee einer Erwerbung Bosniens und der Herzegowina mit dem Statthalter Baron Rodich ohne Vorwissen des Ministeriums eifrig besprochen und auf der ganzen Fahrt die Küste entlang unverrückt festgehalten. Drei Jahre später legalisirte der Berliner Congreß mit seinem Mandat den Plan des Kaisers. Man konnte dafür anführen, daß Dalmatien seit dem Verluste der Poländer ein allzu unsicherer Besitz geworden war und eines Hinterlandes bedürfe, um mit der Monarchie in Verbindung zu bleiben. Da widersetzte sich — durch die Vermehrung des slavischen Elements geängstigt — die deutsch-liberale Mehrheit des Wiener Reichsrathes der Occupationspolitik, und nur ein kleiner Theil derselben war klug genug, dort keine Schwierigkeiten zu machen, wo bereits Europa eine vollendete Thatsache geschaffen hatte. Nur mit Mühe und nur mit Hülfe der clericalen und slavischen Abgeordneten erfolgte die Genehmigung des Berliner Vertrags. Der Kaiser war gegen die parlamentarischen Gegner seiner Lieblingsidee höchlich erbittert, ganz besonders aber, als der Führer derselben, Herbst, seiner Zusage, ein neues Ministerium unterstützen zu wollen, welches noch keinen Systemwechsel bedeutet hätte, untreu wurde. Das Cabinet Auersperg fiel, und die erste Handlung der neuen Regierung, an deren Spitze Graf Taaffe, ein Jugendfreund des Kaisers, stand, war, die Czechen durch nationale Versprechungen zum Eintritt in den Reichsrath zu bestimmen und aus den Elementen der Rechten eine conservative Mehrheit zu bilden. Damit begann in Oesterreich ein Regieren ohne die Deutschen und auf deren nationale Kosten, welches schließlich ihren energischen Widerstand und in letzter Zeit jene schwere Krisis hervorrief, die heute noch nicht beendigt ist.

Das erste Mittel, die Czechen zu gewinnen, war im Frühjahr 1880 eine Sprachenverordnung für Böhmen, welche deren Wünschen entgegenkam. Denn das ist das Wesentliche, daß sich in Oesterreich die Nationalitätenfrage in erster Linie als Sprachenfrage darstellt. Die Slaven, welche die durch die Geschichte und das thatsächliche Bedürfniß gerechtfertigte allgemeine Geltung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben als eine nationale Zurücksetzung ausgeben, fordern unter dem Schlagworte der „Gleichberechtigung", für welches sie einen

Artikel der Verfassung aufrufen, auch für ihre Sprachen eine höhere politische Geltung.

Damals nun, 1880, ward verordnet, daß man bei allen Gerichten Böhmens, also auch in den rein deutschen Bezirken, Eingaben in beiden Landessprachen annehmen und deren Erledigung in der Sprache der Eingabe abfassen solle. Da nun die Czechen die deutsche Aemter- und Cultursprache nothwendigerweise beherrschen, die Deutschen aber das für den öffentlichen Dienst wie für den Weltverkehr werthlose schwierige czechische Idiom nicht erlernt haben, so ergab sich aus jener Verordnung, daß vielfach in den nur von Deutschen bewohnten Landestheilen czechische Richter und Beamte angestellt und die deutschen Bewerber zurückgesetzt wurden. Diese Maßregel und ähnliche Concessionen, die den Slaven und den Clericalen gemacht wurden, trieben die fortschrittlichen Deutschen in eine scharfe Opposition, welche der Kaiser einmal in einem Augenblicke des Unmuths als „factiös" bezeichnete, was sie nicht war.

Da trat, am 30. Januar 1889, der plötzliche Tod des Kronprinzen Rudolf ein, eines reichbegabten, liberal und deutsch gesinnten Mannes, der aus seiner Abneigung gegen das slavenfreundliche Regiment auf deutsche Kosten kein Hehl gemacht hatte. Mit ihm verlor die deutsche Linke des Reichsrathes einen so werthvollen Rückhalt, daß sie sich sogar mit den äußersten Consequenzen ihrer Bedrängniß dem Austritt aus dem Parlamente, vertraut zu machen begann. Das war aber wieder nicht nach dem Sinne des Kaisers, und unter seiner Intervention kam Anfangs 1890 ein Vergleich der beiden Volksstämme in Böhmen zu Stande, der auf der nationalen Abgrenzung der Gerichts- und Verwaltungsbezirke beruhte und der, wenn er eingehalten worden wäre, dem Staate manch' schwere Erschütterung erspart hätte. Hatte doch kurz vorher der Statthalter, Graf Franz Thun, der gegenwärtige Ministerpräsident, die Forderung der Czechen bezüglich der Gleichberechtigung im Prager Landtage offen als Vergewaltigung der Deutschen bezeichnet. Aber das Friedenswerk blieb unausgeführt. Die emporgekommene radical-nationale Partei der Jungczechen verwarf die nationale Abgrenzung und hinderte deren legislatorische Durchführung durch Tumulte im Landtag, was ihnen beim Monarchen die Bezeichnung als eine „sonderbare Gesellschaft" eintrug. Der Conflict in Böhmen blieb ungelöst.

Einen letzten Ausweg aus diesen ewigen nationalen Wirren erblickte das Ministerium Taaffe in einer Aenderung des Wahlgesetzes unter Berücksichtigung des vierten Standes, und der Kaiser stimmte zu. Es wurde im Jahre 1893 dem Wiener Parlament eine Wahlgesetznovelle vorgelegt, nach welcher die conservativen Wahlgruppen des Großgrundbesitzes und der Handelskammern, die von der nationalen Frage nicht so wesentlich tangirt waren, ungeändert blieben, während in den Gruppen der Städte und der Landgemeinden ein nahezu allgemeines Wahlrecht der zahlreichen Arbeiterschaft und ihren Wortführern Eingang verschaffen sollte. Damit meinte man den nationalen Zwist durch die sociale Frage in den Hintergrund zu schieben und zugleich die conservativeren Elemente, durch eine socialistische Opposition beständig bedrängt, in einer festen Mehrheit dienstwillig zu erhalten. Dieser Plan scheiterte an dem Widerstande des Parlaments. Taaffe fiel, vom Kaiser mit Zeichen ganz

besonderer Huld entlassen, und der nationale Krieg zwischen Deutschen und Slaven dauerte fort. In Prag kam es zu antidynastischen Ausschreitungen, und im Reichsrathe griffen die Czechen zur Obstruction gegen die parlamentarische Regierung, der diesmal auch Mitglieder der deutsch-liberalen Partei angehörten. Der czechische Angriff und ein Vorstoß der Slovenen brachte das System der Reichsrathscoalition, dem der Kaiser nur mit wenig Neigung gegenübergestanden hatte, zu Fall, und ein unparlamentarisches Cabinet unter dem Vorsitze des polnischen Grafen Badeni trat 1895 ins Amt.

Zur selben Zeit waren auch der österreichische Finanzminister und der Minister des Auswärtigen Polen, ein untrügbarer Beweis für die Gunst, in welcher gerade diese Nation beim Kaiser stand. Das hatte seine bestimmten Gründe. Franz Josef hat seit jeher seine besondere Aufmerksamkeit dem Ressort der auswärtigen Politik und dem der Kriegsverwaltung zugewendet. Als nun die Spannung mit Rußland in den achtziger Jahren sich wesentlich verschärfte und der Zar einen großen Theil seiner Streitkräfte an die westliche Grenze seines Reiches dislocirte, gelangte Galizien zu besonderer Bedeutung. Vor Allem mußte dort eine den russischen Maßnahmen entsprechende Kriegsmacht untergebracht werden, was keine kleine Aufgabe in dem wenig cultivirten Lande war. Daß sie gelöst wurde, war das Verdienst des Statthalters Badeni, der sich damit beim „obersten Kriegsherrn" in besondere Gnade brachte. Oesterreich mußte aber damals auch darauf bedacht sein, seine Wehrkraft durch einen Landsturm zu erhöhen, wobei wieder in erster Linie die galizische Bevölkerung ins Mitleid gezogen erschien. Der Polenclub des Reichsraths – freilich zumeist größere oder kleinere Grundherren — votirte ohne Weiteres das Gesetz. Ueberdies war im Falle eines Krieges mit Rußland die Stimmung des ruthenischen Volkes in Galizien nicht gleichgültig, welches schon aus Haß gegen die Polen, die es dominirten, auf die stammverwandte russische Seite neigte. Hier that ein Vergleich Noth, und durch die kluge Politik der Polen auf dem Lemberger Landtage ist ein solcher auch wirksam in die Bahn gebracht worden. Deshalb geizte der Monarch, als er Galizien besuchte, nicht mit Zeichen seiner Huld und drückte, als er Badeni zum Ministerpräsidenten ernannte, demselben seinen Dank sowohl „für die im Landtage angebahnte Verständigung der beiden Volksstämme", wie „für die werthvolle Unterstützung der Interessen der Monarchie und des Staates" aus.

Und doch hat gerade Graf Badeni, der sich des kaiserlichen Vertrauens zu rühmen wußte wie selten ein Minister, den Kaiser von der Erfüllung seiner völkereinigenden Mission weit abgedrängt und die Interessen der Monarchie tiefer und nachhaltiger geschädigt als irgend einer, hat gerade er, dem der Ruf voran ging, in Galizien namentlich dem deutschen Elemente das Wort geredet zu haben, die Deutschen Oesterreichs zurückgestoßen und in einen Existenzkampf gestürzt, den sie seitdem mit verzweifelten Mitteln führen. Das Jahr 1897 war, wie gewisse populäre Meteorologen die Tage bezeichnen, ein kritisches erster Ordnung. An seinem Beginne fanden die Neuwahlen zum Reichsrath statt, und an seinem Schluß ging der zehnjährige Vertrag mit Ungarn zu Ende und mußte erneuert werden. Dazwischen wogte unaufhörlich

der nationale Krieg in den Sudetenländern. Badeni hatte weder von den Verhältnissen in Böhmen noch von dem Wesen des Vertragswerkes mit Ungarn ausreichende Vorstellungen. In Böhmen suchte er den Jungczechen entgegen zu kommen, weil dieselben aus den Wahlen gekräftigt und geeint hervorgegangen waren, während die große deutsche Partei von ehedem zerfallen war und nur in Fragmenten auf dem Plan erschien. Die verbindliche Haltung gegenüber den Slaven schien ihm aber auch deshalb geboten, weil sie entschiedene Gegner des Dualismus und des Vergleichs mit Ungarn waren, während die Deutschen, schon als treue Anhänger der 1867er Verfassung, auch an dem ungarischen Ausgleich festhielten, woferne er nur nicht allzu ungünstig für die nichtungarische Reichshälfte ausfiel. Der Preis, den Badeni den Czechen für ihr dem Pacte mit Ungarn günstiges Votum unbegreiflicherweise schon im vorhinein bezahlte, bestand in neuen Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren, die in ihren Folgen für die Deutschen noch verderblicher waren als die des Grafen Taaffe. Auch in der deutschesten Stadt Böhmens sollte irgend eine bei Amt oder Gericht in czechischer Sprache anhängig gemachte Sache — und daß es dazu kam, dafür wollte die slavische Agitation schon sorgen — nunmehr auch im internen Geschäftsgange czechisch verhandelt werden, was das zwangsweise Gebot, beide Landessprachen zu beherrschen, mit sich führte und unter den früher gekennzeichneten Verhältnissen nichts Anderes bedeutete als die Vertreibung der Deutschen aus Amt und Gericht. Nun bäumte sich deren Stolz auf. Solche Behandlung in einem Staate, den deutscher Fleiß cultivirte und den die Deutschen als Kitt zusammengehalten haben, von Nationen, denen sie das ABC der Civilisation beigebracht, das war mehr, als deutsche Geduld ertrug. Unter dem Zornesgebot der Wählerschaft hinderten die deutschen Vertreter fortgeschrittener Richtung, durch die gemeinsame Noth wieder geeint, jede parlamentarische Verhandlung, so lange die Verordnungen in Kraft blieben, und mittelst ihrer Obstruktion auch jede Abmachung mit Ungarn. Als dann die slavisch-clericale Mehrheit durch eine gesetzwidrige Abstimmung Zwangsmaßregeln in die Geschäftsordnung einschmuggelte, zu deren Durchführung Graf Badeni die Straßenpolizei ins Abgeordnetenhaus beorderte, kam es bekanntlich Ende November vorigen Jahres zu einer parlamentarischen Revolution, die auf der Straße nicht ohne Echo blieb.

Der Kaiser war in diesen erregten Tagen nicht in Wien. Von seinem Minister über die Situation beruhigt, war er zu seiner Lieblingstochter, der Erzherzogin Marie Valerie, nach Wallsee gereist, kürzte aber, von vertrauter Seite informirt, seinen Aufenthalt ab und eilte in die Residenz zurück. Dort entschied ein kurzes Gespräch mit Badeni über das Schicksal des Ministeriums der „freien Hand". Nach dessen Entlassung kehrte in Wien die Ruhe wieder zurück, und nur in Prag inscenirte man Pöbelausläufe, die zu widerwärtigen Plünderungsscenen führten, aus Verdruß über den Sturz des Gönners. Seitdem haben die Sprachenverordnungen Badeni's allerdings eine theilweise Abschwächung erfahren, sind aber für die Fortexistenz der Deutschen in Böhmen und Mähren noch immer so bedrohlich, daß auch heute noch die deutsche Linke des Parlamentes der Regierung in schroffer Opposition gegenübersteht, nament-

lich nachdem Graf Thun in einem geheimen Abkommen mit dem ungarischen Premier, Baron Banffy, sich dazu verstand, den neuen Vertrag mit der ungarischen Reichshälfte, welcher dieser besonders günstig ist, eventuell an der Hand eines Verordnungsparagraphen der Verfassung im Ordonnanzwege in Kraft zu setzen.

Alle diese Wirren haben den Kaiser von seinem hohen Ziele weit entfernt. Er, ein Friedensfürst par excellence, kann den Frieden unter seinen Völkern noch immer nicht gesichert finden. Ihre nationalen Interessen mit dem Systeme einer einheitlichen Regierung in Einklang zu bringen, ist die Aufgabe, die er den österreichischen Staatsmännern zu lösen gibt — bisher ohne Erfolg. Nur in Ungarn, wo die Magyaren sofort ein streng centralistisches Regiment etablirten, Kroatien eine Sonderstellung gaben und noch in den sechziger Jahren durch ein Nationalitätengesetz künftigen Zwisten vorbeugten, ist es gelungen, das Staatswesen zu consolidiren und einen stetigen wirthschaftlichen Fortschritt zu erzielen. Der Kaiser läßt dort auch den Ministern mehr Spielraum als in der anderen Hälfte seines Reiches.

* * *

Unter Verhältnissen, wie sie hier kurz in ihrer Entstehung und Entwicklung angedeutet wurden, ist ein Herrscher, der, wie Franz Josef, nur das Staats- und Reichsinteresse im Auge behält und ihm alle seine Kräfte widmet, verdientermaßen der Gegenstand der gleichen persönlichen Verehrung Aller, die politischen Wandlungen mögen für Den oder Jenen Ebbe oder Fluth bedeuten. Das ist nicht Servilität, nicht Indolenz und Schwäche des Urtheils. Auch die Oesterreicher wissen, daß ihr Kaiser ein Irrthümern und Fehlern unterworfener Mensch ist. Aber ein noch immer starkes Staatsgefühl läßt sie auf deren öffentliche Kritik leichter verzichten, weil sie in dem Monarchen das einigende Moment in der Lockerung, den ruhenden Pol in der Bewegung erblicken und auch moralisch zu conserviren wünschen.

Franz Josef ist „der fleißigste Mann der Monarchie", wie ihn der Ministerpräsident des Bürgerministeriums, Hasner, genannt hat. Und das war von Anfang so. Bismarck z. B. schreibt im Jahre 1852 über den Kaiser aus Wien: „Die eigene angespannte Pflichterfüllung läßt ihn eine gleiche Anstrengung als etwas Selbstverständliches bei Anderen voraussetzen, und jeder Mangel daran setzt ihn in Erstaunen". Des Morgens um fünf arbeitet er bereits — so Sommer, wie Winter — an seinem Stehpult, prüft gewissenhaft die schriftlichen Vorträge seiner Minister, Vorschläge über Auszeichnungen oder Gnadensachen, Personenfragen der kaiserlichen Familie. Reisen, Manöver, Jagdausflüge ändern an dieser pflichttreuen Gewohnheit nichts. Seine Arbeit wird durch das frugale Mittagmahl kaum unterbrochen, das er sich nicht selten auf dem Schreibtische serviren läßt. Tafelfreuden wird man am österreichischen Hofe wenige erleben, denn selbst die großen Diners werden, wie etwas Nebensächliches, mit größter Beschleunigung absolvirt. Der Kaiser ist für seine Person von der größten Anspruchslosigkeit; auch seine Wohnung in einem alten Tracte der Wiener Hofburg entbehrt Manches, das heute in einem mäßig wohlhabenden Bürgerhause

schwer fehlen dürfte. Seine Kleidung ist immer die militärische, und einfach ist seine Lebensführung. Er lebt mäßig und regelmäßig und erhält damit seine gesunde Natur kräftig und widerstandsfähig, die nur einen Feind kennt: den Luftzug, der auch sorgsam ferngehalten wird.

Der Kaiser arbeitet mit der größten Genauigkeit, wobei ihn eine durch ein fabelhaftes Gedächtniß vermittelte Sachkenntniß unterstützt, und seine Räthe müssen gut gerüstet sein, um vor ihm zu bestehen. So erzählte der frühere Justizminister Glaser, der Kaiser habe ihn in der Vorlage einer neuen, sehr umfangreichen Strafproceßordnung auf zwei einander widersprechende Stellen aufmerksam gemacht, die dem hervorragenden und scharfsinnigen Juristen entgangen waren. Ein anderer Minister weiß sich zu erinnern, daß einmal im Conseil ein unbedeutender Gegenstand zur Sprache kam, von dem nur der Kaiser sich erinnerte, daß er bereits einmal in Verhandlung gestanden habe. Das gute Gedächtniß Franz Josef's hält auch jede einmal gesehene Person fest, und es bedarf daher bei öffentlichen Empfängen selten einer Vermittlung. Wer bei solchen Gelegenheiten von ihm ins Gespräch gezogen wurde, empfing den Eindruck einer großen persönlichen Liebenswürdigkeit, die selbst den Befangensten die Zunge löst. Hierbei sind seine Geduld und Ausdauer ebenso erstaunlich, wie die Gabe, jedem Einzelnen wirklich etwas zu sagen. Als vor wenig Jahren der Philologencongreß in Wien tagte und der Kaiser die gelehrten Gäste der Residenz eines Abends zu sich in die Hofburg lud, sprach er nicht weniger als sechzig derselben an, ohne irgendwie zu ermüden, Männer, deren Berufsfeld ihm sicher nicht nahe lag. Seine Bemerkungen bei Ausstellungen der bildenden Kunst werden auch von völlig Unbefangenen als treffende Urtheile bezeichnet, die einen guten und geübten Geschmack verrathen, so wenig sonst Oesterreich seinen Künstlern ermuthigend entgegen kommt.

Der Kaiser ist durchdrungen von der Hoheit seiner Würde und von der Nothwendigkeit, sie auch äußerlich zur Geltung zu bringen. Dazu — aber auch nur dazu — dient ihm der reiche Hofstaat mit seiner Pracht und seinen Ceremonien, an denen er sich gewissenhaft und pünktlich betheiligt. Das von ihm öffentlich gesprochene Wort wird reiflich überdacht und zumeist gelesen. Bei den Audienzen liebt er es, wenn man in offener Weise, kurz und prägnant zu ihm spricht; Abschweifungen auf ein Gebiet, welches er nicht zur Discussion stellt, begegnen bald seiner Ungeduld, die er deutlich bekundet. Doch ist ihm ein tapferes Wort und eine echte Gesinnung nicht zuwider. In der Zeit, als Schmerling die Ungarn zum Nachgeben bewegen sollte, wurde der ungarische Erzbischof und spätere Cardinal Haynald zu Hof beschieden, wo ihm der Kaiser sein unbotmäßiges Benehmen vorwarf, welches nur noch einen Schritt vom Hochverrath entfernt sei. „Jawohl, Majestät," erwiderte der oppositionelle Kirchenfürst, „aber diesen Schritt mache ich nicht." Damit hatte Haynald seine Sache gewonnen. Als einmal im engsten Familienkreise das Gespräch auf Heinrich Laube kam und Kaiser und Kaiserin seines Lobes voll waren, wagte ein Gast die Bemerkung, daß der Dichter doch ein starrer Demokrat gewesen sei. „Ja," antwortete der Kaiser, „aber auch mein treuer, braver Unterthan." Bei den Staatsfunctionären, mit denen er persönlich

verkehrt, ist ihm willenlose Deferenz und unausgesprochenes Wesen ebenso wenig angenehm wie ein Mangel an guten Manieren. Was das Letztere betrifft, so wird aus der Zeit des Bürgerministeriums erzählt, er habe es schwer ertragen, daß eine der Excellenzen in der Erregung auf den Tisch schlug. Vor zwei Jahren erwartete er, umgeben von ungarischen Magnaten und Abgeordneten, auf dem Bahnhofe von Orsova den König von Rumänien. Als der Zug einfuhr und einige der entfernter stehenden Herren sich noch immer nicht von ihrer Cigarette trennen wollten, mußten sie in deutlichen Worten hören, daß sich derlei nicht schicke. Ungerne hat der Kaiser mit ausdruckslosen Charakteren zu thun. „Nun habe ich so lange mit dem Manne verkehrt," soll er sich einmal über einen geschiedenen Minister geäußert haben, „habe aber nie erfahren können, was er eigentlich will." So eingehend er mit den verschiedenen Würdenträgern die Angelegenheiten ihres Ressorts bespricht, so wenig läßt er es zu, daß z. B. ein Minister sich über den Wirkungskreis eines andern äußere; ist ein Functionär einmal aus dem Amte geschieden, so hört jede Besprechung mit ihm in Ressortfragen auf; diese correcte Rücksicht glaubt er dem neuen Manne seines Vertrauens schuldig zu sein. Er ist auch in politischen Geschäften von vornehmer Gesinnung. Sein Verhalten gegenüber dem preußischen Allianzvorschlag im Mai 1866 ist bereits erwähnt worden und ebenso die Art, wie er seinen Verzicht auf den Revanchegedanken zum Ausdruck brachte. Der Publicist Orges erzählte ihm im Jahre 1860, man hege in den hohen Kreisen Preußens großes Mißtrauen in die österreichische Politik, denn man befürchte, wenn man am Rhein angegriffen würde, einen Einfall österreichischer Truppen in Schlesien. „Da flammte," heißt es im Berichte, „das Gesicht seiner Majestät auf und er sagte mit dem Ausdruck lebhafter innerer Bewegung: Wie kann man solche Schändlichkeiten von mir glauben!" Fünf Jahre später erinnerte ein Artikel der Wiener „Presse", der die Sistirung der Verfassung besprach, an die Ordonnanzen Karl's X. von Frankreich. Der Kaiser, der sich dadurch gekränkt fühlte, rief wiederholt erbittert aus: „Ich bin kein Charles dix!" Der Ritterlichkeit seiner Gesinnung entspricht seine Großmuth. Enorme Summen wandern alljährlich aus seiner Privatschatulle in dürftige Hände, ohne daß die Oeffentlichkeit irgend welche Kenntniß erhält, und wer weiß, wie viele Existenzen seine rasche und jeder Engherzigkeit bare Milde schon gerettet hat.

Von dem Familienleben bei Hofe, namentlich als die Kinder noch klein waren, wissen Eingeweihte rührende Züge zu erzählen: wie die Eltern deren Spiele mitspielten und den Christbaum schmückten, wie die Mutter, wenn Krankheit einen der Lieblinge heimsuchte, seine treue Pflegerin wurde, und wie sie für Unterricht und Ausbildung sorgte. Als dann mit dem unglücklichen Ende des Kronprinzen der tiefste Schmerz, der je Eltern heimgesucht, an das Kaiserpaar herantrat, trugen sie ihn in inniger Gemeinschaft. Einer Deputation des Parlaments gegenüber that der Kaiser die Aeußerung, er könne der Kaiserin nicht genug danken für die Stütze, die sie ihm in diesen schweren Stunden gewesen. Sie aber mochte empfinden, was jene Elisabeth von Wittelsbach, die Wittwe des staufischen Konrad, empfand, als man ihr den Tod ihres einzigen Konradin meldete.

Es war seit jeher bekannt, daß die Kaiserin mit viel Feingefühl die Grenze inne zu halten wußte, die sie von der Politik trennte. Nicht einen Schritt hat die merkwürdige Frau darüber hinaus gethan, und wenn in Oesterreich von einer Hofpartei nicht gesprochen werden kann, so vollends nicht von weiblichem Einfluß. Nichts charakteristischer als ihre Bemerkung über Bismarck: „Als ich ihn zum ersten Male sah, war er außerordentlich steif. Am liebsten hätte er gesagt: Die Damen könnten in ihren Gemächern bleiben.“ Und wie gerne blieb sie in ihren Gemächern. Wie wenig geizte sie, die schöne Frau, nach äußeren Erfolgen. „Ich verlange nur Eins von den Menschen: daß sie mich in Ruhe und in Frieden lassen.“ In früheren Jahren war sie eine ausgezeichnete Reiterin von großer Kühnheit und Ausdauer gewesen, und noch bis in die letzte Zeit hatte sie sich ihr „Leichtgewicht“, oft durch ein verfehltes und ihrer Gesundheit schädliches Regime, zu erhalten gewußt. Es unterstützte sie bei den weitausgreifenden Spaziergängen in den Bergen, zu denen sie theils Neigung, theils körperliche Verstimmung bewog. Einem geräuschvollen Hofleben und seinem platten Durchschnitt ehrlich abgeneigt, unternahm sie gerne die Reisen, die ihr von den Aerzten angerathen worden waren, denn sie entführten sie der beobachtenden Neugier daheim in die Ferne, wo sie ungekannt und unbeachtet leben konnte, nur von Wenigen begleitet, die der Adel ihrer Seele und ihre stets aufmerksame Liebenswürdigkeit zu verehrungsvollen Freunden machte. Denn so gerne sie der Menge entfloh, so gerne mochte sie doch die Menschen, die einfachsten am liebsten, und dann insbesondere Diejenigen, denen sie so manche reine Freude verdankte: die Dichter. Es war ein starkes ästhetisches Bedürfniß in ihr, welches ihrer Naturschwärmerei die Wage hielt. Sie begeisterte sich an schönen Versen und war glücklich, als sie an ihrer jüngsten Tochter eine poetische Begabung wahrnahm. Wer ihr eine geliebte Dichtung vortrug, wie es ihrer Empfindung entsprach, dem war sie aufrichtig dankbar. Und was umfaßte ihre große Neigung nicht Alles! Sie hatte Griechisch gelernt und las in ihrem Lustschloß Achilleion auf Korfu die homerischen Gesänge im Urtexte. Sie citirte Shakespeare's „Hamlet“ aus dem Gedächtniß und verehrte „die gewaltigen Dichtungen“ Byron's, bewunderte Schiller's Dramen und begeisterte sich an Heine's Liedern so sehr, daß sie dem Dichter, dem sein Vaterland ein Denkmal verweigerte, ein solches in ihrem griechischen Heim errichten ließ und seiner Schwester in Hamburg einen viel bemerkten Besuch machte. Daneben las sie das Hervorragendste der neueren Literatur. Die Goncourts und Daudet, Baudelaire und Barrès, Tolstoi und Turgenjeff, Ibsen und Gerhard Hauptmann bildeten neben einer Uebersetzung des „Othello“ ins Neugriechische das Pensum eines einzigen Winters. Der Sommer führte sie zu Wagner's „Parcifal“ nach Bayreuth. Immer war sie geistig beschäftigt, und aus heiler Haut konnte sie plötzlich an ihren Begleiter die Aufforderung — nein, die Bitte — richten, ihr die Philosophie Schopenhauer's zu erklären.

Mit ihren ungarischen Lehrern las sie die Meisterwerke der magyarischen Literatur, wie sie überhaupt dieser Nation große Sympathie entgegenbrachte. Als es nach dem Kriege von 1866 zum Ausgleich kam, wurden Franz Deák

und Julius Andrássy, dessen Name seiner Zeit wiederholt am Galgen geprangt hatte, ihre ergebenen Freunde, und wenn je einmal ihr Finger an die Politik gerührt, so hat sie hier mit ihrer Milde ein dauerbares Friedenswerk gefördert. Wem sie gut geworden war, dem gab sie sich unbefangen und offen. So besprach sie z. B. mit ihrem ungarischen Vorleser Falk ganz entlegene Themen: den Nutzen des Betens, die ihr offenbar zweifelhafte Existenz der Hölle, ob die Republik wirklich, wie ihr ein anderer Vertrauensmann, der Historiker Graf Majláth, gesagt hatte, die zweckmäßigste Staatsform sei; ja selbst einzelne verbotene politische Schriften, darunter eine über den „Zerfall Oesterreichs", brachte sie aufs Tapet. Aber das Interesse hieran war mehr von dem Mitgefühl mit ihrem Gatten dictirt, den die Geschäfte völlig in Anspruch nahmen. „Wie leid thut mir der arme Kaiser, daß er zu gar nichts Anderem mehr Zeit haben kann," sagte sie später einmal zu ihrem griechischen Vorleser Christomanos, der jüngst aus seinem Tagebuche einige überaus charakteristische Mittheilungen gemacht hat. Ihre Abkehr vom realen Leben hatte die eine und andere harmlose Bizarrerie im Gefolge, was der Kaiserin den Ruf einer excentrischen Frau eintrug. Sie wußte es und wußte auch, wie man es deutete: „Die Leute erklären sich bei mir Alles dadurch, daß ich eine Wittelsbacherin bin." Wer näher zusah, bemerkte an ihr allerdings eine Neigung für das Sonderbare, aber dieses Sonderbare war rein und schön und frei von den Schlacken der Alltäglichkeit. „Sehen Sie," sagte sie gelegentlich einer Reise nach Marocco zu ihrem Begleiter, „viele Leute reisen nicht gerne nach dem Orient, weil seine Städte nicht rein genug sind. Ich liebe den Orient immer und gerade in seiner heutigen malerischen Gestalt. Den Schmutz und Staub sehen meine Augen nicht." Nein, unberührt vom Schmutz des Lebens schritt sie mit ihren reinen Empfindungen dahin, „und hinter ihr im wesenlosen Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine." „Ihre Lebensatmosphäre," schreibt Christomanos im Jahre 1891 in sein Tagebuch, „ist eine andere als diejenige, worin wir athmen. Ich weiß mir es auch nicht auszudenken, daß sie auf die gewöhnliche Art von dem Leben scheiden könnte, nachdem sie in das reale Leben nicht hinein gehört." Daß sie das Opfer eines Verbrechens werden könnte, sie, die nur Gutes that, eines politischen Verbrechens, sie, die sich von der Berührung mit dem Interessenstreit des Tages so ängstlich ferne hielt, das mochte sich wohl der Schreiber nicht gedacht haben, und als die Kunde davon in die Welt drang, hat sie wohl Jeder zunächst mit Zweifeln vernommen. Und doch war sie wahr. Der Kaiser war seiner Gemahlin stets mit dem liebenswürdigsten Zartgefühl begegnet. Die wenigen Wochen, die er in den letzten Jahren in Teritet oder Cap Martin mit ihr verbrachte, gewährten ihm Erfrischung und Erholung. In diesem Jahre hatte die Politik ihm den Urlaub verweigert: er hat seine Gemahlin nicht mehr wiedergesehen. Drei kurze Tage nach dem 10. September, an dem sie der Unthat erlag, gab er nur seinem Schmerze über den Verlust „seiner Frau", wie er sie in liebevoller Einfachheit in dem Dankesmanifeste nannte, Audienz; dann nahm er sein Tagewerk wieder auf wie ein pflichttreuer Soldat, dem der jähe Tod den liebsten Kameraden von der Seite gerissen.

* * *

Fünfzig Jahre! Staaten und Reiche, denen es in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beschieden war, ohne Erschütterung durch Aufruhr und unglückliche Kriege, ohne Verfassungskrisen und einen sich immer wieder erneuernden Zwist wetteifernder Nationen den großen Culturzielen nachzustreben, mögen es Oesterreich weit zuvor gethan haben in ihrer Fortentwicklung. Andre, die am Beginne dieser Zeitperiode bereits errungen hatten, was man in den Donauländern erst noch ersehnte, die geistige und materielle Freiheit der Bewegung, werden viel größere Errungenschaften aufzuweisen haben. Will man aber gerecht genug sein, alle die Hindernisse und Mißgeschicke in Anschlag zu bringen, mit denen Oesterreich zu kämpfen hatte, dann wird man einräumen müssen, daß es seine Zeit genützt hat, so gut es möglich war. Als der Staat im Jahre 1866 auf dem Tiefpunkte seiner europäischen Geltung angelangt war, da sprach der Kaiser in einer Thronrede Folgendes: „Nicht der geheime Gedanke der Wiedervergeltung sei es, der unsere Schritte lenkt; eine edlere Gesinnung sei uns beschieden, wenn es uns gelingt, durch das, was wir leisten, Ungunst und Feindschaft in Achtung und Zuneigung zu verwandeln." Und dieser Appell verhallte nicht wirkungslos. Es gelang, nachdem das Reich einmal in seinen verfassungsmäßigen Zuständen und seiner Verwaltungseinheit hüben und drüben die nothwendigste Voraussetzung seiner fortschrittlichen Entwicklung gewonnen hatte, die Volksbildung aller Nationen zu heben und dadurch dem Staate neue Stärke in ungeahnter Fülle zuzuführen, die Armee auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht zu reorganisiren und durch die weitestgehenden Opfer den übrigen europäischen Heeren an Schlagfertigkeit gleich zu stellen, die zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit und Steuerwilligkeit in Ordnung zu bringen, Handel und Verkehr auszugestalten und die geistigen Kräfte der Concurrenz mit den großen Culturnationen würdig und fähig zu machen. Der verlorene Credit stellte sich wieder ein, und Oesterreich konnte, aus seiner Verlassenheit heraustretend, die altbewährte Politik der Allianzen wieder aufnehmen, die zu seinem Unsegen aufgegeben worden war. „Achtung und Zuneigung" waren wieder erobert. Sie gebühren vor Allem demjenigen, der sich in diesem friedlichen Feldzuge als unermüdlichster Kämpfer bewährt hat.

Die Vernünftigkeit der Religion.

In Sachen Pferdebürla[1]).

Von

F. Max Müller.

[Nachdruck untersagt.]

Die schwierigste und jedenfalls die dornenvollste Frage, die das Pferdebürla mir vorgelegt hat, ist bisher noch immer unbeantwortet geblieben, und ich habe lange gezweifelt, ob ich es versuchen sollte, sie in einer so populären Zeitschrift wie die „Deutsche Rundschau" ist, zu beantworten. Es gibt ja so viele Dinge, die unter den Gelehrten längst abgemacht sind, so daß man kaum noch darüber spricht, während sie bei einem großen Theil selbst des gebildeten Publicums, noch immer in ein nebelhaftes Halbdunkel gehüllt bleiben. Hierzu gehören hauptsächlich die sogenannten Glaubensartikel. Wir müssen nicht vergessen, daß bei vielen, ja den meisten Menschen, Glaube nicht Glaube, sondern hergebrachte Gewohnheit ist. Wie wäre sonst der Sohn eines Juden ein Jude, der Sohn eines Parsis ein Parsi? Niemand läßt sich aber gern in seinen alten Gewohnheiten stören. Es gibt auch Fragen, über welche die Menschen, so wie sie nun einmal sind, nie zu einem allgemeinen Einverständniß kommen werden, weil sie außerhalb des Reiches der Wissenschaft oder des Wißbaren liegen. Ueber solche Fragen verliert man am besten keine Worte mehr. Nun ist es aber gerade eine dieser Fragen, die vom wahren Wesen der Offenbarung, über welche das Pferdebürla und seine Genossen durchaus meine Ansicht wissen wollen. Die landläufige Theorie der Offenbarung ist ihnen ein großer Stein des Anstoßes, und sie richten ihren Hauptangriff stets gegen diese alte Festung. Auf der anderen Seite ist nichts so bequem als diese Theorie, und Viele, die keinen anderen Halt haben, klammern sich fest an diesen Anker. Die Bibel ist göttliche Offenbarung, sagen sie, also ist sie unfehlbar und unanfechtbar, und somit ist Alles abgemacht.

Nun sollte man doch wohl vor allen Dingen sich darüber verständigen, was man unter Offenbarung versteht, ehe man Offenbarung von Bibel prädicirt.

---

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXXIII, S. 186 ff.

Es gibt wohl nur noch Wenige, die wirklich glauben, daß ein Engel in leibhaftiger Gestalt vom Himmel herabgeflogen kam und den Aposteln jeden Vers, jedes Wort, ja jeden Buchstaben unserer Evangelien in ziemlich schlechtem Griechisch ins Ohr flüsterte. Wenn Petrus in seinem zweiten Briefe (I, 18) uns versichert, daß er selbst eine Stimme vom Himmel gehört habe, so ist das eine Thatsache, die eben nur durch Zeugen bestätigt oder entkräftigt werden kann. Wenn er aber unmittelbar darauf sagt (I, 21), daß „heilige Menschen Gottes geredet haben, getrieben von dem heiligen Geiste", so ist das eine Ansicht von Inspiration, die sehr verständlich ist, deren Möglichkeit oder Wirklichkeit jedoch zuvörderst von Psychologen bestimmt werden muß. Zugegeben aber, daß heilige Menschen einer solchen Inspiration theilhaftig werden können, so ist es doch wohl klar, daß es einer viel höheren Inspiration bedarf, um andere Menschen für göttlich inspirirt zu erklären, als für sich selbst und auf eigene Faust eine solche Inspiration zu beanspruchen. Diese Theorie, daß die Evangelien göttliche Inspiration und also unfehlbar und unanfechtbar sind, hat sich namentlich seit der Zeit der Reformation mehr und mehr Eingang verschafft. Die Bibel sollte in Zukunft die einzige Autorität für den christlichen Glauben sein. Papst und kirchliche Tradition waren hin, und desto stärkeren Nachdruck legte man deshalb auf die Litera scripta des Neuen Testaments. Dies führte natürlich zu einer sehr mühsamen und bis auf das Kleinste gehenden Kritik dieser Urkunden, welche von Jahr zu Jahr einen immer größeren Umfang gewonnen und sich schließlich in so viele specielle Untersuchungen vertieft hat, daß man ihren ursprünglichen Zweck, die Autorität der Schriften des Neuen Testaments zu begründen, ganz aus den Augen verloren zu haben scheint. Diese kritischen Untersuchungen über die Handschriften des Neuen Testaments, über Codex Sinaiticus, Alexandrinus und Vaticanus bis herab zu Nummer 269, Bentley's Q., interessiren nun wohl das Pferdebürla weniger; sie sind den Fachmännern bekannt, und für die Leute außerhalb des Faches ohne Interesse.

Hätte man, was ja ohne alle Wunder hätte geschehen können, das ursprüngliche Autograph der Evangelien, wie es die Apostel oder sonst Jemand eigenhändig niedergeschrieben, nur sorgsam in dem Archiv der ersten Päpste aufbewahrt, so wäre unseren Professoren viele Mühe erspart worden. Wir lesen aber nirgends, daß diese Nachfolger und Erben Petri gerade für diese Hauptpflicht ihres Amtes, die Aufbewahrung des größten Kleinods ihres Schatzes, nämlich des Neuen Testaments, besondere Sorge getragen hätten. Was sie versäumt hatten, mußte also von unseren Philologen nachgeholt werden. Wie nun diese, wenn sie den peloponnesischen Krieg studiren wollten, sich an die Handschriften des Thukydides hielten, so hielten sich die christlichen Gelehrten, um die Anfänge des Christenthums kennen zu lernen, zunächst an die Handschriften des Neuen Testaments. Und wie die Handschriften des Thukydides sehr von einander abweichen und an gewissen Stellen uns ganz rathlos lassen, so war es auch mit den Handschriften des Neuen Testaments. Bentley spricht noch von 30 000 variae lectiones im Neuen Testament, aber seit seiner Zeit soll ihre Anzahl viermal so groß geworden

sein. Die Handschriften des Neuen Testaments sind zahlreicher als die irgend eines Classikers. Zweitausend sind bekannt und beschrieben worden, und andere mögen noch immer in Bibliotheken begraben liegen. Während nun diese große Anzahl der Handschriften und der verschiedenen Lesarten den neutestamentlichen Philologen größere Schwierigkeiten bereitet als dies bei classischen Philologen der Fall ist, so steht auf der anderen Seite das Neue Testament im Vortheil gegen alle classischen Texte, indem seine Handschriften weit älter sind als die der meisten classischen Schriftsteller. Wir haben z. B. kein vollständiges Manuscript des Homer vor dem dreizehnten Jahrhundert, während die ältesten Handschriften des Neuen Testaments aus dem vierten und fünften Jahrhundert stammen. Man sagt wohl oft, daß alle diese Dinge von keinem Belang für das Verständniß des Neuen Testaments sind, und daß Theologen sich nicht darum zu bekümmern haben. Das ist aber doch etwas zu viel gesagt. Es gibt variae lectiones, die durchaus nicht ohne Bedeutung für die Thatsachen und für die Lehren des Christenthums sind, und wo das letzte Wort nicht dem Theologen, sondern dem Philologen zusteht. Niemand wird sagen, daß es keinen Unterschied macht, ob man Marcus (XVI, 9—20) wegläßt oder nicht; Niemand wird die Echtheit oder Unechtheit des Abschnittes über die Ehebrecherin (Johannes VII, 53; VIII, 11) für ganz gleichgültig erklären. Wenn man sich erinnert, wie viel über den 7. Vers des fünften Capitels im ersten Brief Johannes gestritten und geschrieben worden ist, und wie man die ganze Lehre von der Trinität als auf ihr begründet hingestellt hat („denn Drey sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, der Sohn und der heilige Geist, und diese Drey sind eins"), wird man kaum behaupten können, daß die Handschriften von keinem Belang für das christliche Dogma sind. Ob man im ersten Briefe an Timotheus (III, 16) $O\overline{C}$ für $\overline{\Theta C}$, d. h. θεός liest, ist doch auch nicht ganz unwesentlich. Doch gebe ich zu, daß im Vergleich mit den Fragen, welche das Pferdebürla und seine Meinungsgenossen mir vorgelegt haben, diese variae lectiones uns weit weniger Kopfzerbrechen zu machen brauchen als andere Probleme. Man hat mir vorgeworfen, daß ich meinen Freunden die Antwort auf ihre ausschließlich gegen die christliche Religion gerichteten Angriffe schuldig geblieben sei. Es war aber unmöglich, gründlich auf diese Dinge zu antworten, ohne vorher ihre gegen alle Religion gerichteten Bedenken in Betracht gezogen zu haben.

Zwei Dinge also, welche die Grundlage aller Religion bilden, wollte ich zuerst meinen unbekannten Freunden klar zu machen suchen: erstens, daß die Welt vernünftig ist, daß sie gedacht und nur in diesem Sinne von einem Wesen gemacht ist, welches Vernunft hat oder Vernunft ist (der Logos); und zweitens, daß Geist oder Denken nicht Resultat der Materie sein kann, sondern im Gegentheil das Prius aller Dinge ist. Hierzu war eine Darstellung der Resultate der Sprachphilosophie durchaus nothwendig, theils um das Verhältniß des Denkens zum Sprechen klarer festzustellen, theils um die wahre Bedeutung des Logos oder des Wortes im Neuen Testament zu begreifen und um einzusehen, in welchem leicht faßbaren und ganz vernünftigen Sinne das Wort (Logos) auf den Sohn Gottes angewendet werden konnte.

Ich gehöre nun durchaus nicht zu Denen, welche in allen diesen Fragen keine Schwierigkeiten zu sehen vorgeben. Im Gegentheil, ich habe mich Jahre lang mit ihnen gequält, und erinnere mich sehr wohl noch der Freude, als mir zuerst der wahre historische Sinn des Anfangs des vierten Evangeliums: „Im Anfang war das Wort," klar wurde. Ich schlug zwar keine Purzelbäume wie das Pferdebürla, aber ich war doch sehr zufrieden. Ich halte also die Einwürfe des Pferdebürla durchaus nicht für unbegründet oder unberechtigt; im Gegentheil, es wäre besser, wenn auch Andere mit derselben Offenheit sprechen wollten wie er, wenn auch ein ruhigerer Ton bei solchen Dingen viel wirksamer sein würde als das Fortissimo des Pferdebürla's.

Was mir am meisten bei der Lösung dieser religiösen oder theologischen Schwierigkeiten geholfen hat, war ein vergleichendes Studium der Religionen der Menschheit. So verschieden sie sind, so leiden sie doch alle an denselben Krankheiten, und wenn wir nun bei anderen Religionen dieselben Schwierigkeiten finden, an denen wir selbst laboriren, so liegt es nahe, sie als in der Natur des Menschen begründet zu betrachten, und in dieser menschlichen Natur, sei sie schwach oder stark, ihre Lösung zu suchen. Wie die vergleichende Philologie nachgewiesen hat, daß viele der unregelmäßigen Nomina und Verba wirklich die regelmäßigsten und ältesten sind, so gilt dies auch von den unregelmäßigen, d. h. wunderbaren Ereignissen in der Religionsgeschichte. Wir können schon jetzt sagen, daß es ein Wunder wäre, wenn es irgendwo eine Religion ohne Wunder gäbe, oder wenn die Schriften, auf denen eine Religion gegründet ist, nicht als außergewöhnlich, als übermenschlichen, ja göttlichen Ursprunges und daher als unfehlbar von den Priestern hingestellt und von den Gläubigen angenommen worden wären. Bei allen diesen Dingen müssen wir zunächst nach den Gründen forschen, und auf diesem Wege sowohl die Wahrheit als den Irrthum zu begreifen suchen.

Ob nun der Beweis, daß die Welt vernünftig und daß der Geist das Prius der Materie, mir gelungen ist, darüber muß ich die Entscheidung dem Pferdebürla und seinen Freunden überlassen. Glücklicher Weise sind diese Fragen der Art, daß man darüber verschiedener Meinung sein kann, ohne sich gegenseitig zu verketzern. Viele Darwinianer, z. B. Romanes, ja selbst Hurley, haben sich immer für ganz gute Christen gehalten, so sehr sie auch die Lehre von Darwin für die allein seligmachende hielten. Kommen wir aber an Fragen, wie sie das Pferdebürla mir vorlegt, und die mehr mit der christlichen Theologie als der christlichen Religion zu schaffen haben, so wird der Ton sogleich ein anderer, namentlich wird leider die Verschiedenheit der Ansicht sogleich zu einer Verschiedenheit der Absicht. Man zieht sogleich das moralische Element herein und zeichnet die Andersgläubigen als Ungläubige, während man doch die Andersdenkenden nicht gleich zu Undenkenden stempelt. Hier liegt die große Schwierigkeit, über religiöse oder vielmehr über theologische Fragen gelassen zu denken und zu verhandeln. Fängt man nun gleich mit solchen Kraftsätzen an wie das Pferdebürla und viele seiner Genossen, so ist wenig Hoffnung auf ein gegenseitiges Verständniß. Er spricht gleich von der Trug- und Luggeschichte und von der Phantasterei der christlichen Religion.

Er sagt, er sei voll Mordgier gegen die jüdische Gottesidee und meint, daß nach den Schriften von Hume und Schopenhauer das positive Christenthum eine reine Unmöglichkeit geworden sei und dergleichen mehr. Dies ist nun allerdings fortissimo, aber deshalb durchaus nicht verissimo.

Andere Correspondenten, wie Agnosticus, erklärten, daß alle Offenbarung ein Unding sei; kurz an wegwerfenden Ausdrücken über das Christenthum, ja über alle geoffenbarte Religion, hat es nicht gefehlt.

Hier kann uns nun zuvörderst ein Blick auf die Entwicklung der Religion der Indier von großem Nutzen sein. Nirgends ist die Idee der Offenbarung so sorgsam ausgearbeitet worden als in ihrer Literatur. Die Indier haben eine massenhafte Literatur, die sich mit Religion und Philosophie beschäftigt, und sie unterscheiden sehr scharf zwischen offenbarten und nicht offenbarten Werken (Sruti und Smṛiti). Viel kommt hier auf den Namen an. Offenbar heißt ja doch ursprünglich nicht mehr als klar und offen, und wenn wir von einer Eröffnung sprechen, so ist dies im gewöhnlichen Leben nicht viel mehr als eine Mittheilung. Offenbaren wurde aber sehr bald in der speciellen Bedeutung einer Mittheilung eines übermenschlichen an ein menschliches Wesen gebraucht. Die Frage nach der Möglichkeit einer solchen Mittheilung kam dabei wenig in Betracht. Und doch hängt diese Möglichkeit natürlich von der Vorstellung ab, die man sich vorher von übermenschlichen Wesen überhaupt und von ihrem Verhältniß zu menschlichen Wesen gebildet hatte. So lange man sich die übermenschlichen Wesen so dachte, daß sie zuweilen auch menschliche Gestalt annehmen und sehr menschliche Dinge unternehmen konnten, so bot eine Mittheilung von Nichtmenschen, ich will nicht Unmenschen sagen, an Menschen keine so große Schwierigkeit dar. Die Griechen gingen so weit, den Menschen früherer Zeiten einen näheren Umgang mit den Göttern zuzuschreiben. Doch bricht auch die Idee, daß Menschen den Göttern nicht zu nahe treten sollen, bei ihnen schon hier und da hervor, und Semele, die von Zeus in seiner ganzen Herrlichkeit umarmt sein wollte, fand ihren Untergang in dieser Entzückung. Sobald aber die Gottheit weniger menschlich aufgefaßt wurde, also wie z. B. im Alten Testament, wurde ein Verkehr zwischen Gott und den Menschen immer schwieriger. In der Genesis wird dieser Verkehr noch sehr einfach und vertraulich aufgefaßt, als wenn Gott im Garten des Paradieses umher wandelt und Adam und Eva sich in ihrer Nacktheit vor ihm schämen. Bald aber tritt eine höhere Vorstellung von Gott ein, so daß z. B. Moses (Exodus 33, 23) das Antlitz Jehova's nicht ansehen kann, aber doch wenigstens seine Rückseite noch anzublicken wagt. Der Verfasser des vierten Evangeliums geht noch weiter und erklärt (I, 18), daß Niemand jemals Gott gesehen, und daß nur der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, ihn uns verkündiget. Hier sehen wir also deutlich, wie die Möglichkeit eines Verkehrs der Menschen mit Gott und eine Offenbarung Gottes an die Menschen hauptsächlich oder ausschließlich von der Idee abhängt, welche der Mensch sich vorher von Gott und Mensch gebildet hat. Dies müssen wir überhaupt bei allen theologischen Untersuchungen fest zu halten suchen, daß die Idee von Gott *unsere* Idee ist, die wir uns theils durch Ueberlieferung, theils durch eigenes

Denken gebildet haben, noch dürfen wir vergessen, daß das Sein eine wesentliche Eigenschaft dieser Gottesidee bildete, so sehr man auch gegen den ontologischen Beweis in späterer Zeit geeifert hat. Nach dem, was wir über das wahre Verhältniß zwischen Denken und Sprechen gesehen haben, kann der Name und somit die Idee von einem jeden göttlichen Wesen immer nur vom Menschen gemacht sein. Gott ist und bleibt unser Gott. Wir können von ihm nur aus unserem Innern, nicht durch die Sinne Kenntniß haben. Gott selbst hat seinen Namen den Menschen so wenig mitgetheilt als die Fixsterne und die Planeten, denen wir Namen gegeben haben, obgleich wir sie nur sehen, nicht hören oder betasten können. Dies muß uns zuerst ganz klar sein, ehe wir von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Offenbarung sprechen dürfen.

Nun ist es sehr nützlich, ehe wir zu unserer eigenen Idee einer von Gott herrührenden Offenbarung kommen, uns bei anderen Völkern umzusehen, wie sie zu der Idee einer Offenbarung gekommen sind. Wir sehen also in Indien, daß sich eine Anzahl von Hymnen in einem alten Dialekt und in festen Metren auf ganz wunderbare, aber dennoch historisch beglaubigte Weise, bevor von schriftlicher Abfassung auch nur die Rede sein konnte, durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat. Diese Hymnen enthalten sehr wenig, was für einen gewöhnlichen menschlichen Dichter zu hoch oder zu tief scheinen könnte. Sie sind von großem Interesse für uns, weil sie es uns so klar wie möglich machen, wie die älteste arische Sprache geklungen hat, und was die ältesten arischen Götter gewesen sind. Wie Professor Deussen in seiner werthvollen „Geschichte der Philosophie" (Bd. I, S. 83) bemerkt, ist die vedische Religion, welche er zugleich die älteste Philosophie nennt, so reich an Aufschlüssen wie keine andere der Welt. In dieser Hinsicht nennt er das Studium des Rigveda sehr richtig die hohe Schule der Religionswissenschaft, so daß, wie er sagt, Niemand, ohne ihn zu kennen, über diese Dinge mitreden kann. Dieser einzige Vorzug beruht, wie er richtig bemerkt, darauf, „daß der Proceß, auf dem ursprünglich alle Götter beruhen, daß die Personification der Naturphänome, während sie von allen anderen Religionen mehr oder weniger verdunkelt ist, im Rigveda sich noch so zu sagen sichtbar oder handgreiflich vor unseren Augen vollzieht." Ich habe dies lange vergeblich gepredigt. Alle, die den Rigveda studirt haben, sagen dasselbe, Alle, die ihn nicht studirt haben, sagen ebenfalls dasselbe, d. h. das gerade Gegentheil, und legen besonders viel Gewicht darauf, daß sich in diesen Hymnen Ideen vorfinden, die sie ein für allemal für modern erklären. Aber Niemand hat je behauptet, daß dies nicht so sei. Was geschichtlich das Aelteste ist, kann ja von höherem Standpunkte aus ganz modern sein, und es gibt Gelehrte, die sogar Adam für einen Reformator der Menschheit halten. Die, welche den Rigveda am besten kennen, haben oft nachgewiesen, daß derselbe sich schon auf einer ziemlich fortgeschrittenen Stufe befindet und hier und da einen weiten Blick in seine eigene Vergangenheit thun läßt! Ich selbst habe oft gesagt, daß ich viel darum geben würde, wenn ich meinen eigenen Beweisen vom Alter der Sammlung der Hymnen entgehen und klar nachweisen könnte, daß wenigstens einige dieser vedischen Hymnen später hinzugefügt worden seien.

Diese Hymnen also, eben weil sie, nach Sprache und Metrum zu urtheilen, älter als alles Andere in Indien, ja in der ganzen arischen Welt waren, und weil sie sich hauptsächlich mit den alten Naturgöttern beschäftigten, erschienen den Indiern selbst als apaurusheya, d. h. nicht von Menschenhand gemacht. Man nannte sie Sruti, das Gehörte, im Unterschied von anderer Literatur, die man als Smṛti oder Erinnerung bezeichnete.

Dies ist Alles ganz verständlich. Nun entstand aber nach einiger Zeit, während welcher das wahre Verständniß der Hymnen bedeutend verdunkelt worden war, eine zweite Schicht von Werken, die sogenannten Brâhmanas. Diese sind sehr verschieden von den Hymnen. Sie sind in einer jüngeren Sprache und in Prosa abgefaßt. Sie behandeln das in Indien so bedeutungsvolle Opfer, bei dem die Hymnen angewendet wurden, und welches mir ursprünglich chronometrische und somit culturhistorische Zwecke gehabt zu haben scheint, erklären den Sinn der Hymnen, oft entschieden ganz mißverständlich, enthalten aber einige interessante Aufschlüsse über den Zustand Indiens lange nach der Entstehungsperiode der Hymnen und doch vor der Entstehungsperiode des Buddhismus, im sechsten Jahrhundert v. Chr. Man hat gemeint, daß, weil die Brâhmanas in Prosa abgefaßt sind, sie ursprünglich geschrieben sein müssen, nach der Wolf'schen Hypothese, daß Prosa überall Kunde der Schrift voraussetze. Ich kann das für Indien nicht zugeben, wenigstens zeigt sich keine Spur von Bekanntschaft mit Schrift in dieser ganzen, ziemlich umfangreichen Masse von Literatur. Es war eine durchaus mnemonische Literatur, und eben weil es an Schrift fehlte, wurde das Gedächtniß in einer Weise cultivirt, von der wir keine Idee haben. Jedenfalls wußten die Brahmanen selbst nichts von einer schriftlichen Abfassung der Brâhmanas und begriffen sie mit den Hymnen unter dem Namen Veda und Sruti, d. h. sie hielten sie, wie wir sagen würden, für offenbart, für nicht von Menschenhand gemacht.

Das Merkwürdige ist aber, daß sie durchaus nicht, wie etwa die Römer im Falle von Numa und Egeria, eine Mittheilung aus dem Munde der vedischen Naturgötter an die gewöhnlichen Menschen annahmen, sondern sich damit begnügten, zu erklären, der Veda sei gesehen worden von den Rishis, deren Namen, Rishi, sie etymologisch als Seher erklärten.

Es ist also klar, daß, was die Brahmanen selbst unter Sruti verstanden, nichts weiter war als Literatur, verfaßt in einer alten Sprache (denn auch die Brâhmanas sind in ihrer Sprache alterthümlich, wenn auch nicht so sehr als die Hymnen), und mit Dingen beschäftigt, für welche anscheinend der Mensch allein keine Autorität bilden konnte. Denn wie konnte der gewöhnliche Mensch sich anmaßen, über die Götter zu sprechen oder Vorschriften über das Opfer zu geben, Versprechen über Belohnungen frommer Werke zu machen, oder gar zu bestimmen, was moralisch recht oder unrecht sei? Hierzu gehörte eine mehr als menschliche Autorität, und so erklärte man denn die Brâhmanas sowohl als die Hymnen für apaurusheya, d. h. nicht menschlich, aber durchaus nicht als göttlich, in dem Sinne als seien sie von einem der Devas mitgetheilt.

Wir sehen also, daß die Idee der Śruti, so nahe sie auch als apaurusheya, d. h. nicht-menschlich, unserer Idee von Offenbarung kommt, doch sich nicht ganz mit derselben deckt. Was alt und unbegreiflich war, wurde übermenschlich, bald auch unfehlbar und unanfechtbar genannt. Sehen wir uns bei anderen Religionen um, so finden wir, daß der Buddhismus dem Veda jede Autorität absprach und überhaupt nach seinem Charakter jede Idee von übermenschlicher Offenbarung ausschloß. Auch in China sehen wir uns vergebens nach Offenbarung um. In Palästina finden wir jedoch die Ansicht, daß der Herr selbst mit Moses sprach, und daß dieser die Befehle des Herrn an Israel überlieferte, ja die Tafeln des Gesetzes sollten von Gottes eigenen Fingern auf beiden Seiten geschrieben worden sein, zu einer Zeit, wo so viel wir wissen, es noch keine Schrift oder wenigstens keine schriftliche Literatur gab. Diese beiden Dinge, die man so oft vermischt, sind himmelweit von einander geschieden. Die Idee, daß das ganze Alte Testament von Jehovah verfaßt oder offenbart sei, ist durchaus nicht altjüdisch, so viel Respect man auch den heiligen Büchern, als in der Synagoge anerkannt, erwies.

Was den Islam betrifft, so wird der Koran als dem Mohammed vom Engel Gabriel mitgetheilt betrachtet, ebenso wie Zoroaster im Avesta gewisse Mittheilungen im Gespräch mit Ahuramazda erhalten haben will.

Im Christenthum nun, in dessen Geschichte die Offenbarungstheorie eine so große Rolle gespielt hat, gibt es eigentlich, was so oft vergessen wird, gar keine von Christus oder den Aposteln selbst herrührende Aussprache über diesen Gegenstand. Daß die Evangelien, wie wir sie besitzen, offenbart seien, ist nirgends in ihnen selbst gesagt, noch kann es von der Apostelgeschichte oder den Episteln gelten. Niemand hat bis jetzt noch behauptet, daß irgend welche Schrift des Neuen Testaments Christus oder selbst den Aposteln bekannt war. Im Gegentheil, wenn wir die Titel der Evangelien in ihrer natürlichen Bedeutung nehmen, so geben sie sich nicht einmal, als von Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes selbst niedergeschrieben aus, sondern einfach als die heilige Geschichte, wie sie je *nach* jedem dieser Männer von Anderen niedergeschrieben worden ist. Man hat zwar das κατά, nach, according to, wegdisputiren wollen, als ob es auch *von* bedeuten könne, es ist aber natürlicher, es in seinem gewöhnlichen Sinn zu nehmen. Wenn Paulus im zweiten Brief an Timothens (III, 16) sagt, daß alle Schrift von Gott eingehaucht sei, so ist das der gewöhnliche Ausdruck für die Schriften des Alten, nicht des Neuen Testaments (Joh. V, 39), und würde außerdem nur inspirirt, eingehaucht, nicht in jedem Worte und jeden Buchstaben offenbart bedeuten.

Jedenfalls lernen wir also so viel von einem vergleichenden Studium der Religionen, daß die meisten ihre heiligen Schriften haben, die gewöhnlich das Aelteste sind, was sie überhaupt von Literatur, mündlicher oder schriftlicher, besitzen, daß sie die Verfasser dieser Schriften als außergewöhnliche, ja übermenschliche Wesen betrachten, und daß die späteren Theologen dann, namentlich um jeden Zweifel an die Wahrheit dieser Schriften beim Volke ein für allemal abzuschneiden, die künstlichsten Theorien ersannen, wie diese Werke nicht von Menschen gemacht, sondern nur geschaut, ja wie schließlich sogar die

Worte und die Buchstaben des Originaltextes gewissen Individuen dictirt worden seien. Man meint also, daß die Gottheit sich herabgelassen habe, Hebräisch oder Griechisch zu sprechen im Dialecte der jedesmaligen Zeit, und daß deshalb an keinem Buchstaben, an keinem Accent gerüttelt werden dürfe.

Dies würde uns allerdings die Sache sehr leicht machen, und eben deshalb hat wohl diese Theorie so viele Anhänger gefunden. Es ist nur merkwürdig, daß kein Gründer irgend welcher Religion je die Nothwendigkeit gefühlt zu haben scheint, etwas von ihm selbst Geschriebenes der Mit- und Nachwelt zu hinterlassen. Niemand hat je zu beweisen gesucht, daß Moses Bücher geschrieben, auch von Christus hat Niemand gesagt, daß er je ein Buch verfaßt habe (Johannes VII, 15). Dasselbe gilt von Buddha, trotz der Legende über die Alphabete, und von Mohammed wissen wir von ihm selbst, daß er weder lesen noch schreiben konnte. Was wir also an heiligen Schriften besitzen, ist immer das Erzeugniß einer späteren Generation und somit allen solchen Zufälligkeiten ausgesetzt gewesen, wie sie die mündliche Ueberlieferung mit sich bringt. Dies war nicht zu vermeiden und sollte uns eigentlich gar nicht in Erstaunen setzen. Wenn wir es nur selbst versuchen, Begebenheiten und Gespräche, deren Zeugen wir vor fünfzig Jahren waren, ohne Hülfe von Büchern oder Aufzeichnungen, niederzuschreiben, so werden wir sehen, wie schwer es ist, und wie unzuverlässig unsere Erinnerung. Wir können dabei ganz wahrhaft sein, aber es folgt durchaus nicht, daß wir auch wahr und zuverlässig sind. Versuche es doch Jemand, die Ereignisse des preußisch-österreichischen Krieges ohne Benutzung von Büchern zu beschreiben, und er wird sehen, wie beim besten Willen die Namen und Jahreszahlen wanken und schwanken. Wann erwählte die deutsche Nationalversammlung den deutschen Kaiser? Wer waren die Mitglieder der Reichsregentschaft? Wer war Heinrich Simon, und gab es nur einen Simon oder mehrere, so wie es neun Simon's im Neuen Testament gibt? Wer kann diese Fragen jetzt ohne Zeitungen beantworten, und doch sind diese Dinge nur fünfzig Jahre alt und waren zur Zeit uns Allen genau bekannt. War es mit den Christen um 50 p. Chr. ganz anders? Wenn man deshalb, wie Einige thun, für die Niederschreiber der Evangelien eine gewisse Inspiration oder bevorzugte Stellung verlangte, so war das sehr natürlich; es geschieht aber auf eigene Verantwortung hin, ebenso als wenn man für die Mutter von Maria dieselbe unbefleckte Geburt verlangte wie für Maria selbst, et sic ad infinitum. Das sind meistens nur Entschuldigungen für menschlichen Unglauben. Nichts beweist die Wahrhaftigkeit der Verfasser der Evangelien so klar, wie die natürlichen, ja oft herabsetzenden Worte, die sie von sich selbst oder vielmehr von den Aposteln gebrauchen. Diese verstanden, wie sie sagen, die einfachsten Gleichnisse und Lehren nicht, sie eiferten unter einander, Petrus verleugnete sogar den Herrn; kurz, von Sündlosigkeit und Unfehlbarkeit ist bei den Verfassern der Evangelien selbst gar keine Rede, vorausgesetzt, daß es wirklich die Apostel waren.

Waren sie es nicht, so schwinden alle von uns selbst gemachten Schwierigkeiten. Wir finden dann in den Evangelien gerade das, was wir zu erwarten hatten. Nicht künstlich bearbeitete Darstellungen, ohne Abweichungen und ohne

Widersprüche mit einander, sondern einfache, natürliche Berichte, wie sie damals, von der ersten bis zur dritten Generation, in gewissen Kreisen oder Orten im Laufe waren, je nachdem gewisse Familien den persönlichen Mittheilungen des einen oder des anderen der Apostel sich angeschlossen hatten. Wir müssen nicht vergessen, daß in der ersten Generation die Nothwendigkeit einer Aufzeichnung noch gar nicht gefühlt wurde. Die Kinder wurden noch jüdisch erzogen, denn das Christenthum wollte ja nicht zerstören, sondern nur erfüllen; und da die ganze Schrift, d. h. das Alte Testament, von Gott stammte und zum Unterricht gut war, so brauchte man es eine Zeit lang als Lehrbuch, ohne alle Hintergedanken. Als aber in der zweiten und dritten Generation der Bruch zwischen Juden und Christen größer und größer wurde und die Zahl Derer, welche Christus und die Apostel gekannt hatten, kleiner und kleiner, da mußte sich das Bedürfniß von Lehrbüchern, namentlich für die Erziehung der Kinder, fühlbarer machen, und so entstanden wohl die vier Evangelien auf ganz natürliche Weise, und einem ganz natürlichen, ja unabweislichen Bedürfniß entsprechend. Die Schwierigkeiten, die bei Annahme einer Inspirationstheorie aus jedem, auch dem geringsten Widerspruch zwischen den Evangelien entstehen würden, fallen dann ganz von selbst weg; ja die Abweichungen zwischen ihnen werden uns willkommen, weil sie jede Idee von einem absichtlichen Abkommen gänzlich ausschließen und uns gerade das geben, was wir, den historischen Verhältnissen nach, erwarten würden. Was schadet es z. B., daß Matthäus (VIII, 28), wenn er die Austreibung der Teufel im Lande der Gergesener erzählt, von zwei Besessenen spricht, während Marcus (V, 2) nur von einem Besessenen weiß. Auch spricht Marcus nur von unreinen Geistern, Matthäus schon von Teufeln. Marcus und Lucas kennen den Namen des Besessenen, nämlich Legion, Matthäus erwähnt den römischen Namen nicht. Dies sind ganz gleichgültige Dinge bei rein menschlichen Ueberlieferungen und Aufzeichnungen; bei göttlichen Offenbarungen wären sie schwer zu erklären.

Noch schwerer aber wird es, wenn wir zu wirklich bedeutenden und für das Christenthum wesentlichen Aussprüchen kommen, denn selbst bei ihnen finden wir Abweichungen. Was kann bedeutender sein als die Stelle, in der Christus seine Schüler fragt, für wen oder für was sie ihn halten, und Petrus antwortet: Du bist der Messias (Marcus VIII, 29). Das war rein jüdisch-christlich gedacht, und Jesus nimmt es an als die volle Wahrheit, die aber noch geheim gehalten werden sollte. Bei Matthäus (XVI, 16) sagt Petrus nicht nur: Du bist der Messias, sondern fügt hinzu: der Sohn des lebendigen Gottes. Dies macht einen gewaltigen Unterschied, und das Merkwürdige ist, daß Jesus den Schülern später nur gebietet, es geheim zu halten, daß er Jesus der Messias (XVI, 20) sei, und dabei nichts von sich als dem Sohne Gottes sagt. Von anderen Discrepanzen an dieser Stelle, namentlich von der Verheißung der Gründung der Kirche auf diesen Felsen (Petrus), die sich nur bei Matthäus (XVI, 18) findet, ist so viel geschrieben worden, daß wir hier nichts mehr darüber zu sagen haben, es sei denn, daß bei Marcus Jesus gerade an dieser Stelle den Petrus schilt, weil er mehr an die Welt als an Gott denke, wie so manche seiner späteren Nachfolger.

Bedenken wir nun auch, daß für Niederschreiben der meisten der in den Evangelien erzählten Dinge wahrhaftig weder Offenbarung noch selbst begeisterte Inspiration nothwendig war. Je weniger, desto besser; denn entweder wußten die Zeugen, daß Pilatus zur Zeit Statthalter in Palästina, daß Kaiphas Hoher Priester, daß Jairus einer der Vorsteher der Synagoge war, oder sie wußten es nicht, und dann können wir doch, ohne ehrfurchtslos zu sein, nicht annehmen, daß solche Dinge ihnen von Gott offenbart worden seien. Wenn aber ein Theil der Evangelien, der historische, unmöglich von Gott eingegeben oder bestätigt sein konnte, warum dann der andere, der die Lehre Christi enthielt? Ist es nicht viel besser, viel ehrlicher und zuverlässiger, daß die Verfasser uns dieselbe, so wie sie sie selbst kannten und verstanden, mittheilten (und daß sie dieselbe zuweilen falsch auffaßten, das haben sie ja ganz ehrlich selbst gesagt), als daß sie dazu auf übernatürliche Weise inspirirt, ja daß ihnen dazu eine Offenbarung in Form einer Theophanie zu Theil geworden wäre? Durch solche schwache, menschliche Ideen ziehen wir das Wirkliche, das wirklich Göttliche nur in den Staub, und von wem stammen denn überhaupt solche Ideen einer göttlichen Eingebung, ja einer göttlichen Offenbarung her, wenn nicht von Menschen, wie sie überall waren, sei es in Indien, sei es in Judäa? Ueberall ist das Natürliche göttlich, das Uebernatürliche oder das Wunder menschlich.

Selbst für die Apostel und für die Verfasser der Evangelien gab es nur eine Offenbarung, das war die Offenbarung durch Christus, und diese hat einen ganz anderen Sinn. Um dies zu verstehen, müssen wir aber auf das, was wir von den geistigen Bewegungen der damaligen Zeit wissen, hinblicken. Es gab im jüdischen Volke zwei große Erwartungen. Die eine alte, rein jüdische, die Erwartung des Messias, des Gesalbten (Christos), der das auserwählte und geknechtete Volk Israel politisch oder geistig befreien sollte. Die andere war auch jüdisch, aber von griechischer Philosophie durchquickt, die Erkennung des Wortes (Logos), als des Sohnes Gottes, der die Menschheit mit Gott versöhnen oder vereinigen sollte. Die erste spricht sich am deutlichsten, aber durchaus nicht ausschließlich, in den drei sogenannten synoptischen Evangelien aus, die zweite im sogenannten Evangelium des Johannes. Das Merkwürdige ist nur, daß diese anscheinend so weit von einander abweichenden Ideen sich oft in den Evangelien vereinigt finden. Die Idee, daß ein Mensch der Sohn Gottes sein kann, war ja vom streng jüdischen Standpunkt aus Gotteslästerung, und es war eben deshalb die letzte Frage des Hohenpriesters: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes“ (Matth. XXVI, 63). Der jüdische Messias sollte ja nie der Sohn Gottes, das Wort, im christlichen Sinne des Wortes, sein, sondern nur etwa in dem Sinne, in welchem viele Völker Gott den Vater der Menschen genannt haben. In diesem Sinne sagen auch die Juden (Joh. VIII, 4): „Wir haben einen Vater, nämlich Gott,“ während sie vor der Idee einer göttlichen Sohnschaft des Menschen entsetzt zurückschrecken. Der Messias sollte nach jüdischer Ansicht der Sohn David's sein (Matth. XXII, 42), wie auch das Volk Jesus genannt zu haben scheint (Marcus X, 47; XV, 39), und um diese Ansicht zu widerlegen, sagte Christus selbst in einer historisch sehr bedeutungsvollen Stelle:

„Wie nannte David im Geiste den Messias Herr, indem er sagte: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße. So nun David ihn Herr nennt, wie ist er sein Sohn?" Mit diesen Worten lehnte offenbar der wahre Messias seine königliche Abstammung von David ab, indem er zugleich eine weit höhere für sich in Anspruch nahm. Wozu nützt es also, daß der Verfasser des Evangeliums im ersten Capitel sich so viel Mühe gibt, Joseph genealogisch von David abzuleiten, trotzdem daß er ja Joseph selbst durchaus nicht als den leiblichen Vater von Jesus hinstellt?

Dies sind Widersprüche, wie sie in einer von verschiedenen geistigen Strömungen stark erregten Zeit ganz begreiflich sind, in einem offenbarten oder göttlich inspirirten Buche aber unerträglich wären. Alles wird verständlich, klar und frei von Widersprüchen, wenn wir in den synoptischen Evangelien das sehen, was sie selbst sein wollen, Erzählungen von dem, was in gewissen Kreisen von der Lehre Christi und von seiner Person schon lange erzählt und geglaubt worden war. Ich sage, was sie selbst sein wollen; denn können wir wohl glauben, daß, wenn den Verfassern wirklich eine wunderbare Erscheinung zu Theil geworden, wenn jedes Wort und jeder Buchstabe ihnen zugeflüstert worden wäre, sie dies nie erwähnt haben würden? Sie erzählen doch so viele Wunder, warum gerade dieses nicht, das größte von allen? Aber es ist nicht genug, daß sie keine wunderbare Mittheilung für sich und ihre Werke beanspruchen. Lucas sagt mit deutlichen Worten, was der Charakter seines Evangeliums ist: „Sintemal sich viel unterwunden haben, zu stellen die Rede von den Geschichten, so unter uns ergangen sind, wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen, und Diener des Wortes (Logos) gewesen sind, habe ich's auch für gut angesehen, nachdem ich Alles vom Anbeginne mit Fleiß erkundet habe, daß ich's dir, mein guter Theophilus, ordentlich schreibe, auf daß du gewissen Grund erfahrest der Lehre, in welcher du unterrichtet bist."

Was kann klarer sein? Theophilus hatte offenbar eine nicht sehr systematische christliche Erziehung erhalten, so wie sie eben unter damaligen Verhältnissen möglich war. Es gab, wie Lucas sagt, schon mehrere Schriften über die Dinge, welche unter den Christen allgemein geglaubt wurden. Damit aber Theophilus eine zuverlässige Kenntniß derselben habe, entschließt sich sein Freund, er sei nun Lucas oder wer er sonst wolle, ihm diese Dinge in guter Ordnung mitzutheilen, wie sie ihm überliefert worden, ohne zu behaupten, daß er selbst von Anfang an ein Augenzeuge derselben und ein Diener des Wortes gewesen sei. Es ist also klar, daß sich der Verfasser auf eine Ueberlieferung von Augenzeugen beruft, und daß er Alles selbst mit Fleiß erkundet hatte. Ist es wohl glaublich, daß er eine Offenbarung oder gar Theophanie nicht erwähnt haben würde, wenn ihm eine solche zu Theil geworden? Auch legt er Gewicht darauf, daß Alles wohlgeordnet sei, was wohl andeutet, daß in der Reihenfolge der Begebenheiten schon damals dieselben Abweichungen stattfanden, wie wir sie in den vier Evangelien bemerken, von den zahlreichen apokryphischen Evangelien gar nicht zu sprechen. Dies ist nun Alles gerade so, wie wir es als Historiker erwarteten, ja wie es kaum anders sein konnte.

Die gute Kunde von Christus mußte zuerst den dialogischen Proceß, den Gährungsproceß der mündlichen Ueberlieferung durchmachen; dann folgte der Niederschlag der schriftlichen Abfassung, und das ist, was wir haben, von den Verderbnissen der Abschreiber gar nicht zu sprechen. Es ist schwer zu begreifen, wie es hätte anders sein können, und doch wollen wir uns mit diesen Thatsachen nicht begnügen, und meinen, wir hätten es selbst weit besser machen können.

Wenn wir die synoptischen Evangelien einzeln durchnehmen, so sehen wir bei Lucas die vollständigste und wohl jüngste Reihenfolge aller wichtigen Begebenheiten; bei Marcus die kürzeste und wohl ursprünglichste Abfassung, die nur, was ihm unbestritten oder am wichtigsten erschien, enthält, bei Matthäus hingegen offenbar die Ueberlieferung, wie sie sich bei Judenchristen und Messiasgläubigen gebildet und festgesetzt hatte.

Wenn wir zu der Zeit schon von Gemeinden sprechen dürfen, so war die Gemeinde, in welcher und für welche das erste Evangelium bestimmt war, offenbar eine aus bekehrten Juden bestehende, welche in Jesus ihren lang erwarteten Messias oder Christus anerkannt hatten und demnach überzeugt waren, daß Alles, was man vom Messias erwartet hatte, auf diesen Jesus zutreffe. Sie gingen noch weiter. Nachdem man einmal überzeugt war, daß Jesus der Messias gewesen, so hatten sich viele Ueberlieferungen gebildet, die ihm zuschrieben, was er, wenn er der Messias war, gethan haben mußte. Dies ist der durchgehende Charakter des ersten Evangeliums, wie sich Jeder, der es aufmerksam liest, leicht überzeugen kann. So nur erklärt sich die so oft und ohne alle Hehl wiederkehrende Aeußerung, daß dies und dies geschehen sei, „denn so war es geschrieben, und so war es gesagt vom Propheten." Jede Idee von einer absichtlichen Erfindung der messianischen Erfüllungen, wie man sie so oft aufgestellt hat, fällt bei unserer Auffassung der Entstehung der Evangelien von selbst weg. Es mußte so sein, dachten die Leute, und bald erzählten sie sich und ihren Kindern, daß es so gewesen sei, und zwar ganz bona fide. da ja sonst Jesus nicht der erwartete Messias gewesen sein könnte.

Gehen wir das Evangelium des Matthäus von diesem historischen Standpunkt aus im Einzelnen durch, so fängt es an mit einer ganz unnöthigen Genealogie Joseph's, des angeblichen Vaters von Jesus. Dann folgt die Geburt, und diese wird begründet in Vers 22: „Alles dieses geschah, damit erfüllet werde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat," nämlich Jesaias (VII, 14): „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger, und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel." Das bedeutet doch einfach, daß es der erstgeborene Sohn sein wird, und daß man ihn „Gott mit uns" nennen wird, also durchaus nichts Außergewöhnliches.

Dann wird erzählt, daß die Geburt in Bethlehem stattfand, und daß die Weisen aus dem Morgenlande den Stern über Bethlehem sahen, auch wieder, weil der Prophet geschrieben, daß der Herrscher von Israel aus Bethlehem kommen solle.

Dann, wenn die Flucht von Joseph und Maria mit dem Christuskinde nach Aegypten erzählt wird, folgt wieder in V. 15, damit erfüllet werde, was vom Propheten gesagt worden: „Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen."

Der Kindermord von Bethlehem, so viele Schwierigkeiten er auch in den Augen der Historiker hat, wird V. 17 vollständig motivirt durch Worte, welche Jeremias, der Prophet, gesprochen: „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrey gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinet ihre Kinder, und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen."

Später, als Joseph mit dem Kinde zurückkehrt und nach Nazareth zieht, so wird auch dieses (V. 23) erklärt durch die Worte des Propheten, der gesagt, er solle ein Nazarener genannt werden.

Ueber die falsche Auffassung der Worte des Propheten, als ob ein Nazarener ein Einwohner von Nazareth sei, will ich hier gar nichts sagen. Alles, selbst solche volksthümliche Mißverständnisse, wird von unserem Standpunkt aus ganz verständlich und zeigt nur, wie überzeugt das Volk war, daß Jesus der Messias gewesen und deshalb Alles erfüllet haben müsse, was vom Messias erwartet worden war. Uns mögen diese Erfüllungen der Prophezeiungen nicht sehr überzeugend klingen; als Darstellung der Ideen, die damals das Volk beherrschten, und als Beweis des Umsichgreifens des dialogischen Processes sind sie aber für den Geschichtsforscher sehr wichtig.

Auch das Auftreten von Johannes dem Täufer wird sogleich (III, 3) durch Hinweisung auf prophetische Worte erklärt. Und wenn, wie das ganz verständlich war, Jesus, nach der Gefangennahme des Johannes, seinen Aufenthalt verließ, um nach Capernaum zu ziehen, so soll auch dies (V. 4, 14—16) geschehen sein, damit gewisse Worte des Jesaias erfüllt wurden.

Dann folgt im fünften bis siebenten Capitel der wirkliche Kern der christlichen Lehre in der Bergpredigt, und die Verkündigung des kommenden Reiches Gottes auf Erden. Hier verlangen wir nichts als eine treue Darstellung, wie sie ein Apostel oder seine Schüler vollkommen im Stande waren, uns zu geben; wir brauchen keine wunderbare Inspiration dazu: im Gegentheil, sie würde uns die Glaubwürdigkeit des Referenten nur beeinträchtigen. In den nächsten Capiteln lesen wir von den Werken, die Jesus that, und die sehr bald als Wunderthaten vom Volke aufgefaßt wurden, während an einer anderen Stelle der Evangelist die Vergebung der Sünden höher stellt als alle Wunderthaten, als alles Heilen von Kranken, und selbst dieses als eine Macht erklärt, welche Gott dem Menschen gegeben hat (IX, 8). Jesus selbst macht seine heilende Kraft oft von dem Glauben der zu Heilenden abhängig, und von miraculösen Künsten ist bei ihm eigentlich nie die Rede (IX, 28). Dann folgen die Einsetzung und die Aussendung der Jünger und bald darauf die für dieses Evangelium so bedeutenden Worte (XI, 27): „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater; und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren." Hier haben wir in kurzen Worten den wahren Geist, die wahre Inspiration der Lehre, die Christus verkündigte, daß er nicht nur der Messias oder der Sohn David's war, sondern der wirkliche Sohn Gottes, der Logos, den Gott gewollt, indem er den Menschen wollte, der höchste Gedanke Gottes, die höchste Offenbarung Gottes, die den blinden Menschen in Jesus zu Theil geworden. Wir können darüber nicht so richtig urtheilen wie die, welche Jesus in seiner

leiblichen Existenz sahen und kannten, und alle Vollkommenheiten, namentlich in seinem Leben und Handeln, in ihm fanden, deren die menschliche Natur überhaupt fähig ist. Wir müssen uns hier auf das Zeugniß seiner Zeitgenossen verlassen, die keine Veranlassung hatten, in ihm, dem Sohn des Zimmermanns, das göttliche Ideal des Menschen auf Erden verwirklicht zu entdecken, wenn dieses Ideal nicht verwirklicht in ihm vor ihren Augen im Fleische gestanden hätte. Was ist das wahre Christenthum, wenn nicht der Glaube an die göttliche Sohnschaft des Menschen, wie sie die griechischen Philosophen wohl geahnt, aber nie verwirklicht auf Erden gesehen hatten? Hier ist der Punkt, wo die beiden großen Geistesströmungen der arischen und der semitischen Welt zusammenfließen, indem der von den Juden lang erwartete Messias als Logos, als wirklicher Sohn Gottes erkannt wurde und jedem Menschen durch ihn die Möglichkeit eröffnet oder offenbart ward, das zu werden, was er immer gewesen war, aber was er nie vorher erkannt hatte, der höchste Gedanke, das Wort, der Logos, der Sohn. Wissen heißt hier Sein. Ein Mensch kann ein Prinz, der Sohn eines Königs sein, wenn er es aber nicht weiß, so ist er es nicht. Ebenso war der Mensch seit aller Ewigkeit der Sohn Gottes, aber bis er es wirklich wußte, war er es nicht. Die Referenten in den synoptischen Evangelien erkennen die göttliche Sohnschaft des Menschen nur selten ganz klar, da für sie das praktische Element im Christenthum vorwiegend war, aber schließlich muß alles Praktische auf Theorie oder Glauben begründet sein. Unsere Pflichten gegen Gott und den Menschen, unsere Liebe zu Gott und bei den Menschen sind nichts ohne die feste Unterlage, die allein der Glaube an Gott bildet, als den Denker und Lenker der Welt, den Vater des Sohnes, der durch ihn offenbart wurde, als Vater aller Söhne, aller Menschen. Solche Sätze sind besonders bedeutend bei den Synoptikern, weil es scheinen könnte, als hätten sie das tiefste Geheimniß der Offenbarung Christi gar nicht erkannt, sondern sich begnügt mit dem rein praktischen Theile seiner Lehre. Bald darauf, wenn Jesus wieder seine Heilkraft unter dem Volke bewährt und die Pharisäer ihn befeinden, da das Volk mehr und mehr geneigt war, in ihm den Sohn David's anzuerkennen, erklärt der Evangelist wieder (12, 17), daß dies Alles geschehen sei, damit die Worte des Propheten Jesaias erfüllet würden: „Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählet habe, und mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich will meinen Geist auf ihn legen, und er soll den Heiden das Gericht verkündigen." Dann folgen viele von den schönsten und tiefsten Parabeln, welche die Geheimnisse der Lehre Christi enthalten, und von denen einige, wie wir lesen, und durchaus nicht die dunkelsten, selbst den Jüngern unverständlich blieben. Sein Ruhm war damals schon so gestiegen, daß, als er in seinen eigenen Geburtsort zurückkam, die Leute es kaum glauben wollten, daß er derselbe sei als der Sohn des Zimmermanns, daß seine Mutter Maria heiße, seine Brüder Jakobus, Joses, Simon und Judas, die, wie seine Schwestern, noch alle am Leben waren. Doch konnte er unter den Seinigen wenige Thaten vollbringen. Es heißt dann weiter, daß, als Herodes den Johannes habe enthaupten lassen, Jesus sich wieder an einen einsamen Ort zurückzog, doch wohl um den Verfolgungen des Herodes aus dem Wege

zu gehen. Dann folgen die wirklich wichtigen Capitel, voll von Lehren und von Parabeln, die diese Lehren beleuchten und dem Volke näher bringen sollten. Hier erwarten wir natürlich keine Berufung auf die Propheten, im Gegentheil finden wir hier oft ein sehr kühnes Hinausgehen über das alte Gesetz oder eine höhere Auffassung der alten jüdischen Lehren. Sobald wir aber wieder zu Thatsachen kommen, wie die letzte Reise nach Jerusalem und die Gefangennahme Jesu durch den Verrath des Judas, sogleich kommen die Worte wieder, daß Alles dies geschah, damit die Schrift erfüllet werde (26, 54). Ja Jesus selbst, als er den Jüngern gebietet, keinen Widerstand zu leisten, soll die Worte hinzugefügt haben: „Denn wie sollten sonst die Schriften der Propheten erfüllt werden, daß es so sein muß," was sich offenbar auf die berühmte Prophezeiung des Jesaia im 53. Capitel bezieht. Selbst die dreißig Silberlinge, welche Judas für seinen Verrath erhielt, werden als nothwendig erachtet, damit eine Prophezeiung des Jeremias ihre Erfüllung erhalte. Diese Prophezeiung scheint sich aber gar nicht bei Jeremias zu finden und muß demnach bei Zacharias (11, 12—13) gesucht werden. Eine solche Verwechselung konnte im Volke, welches den Text der Propheten nicht genau kannte, wohl stattfinden. Hier ist sie also ganz unverfänglich; wie wäre dies aber bei einem offenbarten Evangelium möglich? Wenn später bei der Kreuzigung der Rock Jesu getheilt wird, kommt gleich wieder eine Erinnerung, diesmal an einen Psalm (22, 19), in welchem der Dichter von sich selbst sagt, daß seine Gegner seine Gewänder unter sich theilten, vom Messias aber keine Rede ist. Eine solche Anwendung in Worten des Psalms auf Jesus ist bei der damaligen Stimmung des jüdischen Volkes ganz begreiflich. Wenn sie einmal sich überzeugt hatten, daß Jesus der Messias oder der Christ sei, so mußten ja alle Ereignisse im Leben und Sterben Jesu sie an die Vorhersagungen erinnern, die seit Jahren im Umlauf waren und im Volke die Hoffnung auf seinen Erlöser lebendig erhielten. Sie gebrauchten solche Einzelheiten wahrscheinlich, um sich selbst und Andere mehr und mehr zu überzeugen, daß Jesus wirklich der Messias war. Dies ist Alles vollkommen natürlich und verständlich; nehmen wir es aber in dem Sinne, daß ein von Gott berufener und erleuchteter Schreiber dies geschrieben, was sollen wir dann sagen? Erstens liegt in einigen Fällen ein Irrthum klar vor, der bei einem unfehlbaren Zeugen unmöglich wäre. Zweitens sollen wir denn glauben, daß Dinge wie die Geburt Christi in Bethlehem oder sein Verrath durch Judas stattfanden, lediglich damit gewisse Prophezeiungen erfüllt würden? Dies würde doch das Leben Christi zu einem bloßen Phantasma machen und es seiner ganzen historischen Bedeutung berauben. Oder sollen wir gar annehmen, wie dies von Anderen geschehen, daß alle diese Thatsachen nur erfunden wurden, um dies Messiasthum von Jesu zu beweisen?

Allen diesen Schwierigkeiten entgehen wir, wenn wir in den Evangelien eine Niederschrift oder einen Niederschlag dessen erkennen, was sich während des ersten Jahrhunderts im Volksbewußtsein der Christen und, was speciell das Evangelium Matthäi betrifft, im Volksbewußtsein der vom Judenthum übergetretenen Christen entwickelt hatte. Bei dieser Anschauung fällt Alles, was an absichtliche Täuschung streift, von selbst hinweg. Die Thatsachen

bleiben dieselben als vorher, wie sie sich das Volk erklärt und zurecht gelegt hatte. Nach Matthäus und nach den Berichterstattern, die ihm folgten, war das Christenthum so entstanden, wie es im Evangelium nach Matthäus beschrieben steht. Manche Thatsachen mögen im Geiste und im Munde des Volkes eine mehr volksthümliche oder legendenhafte Gestalt angenommen haben; das war gar nicht zu vermeiden. Wir wissen, wie weit dieser volksthümliche Einfluß, oder was ich den dialogischen Proceß nenne, die Ueberlieferungen anderer Völker inficirt hat, und es ist sehr nützlich, dies zu wissen, um den Evangelien Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn wie sollte dieser Einfluß nun gerade im ersten und zweiten Jahrhundert in Palästina gefehlt haben? Alles wird klar, wenn wir die historisch begründeten nur durch viele Parallelen unterstützte Ansicht vom Ursprung der Evangelien im Munde des Volkes annehmen. Die Ueberlieferung war gerade so, wie wir sie unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders erwarten konnten. Von absichtlicher Täuschung ist keine Rede mehr. Wir können gar nichts Anderes oder Besseres erwarten, als was wir haben, d. h. was sich das Volk oder die junge christliche Gemeinschaft von dem Leben des Stifters der neuen Religion erzählte, es sei denn eine Aufzeichnung von der Hand des Stifters unserer Religion selbst; denn selbst die Apostel werden uns ja doch nur als Menschen geschildert und ihre Auffassung als eine rein menschliche und oft sehr fehlbare dargestellt. Wenn wir von Offenbarung sprechen, so kann dieses sich nur auf die wahre Offenbarung der ewigen Wahrheiten durch Jesus selbst beziehen, wie wir sie in den Evangelien finden, und deren Wahrheit, selbst wo sie etwas durch die Ueberlieferung verschleiert ist, ihr den Charakter der Offenbarung verleiht. Denn sie ist Wahrheit, und nie sollten wir vergessen, daß selbst die bestbezeugte Offenbarung, da sie uns immer nur in menschlicher Fassung und durch menschliche Vermittelung erreichen kann, nicht Wahrheit hervorbringt, wohl aber Wahrheit, tief gefühlte Wahrheit es ist, welche Offenbarung hervorbringt. Wahrheit macht Offenbarung, nicht Offenbarung Wahrheit. Wir verlieren also gar nichts bei unserer Ansicht, gewinnen aber unendlich viel und werden auf einmal von all den kleinen Schwierigkeiten erlöst, welche eine ängstliche Kritik bei einem Vergleich der Evangelien unter einander zu finden meinte. Die einzige Schwierigkeit, die zu bleiben scheint, ist die, daß die synoptischen Evangelien sich so oft begnügten, die jüdische Auffassung von Jesus als Messias, als dem Sohne David's und Abraham's und schließlich als dem leiblichen Sohne Gottes in den Vordergrund treten zu lassen, und von der Haupt- und Grundwahrheit der Lehre Christi nur andeutend sprechen. Die Apostel waren eben, das müssen wir nie vergessen, keine Philosophen, und die Logosidee in ihrer vollen Bedeutung und ihrer historischen Entwickelung verlangt zu einem richtigen Verständnisse eine starke philosophische Vorbildung.

Hier hilft uns eben das vierte Evangelium, welches wir entschieden der mehr griechisch gebildeten christlichen Gemeinde zuschreiben müssen. Daß griechische Ideen in Palästina eingedrungen waren, das sehen wir am besten in den Werken des Philo Judäus, des Zeitgenossen Jesus. Wir können nicht annehmen, daß er ganz vereinzelt dastand, und wie bei ihm, so muß auch bei

anderen jüdischen Denkern damaliger Zeit die Logosidee als Lösung des Welträthsels Eingang gefunden haben. Eben aus diesem, von solchen Ideen durchdrungenen und befruchteten Boden erwuchs das vierte Evangelium. Machen wir es uns nun klar, daß Juden die, wie Philo, sich die Logosidee mit all ihren Consequenzen angeeignet hatten, in dem Logos ganz nothwendig den Sohn Gottes, den Erwählten Gottes (Lukas, 33, 35), das verwirklichte Ebenbild Gottes erkannten, und dann im wirklichen Jesus die Fleischwerdung oder Verwirklichung oder vielmehr Verweltlichung dieses Ebenbildes, so wird uns das vierte, dem Johannes zugeschriebene Evangelium viel klarer werden. Hier liegt der Kern des wahren Christenthums, so weit es mit der Person Christi und mit dem Verhältniß Gottes zur Menschheit zu thun hat. Es heißt nicht mehr, Gott hat die Welt gemacht und geschaffen, sondern Gott hat die Welt gedacht und gesprochen. Alles was existirt, sind Gedanken oder, zusammengefaßt, der Gedanke (Logos) Gottes, und dieser Gedanke hat in einem Menschen, in Jesus, seinen vollkommensten Ausdruck, das wahrste Wort, gefunden. In diesem und in keinem anderen Sinne war Jesus der Sohn Gottes und das Wort, so glaubten die griechisch gebildeten Juden, so glaubte der Verfasser des vierten Evangeliums, so glaubten noch später der junge Athanasius und seine Zeitgenossen, und so müssen wir glauben, wenn wir wirklich Christen sein wollen. Es gibt keine andere wahrhaft christliche Erklärung der Welt, als daß sie von Gott gedacht und gesprochen ist, und daß der Mensch die Gedanken Gottes nachlebt und nachdenkt. Vergessen wir nur nicht, daß Alles, was wir von der Welt wissen und haben, auch nur wieder Gedanken sind, die wir unter dem Gesetz der Causalität zu objectiven Realitäten umformen. Es war diese Nachdenkung und diese nie wankende Nachfolge Gottes, die Jesus zu dem machte, was er war, und was wir sein sollen, wenn wir nur wollen, d. h. Kinder Gottes. Dieses Licht oder diese Offenbarung, leuchtet auch in den synoptischen Evangelien hie und da durch, so oft es auch von den jüdisch-messianischen Ideen verdunkelt wird.

Im vierten Evangelium ist der Einfluß dieser Ideen und ihrer Benutzung von Jesus und seinen Schülern gar nicht zu verkennen. Und warum sollte denn Jesus die Logosideen der griechischen Welt nicht ebenso in sich aufgenommen und erfüllt haben, als die messianischen Ideen des jüdischen Volkes? Stehen denn die Juden, als Denker, so viel höher als die Griechen? Was sagt denn gleich der erste Vers, als was ein neuplatonischer Philosoph auch gesagt haben würde, daß „im Anfang das Wort war"? Dieses Wort ist eben der Logos, und dieses griechische Wort ist für sich allein ganz hinreichend, um den griechischen Ursprung der Idee anzuzeigen. Wort (Logos) aber bedeutete zugleich Gedanke. Dieses schöpferische Wort war mit Gott, ja Gott selbst war dieses Wort. Und alle Dinge wurden durch dieses Wort gemacht, d. h. in diesem Worte und in allen Worten hat Gott die Welt gedacht. Wer dies nicht verstehen kann oder will, wird nie in die tiefsten Tiefen der Lehre Christi eindringen, so gut er auch sonst als Christ sein mag, und das vierte Evangelium in seiner tiefsten Grundlage existirt eben für ihn nicht. Daß nun in diesen, aus Gott hervorleuchtenden Worten oder Dingen Leben war, wissen wir, und dieses Leben,

es sei, was es wolle, war für die Menschen ein Licht, das Licht der Welt, obgleich die Menschen lange blind und in Dunkelheit befangen waren und das Leben, das Licht, das Wort nicht verstanden.

Nun, auf die evangelische Geschichte selbst übergehend, sagt der Evangelist, daß Jesus das volle Licht brachte oder selbst war, während Johannes ihn nur vorher verkünden sollte. Dies ist nun allerdings ein großer Schritt, es ist die christliche Anerkennung des Wortes oder des Sohnes Gottes im geschichtlichen Jesus, dessen geschichtlicher Charakter durch den Charakter von Johannes den Täufer bestätigt wird. Das Volk glaubte an Johannes und Johannes glaubt an Jesus. Freilich darf man nicht annehmen, daß die philosophische Bedeutung des Wortes oder des Logos dem Volke jemals so klar und vollständig vorlag, wie die Neuplatoniker sie ausgearbeitet hatten. Das war damals unmöglich, ist es ja selbst jetzt bei der großen Masse der Christenheit noch immer. Auf der anderen Seite existirten auch die vielen Subtilitäten und Abenteuerlichkeiten, durch welche namentlich der spätere Neuplatonismus so abstoßend auf uns wirkt, für das Volksbewußtsein fast gar nicht, welches mit großer Anstrengung nur die Grundlinien des Logossystems in sich aufnehmen konnte. Religion ist eben nicht Philosophie, aber es hat noch nie eine Religion gegeben und kann keine geben, die nicht auf Philosophie gegründet ist, die nicht die philosophischen Errungenschaften des Volkes zur Voraussetzung gehabt hätte. Das höchste Ziel, dem alle Philosophie zustrebt, ist und bleibt ja immer der Gottesbegriff, und dieser Begriff war es, den das Christenthum in seiner höchsten, uns im vierten Evangelium am deutlichsten vorliegenden Form, im Platonischen Sinne gefaßt hatte. Für Johannes, wenn wir den Verfasser des vierten Evangeliums, der Kürze wegen, so nennen dürfen, war Gott nicht mehr der jüdische Jehovah, der in sechs Tagen die Welt geschaffen, der Adam aus dem Staube und alles Lebendige aus dem Erdboden geformt hatte; für ihn hatte Gott eine höhere Bedeutung gewonnen, sein Wesen war ein geistiges Wesen, seine Schöpfung war eine geistige Schöpfung, und so wie für den Menschen das Wort Alles umfaßt, Alles darstellt, Alles verwirklicht, was für ihn existirt, so wurde Gott aufgefaßt, als im Anfang seiend und dann als sich aussprechend im Wort oder als eins mit dem Wort. Für Gott war das Wort, d. h. das Alles umfassende Wort, die Sprache, die Bethätigung oder Mittheilung seiner subjectiven göttlichen Gedanken, die in ihm waren und im Worte aus ihm heraus in die menschliche Wahrnehmung und somit in die objective Wirklichkeit traten. Diese zweite, von der ersten ungetrennte Wirklichkeit war der zweite Logos, ungetrennt, wie Ursache und Wirkung im Wesen ungetrennt sind. Wie nun der höchste aller Logoi der Mensch war, so erkannte man im vollkommensten Menschen den Sohn Gottes, den zu Fleisch gewordenen Logos, den höchsten Gedanken und Willen Gottes. Hier ist nichts Wunderbares. Alles ist consequent durchgedacht, und in diesem Sinne konnte Jesus gar nichts Anderes sein, als eben das Wort oder der Sohn Gottes. Dies klingt Alles zu Anfang sehr fremd für uns, weil wir die volle Bedeutung der Sprache oder des Wortes vergessen haben, und nicht im Stande sind, die Schöpfung des Wortes und des Ge-

dankens, wenn auch nur in Form eines Gleichnisses, auf das, was im Anfang war, zu übertragen. Ein Gleichniß ist es ja und bleibt es ja, wie Alles, was wir vor Gott sagen; aber es ist ein höheres, geistigeres Gleichniß als alle, die in den verschiedenen Religionen und in den verschiedenen Philosophien der Welt auf Gott angewendet worden sind und angewendet werden können. Gott hat die Welt gedacht und im Act des Denkens aus- oder herausgesprochen, und diese Gedanken, die in ihm waren, und die von ihm im vernünftigen Nacheinander gedacht und gesprochen wurden, das sind die Logoi oder Species oder Arten, die wir nachdenkend in der objectiven Welt, als sich vernünftig aus einander entwickelnd, wieder erkennen. Hier haben wir den wahren „Origin of Species", lange vor Darwin's Buch).

Dies ist Alles für den Philosophen vollkommen verständlich. Der ganz natürliche Schritt, den Christus und seine Schüler, namentlich die im vierten Evangelium zu uns redenden, thaten, war nun der, daß sie in dem historischen Jesus, den Sohn des Zimmermanns von Nazareth, den höchsten Logos, „Mensch", in seiner vollen Verwirklichung zu erkennen glaubten. Dies kann nur nach überwältigenden Erfahrungen geschehen sein, denn es sollte doch wohl mehr bedeuten, als wir unter dem Ideal eines Menschen verstehen, obgleich ursprünglich beide Ausdrücke derselben Quelle entsprungen sind. Auch war es nicht sowohl für die rein geistige, als für die von den höchsten Ideen begeisterte und handelnde Persönlichkeit des Erlösers gemeint, wenn man ihn das Wort oder, in mehr menschlicher Weise, den Sohn Gottes nannte.

Bei allen diesen Dingen müssen wir stets an das immer wechselnde Medium denken, in welchem diese Ausdrücke sich bewegten. Wort und Sohn mochten beim Volke zusammenfließen oder aus einander gehalten werden, Sohn David's, Sohn Abraham's mochte zuweilen die Stelle von Sohn Gottes nehmen, und all die Ausdrücke mochten in dem Verkehr des Volkes nur das auszudrücken scheinen, was Andere den Messias oder Christ nannten. Jedenfalls waren das Alles die höchsten Ausdrücke, welche man auf den Menschen oder den Menschensohn übertragen konnte. Für das gewöhnliche, von heidnischen Ideen noch ganz durchzogene Bewußtsein war es freilich eine Enormität, einen Menschen in den Olymp zu erheben, ihn zu einem Sohn Gottes umzustempeln. Aber was gab es denn für den Menschen höher als den Menschen? Zwitterwesen, wie Dämonen, Heroen oder Engel hatte Niemand gesehen, auch reichten sie zu diesem Zwecke nicht aus. Ein Schritt, auch der kleinste Schritt, hinaus über das Menschliche konnte nur in das Göttliche führen oder das Göttliche im Menschen zum Bewußtsein bringen. Was dem jüdischen Bewußtsein als Gotteslästerung erschien, war eben die Wahrheit, die Christus verkündigen wollte, die Wahrheit, für welche er sein menschliches Wesen hingab. Gehen wir auf diese Gedanken ein, so werden wir nicht nur die zeitweisen Ausdrücke der Synoptiker, sondern namentlich das vierte Evangelium in all' seiner Tiefe wirklich verstehen lernen. Wie ohne diese Gedanken es möglich gewesen, dieses letzte Evangelium verständlich zu machen, ist fast unbegreiflich.

Was dachten denn die Leser von dem Worte, das im Anfang war, das mit Gott war, ja das Gott war, von dem Worte, wodurch Alles gemacht

war? Und was dachte man sich denn, wenn Jesus das Wort genannt wurde, das in der Welt war, ohne daß die Welt ihn kannte, während die, welche ihn als das Wort erkannten und annahmen, dadurch, wie er, Söhne Gottes wurden? Wir müssen doch etwas bei diesen Worten denken, und was können wir denn denken, wenn wir nicht das philosophische Wort Logos historisch auffassen? Man darf nur versuchen, den Anfang des vierten Evangeliums in eine nicht christliche Sprache zu übersetzen, und man wird sehen, daß, ohne ihre heidnische Voraussetzungen, die Worte absolut ohne Sinn und Verstand bleiben. Man findet Uebersetzungen, die einfach bedeuten: „Im Anfang war das Substantiv". Das mag uns unglaublich erscheinen; aber was denkt denn eine arme alte Bauersfrau Besseres, wenn sie das erste Capitel des vierten Evangeliums liest, und was sagt ihr der Dorfprediger Besseres, wenn sie eine Aufklärung verlangt?

Für uns ist und bleibt die Hauptschwierigkeit der 14. Vers, daß „das Wort Fleisch wurde und unter uns weilte". Aber was für Grund haben wir, unsere Bedenken der unbedenklichen Annahme der Zeitgenossen und später sogar der alexandrinischen Philosophen entgegen zu stellen? Sie mußten dieselben Schwierigkeiten fühlen, die wir haben, aber sie überwanden sie im Hinblick auf das, was sie in Jesus gesehen oder von ihm selbst nur gehört hatten. Sie konnten ihn in seiner Hoheit und Heiligkeit nicht begreifen, außer als den Logos, das Wort, als den Sohn Gottes. Wenn wir ihnen folgen, gehen wir sicher; wenn nicht, so können wir gewiß Manches zu unserer Entschuldigung sagen, aber wir stellen uns in den stärksten Widerspruch mit der Geschichte. Wir mögen sagen, daß die Menschen von keiner göttlichen Idee, von keinem göttlichen Worte, von keinem göttlichen Gedanken, von keiner Art auf Erden je eine Verwirklichung gesehen haben, ja daß der Mensch nie ein Recht haben kann, ein solches vergöttlichendes Urtheil aus eigener Machtvollkommenheit über irgend Etwas, was ihm in der wirklichen Erfahrung vorliegt, zu fällen. Man vergißt nur dabei so leicht, daß, wenn Gott einmal der Menschheit nahe gebracht worden ist und nicht mehr als rein jenseitig betrachtet wird, auch die Menschheit zugleich dem Göttlichen näher gebracht und gedacht werden muß. Wir mögen dies anerkennen, und doch dabei bleiben, daß Andere, wie die Apostel und später die Philosophen von Alexandria, dieselbe Schwierigkeit, vielleicht noch stärker als wir, die wir nie Augenzeugen, noch Platonische Philosophen waren, gefühlt haben müssen, und dennoch dabei blieben, daß Jesus durch sein Leben, Handeln und Sterben bewiesen habe, daß die menschliche Natur nicht höher steigen kann als in ihm, und daß er Alles gewesen sei und Alles erfüllt habe, was Gott in den Logos „Mensch" hinein gelegt. Selbst Jesus erklärt, als Petrus ihn zuerst den Sohn Gottes nannte, daß Fleisch und Blut ihm dies nicht offenbart hätten, sondern sein Vater, der im Himmel ist. (Matth. XVI, 17). Und dies war die volle Wahrheit, und gilt auch für uns.

Man gehe das ganze vierte Evangelium durch, und man wird finden, daß es unverständlich bleibt, außer von dem Standpunkte aus, den wir dem Verfasser zugeschrieben. Wenn es heißt (I, 18): „Niemand hat Gott je ge-

sehen, der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündiget", sollen wir denn da bloß an den Sohn des Zimmermanns, den leiblichen Jesus denken, und nicht vielmehr an das Wort, das in ihm war, und das dem Vater so nahe war, wie Er sich selbst, das im Schoße des Vaters war und uns den Vater, der im Anfang war, verkündigt hat? Hat Jesus nicht selbst erklärt (III, 13), daß Niemand zum Himmel empor gestiegen sei, außer dem, welcher vom Himmel, d. h. von Gott, herab gestiegen, und daß Niemand den Vater gesehen hat, außer dem, welcher von Gott ist, d. h. der Sohn (VI, 46)? Dies sind natürlich bildliche Ausdrücke, aber was sie bedeuten sollen, kann nicht zweifelhaft sein. Als Nathanael Jesus (I, 49) Rabbi, König von Israel und Sohn Gottes nannte, da mögen seine Ideen noch sehr unreif gewesen sein, aber mit der Zeit bricht die wahre Bedeutung des Sohnes Gottes mehr und mehr durch.

Merkwürdig ist der Ausdruck von Jesus als er zu Nikodemus sagt: „Ihr müßt wieder geboren werden". Merkwürdig ist er, weil sich die Brahmanen seit frühester Zeit desselben Ausdruckes bedienen und sich Wiedergeborene, Zweimal geboren nannten und beide wohl dasselbe unter der zweiten Geburt verstanden, nämlich die Erkenntniß des wahren Wesens des Menschen, bei den Brahmanen als eins mit Brahman, d. h. dem Worte, bei den Christen als eins mit dem Worte oder dem Sohne Gottes. Und warum gibt denn dieser Glaube an den Sohn ewiges Leben (II, 16)? Weil Jesus uns mit seiner eigenen auch unsere Sohnschaft in Gott verkündet hat. Diese Erkenntniß gibt uns ewiges Leben durch die Ueberzeugung, daß auch wir Göttliches und Unsterbliches in uns haben, nämlich das Wort Gottes, den Sohn, den er gesendet hat (V, 38). Jesus selbst aber ist der eingeborene Sohn, das Licht der Welt; er hat zuerst den göttlichen Gedanken, der in jedem Menschen dunkel liegt, erleuchtet und erfüllt (siehe Joh. VIII, 12. XII, 35. 46.) und allen Menschen die Möglichkeit gegeben, das wirklich zu werden, was sie in der Möglichkeit stets gewesen sind, Söhne Gottes.

Lesen wir weiter im vierten Evangelium, so finden wir natürlich viele Dinge, die mit dieser, wie ich glaube, der höchsten Wahrheit des Christenthums, nur indirect verbunden sind. Dem Weibe von Samaria verkündet Jesus nur, daß Gott ein Geist sei, und daß er im Geiste zu verehren sei, gebunden weder an Jerusalem noch an Samaria. Sie weiß nur, daß der Messias kommen wird, für die Idee eines Sohnes Gottes war sie kaum reif, sondern würde dies, wie die Pharisäer (V, 18), einfach als Gotteslästerung betrachtet haben (siehe Joh. X, 33). Aber immer wieder bricht der Grundton der neuen Lehre durch. Wenn Jesus von seinen Werken spricht, so nennt er sie die Werke des Vaters (V, 19), ja selbst das Auferwecken vom Tode wird von ihm so deutlich, als es nur sein kann, als ein Erwecktwerden durch das Wort erklärt: „Wer mein Wort hört und an ihn glaubt der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben" (V, 24), das heißt doch, der ist unsterblich. Wer aber das Wort und sein göttliches Wesen, wie es Jesus gelehrt, nicht erkannt hat, der hat noch nicht das ewige Leben, für welches er bestimmt ist, das aber erst durch Einsicht oder Glauben an Jesus errungen werden muß. Kann etwas klarer sein

als die Worte (Joh. XVII, 3): „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich erkennen als den allein wahren Gott und Jesus Christus, den Du gesandt hast.“ Viele von diesen Ausdrücken wurden natürlich von der Masse des Volkes nicht verstanden oder sogar mißverstanden. Die Worte wurden wiederholt, und wenn es nothwendig wurde, also namentlich bei Fragen von Kindern, so mußten sie irgendwie erklärt, oft durch eine Parabel oder durch eine Erzählung, die im Augenblick von der Mutter erfunden wurde, um die Fragen der Kinder zu beschwichtigen. Dies Alles ist unvermeidlich, es ist überall geschehen, ja es geschieht noch jetzt. Wenn man lernen will, wie die Tradition oder der Volksmund mit historischen Thatsachen umgeht, so vergleiche man doch den Gunther oder den Etzel der Nibelungen mit dem Gundicarius oder den Attila der Geschichte, oder den vom Papst gekrönten Karl den Großen mit dem Charlemagne, der Jerusalem belagerte, oder Hruodlandus mit Roland, oder Arturus mit Arthur. Oder, um auf neuere Zeiten überzugehen, so erinnere man sich nur an die wunderbaren Erzählungen der französischen Journale während des letzten deutsch-französischen Krieges, und man wird erstaunt sein, wie sich das Volk, ohne irgend welche Absicht, Alles zurecht legt, wovon ihm Kunde zukommt. Warum sollte es denn vor 1900 Jahren, als man noch keine Zeitungen hatte, anders gewesen sein, als jetzt?

Was man den Kindern erzählt hatte, und was die Kinder einmal geglaubt hatten, blieb in ihrer Erinnerung, auch nachdem sie selbst älter oder Eltern geworden waren. Es war bequem und natürlich, Alles den Kindern so wieder zu erzählen, wie man es selbst in der Kindheit gehört hatte, und wie ein rollender Stein, nahm die Ueberlieferung bei jeder Wiederholung immer neue wunderbare Elemente an. Es findet sich kaum ein Wunder im Neuen Testament, das sich nicht von diesem Standpunkt aus von selbst erklärte, und was nicht in seiner ursprünglichen Gestalt uns eine weit höhere Wahrheit offenbarte, als das bloße Mirakel. Und wenn dann die Zeit des Niederschreibens kam, war es dann nicht ganz menschlich, daß man Alles, dessen man habhaft werden konnte, zusammenraffte, je nachdem es in dem einen oder dem anderen Hause, in einem oder dem anderen Dorfe, erzählt und geglaubt worden war? Auch daß man sich dabei auf einen Gewährsmann berief, womöglich auf einen Zeitgenossen oder Augenzeugen, war durchaus nicht zu verwundern, besonders wenn die Ueberlieferung noch lebendig war, daß man dieses oder jenes von einem der Apostel gehört hatte und auf ihn von Sohn zu Vater zurückführen konnte. Warum will man diese einfache, natürliche, durch die ganzen Verhältnisse gebotene Auffassung, die uns auf einmal aller Schwierigkeiten entheben wird, bei Seite lassen, ja entrüstet ablehnen, um eine andere Auffassung vorzuziehen, die allerdings den Vorzug hat, seit Jahrhunderten die allgemein angenommene gewesen zu sein, aber nichts desto weniger ursprünglich nichts mehr war, als eine menschliche Berufung auf eine übermenschliche Beglaubigung? Man vergesse nur nicht, daß wenn wirklich eine Stimme vom Himmel ertönt, es immer beim Menschen steht, sie zu verstehen und aus eigener Machtvollkommenheit zu erklären, daß es eine Stimme Gottes oder eines Engels war. Bei der Hälfte der Christenheit ist die Lehre von der wörtlichen Inspiration der

vier Evangelien durchaus kein Glaubensartikel geworden, er ist es erst bei den Protestanten geworden, um etwas Unumstößliches an Stelle der Concilien und des Papstes zu haben. Damit sind aber die Protestanten aus der Scylla in die Charybdis gefallen und in unauflösliche Schwierigkeiten gerathen, weil sie den Evangelien den historischen Boden, auf dem sie entsprungen sind, entzogen haben. Wir kommen aber nicht aus der Charybdis, indem wir wieder in die Scylla steuern, sondern indem wir über die Charybdis hinaus, ja über die Evangelien hinaus zu kommen suchen. In unserer menschlichen Kurzsichtigkeit mögen wir ja glauben, daß es für uns besser gewesen wäre, wenn Jesus oder die Apostel selbst uns etwas Schriftliches hinterlassen hätten. Da es nun aber einmal nicht so war, warum sollten wir nicht zufrieden sein mit dem, was wir haben? Die Trümmer des wahren Christenthums sind noch da, warum sollten wir nicht mit ihnen den alten Tempel wieder herzustellen suchen?

Warum sollten wir die Ueberlieferung, wie sie im Munde des Volkes entstand, wegwerfend behandeln? Würden wir dann schlechtere Christen sein, wenn es uns ganz klar und deutlich bewiesen würde, daß wir nur Volksüberlieferungen besitzen und aus ihnen uns selbst ein Bild von dem Wirken und Lehren Christi zu bilden haben? Ist es nicht gut für uns, daß wir diese Freiheit haben, in manchen Punkten für uns selbst zu entscheiden, was Jesus gewesen sei und was er gelehrt habe? Und in einer Welt, wo sich Alles entwickelt, Alles wächst und sich verändert, warum sollte die Religion allein eine Ausnahme bilden? Nännen wir nicht alle ganz offen ein, daß gewisse Vorschriften, die in den Evangelien Jesu zugeschrieben werden, für unsere Zeit und unsere Zustände gar nicht mehr passend sind? Gibt irgend ein Christ den anderen Backen hin, wenn ihm Jemand einen Streich auf den rechten Backen gegeben hat? Geben wir den Mantel hin, wenn man uns den Rock genommen hat? Haben wir Alles, was wir besitzen, gemeinsam, wie die ersten Christen es hatten? Verkaufen wir Alles, was wir haben und geben es den Armen? (Matth. XIX, 21.)

Es ist ganz wahr, daß bei dieser Auffassung eine gewisse persönliche Freiheit in der Interpretation der Evangelien nicht zu vermeiden ist, aber tritt nicht bei dieser Freiheit zugleich ein sehr wichtiges Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit hervor, was ja für jede religiöse Ueberzeugung von der größten Wichtigkeit ist? Es soll gar nicht geleugnet werden, daß diese offene und ehrliche Anerkennung des nicht weg zu leugnenden Einflusses des Volksmundes und der Volksüberlieferung weite Folgen hat und uns so Manches entziehen wird, woran wir gewöhnt sind und was uns lieb, theuer, ja heilig geworden. Aber es bleibt uns der Vortheil, daß wir uns in unserem Glauben als offene und ehrliche Menschen fühlen, wozu noch kommt, daß wir bei menschlichen Hypothesen nie gezwungen werden, unsere Zustimmung blindlings zu geben, sondern unserem eigenen Ermessen folgen können. Wir können die Ansicht, daß in der Entwicklung der evangelischen Geschichte Vieles dem Volksmunde zugeschrieben werden muß, annehmen oder ablehnen, und ich kann mir wohl denken, daß Viele, welche den metamorphischen Proceß, welche Schultradition und Familientradition auf die Gestaltung historischer Nachrichten ausüben,

entweder vom Sagenstudium oder aus eigener Erfahrung nicht kennen, es ganz unglaublich finden werden, daß ein solcher Carbonisirungsproceß auch bei der von den Epigonen erzählten evangelischen Ueberlieferung statt gefunden haben könnte. Sie müssen sich dann mit der Alternative begnügen, daß die Gesetze der Natur, welche sie selbst der Gottheit zuschreiben, von ihrem eigenen Urheber abrogirt werden mußten, um der Wahrheit der Lehre Christi durch sogenannte Wunderwerke beim Volke eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu verleihen.

Nehmen wir ein Beispiel, um zu sehen, was wir auf der einen und auf der anderen Seite gewinnen und verlieren. Was es ursprünglich bedeutete, daß Jesus die Blinden sehend machte, das hat er uns selbst gesagt (Joh. IX, 39). „Ich bin zum Gerichte auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden." Es handelt sich hier um geistige, nicht um leibliche Blindheit, und was ist schwerer zu heilen, die geistige oder die leibliche? Wenn es nun aber erzählt wurde, wie oft Jesus diese geistige Blindheit geheilt habe, wie oft er die Augen den Blinden und Ungläubigen geöffnet habe, wie war es da zu vermeiden, daß das Volk, namentlich die Kinder, es nicht mißverstanden und solche Heilungen als Heilungen von körperlich Blinden aufgefaßt und wiederholt hätten? Allerdings führt uns eine solche Auffassung sehr weit. Wir müssen uns dann z. B. solche Aussprüche, wie den den Pharisäern in den Mund gelegten (Joh. X, 21): „Kann ein Teufel die Augen eines Blinden öffnen", schon für eine weitere Ausführung der einmal eingeführten volksthümlichen Auffassung erklären. Dabei darf auch nicht geleugnet werden zu Gunsten der Annahme einer Heilung von leiblich Blinden, daß eine so ausnahmsweise Persönlichkeit, wie Jesus offenbar war, auch eine ausnahmsweise Heilkraft besessen haben mag. Es kommt dann nur auf die Art der Blindheit an, ob sie heilbar oder unheilbar war, und die Lösung dieser Frage können wir getrost dem Arzte überlassen. Ich sage nur, daß, wenn der Arzt eine solche Möglichkeit leugnen sollte, ein wahrer Christ dadurch nichts verlieren würde, da doch unter allen Umständen eine geistige Heilkraft Christi für uns Alle höher stehen würde als eine bloß leibliche.

Man mag dies seichten Rationalismus nennen, aber an und für sich ist doch selbst die menschliche Ratio oder Vernunft nicht ganz zu verwerfen. Daß ein Mensch von hoher, sittlicher Kraft auch jetzt noch Teufel und böse Gedanken austreiben kann, das wissen viele Menschen aus eigener Erfahrung. Warum also nicht glauben, daß Jesus durch seine Erscheinung und durch seine Worte einen solchen Eindruck auf die Besessenen ausübte, z. B. auf den einen oder die zwei Männer, welche bei dem Gaderenere oder Gergesenere die Schweine hüteten, daß sie zu sich selbst kamen und ein neues Leben anfingen? Daß bei einer solchen Bekehrung die Schweinehirten ihre Schweine vergaßen und diese sich in die See stürzten, ist auch leicht begreiflich, und wenn diese zwei Thatsachen zu Ohren des Volkes kamen, was war natürlicher als die Erzählung, wie wir sie bei Matthäus (VIII, 28), Marcus (V, 1) und Lucas (VIII, 26), aber nicht bei Johannes finden? Auf die Abweichungen zwischen diesen drei Erzählungen brauchen wir hier nicht einzugehen, so auffallend sie auch in einem göttlich inspirirten Buche sein würden. Natürlich wird man

wieder sagen, dieses sei eine seichte, rationalistische Erklärung, als ob das Wort rationalistisch irgend etwas Verdammendes in sich hätte. Allerdings kann Niemand jetzt beweisen, daß Jesus die bösen Geister aus den zwei Besessenen nicht in die zweitausend Schweine hinein zauberte; ich gestehe aber, daß mir die seichte rationalistische Erklärung bei weitem würdiger erscheint, um den Einfluß, den Jesus auch auf die verworfensten Menschen ausüben konnte, in ein helles Licht zu stellen.

Um noch ein Beispiel zu geben. Wie oft sagt Jesus, daß er das Brot sei, das den Menschen wirklich sättigt, und das Wasser, das allen Durst stillet (VI, 48 ff.). „Ich bin das Brot des Lebens. — Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf daß, wer davon isset, nicht sterbe. — Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken." Wird irgend Jemand, selbst das Weib von Samaria, diese Worte wörtlich nehmen? Hilft uns nicht Jesus selbst zum richtigen Verständniß derselben, wenn er sagt (VI, 35): „Ich bin das Brot; und der zu mir kommt, soll nie hungern, wer da an mich glaubt, soll nie dürsten." Und wiederum (VII, 37): „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke." Und um seine Worte gegen jedes Mißverständniß zu schützen, sagt er ja selbst (VI, 63): „Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben." Und trotz alle dem wollen wir den tiefen Sinn seiner Worte nicht verstehen, wollen blind und taub bleiben und wie die Pharisäer die Erzählung vorziehen, wie Jesus durch Zaubermittel Tausende mit fünf oder sieben Broten und zwei Fischen speiste (VI, 9), so daß schließlich zwölf Körbe von Brot übrig blieben, nachdem alle gesättigt waren? Wir können ganz gut begreifen, wie im Munde des Volkes die großen Wunder Jesu, die er durch sein Leben und seine Lehre wirkte, zu kleinen miracula wurden. Aber wenn wir diese kleinen miracula aufgeben, bleibt uns dann nicht viel Besseres übrig, nämlich die Thatsache, daß Jesus, der sich so oft das Brot und den Wein nannte, der noch beim letzten Abendmahle, als er mit seinen Jüngern das Brot brach, sie aufforderte, das Brot zu essen, welches sein Leib war, und den Wein zu trinken, welcher sein Blut war, daß dieser Lehrer mit seiner Lehre Tausende sättigen, befriedigen und bekehren konnte, die zu ihm kamen und an ihn glaubten! Es ist ja wahr, daß die Erzählung von der Speisung der Tausende mit fünf Broten für Kinder und Frauen verständlicher ist und mehr Eindruck macht, als die metaphorischen Worte Christi; aber nichts ist leichter verständlich, als der Uebergang einer Erzählung von der Bekehrung oder geistigen Sättigung von Tausenden, in eine Parabel von der Speisung von Tausenden mit fünf Broten. Aber haben die wahrhaft frommen und gewissenhaft denkenden Männer nicht auch ihre Rechte in der Gemeinde? Müssen sie sich wirklich von der Kirche zurück halten, weil sie eine zu tiefe Verehrung für die wahre Lehre Christi haben? Großartig schön, wie die Peterskirche in Rom, die Marcuskirche in Venedig oder der Dom zu Mailand sind, es ist ja herzbrechend, den sogenannten Gottesdienst in diesen Räumen mit anzusehen. Man täusche sich doch nicht durch Worte, wie daß das Himmelreich den Kindern gehört, oder daß ein kind-

licher Glaube der beste sei. Das ist ganz wahr, hat aber mit unserer Frage absolut nichts zu thun. Natürlich werden mit jeder Generation Millionen von Kindern geboren, und auch für diese muß Milch geschafft werden; aber diese Milch ist nicht für Männer, und diese sollten sich nicht in Furcht jagen lassen durch bloße Worte wie seichte Aufklärung, Rationalismus, Unglaube u. s. w. Das Schlimme ist, daß wir unsere ministri zu unseren Herren haben werden lassen, anstatt unsere Diener zu sein, und daß die Schwachen unter ihnen die Starken an Zahl weit übertreffen. In der Geschichte siegt aber stets die Minorität. Die Volkssage hat das Evangelium Christi allerdings zuweilen sehr verdunkelt, aber doch nicht so sehr, daß die, welche mit dem Wesen und Treiben der Volkssage vertraut sind, nicht die Goldkörner unter dem Sande, nicht die Sonnenstrahlen der Wahrheit hinter den Wolken der Volkssage entdecken könnten. Jedenfalls läßt sich die Volkssage nicht wegdecretiren. Eine Kenntniß der Volkssage und ihres Einflusses auf geschichtliche Ereignisse bei anderen Völkern und namentlich eine Vertrautheit mit der Ausdrucksweise orientalischer Sprachen sind vom größten Nutzen bei allen diesen Untersuchungen. Man verwechsele nur Volkssage und Metapher nicht mit Mythologie. Wenn Jesus sagt, daß er das Wasser sei, und daß, wer dieses Wasser trinke, nie wieder dürstet, so sieht Jedermann leicht ein, daß er metaphorisch spricht. Und ebenso, wenn er sagte, daß er der Weinstock oder der gute Schäfer sei. Aber hier fängt sehr bald der Uebergang von der Parabel zur Wirklichkeit an. Wenn man die vielen Bilder vom guten Schäfer sieht, so muß man sich nicht wundern, daß das Volk glaubt, daß Jesus wirklich ein Schäfer war und ein Lamm auf seinen Schultern davon trug. Und was jetzt geschieht, war natürlich in früherer und frühester Zeit ebenso möglich. Wenn das gewöhnliche Volk tagtäglich in alten Mosaikbildern sah, wie ein Schwert aus dem Munde Gottes kommt, so bildete sich bei ihm eine Vorstellung von Gott, die diesen Bildern entspricht (Offenb. Joh. I, 20). Und so meinen denn viele Leser des Evangeliums, daß Jesus wirklich vom Teufel hoch empor in die Luft gehoben und auf die Spitze des Tempels oder eines hohen Berges gestellt worden sei, damit er ihm alle Königreiche der Erde zeigen und ihn in Versuchung führen konnte, ein irdisches Reich zu gründen. Ist es eine ehrfurchtsvolle Vorstellung, Christus vom Teufel durch die Luft tragen zu sehen, anstatt einfach zu lernen, daß selbst Christus, wie wir lesen, inneren Versuchungen nicht fremd war, und daß er sie offen seinen Jüngern mittheilte? Viele Parabeln werden ja in den Evangelien so dargestellt, als ob sie wirklich zu damaliger Zeit stattgefunden hätten. So bei den Parabeln über das Himmelreich heißt es immer, es sei wie ein Samenkorn, welches ein Mensch säete, und während er schlief, kam ein Feind und säete Unkraut. Oder das Himmelreich sei wie der Sauerteig, welchen eine Frau nahm und in drei Maß Mehl mischte, oder wie ein Schatz, den ein Mann entdeckte, oder wie ein Kaufmann, der eine Perle von großem Preis fand u. s. w. Hört man diese Gleichnisse oder sieht man sie namentlich bildlich dargestellt, so entwickelt sich fast unbewußt, besonders bei der Jugend, ein Glaube an ihre Wirklichkeit, ja an ihr Geschehen zur Zeit Christi. Bei manchen ist dieser Glaube sehr weit

verbreitet, wie z. B. bei der Erzählung vom barmherzigen Samaritaner. Nun ist es ja auch ganz möglich, daß ein Vorgang, wie ihn Jesus erzählt, zu seiner Zeit oder kurz vorher stattgefunden habe, aber es kann ebenso gut nur ein zu einem bestimmten Zweck erfundenes Gleichniß sein. Und warum sollte dasselbe nicht von anderen Dingen gelten, welche die Evangelien Jesus selbst zuschreiben?

Ist es nothwendig zu glauben, daß Jesus mit eigenen Augen die Pharisäer sah, die ihr Geld in den Schatz warfen (Lucas XXI, 1), und auch die arme Wittwe, die zwei Scherflein hinein warf, oder ist es möglich, auch dieses als eine Parabel zu nehmen, ohne darauf zu bestehen, daß Jesus sich wirklich gegen den Gotteskasten setzte und die gegebenen Almosen genau zählte und wußte, daß die arme Wittwe zwei Scherflein hinein warf und wirklich nichts weiter besaß? Von vielen Dingen, wie von dem Gespräch zwischen Jesus und Nikodemus oder zwischen Jesus und der Frau von Samaria konnte ja Niemand Kunde haben, außer die Betreffenden, wir müßten also annehmen, daß Jesus diese Gespräche den Jüngern mitgetheilt habe, und daß diese uns die ipsissima verba wieder gegeben. So verwickeln wir uns immer in neue, von uns selbst gemachte Schwierigkeiten, die wir allerdings unberücksichtigt lassen können, die aber gar nicht existiren würden, wenn wir die von den Verhältnissen selbst gebotene Entstehung der Evangelien berücksichtigen wollten. Ich habe diese Ansicht von dem volksthümlichen Ursprung der evangelischen Berichte schon früher in meinen Gifford-Vorlesungen auseinander gesetzt und zwar vor einem sehr strenggläubigen Publicum; und obgleich eine kleine Anzahl von Theologen sehr entrüstet über mich war — es war ja ihre Pflicht —, so stand doch die Majorität, selbst von den Geistlichen, entschieden auf meiner Seite. Die Dinge selbst und was sie lehren sollen, bleiben ja in ihrem Werthe unvermindert; nur erkennen wir ein vom historischen Standpunkt ganz natürliches Factum an, daß nämlich die Berichte vom Leben und Lehren Jesu uns nicht direct von Jesu selbst, noch von den Aposteln zugekommen sind, sondern von Männern, welche die Kunde, wie sie selbst sagen, überliefert erhielten, und deren Berichte daher nicht etwa erdichtet oder für einen gewissen Zweck zugerichtet worden sind, wohl aber die Spuren des Einflusses zeigen, der bei mündlicher Ueberlieferung und namentlich zur Zeit einer großen geistigen Erregung unvermeidlich war.

Dies ist ein Problem, welches an und für sich mit der Religion gar nichts zu thun hat. Wir haben die Evangelien so, wie sie sind. Es steht allein dem Historiker zu, ein Urtheil über die Herkunft, die Ueberlieferung und die Authenticität dieser Texte abzugeben, ebenso wie die Reconstruirung des Textes allein den Philologen obliegt. Dazu braucht er nicht einmal ein Christ zu sein, sondern nur ein Historiker. Was nun auch das Urtheil der Geschichtsforscher sein möge, so müssen wir lernen, uns zu begnügen mit dem, was sie uns lassen. Auch hier ist die Hälfte oft besser als das Ganze. Es bleibt uns noch ganz genug übrig, selbst wenn der kritische Historiker uns versichert, daß die Evangelien, wie wir sie besitzen, weder von Christus noch von den Aposteln niedergeschrieben waren, sondern die Ueberlieferung der ältesten christlichen Gemeinden ent-

halten, und daß die Handschriften, in denen sie auf uns gekommen sind, erst dem fünften oder höchstens dem vierten Jahrhundert entstammen. Mit diesen Materialien können wir dann schalten, wie mit jeden anderen historischen Materialien aus jener Zeit, und wir thun dies, nicht sowohl als Christen, sondern als unabhängige Historiker.

Die Ansicht, daß die vier Evangelien auf wunderbare Weise den Verfassern offenbart und auf wunderbare Weise niedergeschrieben, auf wunderbare Weise copirt und schließlich gedruckt worden sind, ist eine Ansicht, die allerdings ihre Beachtung verdient, die aber den Inhalt der Evangelien unberührt läßt. Am klarsten tritt der Unterschied zwischen der historischen und der hergebrachten Auffassung der Evangelien bei der Lehre vom ewigen Leben hervor. Was Jesus unter dem ewigen Leben versteht, das er den Menschen gebracht, ist ja sonnenklar. Er sagt es wieder und wieder. Das ewige Leben liegt im Wissen, daß die Menschen ihren Vater und ihr wahres Sein in dem allein wahren Gott haben, und daß sie als Söhne desselben Vaters gleicher Natur mit Gott und Christus sind (Joh. XVII, 3).

Das ist die Grundwahrheit des Christenthums, und sie gilt nicht nur für die Zeitgenossen von Jesu, sondern gilt für alle Zeiten. Wer in dieser Ansicht eine Ueberhebung menschlicher Natur sieht, sollte sich doch nur fragen, was der Mensch sein könne, wenn er nicht Theil hätte an der göttlichen Natur. Dies schließt den Unterschied zwischen menschlicher und göttlicher Natur so wenig aus, als den Unterschied zwischen dem leiblichen Vater und dem leiblichen Sohn. Wir sprechen auch hier in Bildern, denn wie könnten wir anders von übersinnlichen Dingen sprechen? Wenn es nun aber unter dem Volk wiederholt erzählt wurde, wie Jesus diesen oder jenen zum Leben, zum ewigen Leben erweckt habe, so entwickelt sich bei Kindern und Frauen gar bald das Mißverständniß, als ob sich diese Erweckung bloß auf die Erweckung aus dem leiblichen Tode beziehe. Ja, diese Erweckung galt bei ihnen, wie sie jetzt noch bei Vielen gilt, als ein deutlicherer Beweis von der göttlichen Natur und Macht Jesu, als die Erweckung aus dem geistigen Tod, der Alle bezwungen hält, die ihre eigene göttliche Sohnschaft nicht erkannt, und die frohe Botschaft, welche Jesu der ganzen Menschheit gebracht, nicht verstanden haben. Solche Mißverständnisse finden wir überall, als wenn z. B. selbst ein Mann, wie Nikodemus, die neue Geburt, von der Jesus spricht, nicht begreift, sondern fragt, ob denn ein Mensch zum zweiten Mal in den Schoß seiner Mutter eingehen könne. Wenn dies bei einem Schriftgelehrten geschah, wie viel mehr beim ungebildeten Volke. Ebenso mißverstehen die Juden die Worte Jesus, daß die Wahrheit sie frei machen wird, und erwidern ihm, daß sie der Same Abraham's und freie Männer sind, so daß ihnen Jesus nochmals sagen muß, daß, wer sündigt, nicht frei ist, sondern ein Sclave der Sünde wird (Joh. VIII, 33). Solche Mißverständnisse begegnen uns überall, und ihr Einfluß erstreckt sich viel weiter, als wir zuerst glauben. Natürlich legt die Ueberlieferung nun auch Jesus Worte in den Mund, die nur erst aus der Auffassung des Volkes entsprungen sein können und die Tiefe seiner eigenen Worte fast ganz verhüllen. Während die Offenbarung der wahren göttlichen Sohnschaft des Menschen,

dem, der sie begreift oder an sie glaubt, unmittelbar das ewige Leben gibt, seine Blindheit heilt und ihn vom geistigen Tode erweckt, wird Jesus eingeführt, als ob er erst am letzten Tag die Todten auferwecken würde (Joh. VI, 40). Dies ist auch das Mißverständniß der Martha, wenn sie auf die Worte von Jesus: „Dein Bruder soll auferstehen," erwidert: „Ich weiß, daß er am letzten Tage auferstehen wird" (Joh. XI, 24). Selbst einige der Werke, die Jesu zugeschrieben werden, stammen offenbar aus derselben Quelle. Eine geistige Auferweckung genügt nicht, sie galt sogar für geringer als eine leibliche, und eben daher die vielen Erzählungen von der Auferweckung der Todten. Das sind Dinge, von denen auch jetzt noch fromme Christen sich nur ungern trennen, namentlich wo die Einzelheiten so genau angegeben sind, als z. B. bei der Erweckung des Lazarus. Nun ist auch durchaus nichts dagegen einzuwenden, wenn man durchaus die historische Wirklichkeit der Erweckung von Lazarus festhalten will. Nur sollte man dabei die Worte, derer man sich bedient, genau definiren. Wenn man Tod den Zustand nennt, der jede Rückkehr zum Leben ausschließt, namentlich wenn, wie bei Lazarus, schon Verwesung eingetreten ist, so kann man den Zustand, aus welchem Lazarus zum Leben zurückkehrt, nicht Tod nennen, ohne sich selbst zu widersprechen. Jesus selbst sagt sogar, daß seine Krankheit nicht tödtlich war (Joh. XI, 4), und daß er nicht todt sei, sondern nur schlafe (Joh. XI, 11). Hat er sich geirrt? Solche Worte sollten doch wenigstens nicht ganz unberücksichtigt bleiben, selbst wenn gleich darauf die anderen Worte folgen, Lazarus ist todt (Joh. XI, 14). Daß eine hochbegabte Natur, wie die von Jesus gewesen sein muß, wunderbare Heilkraft besessen haben mag, das kann ja nicht geleugnet werden, so schwer es ist, die Grenze zu bestimmen zwischen dem, was hier möglich und unmöglich ist. Fest steht aber auf der anderen Seite, daß wenn eine solche Idee, wie die Auferweckung vom leiblichen Tode, sich einmal im Volksbewußtsein festgesetzt hatte, alle Einzelheiten, namentlich wenn sie als Beweis dienen sollten, ganz von selbst beigebracht werden. Der Kern der Erzählung von der Erweckung des Lazarus liegt natürlich in den Worten (Joh. XI, 25, 26): „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, obschon er todt wäre, soll doch leben, und wer lebt und an mich glaubt, wird nie sterben." Hier haben wir die wahre Lehre Christi in seiner eigenen, anscheinend von Widersprüchen vollen Redeweise. Wer an mich glaubt, wird nie sterben, heißt doch nicht etwa, daß sein Körper nie sterben wird; und ebenso bedeuten die Worte, „obschon er todt wäre, soll er doch leben", entschieden nicht, daß sein todter und verwester Körper neues Leben empfangen soll. Aber das Volk wollte etwas Anderes. Für die wahren Wunder, für die geistige Wiedererweckung hatte es keinen Sinn, es wollte fleischliche Wunder, es wollte die Wiederbelebung eines schon verwesten Körpers, und diese wird denn auch in allen Einzelheiten in den Evangelien beschrieben. Das ist nun einmal das Vorrecht der Volksüberlieferung, und es geschieht ohne alle Absicht, außer um die Thatsache, wie man sie nun einmal aufgefaßt hat, lebendig vor uns zu bringen. Volksüberlieferung ist nicht beabsichtigte Täuschung, sie ist nur unvermeidliche Ver-

quickung der Thatsachen mit hergebrachten Ideen, wobei allerdings Gott zu einem nach sechstägiger Arbeit ermüdeten Arbeitsmann, sein Sitz zum Olymp oder zu einem goldenen Thron in irgend einer Ecke des blauen Himmels wird; wobei der Sohn Gottes zu einem Prinzen aus dem Hause David's, der Heiland zu einem Wunderdoctor, seine Heilsbotschaft zu einem Versprechen der Erweckung vom leiblichen Tode herabsinkt. Es gibt viel sehr gute Männer und Frauen, welche die Gebote Christi in ihrem Lebenswandel erfüllen und denen die wahre historische Auffassung der evangelischen Geschichte eine tiefe Enttäuschung sein würde. Nun, solchen Christen steht es ja frei, bei ihrer Ansicht zu bleiben. Unsere eigene Auffassung von vielen der Einzelheiten in der überlieferten Darstellung der Evangelien, aber allerdings von sehr bedeutungsvollen Einzelheiten, beansprucht ja keine päpstliche Autorität für sich. Sie gibt die Möglichkeit des Irrthums gern zu und nimmt für sich nur in Anspruch, eine natürliche und historisch begründete Auffassung der evangelischen Schriften zu geben. Sie soll eine Antwort und zugleich eine Beruhigung sein für die offenbar sehr zahlreichen und im Grunde ehrlichen Menschen, die, wie das Pferdebürla, die evangelischen Berichte, in ihrer gewöhnlichen Auffassung, für eine Trug- und Luggeschichte, ja für reine Phantasterei erklären, und die in Folge davon mit der christlichen Offenbarung aus gewissenhaften Bedenken gänzlich gebrochen haben. Ihre Zahl ist größer, als man glaubt, und man denke nur nicht, daß es nothwendig bösgesinnte oder gar unsittliche Menschen sein müßten. Wenn sie die christliche Offenbarung für ein Unding erklären, so geschieht dies, weil sie dieselbe in ihrem historischen Ursprung und in ihrer göttlichen Wahrheit gar nicht kennen. Anzunehmen, daß jedes Wort, jeder Buchstabe — denn so weit ist man gegangen —, ja daß jede Parabel oder jedes Gleichniß den Verfassern der Evangelien zugeflüstert worden sei, ist allerdings ein Unding und hat nur menschliche und oft nur priesterliche Autorität für sich. Aber die wahre Offenbarung, die wahre Wahrheit, wie sie schon die griechischen Philosophen ahnten, und wie sie Juden, wie Philo und die Zeitgenossen von Jesu, langsam in sich aufgenommen haben, wie sie Männer wie Clemens und Origines in der alten griechischen Kirche lehrten, und wie sie schließlich von Jesu in seinem Leben verwirklicht und mit seinem Tode besiegelt worden war, ist kein Unding, sondern ist für jeden denkenden Christen das ewige Leben oder das Reich Gottes auf Erden, welches Jesus gründen wollte und theilweis gegründet hat. Ein Bürger dieses Reiches zu werden, ist das Höchste, was der Mensch erreichen kann, es wird aber nicht erreicht durch Taufe und Confirmation allein, es muß im ernsten Geisteskampf errungen werden.

In fast allen Religionen bleibt Gott den Menschen fern. Ich sage in fast allen Religionen; denn im Brahmanismus wird allerdings die Einheit, nicht die Vereinigung, der menschlichen Seele mit Brahman als höchstes Ziel anerkannt. Diese Einheit mit, und doch phänomenale Verschiedenheit von der Gottheit drückte Jesus theils durch den Logos, theils durch den Sohn aus. Es gibt nichts so eng Verbundenes als Gedanke und Wort, als Vater und Sohn. Sie können unterschieden, sie können aber nie getrennt werden, denn sie bestehen nur durch einander. In dieser Weise fassen die griechischen

Philosophen alles Geschaffene als das Gedachte oder als das Wort Gottes, und der Gedanke „Mensch" wurde ebenso natürlich zum höchsten Logos, wie er verwirklicht war in Millionen Menschen und zur höchsten Vollkommenheit erhoben ward in Jesus. Wie der Gedanke nur durch das Wort und das Wort nur durch den Gedanken besteht, so besteht auch der Vater nur durch den Sohn und der Sohn durch den Vater, und in diesem Sinne fühlt und erklärt sich Jesus als den Sohn Gottes und alle Menschen, die an ihn glauben, als seine Brüder. Diese Offenbarung oder Erleuchtung kam der Menschheit von Jesus. Niemand kannte den Vater außer der Sohn, der im Busen des Vaters ist, und außer denen, welchen der Sohn ihn offenbaren will. Das ist die christliche Offenbarung im wahren Sinne des Wortes. Man hat lange gesucht, einen wesenhaften Unterschied zwischen Jesus, dem eingeborenen Sohn, und seinen Brüdern zu machen, und zwar aus einem übertriebenen Gefühl erkünstelter Ehrfurcht. Geht diese aber zu weit, so zerstört man damit den Tempel, den Jesus selbst für die Menschheit aufgebaut hat. Es ist ganz wahr, daß Niemand zum Vater kommt, außer durch Jesus, und daß Jesus der eingeborene Sohn ist, denn der Vater ist in ihm, und er in dem Vater (Joh. XIV, 10), ja er und der Vater sind eins (Joh. X, 30). Der Unterschied ist also da, aber ebenso die Einheit, wie Jesus selbst erklärt, daß er in seinen Jüngern ist, wie der Vater in ihm, ja daß sie alle eins werden sollen, wie er eins ist mit Gott und Gott mit ihm (Joh. XVII, 21). Für Viele mag dies gar keinen Sinn haben, weil ihre Vorstellungen von Gott und vom Sohne Gottes durchaus materialistisch sind, aber wer gelernt hat, das Göttliche nicht nur außer sich, sondern auch in sich zu fühlen, für den sind diese Worte das Licht der Welt. In diesem Sinne brauchen wir uns des Evangelii von Christo nicht zu schämen und können bereit sein, allen Pferdebürla's der Welt ins Angesicht zu schauen als geistig frei und zugleich als wahre Christen, so wie sie Jesus selbst gewollt hatte; oft im Irrthum, wie ja auch die Jünger es waren, aber doch getreue und ehrliche Nachfolger des Sohnes Gottes.

Die Hauptsache bei allen diesen Fragen ist die Ehrlichkeit, die Ehrlichkeit gegen sich selbst mehr noch, als die Ehrlichkeit gegen Andere. Wir wissen, wie leicht wir uns Alle täuschen, wie leicht wir uns mit Worten abfertigen, namentlich wenn sie althergebrachte Worte sind. Es war der ehrliche Ton des Pferdebürla's, der mich veranlaßte, auf seine Zweifel offen einzugehen, denn Zweifel sind ja meist Ahnungen der Wahrheit, und wahr zu sein, ist besser als alle Wahrheit zu besitzen. Es war mir eine Freude, jüngst zu erfahren, daß er noch unter den Lebenden ist, obgleich eine Zeit lang außerhalb des Bereichs des gewöhnlichen Postverkehrs, sodaß meine Briefe ihn nicht erreichten. Ob er mich für so ehrlich hält als sich selbst, das wollen wir abwarten. Ich wollte ihn weder überreden noch überzeugen. Solche Dinge hängen zu sehr von Umständen, von Umstehenden und Nahestehenden ab. Was ich ihm zeigen wollte, war nur, daß auch Andere, die von ihm abweichen, oder von denen er abweicht, ehrlich sind und ganz ehrlich verschiedener Ansicht sein können. Sich gegenseitig begreifen zu lernen, ist die große Kunst des Lebens, und to agree to differ die beste Lehre der vergleichenden Religionswissenschaft.

Die Dauer des Lebens.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Der Abend nahte, und kühler wurde die Luft. Mein Gefährte hüllte sich immer fester in seine Kleider ein, und wir beschleunigten unsere Schritte. Doch oft blieben wir stehen, so schwer wurde uns die Trennung von dem umgebenden Bilde. Wir hätten den Augenblick, der nicht verweilt, festhalten mögen und nahmen mit schwerem Herzen Abschied von der farbenprächtigen Wirklichkeit, die bald nur noch ein nichtiger Traum der Phantasie sein sollte.

Hinter uns lag Castel Gandolfo, übergossen von goldigem Licht; tief unten senkten sich schon geheimnißvolle Schatten über den dunklen Spiegel des Albaner Kratersees. Vor uns stieg kühn zum Abendhimmel der Monte Cavo empor, dessen Basaltmassen dieses Seeamphitheater überragen, wie St. Peter den Ring der Colonnaden[1]). — Wir folgten der Galleria di Sopra, jenem wunderbaren Baumgang, der von Castel Gandolfo an dem alten Kraterrande nach Albano führt. Ueber uns verschränkten die immergrünen Steineichen, die einst Papst Urban VIII. Barberini hatte pflanzen lassen, ihre Aeste zu einem dunkelgrünen Gewölbe. Viele dieser Eichen sind schon altersschwach und verfallen, durch inneres Mauerwerk vor dem Zusammenbruch geschützt, die meisten treiben aber noch mit ungeschwächter Kraft und werden auch dem kommenden Jahrhundert trotzen.

Am Kapuzinerkloster gelangten wir ins Freie. Jetzt umfaßte unser Blick die weite Campagna, streifte über das ebene Land und verlor sich im endlosen Meere. Langsam näherte sich die Sonne den hellblauen Fluthen und schien sie mit ihrer blendenden Gluth zu entzünden; goldige Streiflichter irrten über die braune Campagna und hüllten sie in sammetartigen Schimmer. Die Denkmäler aus alter Zeit durchfurchten mit langen Schatten den Boden. In veilchenblauen Tönen ergoß sich das Abendlicht über das Gebirge. Dann

[1]) So Justi in Winckelmann, Bd. II, S. 378.

tauchte es die Gipfel in Purpur. — Die blutrothe Sonnenscheibe erreichte die Meeresfläche und versenkte sich langsam in die Fluthen. Ein Schauer lief über die Wellen und eilte dem Lande entgegen, an dessen Ufern er sich brach. Wie einst Winckelmann hatten auch wir die Empfindung, eine „himmlische Gegend zu genießen, welche über Alles in der Welt ist“ [1]), und doch fühlten wir uns traurig, als der letzte Sonnenstrahl am Ufer erlosch.

Tief in Gedanken versunken wanderten wir hinab nach Albano, und schweigend ließen wir uns vor dem Feuer nieder, das auf dem Kamin im Gastzimmer brannte. Wir befanden uns in der ersten Aprilhälfte, und die Nächte waren hier oben noch empfindlich kalt. Der Fremdenzufluß nach Albano hatte noch nicht begonnen, außer uns war Niemand im Hause; wir hatten uns daher einer ganz besonders aufmerksamen Behandlung zu erfreuen. Der Tisch, auf dem wir unsere Abendmahlzeit einnehmen sollten, stand bereits gedeckt; auf ihm brannte eine antike Oellampe. Sie flackerte bei jedem Luftzug, verbreitete nur ein schwaches, röthliches Licht, so daß es das Kaminfeuer war, welches vornehmlich das Zimmer erhellte. Von Zeit zu Zeit schlugen seine Flammen höher aus dem Olivenholz empor und warfen grelle Lichter über die Gegenstände. Dann tauchten aus den entlegenen Ecken des Zimmers mit unsicherem Umriß phantastische Schnitzwerke auf, und alte Bildnisse belebten sich an den Wänden. Mir sagten diese mysteriösen Lichtwirkungen zu; ich lauschte dem Knistern des brennenden Holzes, ließ mich von dem würzigen Duft berauschen, der ihm entströmte, und versank in immer tiefere Träume. Da schreckte mich plötzlich ein heftiger Hustenanfall meines Gefährten auf, mit allen Anzeichen jener unheilvollen Krankheit, die sich an dem blühendsten Lebensalter vergreift und so wenig Hoffnung auf Genesung zuläßt. Das sonst heitere Antlitz des Leidenden verfinsterte sich, trübe Ahnungen stiegen auf in seiner Seele, ein bitteres Lächeln legte sich um seinen Mund. „Erzählten Sie mir nicht,“ sagte er dann, „daß jene Steineichen an der Galleria di Sopra aus dem Jahre 1623 stammen? Sie erfreuen sich also schon über drittehalb Jahrhundert ihres Daseins. Auch werden sie weiter grünen und fruchten und wohl mehr Jahre überdauern, als mir noch Tage des Lebens vergönnt bleiben.“ — Dann fielen ihm Egmont's Worte ein: „Keine Rettung! — — Süßes Leben! Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! — von dir soll ich scheiden, so gelassen scheiden!“ und erregt fügte er hinzu: „Wie stiefmütterlich hat die Natur das menschliche Geschlecht behandelt! Warum bevorzugt sie den stupiden Baum? Welche Fülle großer Thaten könnte ein hervorragender Mensch in so langer Zeit vollbringen, während jenes gedankenlose Holz im besten Falle doch nur gut dazu ist, unseren armseligen Körper, wenn ihn friert, ein wenig zu erwärmen.“

II.

Jahre sind dahin gegangen seit jenem Abend in Albano. Mein Gefährte weilt lange nicht mehr unter den Lebenden, während die Eichen an der Galleria di Sopra noch immer ihre mächtigen Laubkronen über dem Albanersee ent-

[1]) So schrieb Winckelmann am 4. Mai 1760. Vergl. Justi l. c.

falten. Oft dachte ich seitdem über die Worte nach, die mein kranker Freund an jenem Abend sprach, und oft regten sie mich an, über jenes tiefe Problem des Todes nachzudenken, das so viele Menschen mit Schaudern erfüllt.

Das Leben der Bäume erschien Plinius fast unendlich[1]), und in der That kann es diesen Eindruck auf den Menschen machen, wenn er es nach der Länge seines eigenen Daseins mißt. Doch ist ein Vergleich der Lebensdauer von Thieren und Pflanzen nur in begrenztem Maße zulässig, weil im thierischen Körper die fertig gestellten Zellgewebe dauernd functioniren, in einer langlebigen Pflanze aber periodisch durch neue ersetzt werden. In einem thierischen Körper haben somit die lebenden Zellgewebe dasselbe Alter wie das ganze Individuum, während in einer bejahrten Pflanze die thätigen Gewebe verhältnißmäßig jung sind. Dieser Unterschied wird durch den Gang der Entwicklung in beiden Reichen bedingt: im thierischen Körper findet sie mit der Fertigstellung der Zellgewebe einen Abschluß, im pflanzlichen dauert sie fort. An den fortwachsenden Enden der Pflanzen bleibt ein entwicklungsfähiges Zellgewebe erhalten, das neue Anlagen schafft und alte, außer Thätigkeit tretende Gewebe durch neue ersetzt. So kommt es, daß ein Baum aus seinen Knospen alljährlich treibt und mit neuem Laub und neuen Blüthen sich schmückt, wie er auch alljährlich an Dicke zunimmt, weil entwicklungsfähiges Zellgewebe in der Nähe des Stammumfanges erhalten ist. In Wirklichkeit sterben aber in einem Baume die alten Zellgewebe sehr bald ab, so daß sie in den meisten Fällen kaum das mittlere Alter der Zellgewebe langlebiger Thiere erreichen.

Wenn wir daher beim Vergleichen der Lebenslänge von Thieren und von Pflanzen den Schwerpunkt nicht in die Dauer der ganzen Individuen, sondern ihrer Gewebe verlegen, so sind die Thiere im Vortheil. Das Individuum als solches vermag hingegen im Pflanzenreich oft weit länger als im Thierreich fortzubestehen. Es ist das eben eine Folge der fortdauernden Erneuerung seiner Zellgewebe.

Zu den langlebigsten Vertretern des Thierreichs gehört der Elephant, dessen Zellgewebe über zwei Jahrhunderte leistungsfähig zu bleiben vermögen. Da dieses Thier den Menschen auch an Körpergröße übertrifft, so könnte man geneigt sein, seine Lebensdauer zu seinem Umfang in Beziehung zu bringen. Das wäre sicher nicht zutreffend, denn Hechte und Karpfen, die doch weit kleiner als der Mensch sind, vermögen eben so lange wie der Elephant zu leben. Wohl des höchsten Alters unter den Thieren dürfen sich einige Reptilien rühmen. In dem Rothschild'schen Park zu Tring bei London befand sich vor einigen Jahren eine enorme Schildkröte (Testudo gigantea var. elephantina), welche der als namhafter Zoologe bekannte Sohn des Hauses, Walther Rothschild, auf ungefähr 98 Jahre schätzte. Seitdem ist genannter Herr in den Besitz einer anderen Riesenschildkröte, der Testudo Dandinii, gelangt, welche alle bis jetzt bekannten Schildkröten an Größe übertrifft. Bis zum Jahre 1893 bewohnte dieses Thier die Egmont-Insel des Chagos-Archipels im Indischen Ocean. Es wurde dort vor etwa 150 Jahren von einem Mitgliede

[1]) Hist. nat. lib. XVI, § LXXXV.

der Familie Antelme entdeckt und blieb in deren Besitz, bis es Herr Walther Rothschild erwarb und dem Londoner zoologischen Garten verehrte. Aus alten Beschreibungen dieses Thieres geht bestimmt hervor, daß es bei seiner Entdeckung um das Jahr 1737 schon ausgewachsen war. Selbst die Anzeichen früherer Größenzunahme waren bereits an dem Gehäuse verwischt, eine Erscheinung, die sich frühestens fünfundzwanzig Jahre nach vollendetem Wachsthum einzustellen pflegt. Da man andrerseits weiß, daß solche Schildkröten 120 bis 130 Jahre wachsen, so muß das in London jetzt befindliche Thier mindestens dreihundert Jahre alt sein. Dabei ist, wie der Besitzer mir schreibt, das Thier sehr lebensfroh und munter, was man freilich cum grano salis nehmen muß, da die Schildkröten überhaupt langsam und träge sind. Ihr angeborenes Phlegma trägt sicher dazu bei, ihr Leben zu verlängern, während rasche, leicht erregbare Thiere meist nicht so alt werden. Daß aber ein lebhaftes Temperament nicht durchaus die Lebensdauer zu kürzen braucht, lehren uns die Vögel, die ganz allgemein als langlebig gelten müssen. Es gibt beglaubigte Nachrichten über Papageien, die mehr als hundert Jahre in Gefangenschaft ausharrten, und ein weißköpfiger Geier erhielt sich in der Menagerie zu Schönbrunn nicht weniger als hundertundachtzehn Jahre.

III.

Für die griechischen Philosophen waren die Pflanzen beseelt, und auch Plinius ist der gleichen Ansicht, da ein Leben ohne Seele nicht möglich sei[1]). Nach Aristoteles unterscheiden sich die Pflanzen dadurch von den Thieren, daß ihnen die Erkenntniß ihrer selbst, so wie der außer ihnen bestehenden Dinge abgeht. So kommt auch im Lichte der Aristotelischen Auffassung der Baum nicht zum Bewußtsein des hohen Alters, das er zu erreichen vermag. Hätte er dieses Bewußtsein, so würde er wohl freilich seine Lebensjahre nicht nach der Lebensdauer seiner Gewebe, sondern nach der ganzen Länge seines individuellen Bestehens zählen. In Wirklichkeit stellt aber ein älterer Baum ein von einem lebendigen Mantel bedecktes Skelett dar. Bei solchen Bäumen, welche Kernholz bilden, ist dieser Mantel sogar recht dünn. Denn das Kernholz enthält nur todtes Gewebe. Gewöhnlich nimmt das Holz, wenn es in jenen Zustand übergeht, eine dunklere Färbung an; sie rührt von Stoffen her, welche erzeugt werden, um das todte Gewebe gegen Zerstörung zu schützen. Bei Nadelhölzern sind es Harze, bei Laubhölzern vornehmlich Gerbstoffe, denen diese Aufgabe zufällt. Wenn ein Eichenstamm quer durchsägt wird, zeichnet sich deutlich am Querschnitt der helle, schmale Splint von dem dunklen, inneren Kern ab. Auch in den ältesten Eichen wird der mit lebendigen Zellen versehene Splint kaum in seinen innersten Theilen über zwanzig Jahre alt sein. Beim Mahagonibaum (Swietenia Mahagoni) weist auch nur das Kernholz die dunkel-rothbraune Färbung auf, welche wir an unseren Möbeln so schätzen; nicht minder ist im Ebenholzbaum (Diospyros ebenum) der Kern allein schwarz. Es gibt aber auch Bäume, deren Stamm nur aus Splintholz besteht. Solches Holz ist nicht sehr widerstandsfähig und daher weniger geschätzt. Zu den

[1]) Hist. nat. lib. XII. § 1.

Splintbäumen gehört unter anderen unsere Rothbuche. Der Mensch sucht die Dauerhaftigkeit der Splinthölzer dadurch zu erhöhen, daß er sie mit fäulnißwidrigen Stoffen tränkt. Daher die jetzt so viel erörterte Frage der Verwerthung getränkten Buchenholzes für Eisenbahnschwellen. Thatsächlich erlangt das Buchenholz durch Theerimprägnirung eine solche Widerstandsfähigkeit und Härte, daß es mit jedem Kernholz in Wettbewerb treten kann. Da Splintbäume nicht verkernen, blieb die Möglichkeit offen, daß im Innern ihrer Stämme die Zellen sehr lange fortleben. Es ließen sich dort auch wirklich weit ältere lebende Zellen als in Kernhölzern antreffen; doch erreichten sie nur vereinzelt das hundertste Lebensjahr und waren meist weit früher schon todt.

IV.

Sehen wir von der kurz bemessenen Lebensdauer der thätigen Gewebe in einem Baume ab, so muß uns sein individuelles Fortbestehen in der That oft sehr lang erscheinen. Freilich ist dieses Alter meist nicht so hoch, als es die Berichte verkündigen. Die in der Literatur verbreiteten Angaben sind in dieser Beziehung wenig zuverlässig; sie stützen sich im Allgemeinen auf unvollständige Ueberlieferungen oder auf annähernde Schätzungen und neigen dazu, die Zahl der Jahre zu übertreiben. Volle Sicherheit über das Alter eines Baumes läßt sich eigentlich nur erlangen, wenn er gestürzt ist oder gefällt wurde, vorausgesetzt, daß er zu einer Art gehört, die Jahresringe bildet, und daß sein Stamm sich nicht zuvor schon aushöhlte. Die baumartigen Vertreter der monocotylen Gewächse[1]), so die Palmen, Palmlilien (Yucca), Drachenbäume, zeigen niemals Jahresringe; es bleibt daher die Bestimmung ihres Alters stets unsicher. Es wäre somit in keinem Falle möglich gewesen, das Alter jenes Drachenbaums (Dracaena Draco) festzustellen, den Humboldt in Orotava auf Teneriffa einst bewunderte[2]), und der 1868 bei einem Sturm zusammenbrach. Dieser Baum hatte außerdem in seinem Innern eine große Höhlung. Durch diese geschwächt, vermochte er schließlich dem Wind nicht mehr zu trotzen. Der Stamm hatte fast fünfzehn Meter Umfang erreicht, und die Höhlung dehnte sich beinahe vier Meter weit in seinem Innern aus. Humboldt schätzte das Alter dieses Baumes auf fünf- bis sechstausend Jahre, doch eigentlich nur im Hinblick auf seine Stärke. Thatsache ist, daß ihn die Spanier bei der Eroberung der Insel im Jahre 1492 bereits als großen Baum vorfanden, der damals schon für sehr alt galt. Wie andere monocotyle Stämme wächst auch der Drachenbaum in die Dicke durch Vermittlung eines entwicklungsfähigen Gewebes, das sich unter seiner Rinde befindet. Dieser „Verdickungsring" bildet gegen das Innere des Stammes zu neue Gewebestränge, welche die Leitung des Wassers nach den Blättern be-

[1]) Monocotyledoneae oder Monocotyle werden jene bedecktsamigen (Angiospermae) Blüthenpflanzen (Phanerogamen) genannt, deren Keimling nur ein Keimblatt besitzt, während die Dicotyledoneae oder Dicotyle zwei Keimblätter aufzuweisen haben. Zu den Monocotylen gehören unter Anderen die lilienblüthigen Gewächse, die Orchideen, Musaceen, Cannaceen, Palmen, Gräser; zu den Dicotylen unsere meisten anderen bedecktsamigen Blüthenpflanzen. Den bedecktsamigen Blüthenpflanzen werden die nacktsamigen (Gymnospermae) gegenüber gestellt, deren Hauptvertreter die Nadelhölzer (Coniferen) und Palmfarne (Cycadeen) sind.

[2]) Ansichten der Natur. Ausgabe von 1860, Bd. II, S. 15 u. 74.

sorgen, ohne bestimmte Grenzschichten, die gezählt werden könnten, zu markiren. Anders verhalten sich die Nadelhölzer und die zu den Dicotylen gehörenden Laubhölzer, deren Verdickungsring nach innen Holz, nach außen Bast erzeugt, zugleich in unseren Breiten, bei periodischer Hemmung seiner Thätigkeit, deutlich die Jahresgrenzen zeichnet. In wärmeren Ländern, wo das Wachsthum ohne Ruhepausen vor sich geht, fallen auch bei diesen Bäumen die Jahresringe fort, es sei denn, daß regelmäßig wiederkehrende Trockenzeiten die Entwicklung unterbrechen.

Das höchste Alter unter den Riesen der Pflanzenwelt scheinen die als Mammuthbäume (Sequoia [Wellingtonia] gigantea) bezeichneten Nadelhölzer Californiens zu erreichen. Diese schönen Bäume bilden jetzt eine Zierde unserer Gärten und fallen auch den Laien durch ihr Ebenmaß und ihre üppige Belaubung auf. Ihr Wachsthum ist so kräftig, daß sie an vielen Orten die meisten anderen Bäume mit ihren Gipfeln bereits überragen; thatsächlich sind aber auch die größten Exemplare in unseren Gärten noch jung, denn die Entdeckung der Mammuthbäume reicht nur bis auf das Jahr 1850 zurück. Damals war es, daß sie sich den erstaunten Blicken des englischen Botanikers Lobb zum ersten Mal darboten. Er fand sie in der Grafschaft Calaveras auf der Sierra Nevada, 1500 Meter über dem Meere. Im Umkreis einer Meile waren an neunzig solcher Riesen beisammen, deren Höhe hundert Meter vielfach überschritt. Ein Naturforscher hatte diese Stämme zuvor nicht gesehen, wohl aber waren sie schon den Goldgräbern bekannt, die sie sogar mit besonderen Namen belegten. Ein gestürzter Stamm, der „Vater des Waldes", hatte, wie spätere Messungen zeigten, eine Höhe von über 137 Meter, bei einem Umfang von 34 Meter. Sein Stamm war durch Feuer ausgehöhlt worden, so daß die Schätzung des Reisenden Bayard Taylor[1]), er sei fünftausend Jahre alt gewesen, nur annähernd Werth hatte. Man konnte 50 Meter weit im Innern dieses Stammes aufrecht gehen und ihn dann durch ein Astloch verlassen. Auch berichtete Bayard Taylor, er habe gestürzte Stämme der Mammuthbäume, die der Humus des Waldbodens gänzlich deckte, gesehen. Ihr Holz war schwarz und gab beim Anschlagen einen dumpfen, metallischen Ton. Quer über einem solchen im Boden versunkenen Stamme stand ein anderer Baumriese, und so ließ sich ermessen, welche ungeheure Summe von Jahren beide vorstellten. Bei der Entdeckung der Mammuthbäume glaubte man zunächst, ihr Vorkommen sei auf die Stelle, an der man sie zuerst erblickt hatte, beschränkt; doch bald fand man sie auch noch an anderen Standorten, die aber sämmtlich über die westlichen Abhänge der Sierra Nevada vertheilt sind. Aus dieser engen Begrenzung des Verbreitungsbezirks der Sequoia gigantea läßt sich folgern, daß sie eine im Aussterben begriffene Pflanzenart ist, die nur ganz besonderen Umständen ihr Fortbestehen im californischen Gebirge verdankt. Heut hat der Mensch die Sorge für ihre künstliche Erhaltung übernommen, um seine Gärten mit ihr zu schmücken. Auch die californischen Riesenbäume nahm er unter seinen Schutz, damit sie nicht der pietät-

[1]) Vergl. Eduard Mielck, Die Riesen der Pflanzenwelt. 1863. S. 116.

losen Speculation zum Opfer fallen. Im Besonderen wurde der Hain von Mariposa, der an hundert der größten Stämme enthält, für Nationaleigenthum erklärt, sein Bestand somit dauernd gesichert.

Auf der Ausstellung in Chicago befand sich 1893 der Stammquerschnitt eines Mammuthbaumes, um als Schaustück zu dienen. Später wurde er in Sectoren zerlegt und diese an botanische Sammlungen vertheilt. So gelangte auch das Berliner botanische Museum in Besitz eines Sectors, der 2,35 m Radius mißt. Eine sorgfältig ausgeführte Zählung ergab in ihm 1316 Jahresringe; der Zuwachs der letzten fünfhundert Jahre hatte nur 63 cm betragen[1]). Der Umfang des Stammes war auf 28 m an seiner Basis bestimmt worden, mit seinem Gipfel soll er 112 m emporgeragt haben. Ein 102 m hohes Exemplar, das Heinrich Mayr in Fresno Cy genauer messen konnte, zeigte 2 m über dem Boden ein Durchmesser von 7 m und in 34 m Höhe noch einen solchen von 3,7 m. Man stellt sich kaum die gewaltige Holzmasse vor, die ein solcher Riesenbaum in sich birgt. Nach Heinrich Mayr's Berechnung kam sie für den angeführten Stamm der Holzmenge gleich, die unsere einheimische Fichte auf 1 ha des besten Bodens in achtzig bis neunzig Jahren erzeugt[2]). In engen, geschützten Thälern der Sierra Nevada hat man Stämme von 16,1 m Durchmesser beobachtet. Auf Grund vergleichender Untersuchungen von Stammquerschnitten berechnete Heinrich Mayr für den stärksten Baum, den er maß, und der in 4 m Höhe noch 5,1 m Radius aufwies, ein Alter von 4250 Jahren. Das stimmt zu den Untersuchungen der amerikanischen Forscher, im Besonderen zu den Angaben von Muir[3]), der an einem Stamm von 10 m Durchmesser annähernd viertausend Jahresringe zählte, und der andere, stärkere Stämme auf fünftausend Jahre schätzte.

Doch auch in vieltausendjährigen Mammuthbäumen sind kaum Zellen zu finden, die mehr als ein Jahrhundert am Leben bleiben. Denn der Splint dieser Bäume umfaßt nicht mehr als die letzten hundert Jahresringe. Das übrige Holz ist Kernholz und als solches todt in allen seinen Theilen.

Nur wenig stehen den Mammuthbäumen an Langlebigkeit die Taxodien nach, und, wenn sie zum Wald vereinigt sind, kann ihr Gesammteindruck fast noch eigenartiger sein. Ungewohnt bei Nadelhölzern ist die zart grüne Farbe ihrer Nadeln, die zweizeilig an den jüngsten Zweigen angeordnet sind und mit ihnen im Herbst abgeworfen werden, so daß der Laie meint, gefiederte Blätter am Boden zu sehen. Das zweizeilige Taxodium (Taxodium distichum) bewohnt mit Vorliebe die Sümpfe und wird daher auch als Sumpfcypresse bezeichnet. Stattliche Sumpfcypressen begegnen uns schon in unseren Anlagen, und der Park zu Gusow in der Mark Brandenburg rühmt sich eines Baumes dieser Art, den der Feldmarschall Derfflinger gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts gepflanzt haben soll. Besonders dürften aber Jedem, der einmal die Giardini publici in Mailand besuchte, die schönen Sumpfcypressen aufgefallen

[1]) Diese Angaben verdanke ich den Zählungen und Messungen des Herrn Dr. Gilg, Assistenten am Berliner botanischen Garten.

[2]) Heinrich Mayr, Die Waldungen von Nordamerika. 1890. S. 341.

[3]) The Mountains of California. S. 179.

sein, die dort, folgerichtig, in den Wasserläufen wachsen. Die braunrothe Rinde am kegelförmigen Stamme, die zarte Belaubung der breiten Laubpyramide, machen diesen Baum zu einer der wirksamsten Zierden solcher Anlagen. — In den südlichen Staaten der Union sind Taxodienwälder noch häufig und zeigen sich dort oft dem erstaunten Wanderer. Ihr Bild ist von dem, das sonst Wälder bieten, so verschieden, daß er bei ihrem Anblick sich in eine frühere Erdperiode versetzt glaubt. In den Wald kann er nur mit einem Kahne eindringen und darf es dort nicht wagen, den Boden zu betreten. Denn auch an Stellen, von welchen bei längerer Trockenheit das Wasser schwand, vermag das weiche Erdreich die menschliche Last nicht zu tragen. Aus dem weiten Sumpf steigen die riesigen Bäume säulengrade auf, um erst in bedeutender Höhe ihre Aeste auszubreiten. Jeder Stamm ist an seinem Grunde flaschenförmig angeschwollen, und aus den Wurzeln, die er ringsum entsendet, ragen kegelförmige, bis meterhohe Auswüchse hervor, die sich über die Wasserfläche erheben. Sie sind inwendig hohl und werden von den Indianern oft als Bienenkörbe benutzt. Der Pflanze dienen sie als Athemwerkzeuge, bestimmt, das Ersticken der Wurzeln in dem Schlamme des Sumpfes zu verhindern. — Die Sumpfcypresse wächst unter Umständen auch auf festem Boden, aber nur vereinzelt, ohne dort Wälder zu bilden. Da der feste Boden eine hinreichende Durchlüftung gestattet, so unterbleibt in ihm die Anlage der Athmungswurzeln. Die Athemnoth im Sumpf wirkt somit als ein Reiz, der diese Bildungen veranlaßt; sie lockt die Athemorgane gewissermaßen aus der Pflanze hervor. — Die der zweizeiligen Sumpfcypresse nächstverwandte mexicanische Sumpfcypresse (Taxodium mexicanum) erreicht das höchste Alter unter den Taxodien und war durch ihre Langlebigkeit von jeher berühmt. Ein heute noch bestehender Baum im kleinen Orte Tule in Mexico, auf dem Wege von Oaxaca nach Guatemala, soll schon von Ferdinand Cortez als eines der größten Wunder der Neuen Welt gepriesen worden sein. Der Stamm hat anderthalb Meter über dem Boden mehr als 31 Meter Umfang; seine Krone ragt zwar nur 35 Meter hoch empor, ist aber so ausgedehnt, daß sie fast 160 m umspannt. Das Alter dieses Baumes wurde von Augustin Pyramus de Candolle auf sechstausend Jahre geschätzt, während Humboldt geneigt war, diese Zahl auf viertausend Jahre herabzusetzen. Vergleichende Messungen in neuerer Zeit haben ergeben, daß in Wirklichkeit dieser Baum kaum über zweitausend Jahre alt sein dürfte[1]).

Unter unseren Bäumen ist es ebenfalls ein Nadelholz, das den Ruhm für sich beanspruchen kann, das höchste Lebensalter in Europa zu erreichen. Freilich werden alte Vertreter dieser Pflanzenart immer seltener, und nur wo sie sich eines besonderen Schutzes zu erfreuen hatten, entgingen sie der Nachstellung und Zerstörung. Dieser Baum ist die dunkelgrüne Eibe (Taxus baccata), die zu Julius Cäsar's Zeiten in germanischen Wäldern sehr verbreitet war, jetzt im Wesentlichen nur noch als Gartenbaum fortbesteht. Die Eibe gleicht nicht den stolzen Sequoien und Taxodien, die mit ihren Gipfeln

[1]) Sargent, The silva of North America. Bd. X, S. 150. 1896.

nach den Wolken streben, sie ist vielmehr niedrig und knorrig, in sich gesammelt, wie es für ein Wesen sich ziemt, das den Kampf mit unserem nordischen Klima zu bestehen hat. Der Mensch stellte ihr von jeher nach, weil ihr schweres, zähes und sehr festes Holz seine Begierde weckte. So haben unsere Vorfahren ihre Bögen und Armbrustbügel aus Eibenholz verfertigt und brachten auch bald in Erfahrung, daß Hausgeräthe aus diesem Holz fast unverwüstlich seien. Nicht minder fanden sie es für feine Schnitzereien geeignet, benutzten es sogar zu Löffeln und Gabeln, während man im Alterthum sich wohl gescheut hätte, Eibenholz mit Speisen in Berührung zu bringen. Denn der Baum galt als giftig; er sollte ein tödtliches Princip enthalten, und Plinius[1]) warnt vor Taxusfässern, die in Gallien hergestellt werden und dem Wein giftige Eigenschaften verleihen. In Arkadien seien diese Bäume so gefährlich, daß in ihrem Schatten zu speisen oder einzuschlafen, sicheren Tod bringe. Daher dieser Baum im Alterthum den Todesgöttern geweiht war, und Kränze aus seinem Laub als Trauerzeichen galten. Die Dichter versetzten ihn in die Unterwelt und stellten sich die Erinnyen, die den Verbrecher verfolgen, mit Fackeln aus Eibenholz in den Händen vor. So wurde der Eibenbaum als Trauerbaum den späteren Zeiten überliefert und gelangte frühzeitig auf Begräbnißplätze. Dort ist es, wo wir auch heute noch seine ältesten Vertreter finden. Auf dem Friedhof zu Crowhurst in der Grafschaft Surrey stehen Eiben, deren Alter gegen fünfzehnhundert Jahre betragen muß, und John Evelyn[2]) konnte im Jahre 1660 auf dem Friedhofe von Braburn in Kent einen Eibenbaum von fast 18 m Umfang messen, der nach Aug. Pyr. de Candolle's[3]) Berechnung wohl 2880 Jahre alt sein mußte. Der Eibenbaum wächst sehr langsam und bildet äußerst schmale Jahresringe. Roßmäßler fand in einem Stammstück von 0,495 m Durchmesser 210 solcher Ringe; in England zählte man ihrer sogar 280 in einem nur 0,7 m dicken Stamm. Das würde in der That für den von Evelyn gemessenen Baum das von de Candolle berechnete Alter ergeben. Selbst so alte Eibenbäume pflegen aber kaum eine Höhe von 10 m zu überschreiten, verzweigen sich in geringer Entfernung vom Boden und bilden eine dichte, fest gefügte Krone. Die Eiben vertragen auffallend gut den Schnitt, und wegen dieser Eigenschaft, sowie wegen ihrer Dichte, hatten Taxushecken und Taxuslauben zur Zeit des Zopfstils sich einer besonderen Gunst zu erfreuen. Künstlich zugestutzt, selbst in Thierformen geschnitten, beherrschten sie die Gärten zu Ludwig's XIV. Zeiten. In dunkler Eibenlaube fand manch' geheime Zusammenkunft statt, doch ohne die tödtlichen Folgen, wie sie Plinius wohl erwartet hätte. Der Eibenstamm ist trotzdem giftig, wenn auch nicht in dem Maße, wie man es vor Zeiten dachte. Seine beblätterten Zweige enthalten ein giftiges Alkaloid, das Taxin, und können, wenn sie von Menschen oder von Thieren verzehrt werden, tödtlich wirken. Ungefährlich sind hingegen die fleischigen, zinnoberrothen Hüllen, die sich im Herbste um die Samen bilden. Wie dürften sie auch giftig sein, da sie zum

[1]) C. Plinii Hist. nat. Lib. XVI, § XX.

[2]) Silva Edit. II. Vol. 2, p. 195.

[3]) Physiol. végétale. 1832. Bd. II, S. 1002.

Anlocken der Vögel dienen. Die Vögel verschlingen die Hüllen sammt den Samen, und da sie die Samen nicht verdauen, so tragen sie zu deren Verbreitung bei. Der Eibenbaum weist überhaupt manche interessante Anpassung in seinen Einrichtungen auf. Seine Blätter sind durch Gift vor dem Abweiden durch Thiere gesichert, andrerseits seine Samenhüllen unschädlich, um verzehrt zu werden. Damit die Samen nicht zu früh von dem Baume entfernt werden, erhalten sie erst zur Reifezeit ihre Hülle. Sie selbst sind grün, bleiben daher im Laube des Baumes verborgen und werden erst auffällig, wenn die rothe Hülle plötzlich im Herbst sie umwächst. Während die anderen Nadelhölzer sich wirksam durch Harz gegen Thierfraß schützen, geht dieses der Eibe ab. Sie wehrt sich durch Gift; ihr Harz büßte sie wohl ein, als sie es nicht mehr brauchte. So steht sie als einziges Nadelholz in der Jetztzeit da, das jeder Harzbildung ermangelt.

Die Nadelhölzer sind die langlebigsten Gewächse, die wir kennen, und damit überhaupt wohl diejenigen Wesen, die sich des längsten individuellen Daseins auf unserem Erdball erfreuen. Auch das amerikanische Redwood, die Eibencypresse (Sequoia sempervivens) wächst in dem Coast-Range Gebirge Californiens bis zu 90 m Höhe empor und erreicht 15 m im Umfang. Fast die gleiche Dicke haben einzelne Cedern im Libanon, und auch in deutschen Wäldern wurden Edeltannen von mehr als 8 m Umfang gemessen. Das Alter solcher Edeltannen dürfte freilich sechs Jahrhunderte kaum übersteigen.

V.

Als die höchsten Bäume der Erde können die Mammuthbäume nicht mehr gelten, seitdem die „Giant Eucalypts“ Australiens entdeckt worden sind[1]). Am Fuße des Mount Bau Bau fand man einen Stamm von Eucalyptus amygdalina, dessen stolze Laubkrone bis zu der enormen Höhe von 143,5 m emporstieg. Dieser Baum würde mit seinem Gipfel die Thurmspitzen des Kölner Domes fast erreichen und hätte die größten der bisher gemessenen Mammuthbäume um mehr als sechs Meter überragt. Die Verzweigung solcher Riesen beginnt oft erst 90 m über dem Boden, und man kann sich denken, welch' überwältigenden Eindruck sie dann auf den Beschauer machen. Sie erlangen unter Umständen 30 m Umfang, doch nur ausnahmsweise, da sie meist im Verhältniß zu ihrer Höhe schlank bleiben. Auch aus dem stärksten Stammumfang darf übrigens bei Eucalypten auf ein sehr hohes Alter nicht geschlossen werden, denn sie wachsen ganz unglaublich schnell[2]). Daher sie auch alle anderen Bäume an der Riviera bereits überragen, ungeachtet sie vor nicht vollen fünfzig Jahren dort eingeführt wurden. Jedem, der Nizza besuchte, müssen die hohen Eucalypten (Eucalyptus globulus) aufgefallen sein, die am Bahnhof stehen. In der Villa Thuret bei Antibes haben einzelne dieser Bäume in vier Jahren die Höhe von zehn Metern erreicht[3]). Meist pflegen sie an

[1]) F. v. Müller, Eucalyptographia, 5. December 1880, bei Eucalyptus amygdalina.

[2]) F. v. Müller, l. c. Eingehende Angaben im sechsten Heft bei Eucalyptus globulus.

[3]) Ch. Naudin, Mémoire sur les Eucalyptus. Ann. des sciences nat. Bot. VI. S. XVI B. 1883. S. 382.

der Riviera zwanzig Meter schon im zehnten Jahre zu übersteigen. Dieses rasche Wachsthum hindert sie nicht, so hartes und widerstandsfähiges Holz zu bilden, daß es zum Schiffbau und zu Eisenbahnschwellen verwandt werden kann und auch ohne Imprägnirung dem Einfluß der Luft und des Wassers trotzt. Die Eucalypten bilden in Australien ausgedehnte Wälder; sie bestimmen mit den Acacien die Eigenart der Flora. In den Wäldern hält sich ihre Größe meist in bescheideneren Grenzen. Sehr eigenartig muß das Aussehen solcher australischen Eucalyptenwälder sein, von dem unserer Wälder ganz verschieden. Denn die einzelnen Bäume stehen so weit auseinander, daß ihre Kronen sich nicht berühren, und daß man zwischen ihnen nach allen Richtungen zu Wagen fahren kann. Auch spenden die Kronen dieser Bäume wenig Schatten, da ihre schmalen Blätter abwärts hängen und dem Lichte den Durchgang gewähren. So kommt es, daß der Boden des Waldes mit Gras und blüthenreichen Kräutern bedeckt ist. Je nach der Jahreszeit wechselt dort der Pflanzenschmuck; er ändert sich in rascher Folge, bis die Zeit der Dürre ihm ein Ende macht. Zunächst sind es monocotyle Knollengewächse, welche ihre farbenreichen Blüthen entfalten; am Schluß vermögen nur die blassen Immortellen sich noch zu behaupten. Man hat kaum die Empfindung, in einem Walde zu sein, es ist vielmehr wie eine Verbindung von Wald und Savanne.

In jener Stufenreihe der Würdigkeit, die durch hohes Alter erlangt wird, folgen auf die Eibe bei uns die Eichen und die Linden. Da sich bei ihnen eine Achtung gebietende Größe zu dem hohen Alter gesellt, so bildeten sie von jeher einen Gegenstand besonderer Verehrung. Ihr kräftiger Stamm, ihre mächtige Laubkrone flößten Ehrfurcht ein. Gern weilte das Volk bei den Sagen, mit denen seine Einbildungskraft sie verwebte. Sie erschienen ihm als die Zeugen längst verflossener Zeiten; ihr Anblick belebte die Vergangenheit, stimmte zur Andacht das Gemüth. Solche Empfindungen waren es, die einst den Naturcultus alter Bäume bedingten und ihn heut noch unterhalten. Das classische Alterthum hatte dem weltbeherrschenden Zeus, die Germanen dem Donnergott Thor die ernste, gewaltige Eiche geweiht, die Slawen widmeten ihrer Liebesgöttin die heitere, duftende Linde. Im Haine zu Dodona wurden nach dem Rauschen der Eichenblätter die ältesten hellenischen Orakelsprüche verkündet; unter den ältesten Eichen brachten die Germanen ihren Göttern blutige Opfer dar. Die Macht der germanischen Götter war gebrochen, als der Apostel der Deutschen, der heilige Bonifacius, um das Jahr 730, die Axt an die heilige Donnereiche zu Geismar legte. — Der Baumcultus lebte aber als vage Erinnerung im Christenthum fort, und heute noch dürften es wohl Anklänge an die alten Zeiten sein, wenn in Tirol oder slawischen Ländern der größte Baum des Waldes mit Heiligenbildern und Votivtafeln behängt wird. — Das Lindenholz blieb als lignum sacrum heilig, und auch die christlichen Heiligenbilder wurden nur aus ihm geschnitzt. In jedem Dorf in Sachsen stand zu Karl's des Großen Zeiten eine heilige Linde, und vor ihr war das „Weichbild", das heißt das Ortsbild oder Zeichen des Ortes, angebracht. Unter der Linde, mitten im Dorf, versammelte man sich in späteren Zeiten

zum Gespräch und zur Berathung, dort tagte das offene Gericht, dort auch fand sich an festlichen Tagen die Jugend ein zu fröhlichem Tanz:

Und von der Linde scholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Geschrei und Fiedelbogen.

Daß heute noch Eichen bestehen sollten, in deren Schatten die alten Germanen einst ruhten, ist ganz unwahrscheinlich. Denn das Alter dieser Bäume wird überschätzt. Eine der größten Eichen Deutschlands, eine Sommereiche (Stieleiche, Quercus pedunculata), die zu Pleischwitz, anderthalb Meilen von Breslau stand, ergab bei ihrem Sturze, ein Alter von etwa 700 Jahren[1]). Diese Eiche, die der verdiente Breslauer Botaniker Goeppert fast alljährlich mit seinen Zuhörern zu besuchen pflegte, hatte im Jahre 1846 eine Höhe von über 24 m erreicht. Ihr Stamm zeigte 2 Fuß über der Erde den imponirenden Umfang von 13,2 m und hatte dort einen Durchmesser von 4,4 m. Schon lange war er im unteren Theile hohl und konnte gegen 30 Menschen in seiner Höhlung fassen. Im Jahre 1857 brach der Baum zusammen. Das machte erst eine so sichere Bestimmung seines Alters möglich, wie sie sich sonst durch annähernde Schätzung nicht gewinnen läßt. Auf Grund dieser Bestimmung darf man aber schließen, daß die Eichen nur selten das tausendste Jahr erreichen. Denn auch die stärksten Eichenstämme, die einst John Evelyn in seinem berühmten Werke „Silva, or a discourse of Forest Trees[2])“ beschrieb, erreichten nicht den Durchmesser des Pleischwitzer Baumes. In einer späteren Auflage des Evelyn'schen Werkes fügte A. Hunter[3]) das Beispiel einer Eiche hinzu, die in Cowthorpe bei Wetherby stand und 13,7 m Umfang hatte, in der That also etwas stärker als der schlesische Riesenbaum war. Bei so geringem Unterschiede der Dicke konnte sie aber schwerlich viel älter sein. Ihr glich annähernd an Umfang die einst berühmte Eiche, die sich in der Nähe von Hamburg im Dorfe Pappenbüttel befand. Dieses an der Alster gelegene Dorf wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts wegen seiner Eiche viel besucht, nicht weniger wohl als zur jetzigen Zeit Dallwitz, wohin die Kurgäste aus Karlsbad wandern, um die „Körnereichen“ zu bewundern. Der Stamm der Pappenbütteler Eiche hatte 13,6 m im Umkreis erreicht; da er hohl war, so fällte ihn 1819 sein Besitzer, angeblich aus Besorgniß, daß er bei einem Sturm zusammen breche. Der stärkste Stamm der Dallwitzer Eichen weist nur einen Umfang von 9,4 m auf und beginnt, ebenso wie seine Genossen, leider schon zu kranken. — Der schönsten Eichen Deutschlands kann sich das ehemalige Herzogthum Holstein rühmen[4]). Dort wachsen diese mächtigen Bäume zusammen mit den herrlichsten Buchen und bringen vereint einen eigenen Reiz in die Landschaft. — In seinen „Ansichten der Natur“[5]) berichtete Humboldt über eine Eiche in

[1]) Fünfunddreißigster Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. 1857. S. 47.

[2]) Erschienen in erster Auflage 1664.

[3]) 1786, S. 197.

[4]) Mielck, l. c., S. 13.

[5]) Auflage von 1860, Bd. II, S. 82.

Frankreich, die 1800—2000 Jahre alt sein sollte. Der Baum steht auch heut noch zu Montravail, bei Saintes in der Charente inférieure. Die „Revue de Saintonge et d'Aunis“ [1]) von Anfang dieses Jahres erklärt diese Eiche für die älteste Frankreichs, gibt zugleich an, daß sie einen Meter über dem Boden 10,85 m Umfang habe, woraus aber unzweifelhaft hervorgeht, daß ihr Alter früher viel zu hoch geschätzt wurde und auch nicht die Hälfte der von Humboldt angeführten Jahre erreicht haben kann. Der Baum ist schon lange hohl und wird eigentlich nur noch von seinem Splint und seiner Rinde getragen. Dessen ungeachtet schmückt er sich im Frühjahr reichlich mit frischem Laub und vermag eine nicht geringe Anzahl von Eicheln zu erzeugen.

Die älteste Linde (Tilia platyphyllos) Deutschlands befindet sich in Württemberg, bei Neuenstadt am Kocher [2]). Der Ort wurde schon 1606 in einem lateinischen Gedichte von David Pistorius „Neuenstadt an der Linde“ genannt. Leider hat der Baum in der letzten Zeit stark gelitten und bietet nur noch das Bild einer ehrwürdigen Ruine [3]). Er steht auf einer sehr alten öffentlichen Gerichtsstätte aus der Zeit der Gauverfassung. Seine ausgebreiteten Aeste ruhen auf Säulen, von welchen viele im besten Renaissancegeschmack gehalten sind und zum Theil bis ins Jahr 1551 zurück reichen. „Fürsten, Grawen, Edelleut“ haben ihre Wappen in die steinernen Säulen eingehauen. Um die alte Linde wurden später junge gepflanzt, die ihr Laub mit dem der Mutter jetzt vereinigen. Der Platz erhielt an seiner Südseite eine säulentragende Mauer. Ein hübsches Bogenthor in Renaissancestil gewährt dort den Eingang. Es zeigt in den Zwickeln Medaillons mit Herzogsköpfen und der Jahreszahl 1558. Höher ist das herzoglich württembergische Wappen angebracht mit der Inschrift: „Von Gottes Gnaden Christoph Herzog zu Württemberg und zu Theck, Grave zu Mümpelgart.“ Links vom Eingang ist in die Umfassungsmauer ein Stein eingemauert mit der Warnung: „Disi Lind steht in Gottes Handt, welcher do nein ged, der ein Seul kritzt oder schreibt oder ein Unfug, der hot ein Handt verlorn.“ — So zieht ein gut Stück früherer Geschichte an Demjenigen vorüber, der vor dieser Linde steht. Eine im Stuttgarter Stadtarchiv bewahrte Urkunde des Schönthaler Klosters besagt, daß sie im Jahre 1448 unter dieser Linde, die als Gerichtsstätte diente, Gültigkeit erlangt habe. Dieser Baum muß also damals schon durch ansehnliche Größe sich ausgezeichnet haben. Sein Alter läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit auf siebenhundert Jahre berechnen. Im Jahre 1881 betrug sein Umfang über der Steinbank, die ihn umgibt, annähernd vierzehn und ein halb Meter. Doch der Stamm war zerklüftet, und die Spalten mit Mauerwerk ausgefüllt, um die inneren Theile zu schützen. Von den beiden Hauptästen, in die der Stamm sich theilte, brach der eine am 5. Juni vorigen Jahres bei heftigem Sturm zusammen; doch der andere Ast hielt aus, trotzte

[1]) Bulletin de la société des archives historiques. 1898. p. 50.

[2]) Robert Caspary, Jahresheft des Vereins für vaterländische Kunde in Württemberg. 24. Jahrgang 1868, S. 193; dann Beschreibung des Oberamtes Neckarsulm. Herausgegeben von dem königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1881. S. 552.

[3]) Nach gefälliger brieflicher Mittheilung des Herrn Oberförsters Schöttle.

selbst einem neuen Orkan und verblieb bis zum Herbst in dem vollen Schmuck seines Laubes. Der natürliche Umfang des Stammes wird jetzt durch das Mauerwerk, das ihn stützen soll, fast verdeckt, und so erinnert diese alte Linde an einen Greis, den nur die Kunst des Arztes noch aufrecht hält. — Die stärkste Linde, die je gemessen worden ist, hatte in Litthauen gestanden, das sich überhaupt vieler alter Linden auch jetzt noch rühmen kann. Der Baum maß 25,7 m im Umfang, und als er gefällt wurde, zählte man seine Jahresringe. Sie sollen ein Alter von 815 Jahren ergeben haben, woraus hervorgehen würde, daß Linden nur ganz ausnahmsweise dieses Alter erreichen. Da sie sehr widerstandsfähig sind, grünen sie lange fort, auch wenn ihr Stamm hohl und verfallen ist und überdauern selbst den Verlust der meisten ihrer Aeste. Daher alte Linden meist nur noch die Spur ihrer einstigen Pracht an sich tragen. Auch von Ulmen wird behauptet, sie könnten das sechshundertste Lebensjahr erreichen. So hoch wird das Alter einer Ulme geschätzt, die auf dem Gemeindeplatze des Dorfes Schimsheim, eine Stunde von Wörrstadt im Großherzogthum Hessen, steht, und deren mächtiger Stamm ein Meter über dem Boden mehr als 13 m Umfang mißt[1]). Die berühmten Ulmen (Ulmus campestris) der „Broad Walk"-Allee am Christ-Church College in Oxford reichen, so weit bekannt, nur bis auf die Zeiten Karl's I. zurück und mögen zwischen 1630 und 1640 gepflanzt worden sein. Von den fünfundsiebzig Bäumen, die auf jeder Seite der Allée standen, sind im Ganzen noch sechzig am Leben und auch von diesen keiner mehr ganz unversehrt[2]). So muß wohl das dreihundertste Jahr im Allgemeinen schon als oberste Lebensgrenze für die Ulme angenommen werden.

Im Orient sind es die Platanen (Platanus orientalis), die als die langlebigsten Bäume gelten. Das stimmt auch zu dem Umfang, den sie dort erreichen, und den alten Ueberlieferungen, die sich an sie knüpfen. Jetzt werden für die ältesten Platanen des Orients die „sieben Brüder" gehalten, die vereint am Bosporus wachsen. Sie schmücken eine Wiese am Ausgang des Thales von Böjükdere, des „Großthales", das bei den Alten Bathykolpos, „tiefer Busen", hieß. Nach einer alten Sage, die der thatsächlichen Begründung entbehrt, sollte im Jahre 1096 Gottfried von Bouillon mit dem Heer der Kreuzfahrer unter diesen Platanen gerastet haben; jetzt sind es sehr häufig Zigeuner, die ihre dunklen Zelte an dieser Stelle aufschlagen. Die „sieben Brüder" stehen so nahe beisammen, daß ihre Wurzeln in einander greifen und ihre Kronen zu einem einzigen mächtigen Laubdach sich vereinigen. — Die Platane ist im ganzen Orient beliebt und daher auch sehr verbreitet. Sie wächst in Griechenland überall in feuchten Thälern und an Quellen. Durch ihr freudiges Grün zeigt sie oft den Fremden schon aus der Ferne die Gegenwart eines Wasserlaufs an. Auch sind die Marktplätze und Bazare der griechischen Städte jetzt wie zu den Zeiten, da Kimon die Agora von Athen mit Platanen bepflanzen ließ, von diesen Bäumen beschattet[3]). Zu einer der

[1]) Karl Müller, Deutsche Baumriesen. Gartenlaube 1876, S. 334.
[2]) Nach gütiger Mittheilung von Professor Sidney H. Vines in Oxford.
[3]) Victor Hehn, Kulturpflanzen. Fünfte Auflage. 1887. S. 256.

berühmtesten Platanen der Jetztzeit, auf der Insel Kos, pilgerte vor Jahren Fürst Pückler-Muskau, der große Förderer der Landschaftsgärtnerei, und schilderte in seiner „Rückkehr“ [1]) den Eindruck, den sie auf ihn machte. Der Stamm des Baumes hatte fast 11 m im Umfang erreicht, und seine Laubkrone beschattete den ganzen, freilich nicht eben großen Marktplatz von Stanchio. Seine Aeste ruhten auf Marmorsäulen, die einem Tempel des Aesculap entnommen waren. Als Wasserbehälter dienten am Fuße des Baumes zwei Sarkophage. Unter einer Platane in der Nähe Athens ließ einst Plato den Sokrates sich mit Phaedrus auf weichem Rasen lagern. Dort vertieften sich beide im Gespräch, während ein fließender Bach zu ihren Füßen und ein frischer Luftzug im Schatten der Laubkrone ihnen Kühlung brachte. Nach Plinius [2]), der seine Angaben im Wesentlichen dem Theophrast entnimmt, wurde die Platane über das Jonische Meer nach der Insel des Diomed gebracht, um das Grab dieses Helden zu schmücken. Von da, so berichtet weiter die Sage, sei sie nach Sicilien gelangt, Italien hatte einen fremden Baum zuvor kaum gesehen, und verwundert fragt sich Plinius, warum als einer der ersten gerade ein solcher Baum dort eingeführt wurde, dessen Werth nur darin bestand, Schatten zu spenden. Noch mehr mußte die hohe Ehrung auffallen, zu der dieser Baum in späteren Zeiten gelangte, wo man sogar begann, ihn mit reinem Wein zu begießen. Diese Flüssigkeit schien den Wurzeln besonders zu behagen, was dafür zeugte, daß man selbst die Bäume lehren könne, sich mit Wein zu tränken [3]). Prunksüchtigen Leuten war ein solcher Aberglaube willkommen, und von dem berühmten Redner Hortensius wird berichtet, daß er den Cicero in einer Gerichtsverhandlung bat, in der Reihe der Reden mit ihm zu tauschen, damit er nicht zu spät nach seiner Villa bei Tusculum gelange, um seiner Platane den nöthigen Wein zu bieten [4]). — Die Beliebtheit der Platane im Alterthum war jedenfalls veranlaßt durch den Gegensatz, den sie mit ihrem hellgrünen Laub und ihrer grünlich grauen, gelb gefleckten Rinde zu den dunklen Tönen der meisten südlichen Gartenbäume darbot. Es galt als besonders hoher Genuß, im Schatten dieses Baumes zu ruhen.

Schon frühe waren einzelne Platanen wegen ihres hohen Alters berühmt. Plinius [5]) weiß von einem Baum in Lykien zu berichten, dessen Laubkrone einem Walde glich. Sein Stamm war hohl, Sitze von Bimstein, mit weichem Moos gepolstert, empfingen dort den Wanderer. Ein kühlender Quell in der Nähe erhöhte noch die Reize, die der Aufenthalt in dieser Baumgrotte bot. Licinius Mucianus, der dreimal Consul war, zuletzt Statthalter von Lykien, speiste dort mit achtzehn seiner Begleiter und ruhte dann mit ihnen auf dem Laube des Baumes die ganze Nacht, vor Wind geschützt und ohne das Plätschern des Regens zu hören, der auf die Laubkrone nieder fiel. Er fühlte sich dort wohler als in den prunkvollen Gemächern, wo der Glanz des Marmors, der

[1]) Berlin 1846—1848. Bd. III, S. 164.
[2]) Plinius, Hist. nat. XII, 3.
[3]) Plinius, Hist. nat. XII, 4.
[4]) Victor Hehn, l. c., S. 239.
[5]) Hist. nat. XII, 5.

bunten Gemälde und des vergoldeten Tafelwerks ihn sonst umgab. — Wie Herodot und Aelian uns berichten[1]), stand auf dem Wege nach Sardes in Lydien eine Platane, welche die höchste Bewunderung von Xerxes erweckte, als er, sein Heer gegen Hellas führend, an ihr vorüber zog. Er fühlte sich von ihrer Schönheit so ergriffen, daß er sie wie ein Liebender seine Geliebte beschenkte, mit Goldketten und Armbändern ihre Zweige umwand und dauernd einen Wächter für sie bestellte. — Und selbst noch weiter führt uns die Platane in die Zeiten der griechischen Sage und der mythologischen Dichtung zurück. So weiß Theophrast von einer Platane bei Kaphyä in Arkadien zu erzählen, die Agamemnon mit eigner Hand gepflanzt hatte; eine Platane am Kastalischen Quell in Delphi sollte ebenfalls von diesem Helden herstammen. Auch andere uralte Platanen wurden mit der trojanischen Sagenwelt verknüpft, und ihr Ursprung bald dem Menelaus, bald der Helena zugeschrieben. — Cäsar folgte dem Beispiel der Pelopiden, als er am Guadalquivir eine Platane pflanzte, deren Ruhm ein Hymnus des Martial verherrlicht[2]). Auf dem Wege nach Phrygien wurde, wie Plinius berichtet[3]), dem erstaunten Wanderer sogar die Platane gezeigt, an der einst Apollo den besiegten Marsyas aufgeknüpft hatte; ebenso wie in Argos der Oelbaum zu sehen war, an dem Argus die in eine Kuh verwandelte Jo festgebunden hatte.

Die Größe jener Höhlung in der lykischen Platane, die den Consul Licinius Mucianus mit seinen Gefährten aufnahm, wird von Plinius auf 81 Fuß angegeben. Diese Zahl dürfte sich auf römische Fuß beziehen, und da sie zu hoch ist, um etwas Anderes als den Umfang der Höhle zu bedeuten, so müßte dieser annähernd vierundzwanzig Meter betragen haben. Der äußere Umfang des Stammes läßt sich demgemäß auf etwa dreißig Meter schätzen, womit diese Platane zu den stärksten Bäumen gehört hätte, die überhaupt bekannt wurden. Von ihrem Alter läßt sich nur durch Vergleich eine annähernde Vorstellung gewinnen. Eine Platane des Bonner botanischen Gartens, die gipfeldürr wurde und die wir fällen mußten, wies 1 m über dem Boden bei 3 m Umfang, 116 Jahresringe auf. Ihr Durchmesser betrug in gleicher Höhe annähernd 92 Centimeter. Nehmen wir 10 m Durchmesser für die von Plinius geschilderte lykische Platane an, so ergibt der Vergleich für sie ein Alter von 1250 Jahren. Die Platanen mögen im südlichen Europa rascher als in unseren Breiten wachsen, doch wird ihr Wachsthum in hohem Alter auch dort sehr verlangsamt sein, daher die berechnete Zahl kaum zu hoch sein dürfte. Unsere Bonner Platane hatte einen etwa 7 Centimeter dicken Splint, der sich bis zum siebenunddreißigsten Jahresringe erstreckte. So weit reichten also nur die lebendigen Zellen in den Stamm hinein; weiter nach innen war nur todtes Kernholz zu finden.

Plinius hat alle Angaben über alte und merkwürdige Bäume aus früherer Zeit gesammelt und in seiner Naturgeschichte uns überliefert. Daß er bei

[1]) Hehn, l. c., S. 237.
[2]) Hist. plant. IV, 13, 2.
[3]) Hehn, l. c., S. 239.
[4]) Hist. nat. XVI, § 89.

der Wahl seiner Quellen nicht immer kritisch zu Werke ging, wollen wir ihm nicht verargen; danken wir ihm doch so manche werthvolle Nachricht, die ohne seinen rastlosen Sammeleifer verschollen wäre. Auch sind selbst die fabelhaften Berichte in seinen Werken nicht werthlos, da sie uns lehrreichen Einblick in die naturwissenschaftlichen Vorstellungen seiner Zeitgenossen gewähren. Ein merkwürdiges Bild war es vor Allem, das sich Plinius von dem hercynischen Wald entworfen hatte. Es scheint, daß er, so wie Tacitus, den Thüringer Wald unter diesem Namen verstand. Dort sollten die Bäume so alt sein wie die Welt, der unendlichen Zeit trotzen und in ihrer Unsterblichkeit das größte Wunder darbieten, das der Mensch zu schauen vermag. Wo die riesenhaften Wurzeln dieser Bäume einander begegnen, da heben sie, nach seiner Schilderung, den Erdboden zu Hügeln empor, oder sie steigen frei hinauf bis zu den Aesten, bilden gewölbte Thore, die ganzen Schwadronen Reiterei den Durchgang gewähren. Alle diese Bäume tragen Eicheln und haben den Römern stets tiefe Ehrfurcht eingeflößt. Für die Schönheit der Bäume hat Plinius[1]) ein sinnvolles Verständniß, und gern vernimmt man das begeisterte Lob, das er ihnen spendet. „Die Bäume waren," so schreibt er, „die ältesten Tempel der Natur, es gibt noch ländliche Orte, die jenen ursprünglichen Cultus sich bewahrten und ihren schönsten Baum der Gottheit weihen. Bildnisse der Götter, auch wenn sie von Gold erglänzen oder Elfenbein sie schmückt, können den Menschen nicht zu höherer Andacht stimmen als heilige Haine und die Stille, die in ihnen herrscht . . . . So wurde die Eiche dem Jupiter, der Lorbeer dem Apoll, der Oelbaum der Minerva, die Myrthe der Venus, die Pappel dem Herkules geweiht. Der Glaube bevölkerte den Wald mit Silvanen, mit Faunen und mit Dryaden, sowie er den Himmel mit Göttern erfüllte. Der Saft der Bäume, der wohlschmeckender ist als die Frucht des Feldes, hat das menschliche Leben verschönert. Denn Bäume sind es, die das Oel spenden, welches unsere Glieder erquickt, den Wein, der unsere Kräfte erhöht, die saftigen Früchte, die uns erfrischen. Man hat mit Recht, meint Plinius, die Bäume und die Wälder für die größten Gaben erklärt, mit welchen die Natur das menschliche Geschlecht beschenkte. Der Mensch schöpfte aus ihnen zunächst seine Nahrung, polsterte dann mit ihrem Laube die Höhle, die er bewohnte, machte aus ihrer Rinde sich die Kleidung . . . . Ist es da nicht zu verwundern, daß er von jener ursprünglichen Einfachheit im Laufe der Zeiten dahin gelangte, Marmor aus den Tiefen der Berge zu brechen, bei den Seren[2]) Kleider sich zu holen, Perlen am Grunde des Rothen Meeres zu fischen und Smaragde dem Innersten der Erde zu entreißen? So verfiel er schließlich auch darauf, sich die Ohren zu durchstechen. Es genügte ihm, so scheint es, nicht mehr, Edelsteine um den Hals zu tragen, sie in den Haaren anzubringen, er mußte sie auch in seinen Körper versenken."

VI.

Im Thier-, wie im Pflanzenreiche bewegt sich die normale Lebensdauer der Individuen, welche verschiedenen Arten angehören, innerhalb sehr weiter

[1]) Hist. nat. XII, 2, 1.

[2]) Serika hieß im Alterthum China, das Land, welchem die Seide entstammte.

Grenzen. Sie schwankt zwischen wenigen Stunden und Jahrhunderten, ja bei den Pflanzen auch Jahrtausenden. Es können aber selbst zwischen nah verwandten Arten große Unterschiede in der Lebensdauer obwalten. Das fällt besonders oft bei den Pflanzen auf. So gehört die Linde, die das achthundertste Lebensjahr erreichen kann, zu den Columniferen, einer Ordnung des Pflanzenreichs, die auch viele einjährige Malven beherbergt; so wird nicht die tausendjährige Platane den Saxifragineen angereiht, wo es auch einjährige Steinbrecharten gibt. Zu derselben Familie der Liliengewächse, in der die Lilie und die Tulpe alljährlich aus neu angelegten Zwiebeln treibt, gehört auch jener Drachenbaum von Orotava, den Humboldt zu den ältesten Gewächsen unserer Erde zählte. In der Familie der Gräser stehen einander gegenüber das einjährige, schmächtige Rispengras (Poa annua), welches sich kaum aus dem umgebenden Rasen hinauswagt, und das dreißig Meter hohe Bambusrohr (Bambusa arundinacea), das erst mit fünfundzwanzig bis dreißig Jahren sein Leben vollendet, nachdem es Blüthe und Frucht erzeugte. — Dieselbe Pflanzenfamilie kann einjährige Gewächse, Stauden, Sträucher und Bäume in sich vereinigen. Die Schmetterlingsblüthler (Papilionaceen) weisen neben der einjährigen Erbse den Klee auf, der als Staude in jedem Frühjahr aus seinem Wurzelstock von Neuem treibt, den Ginster, der sich zum Strauch entwickelt, die Robinie, die zum schlanken Baum emporwächst. Selbst innerhalb ein und derselben Gattung gibt es nicht selten neben einjährigen Gewächsen auch ausdauernde Stauden und Sträucher. So ist der schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum), den seine dunklen Beeren kennzeichnen, und der als Unkraut so oft an bebauten Orten wächst, einjährig, die Kartoffel (Solanum tuberosum), die alljährig aus ihren Knollen treibt, eine Staude, das violett blühende Bitterfüß (Solanum Dulcamara), das sich an anderen Gewächsen emporwindet, ein schlanker Strauch. — Andererseits fehlt es freilich nicht an solchen Ordnungen des Pflanzenreichs, die nur Holzgewächse hervorbringen. Zu diesen gehören die Nadelhölzer, die wir gleichzeitig als die langlebigsten Gewächse kennen lernten. Ihnen schließen sich die Becherfrüchtler an, zu denen unter anderen auch die Eiche zählt [1]).

Da in derselben Pflanzengattung einjährige Gewächse und Bäume vereinigt sein können, so läßt sich nicht annehmen, daß die specifischen Merkmale der Gattung die Lebensdauer bestimmen. Denn wären sie maßgebend, so müßten alle Arten derselben Gattung gleich lange leben. Da könnte nicht der peruanische Stechapfel (Datura arborea), den wir oft in Kübeln ziehen, zu einem langlebigen, bis 5 m hohen Bäumchen emporwachsen, während unser ihm sehr ähnlicher gemeiner Stechapfel (Datura Stramonium) seine ganze Entwicklung in einem halben Jahre vollendet.

Noch auffallender sind in dieser Beziehung manche Beispiele aus dem Thierreich, auf welche August Weismann [2]) hingewiesen hat. Es besteht bei gewissen Insekten ein Unterschied in der Lebensdauer der Weibchen und

[1]) Vergl. hierzu auch Friedrich Hildebrand, Die Lebensdauer und Vegetationsweise der Pflanzen, ihre Ursachen und ihre Entwicklung. Botanische Jahrbücher, Bd. II, S. 51. 1882.

[2]) Ueber die Dauer des Lebens. 1882.

Männchen, während ihr Bau in allen wesentlichen Punkten übereinstimmt. So gelang es John Lubbock[1]), die Weibchen und Arbeiterinnen der Ameisen über sieben Jahre am Leben zu erhalten, während die Männchen nicht länger als einige Wochen lebten. Das führt uns zu einem der wichtigsten Gesichtspunkte unserer Betrachtung, zu einem Ergebniß, das zuerst August Weismann[2]) auf Grund geistvoller Erwägungen gewann, daß nämlich die Lebensdauer der Individuen eine Anpassungserscheinung sei, die durch den Vortheil bestimmt wurde, den sie der Species bringt.

Das Leben der männlichen und weiblichen Ameisen ist verschieden lang, weil sich eine solche Einrichtung für die Species am besten bewährte. Während der Ausbildung dieser Species vollzog sich eine Arbeitstheilung, welche die Männchen von der Eintragung des Futters und der Arbeit am Stocke ganz befreite und ihre Thätigkeit auf die Zeit des Hochzeitsfluges beschränkte; das entschied auch über die Kürzung ihres Lebens; denn die Männchen wurden zu jeder anderen Zeit als der Zeit des Hochzeitsfluges überflüssig. Für diesen brachte es andererseits mehr Vortheil, aus den Puppen frisch entschlüpfte Männchen zu verwenden als solche, die den Schädlichkeiten eines längeren Lebens ausgesetzt waren. Das befruchtete, im Innern des Nestes gut geschützte Weibchen galt es hingegen am Leben zu erhalten, so lange, als es entwicklungsfähige Eier legt. Nach einmaligem Hochzeitsflug vermag es Jahre lang diese Aufgabe zu erfüllen, während die Arbeiterinnen gleichzeitig für Beschaffung der Nahrung und für den Haushalt sorgen. — Auch bei Bienen, Wespen, Termiten ist den Weibchen auf Grund ähnlicher Anpassung ein längeres Leben als den Männchen vergönnt.

So läßt sich nicht bezweifeln, daß die Dauer des Lebens ein Ergebniß der natürlichen Zuchtwahl ist. Sie bildet, sowie andere Fähigkeiten und der besondere Körperbau, die erworbenen Merkmale der Species. Sie ist daher auch verschieden von Art zu Art. Es läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß die Lebenslänge der Individuen innerhalb einer gegebenen Art durch die übrigen Eigenschaften dieser Art bestimmt wird, daß sie durch sie bedingt sei. Wo aus jenen Eigenschaften die Langlebigkeit der Individuen sich als vortheilhaft ergab, wurde sie gezüchtet, wo Kurzlebigkeit Gewinn brachte, bildete sie sich im Laufe der Zeiten aus. Einzelwesen vergehen, die Species bleibt, und ihr Interesse allein ist bei der natürlichen Züchtung maßgebend. Der Vortheil der Einzelwesen kommt nur so weit in Betracht, als er sich mit dem Interesse der Species deckt. Die Verlängerung des Lebens der Individuen über die Zeit hinaus, in der sie ihrer Species nützen, ist durch die Entwicklungsart der Organismen auf unserer Erde ausgeschlossen. Denn alles Ueberflüssige war Vergeudung, brachte daher Nachtheil und konnte sich nicht halten. Die natürliche Zuchtwahl sorgte für dessen Beseitigung. Sie schloß auch das Minderwerthige aus überall, wo Besseres sich einfand; kürzte das Leben der männlichen Ameisen, weil die Fortpflanzung durch ungeschwächte Individuen

[1]) Bei Weismann, l. c., S. 74.

[2]) In dem eben citirten Werke, dann in „Ueber Leben und Tod", 1884, und in den Bemerkungen zu einigen Tagesproblemen. Biologisches Centralblatt 1890, S. 1.

vortheilhafter war. Eine Pflanze über die Grenzen ihrer ungeschwächten Reproductionsfähigkeit am Leben zu erhalten, wäre ein Luxus gewesen; doch wo die Verjüngung durch neue Triebe mit einer großen Widerstandsfähigkeit der älteren Glieder zusammentraf, gestattete sie die Züchtung ungewohnter Lebensdauer und ermöglichte so die Entstehung der Bäume. Den Nadelhölzern, die den Wirkungen der Atmosphärilien, den Angriffen der niedern Organismen und allen sonstigen Gefahren besonders gut trotzen, wurde auch ein ungewöhnlich langes Leben zu Theil. Bis zuletzt vermögen diese widerstandsfähigen Gewächse zu blühen und zu fruchten und fördern das Interesse ihrer Species, indem sie bei steigendem Umfang und wachsender Höhe immer größere Mengen von Keimen zu erzeugen und erfolgreich auszustreuen vermögen.

Doch folgte der Entwicklungsgang der Organismen sehr verschiedenen Bahnen, und vielfach wurde die Lebensdauer auch gekürzt, weil das eine Substanzersparniß mit sich brachte. Dann konnten nämlich auch jene Stoffmengen, die zur Festigung des Körpers langlebiger Individuen nothwendig sind, für Fortpflanzungszwecke verwandt werden. Die so häufig wiederkehrende Erscheinung, daß Arten derselben Gattung verschiedene Lebensdauer besitzen, beweist deutlich, daß die Züchtung dieser Verschiedenheit sich verhältnißmäßig leicht vollzog. Das Leben konnte innerhalb weiter Grenzen verlängert oder verkürzt werden, ohne daß die sonstigen Merkmale der Gattung eine wesentliche Aenderung zu erfahren brauchten. Die natürliche Zuchtwahl nahm es eben nicht schwer mit jenem Gut, auf welches das mit Bewußtsein begabte Individuum den höchsten Werth legt. Denn das Einzelwesen kommt für die natürliche Zuchtwahl nur soweit in Betracht, als es ein Glied der Species bildet. Für das Interesse des Individuums hat die Natur kein Verständniß; daher ist sie auch ganz gleichgültig gegen dessen Untergang. Der Selbsterhaltungstrieb, der jedem Einzelwesen inne wohnt, steht im grausamen Widerspruch zu der Weltentwicklung. Dieser Trieb wurde auch nur gezüchtet zum Nutzen der Art, damit jedes Einzelwesen sein Leben nach Kräften vertheidige und die Continuität der Art solchermaßen sichere. Sobald das Einzelwesen als Bestandtheil der Art nutzlos geworden ist, wird es mitleidlos geopfert, es muß sterben. Hierin erblickt Schopenhauer die bedenkliche Seite des Lebens. Dieser geniale Denker erkennt schon klar[1]), daß der Natur nicht am Individuum, sondern an der Gattung gelegen ist, für deren Erhaltung sie verschwenderisch sorgt, während das Individuum für sie keinen Werth hat. Dennoch „muß jedes dieser flüchtigen Gebilde, dieser schalen Einfälle, vom ganzen Willen zum Leben, in aller seiner Heftigkeit, mit vielen und tiefen Schmerzen und zuletzt mit einem lange gefürchteten, endlich eintretenden bitteren Tode bezahlt werden."

[1]) Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II, S. 325, 379, 389. 1873.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Goethe aus nächster Nähe.

[Nachdruck untersagt.]

Drei Bücher lassen den Goethe des neunzehnten Jahrhunderts höchst leibhaftig vor uns treten: die Ausschnitte aus den Briefen des jüngeren Voß, die Dr. Gräfe zusammengestellt hat, Eckermann's bekannte Gespräche und die Unterhaltungen Goethe's mit dem Kanzler von Müller. Diese letzteren, die Burkhardt 1869 zuerst erscheinen ließ, sind jetzt in zweiter Auflage herausgekommen[1]).

Der störrige Homer-Uebersetzer Voß war vor hundert Jahren Professor in Jena. Sein Sohn Heinrich kam, dicht vor dem Doctorexamen stehend, nach Weimar, als Hauslehrer bei Schiller und als philologischer Amanuensis bei Goethe. In den Anfängen selbständigen Daseins sich empfindend, schrieb er seinen Freunden, was er in Weimar hörte und sah, wo die beiden großen Männer ihn wie einen Verwandten behandelten. Die echte Begeisterung, mit der dieses Leben den jungen Gelehrten erfüllte, strömte in die Briefe ein, in denen er seinen Freunden über das in Weimar äußerlich und innerlich Erlebte Kunde gab, rechte Ausgeburten frischen Jugendmuthes; diesen Blättern hat Dr. Gräfe (Wolfenbüttel) das entnommen, was im engsten Sinne die beiden Pflegeväter Heinrich's anbetrifft, und es entstand durch dieses Verfahren ein scheinbares Tagebuch, dessen Wichtigkeit bereits erkannt worden ist. (Man kauft es in Reclam's Ausgabe für weniger als eine halbe Mark.) Heinrich Voß urtheilt nicht, er berichtet. Seiner Feder entströmen die Eindrücke, die er empfängt; man glaubt sich persönlich an dem betheiligt, was seine enthusiastischen Briefe enthalten. Er blickt zu jedem der beiden großen Männer wie ein Sohn auf, der, überrascht vom Walten der Natur, aus der Rolle des gehorsamen Kindes in die eines eigene Gedanken und Entschlüsse hegenden Freundes übertritt. Goethe stand damals noch nicht in höherem Alter. Auch an ihm formte die Natur noch. Auf kommende Jahrzehnte bereitete er sich noch vor. Auch Schiller wußte nicht, daß die äußerste Lebensgrenze ihm so nahe bevorstehe. Beide sahen Heinrich Voß als ihnen anver-

[1]) „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller". Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart 1898. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

trank an. Der alte Voß war für Goethe damals noch ein Freund; Niemand ahnte, daß der vom Hauche unbarmherzigen, höhnischen Hochmuthes innerlich schon angetrocknete Mann denselben Jüngling, dem so viel Liebes in Weimar zu Theil wurde, in Heidelberg bald durch böse Nachrede zu einem Zweifler an Goethe umarbeiten würde.

Schiller's Tod ist das Höchste, was Heinrich Voß in Weimar erlebt hat, das Höchste, was er überhaupt erlebte, und seine Briefe darüber sind das Einzige, was von seiner Hand heute noch unentbehrlich erscheint, wenn seine Shakespeare-Uebersetzungen auch immer noch Anerkennung finden. Wie er aber Schiller's Ende beschreibt, wird er neben Schiller fortleben, so gut wie Eckermann durch den todten Goethe, dessen daliegende uralte Heldengestalt er wie in der Statue eines großen Meisters uns und den kommenden Generationen vor die Blicke dahingestreckt hat. —

Eckermann war nicht wie H. Voß in Kreisen aufgewachsen, in denen dichterisch gelehrtes Weben und Wirken als das natürliche galt. Aus der Tiefe steigend, hatte er auf dem Lande vom Feldarbeiter um das tägliche Brod sich zum Schreiber und weiter dann zum königlich westfälischen Mairiesecretär emporgebracht, hatte in dem Freiheitskriege mitgekämpft, war Intendanturbeamter geworden und, fünfundzwanzigjährig, noch auf ein Gymnasium gegangen, hatte dann in Göttingen studirt und endlich nun, als schriftstellerischer Handlanger zu Goethe berufen, in diesem Alles gefunden, um mit ihm beinahe Alles wieder zu verlieren. Er war in Weimar in eine neue Welt eingetreten. Selbstverleugnende Zurückhaltung zu üben, konnte ihm nicht schwer fallen. Was er in Goethe's Hause sah und hörte, was Goethe sagte, hat er mit dessen Bewilligung aufgeschrieben und nach Goethe's Tode herausgegeben.

Diese Erlebnisse und Aussprüche Goethe's mußten anderer Art sein als was zu H. Voßens Zeiten geschah. In diesen war Christiane noch als bloßes Anhängsel Goethe's im Hause: seitdem war sie lange seine Frau gewesen und als solche längst begraben. Goethe sah sein Leben, als Eckermann bei ihm eintrat, nur noch als ein des Abschlusses bedürfendes, fertiges Schicksalsproduct an. Was er that, bezog sich auf weit zurückliegende oder zukünftige Tage. Seine Arbeit trug den Charakter des Vermächtnisses. Die Gegenwart rief Betrachtungen bei ihm hervor, nicht aber die Lust, mit anzugreifen. So tritt Goethe's Gestalt als eine vollendete Existenz aus Eckermann's Aufzeichnungen hervor: die eines gedankenvollen, belehrenden, milden Greises.

In diesen selben Zeiten, in denen Eckermann als literarischer Diener, Vertrauter und Zögling bei Goethe aus- und einging, ist auch der Kanzler von Müller bei Goethe ein- und ausgegangen und hat Aufzeichnungen hinterlassen.

Als weimarischer Staatsdiener war Müller lange Jahre mit Goethe in Verbindung, ehe er zu dessen Intimen zu gehören begann. Erst in Goethe's späterem Alter wurden v. Müller's Besuche zu gewohnheitsmäßigen Besprechungen; der Kanzler wußte mehr in Weimar als irgend Andere über große Politik. Er allein vielleicht auch hatte neben Goethe und dem Herzoge eine eigene Meinung, wußte sich aber anzupassen.

Energische, aber feine Geschäftsführung und die Protection der mächtigen gräflich Egloffstein'schen Familie hatten Müller in jenen Jahren schon eine hohe Position im weimarischen Staatsdienste verschafft. Mit zweiundzwanzig Jahren war er definitiv angestellter Assessor, bald darauf Regierungsrath, beide Ernennungen erfolgten, natürlicherweise nicht ohne Goethe, auf Grund ausgezeichneter Leistungen im persönlichen Dienste des Herzogs. Der Kanzler von Müller war gleichsam Goethe's Nachfolger bei dessen Lebzeiten. In den Napoleonischen Zeiten stand Müller als eine der verläßlichsten Stützen des bedrängten Fürstenhauses da. 1815 sehen wir ihn, in den Adel erhoben, an der Spitze des weimarischen Justizwesens. Energisch von Natur, im Verkehr mit der höchsten Geselligkeit des Landes aufgewachsen ohne sich aber in sie einzudrängen, im Besitz zuverlässiger eigener Erfahrung, ausgerüstet zugleich mit fein empfindendem ästhetischen Gefühl, das sich auch in eignen Versen aussprach, voll von historischen Kenntnissen, durfte er nicht ohne ein starkes Selbstgefühl Goethe gegenüber treten, das dieser anerkannte. Goethe war ein Gegenstand sich unterordnender Verehrung für Müller, zugleich aber doch ein Object kühler Beobachtung. Ein Beamter beobachtet immer im Gefühl von Ueberlegenheit. Goethe wurde von Müller behandelt und empfand sich als behandelt. Dies Verhältniß jedoch legte beiden keinen Zwang auf, nöthigte Goethe zugleich aber zu einer gewissen Rücksichtnahme. Müller's Tagebuchnotizen waren nur Anhaltspunkte für etwaige ausführliche Protokolle, in denen der Kanzler genau, aber frei, seine Zusammenkünfte mit Goethe zu beschreiben gedachte. Einige Jahre erst nach Goethe's Tode unternahm er die Arbeit. In einer Reinschrift von der Hand John's, des ehemaligen Goethe'schen Dieners, lagen diese später ausgearbeiteten Protokolle Burkhardt später vor, und zwanzig Jahre erst nach Müller's Tode sind sie dann gleichsam wieder entdeckt und zum ersten Male herausgegeben worden. Ueber das, was der Kanzler v. Müller außerdem als Verfasser und als Executor des Goethe'schen Testamentes für Goethe gethan hat, gibt Burkhardt's Einleitung Auskunft. Manches zu Erwartende hat Müller wohl auch nicht gethan. Des Kanzlers spätere Laufbahn hat die günstige Meinung bestätigt, die man von ihm hegte. In meinen Augen zeichnet ihn aus, daß er die Gesichtspunkte eines Staatsmannes gehegt hat, der die Angelegenheiten eines kleines Landes im Hinblicke auf dessen mächtige Nachbarn und auf die allgemeine europäische Lage mit Vorsicht, Weitsicht und Voraussicht leitete. Eigenschaften, die ihn als würdigen Schüler Goethe's dastehen lassen.

Vergleichen wir Goethe in der dreifachen Gestalt, in der die drei Niederzeichner vertraulicher Aeußerungen aus seinem Munde ihn erscheinen lassen, so ist er für jeden von ihnen ein Anderer gewesen. Für Heinrich Voß, den hingebenden, im Verkehre mit den Gestalten des Alterthums lebenden jungen Philologen, war Goethe eine hohe Persönlichkeit, die aus dem activen Dienste beinahe ausgetreten, sich dichterischen und gelehrten Neigungen nun voll überläßt. Kein Minister mehr, kein Hofmann, kein im äußeren Ehrgeize vorwärts strebender Mann, sondern eine Art Professor, dem Treiben der Gesellschaft und der Beamten sich fernhaltend und im Genügen dessen, was von ihm erreicht worden

ist, nur auf sich beruhend. Leben vom Tage zum Tage. Nichts Problematisches aber in dieser Existenz. Keine Zweifel in der Seele. Leises Abwehren der Gegenwart und unmittelbares Herantreten an die historischen Erscheinungen der früheren Epochen.

Zwanzig Jahre waren seitdem verflossen, als Eckermann eintrat. Goethe, wie Eckermann ihn erscheinen läßt, hat während dieser Zeit organisch sich zu der feierlichen Ruhe erhoben, in der er nun in Handlungen und Gesprächen sich abermals einem „Schüler" offenbart. Goethe's Mittheilungen sind nun wie die eines alten Fürsten. Er erwägt die Worte und bequemt sie dem Verständnisse dessen an, der sie empfängt. Man wehrt die Vermuthung nicht ab, als habe er eine Aufzeichnung seiner Aeußerungen vorausgesehen und ihnen daraufhin beim Sprechen bereits eine gewisse Form gegeben. Sie haben etwas von Vorträgen. Wie das auch in seinen Briefen an Zelter der Fall ist, dem er seine Gedanken gleichmäßigen Tones autoritativ zu erkennen gibt. Wie sehr dagegen nur um seiner selbst willen hatte Goethe dreißig Jahre vor Eckermann Schillern seine innersten Ueberzeugungen klar zu machen versucht! Als er Schiller schreibt und mit ihm spricht, umfängt ihn noch die treibende, zukunftsvolle Gegenwart: im Verkehr mit Eckermann erscheint die Vergangenheit als der ständige Wohnort seiner Seele. Wie Leute höchsten Alters die freie Luft nicht mehr als ihr natürliches Element ansehen, sondern, auch wenn sie sie aufsuchen, stets doch geschlossene Räume als ihre eigentliche Residenz verlassen, um in sie zurückzukehren, so scheint Eckermann's, im bequemen weißen Wollenrocke Abends ausruhend dasitzender Goethe, der, statt selbst ins Theater zu gehen, Andere hineinschickt, die ihm hinterher dann darüber berichten, unserer Phantasie den typischen Anblick zu bieten, in dem wir ihn in jenen Jahren vor Augen haben. Der Gedanke, sich innerhalb eines Daseins zu befinden, das nun bald zu verlassen sei, beherrscht ihn ganz in der Tiefe doch wohl zumeist.

Und in denselben Jahren aber läßt der Kanzler von Müller Goethe doch in so ganz anderer Gestalt auftreten! Da ist er der zwar als Mitspieler den Geschäften ferngerückte, für immer beseitigte Minister, mit voller Energie jedoch die alte Thätigkeit in der Stille fortführend und diejenigen controlirend, welche factisch nun am Ruder sind: der dem Alter noch auf Decennien hinaus fernstehende Kanzler von Müller als ihr vornehmster Vertreter. Unverwüstliche Jugendlichkeit gibt den Ton an. Mitten unter sich bewegenden jüngeren Männern will Goethe sich, wenn auch alt, nicht weniger selbst noch mitbewegen. Den Eindrücken, die von neuen Personen und Thatsachen ausgehen, gibt auch er sich noch hin. Er überblickt das Geschehende, er beurtheilt das sich Ereignende. Keine seiner alten Kräfte scheint ihm untreu geworden zu sein. Am Faust dichtet er weiter, wie er in seinen ersten Zeiten gethan. Wie ein Riese, der Felsen aufschichtet, vollbringt er in wenigen Tagen die Uebersetzung der Ode Manzoni's auf Napoleon's Tod: einer der wunderbarsten Beweise für die ihm gehorsam verbliebene Macht eigener Sprache, ein Zeichen der Selbstherrlichkeit auf dem Gebiete, das er, wie Faust sein Reich zwischen Ocean und Festland, selbst geschaffen hat.

Nur äußerlich anwandelnder Zufall ist es, wenn v. Müller's Goethe mißgestimmt und schläfrig für sich allein sein will. Momentan nur sind solche Stunden der Abspannung. Goethe erscheint in Eckermann's Gesprächen als ein in Betrachtungen sich ergehender Philosoph: in den Unterhaltungen mit dem Kanzler als ein hochbetagter, energischer Staatsmann, den die Jahre hier und da ein wenig ermüden, dem sie aber den Besitz weltumfassender geistiger Energie nicht einschränkten. Als ein an zugreifende Thätigkeit gewöhnter Beamter steht er da, der viel im Leben unternahm und vollendete, und für alle seine Schöpfungen das überwachende dauernde Interesse behalten hat, ohne in dieser fürsorgenden Energie im Geringsten abzudanken. Als Jemand, der verlangt, daß seine Meinung bekannt sei und berücksichtigt werde. Als Jemand, der, wo er kann, mit Rath und That aushilft, der alle die, mit denen er zu thun hat, mitleidslos beurtheilt, in der Mittheilung seiner Beobachtungen aber vorsichtig ist. Er gibt sich als einen, wo es sich um öffentliche Gewalt handelt, rücksichtslos conservativ denkenden Mann. Als Jemand, der den Umgang mit der Jugend nicht entbehren will, der an nachwachsende Talente glaubt, sich aber nichts vormachen läßt. Als einen manchmal launigen, von Gedanken präoccupirten Mann, der jedoch stets bereit ist, graziös einzulenken. Als Jemand, dem alle Weltereignisse wichtig sind, dem die Literatur und Schicksale der Nationen nahe gehen. Dem über die historische Stellung des deutschen und der anderen Völker ausgebreitete Kenntnisse zu Gebote stehen. Als einen Mann, der ununterbrochen beobachtet und denkt, aber einen gewissen Wechsel in dieser Beschäftigung mit allem Wissenswürdigen braucht. Als einen scharfsichtigen Bürger der Gegenwart, deren Recht auf die erste Stelle er anerkennt, und deren Entwicklung in entfernte zukünftige Jahrhunderte hinein ihm als das Wichtigste am Herzen liegt. Als ein Mann erscheint er, den Neid niemals berührte, der niemals Umwege gebrauchte, um sein Ziel zu erreichen. Als ein Geist, der alle vor ihm und neben ihm Strebenden anerkennt und bewundert, wo sie es zu verdienen schienen, und der von jeher, wenn er sich als Theil der Menschheit und des Universums ansah, ebenso kindlich bescheiden war, als er sich mit Autorität erhob und auflehnte, oder auch abwendet, wenn unzureichender Dünkel sich ihm gegenüber zu erheben sucht.

Der Werth und der Reiz der Aufzeichnungen des Kanzlers von Müller liegt auch darin, daß wir nirgends die Absicht entdecken, im Sinne der eben aufgezählten Merkmale der Goethe'schen Natur sein ideales Bild in festen Umrissen zeichnen zu wollen, sondern daß wie aus eigner Kraft die Theile einer umfassenden Darstellung des großen Mannes uns entgegenspringen, um sich in uns zu seiner Gestalt zu vereinigen. Jung und elastisch erhebt er sich in unserem Geiste. Bedenken wir doch Goethe's in die zwanziger Jahre fallenden geistigen Verkehr mit Lord Byron. Wie er, als ob beide gleichen Alters seien, dessen bewundernde Ehrfurcht freudig empfängt. Wie er Stücke aus Byron's Dichtungen übersetzt, ihm in der Weltliteratur seinen Rang anweist, seinen Tod betrauert. Als Waffengenossen höchsten Ranges stehen sie neben einander. Eckermann spricht er über Byron als historisch Beurtheilender, Müller gegenüber gleichsam als betheiligt an der Lebensführung des großen, heroisch

hinsinkenden, mit dem Schicksal kämpfenden Mannes, der freilich mehr an Alcibiades als an Achill erinnert.

Goethe erscheint bei Müller activer, als bei Eckermann. Doch aber schildert dieser ihn nicht weniger wahrheitsgetreu. Eckermann selbst ist mehr Historiker, Müller mehr Protokollführer. Bei Goethe's Sterben sehen wir den Kanzler doch den einfachen Subalternbeamten nicht überbieten, der rathlos, im vollen Gefühle des unersetzlich Verlorenen, am Leichname seines Chefs stehend in Thränen ausbricht. Eckermann erscheint vornehmer. Die Worte, mit denen er seinen letzten Besuch bei Goethe beschrieben hat, sind oft wiederholt worden. Bei Goethe's Tode war Eckermann nicht unter denen, die am Bette standen, von Goethe's Sterben enthält sein Buch nichts, es schließt: „Am andern Morgen nach Goethe's Tode ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf den Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Betttuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder“ [1]).

Das sind die Worte eines Mannes, den Goethe schreiben lehrte. Müller's Sprache ist aufs höchste gebildet. Er macht sich zuerst nur Notizen, und wird weil er als erfahrener Beamter die Vergänglichkeit momentaner innerer Bewegung und die Wichtigkeit niedergeschriebener Anhaltspunkte kennt, eine gewisse Formelsprache sich zubereitet haben, die in den Ohren fremder Leser ein wenig theilnahmlos klingt. Seine Sätze, um so inhaltsreicher sie sind, um so klangloser dürften sie Manchem erscheinen. Auch die Art, wie seine Tagebücher abbrechen, wirkt nicht gut. Es fragt sich, wie weit ein Herausgeber berechtigt sei, hier zu Gunsten seines Mannes einzugreifen. Ich finde, Burkhardt hätte sich wohl erlauben dürfen, als Schluß der Berichte Müller's den Brief aufzunehmen, in dem er der Gräfin Egloffstein Goethe's letzte Stunden beschreibt, der, zuerst in den „Grenzboten“ von 1869 erschienen, verschiedentlich später wieder abgedruckt worden ist. Dieser Brief zeigt, wie Müller schrieb, wenn er *nicht* für sich Notizen machte, sondern an Lebende, die ihm theuer waren, sich richtete. Er schreibt der Gräfin Caroline von Egloffstein, Weimar, den 24. März 1832, zwei Tage nach dem Ereignisse:

„Wenn Sie diese Zeilen öffnen, Theuerste! so wissen Sie schon unser aller unersetzlichen Verlust, den Ihrigen ganz besonders —

„Er schied so sanft, so heiter, so vollkräftig bis zur letzten Stunde, daß es nicht möglich wird, zu denken, daß er uns verloren sei. Nein, er lebt für immer, und er lebt für immer in uns allen, seinen Getreuen, fort!

[1]) Ich bitte das Uebrige in Eckermann's Buche nachzulesen. Tief ergreifende, schöne Sätze, die ihrem Autor einen Rang verleihen.

„Vor wenig Wochen schloß er den letzten Act des neuen Faust also ab:

Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!

„Wie wahr ist es denn nun auf ihn selbst anwendbar. —

„Wir wachten alle die letzte Nacht sammt den zwei Enkeln, Vogeler und Kräuter. Früh sechs Uhr trank er noch seinen Kaffee mit Wolf und bestellte sich Wildpret und Fische für Mittag, hieß Ottilie auf ihr Zimmer gehen und sprach von baldiger Herstellung. Nicht die geringste Todesahnung war in ihm. Er scherzte um 9 Uhr, wo der Arzt ihn längst aufgegeben, noch mit Ottilie, wenn schon sehr matt. Sein Sterben war nur ein Ausbleiben des Athems, ohne alles Zucken, noch Krampf. Daher auch die selig ruhende Miene im Tode und noch jetzt."

Wahr und rein empfunden, aber doch nur berichtet. —

Daß jeder von diesen drei Männern Goethe anders auffaßte, war nothwendig. Jeder entnimmt dem Umgange mit ihm, was er zumeist begreift, Goethe aber dem Umgange mit ihnen, was sie zumeist begreifen. Die souveräne Macht Goethe's, Menschen sofort richtig zu empfinden, verfolgen wir von seinem ersten Eintritte in die Welt bis zum letzten Schritte. Jedem, dem er begegnet, ist er der beste Camerad gewesen. Wie aber, einsam mit sich, steht er der Menschheit im Ganzen gegenüber! Denn er spricht aus, was jeder Einzelne nicht weiß: alle zusammen, als einziges Wesen gedacht, verstehen es! Wie hat er diesem einigen Wesen gegenüber sich ausgesprochen?

Als Dichter! Hier wollte er nicht, daß irgend Jemand erst als Erklärer seines Geistes einträte. Als Mensch ließ er sich eine Interpretation seiner Gedanken wohl gefallen. Voß, Eckermann und v. Müller jedoch würde Goethe sich auch kaum ausgesucht haben, der Welt zu sagen, wer er sei, und was er fühle und wolle. Nur dadurch stehen sie hervorragend da, daß sie ihn oft und behaglich sahen und daß sie die zahlreichsten und zusammenhängendsten Dinge mittheilen. Es war ein Zufall, der diese jüngeren Männer ihm zuführte. Was aber würden wir erfahren haben, wenn Goethe's Gespräche mit Carl August aufgezeichnet worden wären! Oder Unterhaltungen mit Byron, Carlyle, Alexander von Humboldt und Anderen dieses Calibers, mit denen er längere Zeit intim zusammengelebt hatte!

Selbst in diesem Falle aber würde hervortreten, daß auch der Herzog wie die Uebrigen von Goethe doch nur behandelt wurde. Goethe hat von Anfang an Jedem gegenüber gewußt, mit wem er zu thun, und was er zu sagen und zu verschweigen hatte. Und wieweit auch Andere dies stets wußten, darüber haben weder Herder noch Schiller, weder Herder's noch Schiller's Frau Buch geführt. Der Goethe Lottens, der der Gräfin Auguste Stolberg, der der Frau von Stein, der Knebel's, der der Boisserée, und so vieler Namen weiter, ist immer ein anderer gewesen, wenn auch stets derselbe. Von diesen Persönlichkeiten hohen Ranges allen ist er je nachdem zugleich verstanden und mißverstanden worden. Daß dem so sei, empfinden die später Lebenden und suchen immer noch nach dem ungefärbten Spiegel, der Goethe, alle seine Umgestaltungen zusammen-

fassend, so zeigt, wie er denn wirklich war. Wir kommen zu der Entdeckung, es werde Goethe in nächster Nähe nicht nur aus dem Verkehre mit Denen erkannt, mit denen das gelebte Leben ihn einst zusammentreffen ließ, sondern auch aus den Meinungen Derer, die nur seine Werke kannten, persönlich aber ihm niemals begegneten. Heute gehören auch diese zum unentbehrlichen Materiale. Es ist nicht gleichgültig, was Jacob Grimm von Goethe dachte, oder was Emerson, die beide ihn niemals kannten, aber Gedanken über ihn ausgesprochen haben. Nicht von Vermuthungen kann hier die Rede sein, sondern für methodische Untersuchungen gibt es hier Wege, und diese sind lange betreten worden. Immer wieder sind Leute aufgestanden, oder stehen auf und werden aufstehen, welche Goethe's sich fortbildendes Wesen entdeckt zu haben glauben. Wie verschieden urtheilen der Deutsche, der Amerikaner, der Schotte, sowohl aus ihrer Nationalität wie aus ihrer menschlichen Besonderheit und ihren eigenen Schicksalen heraus.

Wenn ich heute, aus fünfzigjährigem literarischem Verkehr mit Goethe's Schriften, sowie aus dem Umgange mit denen, die von ihm erzählt und über ihn geschrieben haben, mir ein Bild Goethe's mache, glaube ich ihn freier vor mir zu erblicken als die, welche ihn sahen und reden hörten, heute aber todt sind. Wie befangen sind diese durch die Stimmung des Moments gewesen. Durch das verwirrende Urtheil der Andern. Durch das, was als Goethe's neueste Arbeit jedesmal hervortrat und auf die Beurtheilung des ganzen Mannes von Einfluß war. Heute wirkt Goethe auf Jeden von uns umgeben von einer gewissen Einsamkeit. Die wachsende Wirkung seiner Werke und seiner Lebensanschauung erstreckt sich auf alle Völker und liefert neue Gesichtspunkte für unser Urtheil. Es ist eben ein Buch erschienen, das über Herrn von Gotter's Verkehr mit Goethe in dessen früheren Weimaraner Tagen berichtet. Sie sahen sich, schrieben sich, und sprachen sich aus. Was würden wir nicht erfahren, hätte der feine Gothaische Hofmann Niederschriften seiner Unterhaltungen mit Goethe hinterlassen! Nun, und was würden wir denn erfahren? Wie sehr hat Gotter zu seinen Zeiten, was deutlich hervortritt, einst Goethe mißverstanden!

Goethe hat sein Lebenlang im Verkehr mit den Menschen absichtlich oder unbewußt dieselben Gedanken anders gefaßt, je nach der Natur dessen, dem er sie aussprach, und diese wieder, jeder seiner Natur nach, ihn anders verstanden. Bei einigen fast gleichlautenden Gedanken führen Eckermann und Müller Goethe's Worte wörtlich an. Beide stimmen im Allgemeinen überein. Wir dagegen empfinden, wie Goethe Eckermann gegenüber die gleichen Wahrheiten anders formulirte als Müller. Denn beide Male wußte er, mit wie verschiedenen Personen er zu thun hatte. Als Dichter des Faust war Goethe mit sich allein: nehmen wir an, Müller habe jedesmal, wenn Goethe ihm Stellen daraus mittheilte, wie öfter geschah, diese hernach niedergeschrieben. Eine durch amtliche Thätigkeit geschärfte Beobachtungsgabe, verbunden mit treuem Gedächtnisse, gewährte ihm, Gehörtes und Erlebtes festzuhalten, und so begegnen wir in seinen Aufzeichnungen Goethe'schen Versen, die er sofort aus dem Gedächtnisse aufschrieb. Mit wie geringem Erfolge aber!

Wir heute besitzen geistig den ganzen Goethe aus der Uebersicht unendlicher Aeußerungen, die er gethan. Wir haben ein kaum übersehbares Material von Schriftlichem jeder Art, das über Goethe's Verkehr mit Menschen jeder Art Kunde gibt. Dazu eine umfangreiche Literatur, die Goethe's innerste Gefühle, die er Niemandem aus seiner Umgebung vielleicht anvertraute, nun aus seinen Werken heraus zu empfinden erlaubt. Seine Zeitgenossen hätten es nicht vermocht, weil zum Theil erst lange nach Goethe's Tode gedruckte Blätter Untersuchungen dieser Art möglich machen. Anzunehmen ist, daß in reicherem Maß noch weitere Enthüllungen sich darbieten werden.

Die neueste Zeit ist die urtheilsfähigste. Freilich dann, wenn die das Wort erheben, denen die gesammte gebildete Menschheit das urtheilende Wort zuerkennt und nicht die Vertreter von Parteien, die sich aufzuspielen suchen. Ich erwähne dies, weil es ein Zeichen unserer Zeit ist, daß Cliquen Macht gewinnen, während in Goethe's eigenen Tagen ihr Einfluß geringer war, gewißlich aber bereits bestand. Auch dies wird künftig bei einer Beurtheilung Goethe's in Betracht kommen, denn offenbar haben innerhalb der zweiten Hälfte seiner Laufbahn vorgefaßte Meinungen gegen ihn Macht gewonnen und Voß, Eckermann und Müller haben sie gekannt und auch Goethe kam dergleichen oft zu Ohren, wie gereimte und ungereimte Gedankenspähne in seinen Schriften zeigen, die darauf hinzielen. Er macht einmal selbst den Vorschlag, Alles was gegen ihn gesagt worden sei zu sammeln. Früher oder später wird dies auch geschehen.

Die Kenntniß der Werke und der Schicksale Goethe's ist ein Theil des Nationalreichthums der Deutschen.

24. October 1898. Herman Grimm.

Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam.

Von

Otto Seeck.

[Nachdruck untersagt.]

Amsterdam, den 13. October 1898.

Es war ein schöner, sinniger Gedanke, die junge Königin von Holland damit bei dem selbständigen Antritt ihrer Regierung zu begrüßen, daß man ihr die Werke des größten Künstlers, den ihr kleines Land neben so vielen Großen hervorgebracht hat, einmal im Zusammenhange vorführte. Freilich stellen die hundertundvierundzwanzig Gemälde, die man hier zum ersten und letzten Male vereinigt bewundern kann, nur ein knappes Viertel desjenigen dar, was der unermüdliche Fleiß Rembrandt's im Laufe eines nicht sehr langen Lebens geschaffen hat; sind doch seine Werke über ganz Europa und neuerdings auch bis in die entferntesten Winkel Amerika's verstreut. Kein Einfluß kann so mächtig, kein Eifer so erfolgreich sein, alle oder auch nur den größeren Theil auf einer Ausstellung zusammenzubringen, und daß so viele Besitzer Rembrandt'scher Gemälde sich entschlossen haben, zwei Monate lang auf den köstlichsten Schmuck ihrer Wohnungen zu verzichten, ist wohl auch nur dem besonderen festlichen Anlaß zu danken. Unser Kaiser und die Königin von England sind vorangegangen, der König von Rumänien und der Großherzog von Sachsen-Weimar haben sich angeschlossen und bei den hervorragendsten Sammlern ganz Europa's Nachfolge gefunden. So ist es denn gelungen, fast für jedes Jahr, das Rembrandt's Thätigkeit umfaßt — und sie währte von seinem zwanzigsten bis zum zweiundsechzigsten Lebensjahre (1627—1669) — mit Jahreszahlen bezeichnete Bilder zu gewinnen, einen Schatz von unermeßlichem Werthe für das historische Verständniß des Meisters. Ich kenne von seinen Gemälden wohl die Hälfte, und doch ist in dieser Ausstellung Vieles, was ihn mir von ganz neuer Seite zeigt und mich seine unendliche Vielgestaltigkeit erst ermessen lehrt.

Von den öffentlichen Sammlungen Europa's sind außer dem Reichs-Museum von Amsterdam nur die kleineren und minder bekannten vertreten. So findet man einzelne Stücke aus Rotterdam, Krakau, Darmstadt, Leipzig,

besonders viele aus Glasgow, aber nichts aus den herrlichen Rembrandt-Sammlungen von Kassel und Braunschweig oder aus den großen Galerien der europäischen Hauptstädte; sogar das Moriz-Haus im Haag hat seine weltberühmten Stücke, die „Anatomie" und den „Simeon", zurückbehalten und nur einen schönen Studienkopf gespendet. So beruht denn die Ausstellung wesentlich auf den Schätzen des privaten Kunstbesitzes und ist dadurch an Hauptwerken allerersten Ranges nicht sehr reich. Dafür bietet sie auch Denjenigen, die weit gereist und in allen Museen Europa's gut zu Hause sind, fast nur Neues und Ueberraschendes. Und dazu sind hier so viele Gemälde des Meisters vereinigt, wie man sie an keinem Orte der Welt, selbst nicht in der Petersburger Eremitage, neben einander sehen kann. Der ganze Werdegang Rembrandt's von seinen ersten Anfängen her läßt sich daran in schönster Klarheit an charakteristischen Beispielen studiren.

Was nun die Aufstellung und Anordnung der hier vereinigten Schätze betrifft, so wäre man bei uns in Deutschland wohl etwas anders damit verfahren. Die holländischen Veranstalter sind ganz ausschließlich bemüht gewesen, den künstlerischen Werth jedes Bildes zur vollen Wirkung zu bringen, und was sie in dieser Beziehung erreicht haben, verdient das unbeschränkteste Lob. Die Vertheilung über die Wandflächen ist höchst geschmackvoll, die Beleuchtung — bald Oberlicht, bald Seitenlicht — der Art jedes Gemäldes vorzüglich angepaßt. Die großen Hauptwerke des Reichs-Museums, die sogenannte „Nachtwache" und die „Staalmeesters", gewinnen hier einen Glanz der Farbe und bringen einen Eindruck hervor, wie sie ihr früherer Standort kaum ahnen ließ. Aber mit diesen Vorzügen hätte man sich bei uns nicht begnügt; man wäre, wie das ja unsere Art ist, in höherem Grade lehrhaft gewesen. Namentlich hätte man die Werke derselben Periode, soweit dies ihrer Wirkung keinen Abbruch that, näher zusammengehängt, so daß der Entwicklungsgang des Meisters durch unmittelbare Vergleichung des Gleichartigen sich dem Auge klarer und unmittelbarer dargestellt hätte. Vielleicht hätte man auch Bilder seines Lehrers Pieter Lastmann und anderer Maler, die auf ihn eingewirkt haben, im Original oder in der Photographie mit ausgestellt, um so über die Gründe seiner Wandlungen theilweise Aufklärung zu geben. Auch im Katalog hätte man wohl etwas mehr geboten, als die bloße Datirung der Gemälde und die Namen ihrer glücklichen Besitzer; man hätte sie genau beschrieben, ihre malerischen Eigenthümlichkeiten hervorgehoben und so vielleicht eine kurze Geschichte von Rembrandt's künstlerischer Entwicklung daraus gemacht. Alles dies haben die Herren in Amsterdam leider versäumt; doch wer weiß, ob sie dazu nicht ihre guten Gründe hatten. Bei einer Ausstellung sprechen so viele technische und conventionelle Fragen mit, wie die Rücksicht auf den verfügbaren Raum, auf den Wunsch der Aussteller u. dgl. m., daß man sehr vorsichtig darin sein muß, ihren Veranstaltern irgend einen Vorwurf zu machen. Jedenfalls haben sie so viel geleistet, daß man das Wenige, was vielleicht zu wünschen übrigbleibt, leicht darüber vergessen kann. Sehen wir also von unfruchtbaren Forderungen ab, und versuchen lieber uns Rechenschaft darüber zu geben, was uns diese Ausstellung lehren kann.

I.

Keinen Vorwurf scheut der moderne Künstler mehr als den der Nachahmung; jeder will vor Allem originell sein, auch wenn nichts weiter dabei herauskommt, als daß er „ein Narr auf eigene Hand" wird. Von diesem Dünkel sind die großen Alten ganz frei gewesen; wo sie etwas Fremdes fanden, das ihnen gut und für ihre Zwecke brauchbar schien, da eigneten sie es sich ohne jedes Bedenken an. Wie viel unsere Reminiscenzenjäger dem Rubens oder gar dem Rafael am Zeuge flicken könnten, ist zu bekannt, als daß ich hier näher darauf einzugehen brauchte. Daß aber auch Rembrandt, der eigenartigste aller Maler, die es je gegeben hat, jeden fremden Einfluß, der ihm gemäß war, ganz unbefangen auf sich wirken ließ und mitunter geradezu Nachahmer wurde, ist mir niemals so klar geworden wie bei dieser Ausstellung. Besonders charakteristisch ist dafür ein reizendes Kinderbildniß, das dem Earl of Spencer gehört. Wer den Prado in Madrid oder auch die Wiener Galerie besucht hat, dem werden die kleinen Prinzen und Prinzeßlein von der Hand des Velasquez unvergeßlich sein. Mit der duftigsten Modellirung des zarten Kindergesichtes vereinigt sich hier die freieste Flottheit der Pinselführung; der Charakter naiver Kindlichkeit ist mit liebevollem Verständniß zum Ausdruck gebracht, und doch bleibt die Auffassung immer groß und monumental. Der Zufall muß ein solches Bild nach Amsterdam geführt haben, wo es Rembrandt zu Gesicht bekam, und flugs entschloß er sich, einmal zu malen wie Velasquez. Jenes kalte Zinnoberroth, das diesem eigenthümlich ist, und das er so fein mit dem Flachsblond des Haares und der zarten Bläße des Gesichtchens zu contrastiren weiß, hat der Holländer ihm abgelauscht, und stimmt danach sein ganzes Bild. Ich habe manchen Kenner davor im ersten Augenblicke zweifeln sehen, ob es wirklich dem Rembrandt angehören könne, so sehr sieht es dem Velasquez ähnlich; doch bei näherer Betrachtung mußte freilich jedes Bedenken schwinden. Dies ist nur eine Studie, im Gewand und den Nebendingen ganz unausgeführt, an der unser Meister einmal für sich selbst probiren wollte, ob er's auch so könne wie sein großer spanischer Zeitgenosse. Bald darauf aber malt er das Bildniß seines Sohnes, eines Knaben von etwa vierzehn Jahren, und bei diesem ist er wieder ganz er selbst; aber die Nachklänge von der Kunst des Velasquez tönen auch hier noch jedem Kundigen durch die echt Rembrandt'sche Grundstimmung hindurch. Die vornehme Zartheit des Spaniers hat sich mit der flotten Frische des Nordländers vermählt; Rembrandt hat den fremden Einfluß überwunden, aber sich selbst in ihm verfeinert und gesteigert [1]).

[1]) Dies schöne Bildniß ist aus dem Besitze des Herrn Rudolf Kann in Paris hier ausgestellt; einen Lichtdruck danach findet man bei E. Michel, Rembrandt, sa vie, son œuvre et son temps. Paris 1893. S. 384. Auch im Folgenden werden wir auf die Reproductionen der Gemälde, die wir hier besprechen, in den Anmerkungen hinweisen, soweit solche in leicht zugänglichen Werken zu finden sind. In erster Linie berücksichtigen wir dabei H. Knackfuß, „Rembrandt" (zuerst erschienen in den neuen Monatsheften des „Daheim" 1888/89, dann auch als Monographie), nächstdem das „Museum" und den „Classischen Bilderschatz". Alle drei citiren wir nach den Nummern der Abbildungen. Unsere Beispiele, die wir zur Illustration der Aus-

In derselben Weise sind noch sehr viele und zwar oft gerade die köstlichsten Werke, die diese Ausstellung bietet, durch das Vorbild anderer Meister beeinflußt und angeregt. Sogar bei seinem eigenen Schüler Gerard Dou ist Rembrandt später seinerseits in die Schule gegangen, wie das Bild einer alten Frau, die in den Händen ihr Gebetbuch hält, deutlich verräth[1]). Auch Meister, die seinem Empfinden so fern zu liegen scheinen, wie Rafael und Lionardo, hat er nach den Kupferstichen ihrer Werke, die er sich zu verschaffen wußte, eifrig studirt. Unter den Handzeichnungen der Ausstellung finden sich flüchtige Copien nach der Madonna della Sedia und dem Mailänder Abendmahl; ja selbst persische Bildchen, die der reiche Orienthandel der Holländer nach Amsterdam geführt hatte, sind in raschen, kühnen Federstrichen nachgezeichnet. Doch alles Dies waren vorübergehende Einflüsse, die seinen empfänglichen Geist zeitweilig ergriffen, um dann in einem oder zwei Werken verarbeitet und überwunden zu werden. Andere Meister dagegen, deren Gemälde er immer wieder zu sehen bekam, wie Pieter Lastmann, Thomas de Keyser, Franz Hals, haben mit ihrem Vorbild ganze Perioden seines Schaffens beherrscht, wie wir noch im weiteren Verlaufe dieser Besprechung vielfach sehen werden.

In seinem frühesten Jünglingsalter ist freilich auch er bestrebt, ganz Neues und Unerhörtes zu schaffen. Der unreife Kopf gefällt sich darin, für seine Eigenart nach kecken, schreienden Formen zu suchen und allem Hergebrachten ins Gesicht zu schlagen. Sein Lehrer war Pieter Lastmann, den heute nur Wenige noch kennen, der aber zu seiner Zeit eines hohen Rufes genoß. Er hatte den Italienern eine gewisse leere Idealität der Gestalten abgeguckt und sie in sein etwas plumpes Holländisch übertragen; doch löste er ihre bunte Farbenpracht, der Mode seiner Zeit gemäß, meist in einen gleichmäßigen braunen Ton auf. Auch in seiner Vorliebe für die unbelebte Natur zeigte er sich als echter Nordländer; namentlich malte er gerne Gold und leuchtendes Edelgestein und überlud seine historischen Compositionen oft mit großen Massen blanker Gefäße, weil er gerade diese mit besonderem Geschick nachzubilden verstand. Hierin ist Rembrandt immer sein treuer Schüler geblieben, nur daß er sein Uebermaß zu vermeiden und seine Wirkungen fein zu steigern wußte. Wo ihm sein Gegenstand dies irgend erlaubt, da läßt er aus seinem tiefen Helldunkel die zerstreuten Lichter der Perlen, Goldstickereien und Ketten geheimnißvoll hervorleuchten, und in seinen zahlreichen Selbstporträts stellt er sich am liebsten mit dem blanken Halsberge dar oder er behängt sich auch mit Ohrringen und anderem glänzenden Schmuck, wie sein Meister ihn geliebt hatte. Uebrigens war auch die Technik desselben flott und tüchtig, und ihre Spuren haben sich bei Rembrandt noch lange Jahre erhalten. Malen konnte er also in dieser Schule lernen, und wie hat er es gelernt! Schon als Neunzehnjähriger — denn aus dem Jahre 1627 sind seine frühesten

stellung heranziehen, werden wir möglichst aus den deutschen Sammlungen, namentlich der Berliner, wählen, da wir wohl voraussetzen können, daß diese unseren Lesern am besten bekannt sind.

[1]) Michel, S. 342.

Bilder, die sich nachweisen lassen — führt er den Pinsel mit solcher Sicherheit, setzt seine Farbenflecke so kühn und wirkungsvoll neben einander, daß man meinen könnte, ihm bleibe nichts mehr zu lernen übrig, wenn er nicht selbst bewiesen hätte, wie viel zu lernen er später noch im Stande war. In seinen allerältesten Gemälden, die leider auf der Ausstellung nicht vertreten sind, hat auch er sich der Richtung auf Tonmalerei angeschlossen; nur tritt er schon darin in Gegensatz zu seinem Lehrer, daß er das schwere Braun desselben durch ein lichtes Silbergrau oder eine bläuliche Stimmung ersetzt. Für das Erste ist der „Paulus" in Stuttgart das classische Beispiel[1]), für das Letztere der „Geldwechsler" der Berliner Galerie, zu dem sein Vater ihm hat Modell sitzen müssen[2]). Denn darin sagt er sich schon jetzt von den Traditionen Lastmann's gänzlich los, daß er keine Idealgestalten malt, sondern nur, was er gesehen hat oder doch nach dem Gesehenen sich als wirklich und lebendig denken kann. Nicht allgemeine Schönheit, sondern Wahrheit und Ausdruck ist sein Streben.

Schon im nächsten Jahre (1628) findet er, daß man es auch in der Farbe ganz anders machen könne, als sein Lehrer ihm beigebracht hatte. An die Stelle des gleichmäßigen Tones, zu dem er übrigens später noch mehrmals zurückkehren sollte, tritt eine lustige Buntheit. Namentlich stellt er gern Hellgelb oder Orange neben Blau und Violett, also Farben, die als correspondirende recht kräftig gegen einander abstechen. Von dieser Manier zeigt die Ausstellung mehrere schöne und charakteristische Beispiele, nämlich „Simson und Delila", ein Bild, das man bald wieder in der Galerie von Sanssouci wird betrachten können, einen „Judas", der den empfangenen Sündenlohn zurückbringt, eine „Verleugnung Petri", einen „Christus in Emmaus" und das kleine Bildchen eines „studirenden Philosophen". Neben der Contrastwirkung der Farben ist ihnen allen gemein, daß sie auch Licht und Dunkel in einen möglichst schroffen Gegensatz bringen, ein Bestreben, das übrigens schon in dem Berliner „Geldwechsler" von 1627 hervortritt. Eine Flamme brennt verborgen hinter einem davor gesetzten Gegenstande, so daß dieser tief dunkel, ja fast schwarz erscheint, während der Mittelgrund grell angestrahlt ist und weiter in der Ferne das Licht dann mälig verdämmert; oder der helle Sonnenschein ergießt sich über einen Theil des Bildes und läßt die übrigen in finsterem Schatten. Es ist die Uebertreibung der hitzigen Jugend, die sich in diesen grellen Wirkungen gefällt.

Derselbe Ueberschwang tritt auch in dem Ausdruck der Gesichter, der Haltung der Gestalten, dem höchst lebendigen Spiel der Hände zu Tage. Das Staunen der Jünger von Emmaus, als sie den Auferstandenen erkennen, die Angst der Philister, die dem furchtbaren Simson das Haar abschneiden sollen, die jammernde Reue des Judas und der Abscheu der Priester, die den Verräther von sich weisen, alles Das ist mit einer Drastik wiedergegeben, die höchst packend ist, aber mitunter dicht an die Carricatur heranstreift. Der

[1]) Museum I, 10. Bilderschatz 1384.
[2]) Michel, S. 29.

idealen Pose hat Rembrandt abgesagt, von der realistischen kann er sich noch nicht freimachen. Wie hätte auch der junge Mann alle die heftigen Affecte, die er in dieser Zeit mit besonderer Vorliebe darstellt, in der Wirklichkeit schon genügend beobachten können! Wir wissen ja auch, wie er seine Studien zu Bildern dieser Art machte. Er schnitt sich selbst vor dem Spiegel Gesichter, die Schreck oder Verzweiflung, Wuth oder tolle Lustigkeit ausdrücken sollten, und hielt dann das Gesehene schnell mit Stift oder Radirnadel fest. Blätter, die davon Zeugniß geben, sind in großer Zahl erhalten [1]), ja auf der Ausstellung befindet sich sogar ein höchst sorgfältig ausgeführtes Gemälde, das den Kopf Rembrandt's mit zum Schreien geöffnetem Munde darstellt. Daß ein Ausdruck, der in solcher Weise studirt wurde, etwas gemacht und fratzenhaft ausfallen mußte, liegt in der Natur der Sache.

Auch dieses wunderliche Selbstporträt zeigt jenen grellen Gegensatz von Licht und Dunkel; aber nicht die interessantesten Theile des Gesichtes sind am hellsten bestrahlt, sondern die ziemlich gleichgültige Wange; Augen und Stirn liegen geheimnißvoll im tiefen Schatten des Hutes verborgen. Dies ist eine kecke Negation aller Grundsätze, die bis dahin über die Vertheilung des Lichtes geherrscht hatten, und der junge Meister scheint sie in jener Zeit fast zum Princip erhoben zu haben. Auch im Judas ruht der leuchtendste Sonnenschein auf einem Buche, das einer der Priester vor sich aufgeschlagen hat, also auf einem Gegenstande, der für die Handlung gar keine Bedeutung hat, und der Christus in Emmaus hebt sich in tief dunkler Silhouette von einer strahlend beleuchteten Bretterwand ab. Aber diese Eigenthümlichkeit, gerade das Wichtigste auf dem Bilde in Schatten zu verhüllen, übt eine ganz zauberische Wirkung aus. Man sucht begierig das Dunkel zu durchdringen, und das Auge wird so erst recht an dem bedeutendsten Punkte festgebannt, den der Künstler ihm neidisch zu entrücken scheint. Noch in den Bildnissen einer viel späteren Zeit ist daher Rembrandt oft darauf zurückgekommen, gerade die Augen tief zu beschatten, und verleiht ihnen damit einen ganz seltsam geheimnißvollen Reiz. Im Berliner Museum, dessen Schätze den meisten meiner Leser wohl am zugänglichsten sind, geben z. B. die beiden Selbstporträts und der große Rabbiner davon Zeugniß [2]).

Aber wenn Rembrandt in Färbung und Lichtfall schon 1628 ganz seine eigenen Wege geht, in der Raumvertheilung bleibt er seinem italianisirenden Meister noch treu. Composition und Linienführung sind äußerst streng, ja fast pedantisch. Am liebsten stellt er die Hauptfiguren zu einer Gruppe von spitz pyramidaler Form zusammen; was für die Handlung das Wichtigste ist, wird sorgfältig in die Mitte gerückt. In der „Delila" befindet sich genau an dem Punkte, wo die beiden Diagonalen des Bildes sich schneiden, nichts Geringeres als — der dicke Schopf des Simson, den die Verrätherin der mörderischen Schere des Philisters preisgibt. Im „Judas" liegen mitten im Vorder-

[1]) Beispiele bei Knackfuß 4. Michel, S. 25, 33, 36, 76. W. von Seidlitz, Rembrandt's Radirungen, S. 1.

[2]) Andere Beispiele bei Knackfuß 34, 38, 72, 73, 92, 137. Museum II, 105; III, 150. Bilderschatz 371, 402, 430, 1265, 1332.

grunde die dreißig Silberlinge ausgestreut, vor denen alle in weitem Halbkreise zurückgewichen sind, als wenn sie die Berührung des Blutgeldes scheuten. In der Verleugnung Petri ist die Hauptperson zwar ins Halbdunkel gerückt und sehr wenig ausdrucksvoll behandelt, aber sie steht genau in der Mitte.

So wenig diese schematisch principielle Compositionsweise zu der kühnen Eigenart Rembrandt's paßte, ist er ihr doch noch lange treu geblieben. Bei den Passionsbildern der Münchener Pinakothek[1]) und bei der berühmten „Anatomie"[2]) tritt das Streben nach pyramidalen Linien sehr bemerkbar hervor, und selbst in seiner Vollreife ist er mitunter dazu zurückgekehrt. Zeitweilig aber erhebt er sich schon jetzt über das erlernte Schema, namentlich im Mahle zu Emmaus, das unter den Werken dieser Frühzeit, wenigstens soweit sie hier vertreten sind, trotz seines sehr geringen Umfanges weitaus das bedeutendste ist. Der Fortschritt ist auch hier durch den kecken Widerspruchsgeist des jungen Querkopfes hervorgerufen. Bekanntlich hatte man diese Episode der Auferstehungsgeschichte seit unvordenklichen Zeiten immer so dargestellt, daß der Brod brechende Christus die Mitte des Bildes einnahm und rechts und links von ihm die beiden Jünger saßen. Diese Anordnung scheint durch den Gegenstand fast geboten, und auch Rembrandt selbst ist später, als ihn der Originalitätskitzel nicht mehr stach, in dem herrlichen Bilde des Louvre zu ihr zurückgekehrt[3]). In seiner Jugend aber wollte er es anders machen als irgend Einer vor ihm und rückte daher den Christus ganz an die rechte Seite. Das Bild ist nämlich durch eine dicke Säule in zwei Hälften getheilt, eine helle und eine dunkle. Rechts liegt der Sonnenschein grell auf einer gelblichen Bretterwand, links vertieft sich der Raum in violette Finsterniß; nur ganz im Hintergrunde sieht man eine Köchin bei einem schwachen Lichtchen am Herde thätig, um das Mahl zu bereiten. Im Vordergrunde ist der Raum einzig von dem Stuhl gefüllt, den der eine Jünger umgeworfen hat, als er sich dem Auferstandenen in hastiger Freude zu Füßen stürzte. Mithin bleibt die volle Hälfte des Bildes so gut wie leer. Denn auch der andere Jünger, bei dem einstweilen der Schreck über die Erscheinung des Todtgeglaubten noch die Freude nicht aufkommen läßt, ist nur bis unter die Säule, d. h. bis genau zur Mitte, rückwärts gewichen. Christus selbst zeichnet sich in scharfem Profil gegen die helle Wand ab; seine Gestalt ruht in tiefem, bläulichem Dunkel, aus dem nur das Weiße des erhobenen Auges geisterhaft hervorleuchtet. Denn das Brechen des Brodes, das seine Hände eben mit ganz eigenthümlichem Nachdruck ausführen, ist ihm keine gewöhnliche Verrichtung des Mahles, sondern ein heiliges Sacrament, eine gottesdienstliche Handlung, die er mit heiß begeistertem Gebet begleitet. Jenes emporgerichtete Profil mit den zu leisem Segensspruch geöffneten Lippen bringt einen wunderbaren Eindruck visionärer Göttlichkeit hervor, den der still im Dunkel knieende Jünger noch erhöht. Freilich steht der Christus des Louvre, bei dem ohne alle gesuchten Mittel der Beleuchtung

---

[1]) Bilderschatz 1414, 1439. Michel, S. 157.
[2]) Knackfuß 18. Bilderschatz 437. Michel, S. 132.
[3]) Knackfuß 126. Bilderschatz 858. Michel, S. 332.

und Composition nur in der frommen Güte der Gesichtszüge der Mensch gewordene Gott zum Ausdruck kommt, künstlerisch noch höher. Die beiden Bilder verhalten sich eben zu einander wie die klare Frömmigkeit des gereiften Mannes zum religiösen Sturme der begeisterten Jugend.

Die Bilder, welche wir bisher besprochen haben, dürften etwa bis in das Jahr 1630 herabreichen. Ein Jahr weiter, und eine neue Wandlung hat sich in unserem Künstler vollzogen. Die grellen Contraste, in denen er eben noch geschwelgt hatte, sind ihm plötzlich zuwider geworden, und mit jugendlicher Heftigkeit stürzt er sich in das entgegengesetzte Extrem. Für jenen ruhigen Lichtfall, jenes einförmige Braun, das die folgende, freilich nur sehr kurze Epoche Rembrandt's kennzeichnet, ist das umfangreichste und bedeutendste Beispiel die Münchener heilige Familie vom Jahre 1631[1]); auf unserer Ausstellung ist diese Manier durch zwei kleine historische Einzelfiguren vertreten, einen Petrus im Gefängniß mit der gleichen Jahreszahl und eine Verkündigung des Johannes, die undatirt ist, aber wohl derselben Zeit angehört. Vor einem dunklen Hintergrunde, an dem die himmlische Stimme nur durch einen schwachen Lichtstrahl angedeutet ist, steht Zacharias in reichem Priestergewande aus weißer Seide und Goldbrocat, in den Händen die Bibel; vor ihm der Altar, an den sein blanker Bischofsstab sich lehnt; auf der Platte eines der heiligen Goldgefäße. Das Bildchen flimmert und leuchtet von dem Glanz der Seide und des Goldes; trotzdem ist es beinahe farblos zu nennen. Kein Gegensatz von Gelb und Violett, wie auf den früheren Gemälden; selbst das Weiß des Gewandes contrastirt nur höchst bescheiden mit dem braunen Hintergrunde. Während sich vorher die Lichter der Kerzenflammen oder des Sonnenscheins mit fast überirdischer Leuchtkraft von dem umgebenden Dunkel abhoben, ist hier der himmlische Lichtstrahl nur benutzt, um die Handlung zu bezeichnen; jede malerische Wirkung desselben ist absichtsvoll vermieden. Und noch bescheidener, nur braun und grau, ist der Petrus gemalt; hier soll nur der Ausdruck tiefer Zerknirschung in der knieenden Gestalt, dem faltenreichen Antlitz und den fest zusammengepreßten abgezehrten Händen wirken. Und auch dieser Ausdruck ist nicht mehr fratzenhaft übertrieben, wie im Judas, sondern schlicht und von tiefer Wahrheit. Dieses ernste Greisenbild ist das Muster für alle jene Eremiten des Gerard Dou geworden, die in so vielen Galerien, namentlich der Dresdener, die Lieblinge des großen Publicums sind.

Jene Münchener Madonna bezeichnet auch in dem Leben unseres Künstlers einen wichtigen Abschnitt; denn wie weiter unten noch dargelegt werden soll, ist sie das früheste Bild, auf dem uns die Züge seiner späteren Gattin, Saskia van Uylenborch, entgegentreten. Freilich wird sie ihm kaum dafür gesessen haben; er mußte sie nach dem Gedächtniß malen oder nach einer flüchtigen Skizze, die er vielleicht in einem unbewachten Moment von ihrem lieben Gesichtchen gestohlen hatte. Denn damals durfte der Müllersohn seine Augen noch nicht zu dem reichen Mädchen aus hoch angesehener Familie erheben, und diese Stimmung hoffnungsloser Sehnsucht wird es gewesen sein, die in jener

[1]) Knackfuß 15. Bilderschatz 514. Michel, S. 69. In Berlin ist das Selbstporträt mit dem Halsberg für diese farblose Malweise bezeichnend.

trüben Farblosigkeit seiner Bilder zum Ausdruck kam. Doch bald sollte die Traurigkeit einer glücklichen Erwartung weichen, und wieder erstrahlen seine Gemälde in freudiger Farbenlust. Der Simeon des Haag zeigt noch immer die Jahreszahl 1631, glüht aber schon in buntester Pracht. Doch das Farbengefühl des jungen Meisters hat sich unterdessen geläutert und vertieft. Er sucht nicht mehr den schreienden Gegensatz von Gelb und Blau, sondern tönt die kräftigen Localfarben gegen einander ab zu feinster Harmonie. Im Berliner Museum geben die „Minerva" und der „Raub der Proserpina" davon Zeugniß, die beide dem Simeon zeitlich sehr nahe stehen, auf der Ausstellung die sogenannte „Judenbraut" des Fürsten Liechtenstein vom Jahre 1632, ein Bild, das auch sonst durch den Gemeinsinn seines Besitzers der öffentlichen Besichtigung zugänglich ist und Jedem, der Wien besucht hat, unauslöschlich im Gedächtniß haften wird. Hier ist ein dunkles Blau mit einem tiefen Purpurroth so zart contrastirt, daß man den Gegensatz kaum noch als solchen empfindet; die Localfarben entziehen sich fast der Beachtung, und doch bleibt der Eindruck leuchtender Farbigkeit. Weiter unten, wo wir von den Porträts der Ausstellung zu reden haben, werden wir auf jenes köstliche Meisterwerk zurückkommen müssen; für jetzt verweilen wir noch bei den Historienbildern.

Das „Bad der Diana" vom Jahre 1635 zeigt uns noch immer die blühendste Farbenpracht, aber in ganz anderer Stimmung. Es herrschen nicht, wie wir das sonst bei Rembrandt gewohnt sind, Gelb, Braun und Roth, kurz, die warmen Farben vor, sondern den Grundton des Gemäldes bestimmt ein kühles Blau und Grün, von dem nur die nackten Frauenkörper leuchtend abstechen. In den bunten Gewändern der Nymphen, die in malerischem Durcheinander den Rand des Ufers bedecken, werden Roth und Gelb zwar nicht vermieden, aber es sind nicht jene brennenden Farben, wie man sie im Berliner Museum an der Susanna oder der Frau Potiphar's bewundern kann; stumpf und abgemildert fügen auch sie mit größter Feinheit sich der kalten Scala ein. Eine steile Felswand schließt, nur wenig gegliedert und mit etwas Strauchwerk belebt, die Wasserfläche, die sich nach vorn bis an den Rand des Bildes erstreckt, rechts als dunkler Hintergrund ab. Links öffnet sich der Blick in eine heroische Landschaft, die ganz in der Weise des Poussin componirt ist und auch dessen charakteristisches Blaugrün zeigt. Wieder treffen wir auf einen jener Eindrücke fremder Kunst, welche die empfängliche Seele unseres Malers jählings ergreifen, um schnell verwerthet und dann bald wieder überwunden zu werden. Die kleinen Figürchen freilich, die den Vordergrund in buntem Gewimmel reizend beleben, haben mit den akademischen Idealen des Franzosen nichts gemein, sondern sind durch und durch Rembrandtisch. Aus der Lichtung, welche die Felswand freiläßt, ist Actäon an den Rand des Ufers getreten, ein frischer Jüngling in hellgrünem Jägerkleide, das sich fein und discret von dem dunkelgrünen Hintergrunde abhebt. Während seine Hunde sich mit denen der Göttin herumbeißen, blickt er voll freudigen Staunens auf die nackte Mädchenschar. Aber schon hat ihn die Strafe ereilt. Man sieht noch die Handbewegung Diana's, die ihn eben mit den verhängnißvollen Wassertropfen bespritzt hat, und an seiner Stirne sprießen schon die Geweihe hervor.

Von ihren Begleiterinnen weichen einige erschrocken zurück; die meisten aber haben den Eindringling noch gar nicht bemerkt, sondern plätschern unbekümmert im Wasser umher oder treiben an der rechten Seite, wo von der Felswand sich ein sanfter Abhang zum Weiher neigt, auf dem Rasen des Ufers ihr lustiges Spiel. Denn als solches ist es offenbar gefaßt, daß sie eben in demselben Augenblick mit der Kallisto ringen, deren Schuld trotz ihres wilden Sträubens enthüllt wird. Uebrigens ist man weit entfernt, sie als wirkliche Schuld zu betrachten, sondern die tolle Mädchenbande sieht in der ganzen Geschichte nur einen capitalen Spaß. Hinter der Entlarvten steht ein nacktes Nymphchen mit den Zügen Saskia's, der Gattin Rembrandt's, und krümmt sich in ausgelassenem Gelächter. Dasselbe Modell kehrt dann unter den badenden Mädchen noch mehrmals wieder. Als Composition gehört dies kleine, aber sehr figurenreiche Bild zu dem Vollendetsten, was Rembrandt je geschaffen hat. Jener absichtliche Aufbau, den wir in seinen ersten Frühwerken beobachteten, ist ganz verschwunden, ohne daß doch auf die Grundsätze einer künstlerischen Gruppirung verzichtet wäre, wie es leider in manchen späteren Bildern geschieht. Ganz ungezwungen vertheilen sich die Figürchen, und doch wechseln in reizvollstem Contrast bewegte Gruppen und ruhige Flächen, und kräftig sind die Hauptpunkte hervorgehoben.

Minder erfreulich ist die Darstellung des Nackten, wenn man sie auch in ihrer Art gleichfalls vollendet nennen darf. Aber diese Art selbst ist uns ungewohnt und deshalb abstoßend, und wird es wohl auch immer bleiben. Wenn Rembrandt in den Gesichtern, auch dort, wo wir Idealgestalten erwarten können, nicht nach Schönheit strebt, sondern nur nach Lebenswahrheit und Ausdruck, so lassen wir uns das gerne gefallen. Denn auch grobe Züge können durch den Charakter, der sich in ihnen ausprägt, eine Schönheit gewinnen, die über das Spiel regelmäßiger Linien weit hinausgeht. Aber jenes Charakteristische pflegen wir nur im Gesicht, allenfalls auch in den Händen, in Haltung und Bewegung wahrzunehmen; den Formen des Körpers fehlt es zwar an sich keineswegs, aber da wir nur sehr selten Gelegenheit haben, ihn enthüllt zu betrachten, ist unser Blick dafür nicht geübt und geschärft. Was der Künstler darstellt und allein darstellen kann, ist ja nicht die Natur selbst, sondern nur ihr Bild, wie es sich in unserem Denken und Empfinden spiegelt. Jenes Spiegelbild aber, soweit es den nackten Menschenleib betrifft, haben wir uns viel deutlicher nach antiken Statuen eingeprägt als nach dem Leben. Wir können uns daher wohl ein häßliches Gesicht als natürlich vorstellen, weil wir ja immerfort ähnliche sehen; ein Körper von gemeinen Formen erscheint uns dagegen abnorm, so wenig er es in Wirklichkeit auch ist. Der Künstler aber soll zwar nicht nur das Schöne darstellen, wohl aber nur das Typische, d. h. das Normale, oder richtiger, was wir dafür halten.

Unser Menzel soll einmal den Ausspruch gethan haben, eine zerbrochene Kaffeetasse müsse für den Maler ganz ebenso interessant sein wie der vollkommenste Frauenleib. Unzweifelhaft ist es eine echt künstlerische Gesinnung, die an der Erscheinung an sich, ganz unabhängig von ihrem Gegenstande ihre reine Freude findet und Alles, was das Auge sieht, unbefangen nachzubilden

strebt. Auch Rembrandt hat ebenso empfunden; zwei todte Pfauen, deren Bild diese Ausstellung schmückt, hat er mit demselben sicheren Malerblick betrachtet, mit derselben Liebe dargestellt, wie nur irgend eine seiner Historien oder Bildnisse. Sogar einen geschlachteten Ochsen, der in der Werkstatt des Fleischers hängt, gibt er mit feinster Beobachtung der eigenthümlichen Fettbildungen und aller inneren Theile auf zwei prächtigen Bildern wieder. Aber was dem Künstler recht ist, ist darum dem Publicum noch nicht billig. Eine zerbrochene Kaffeetasse, auch wenn ein Menzel sie gemalt hat, wird es nicht so hoch werthen wie ein Werk, das ihm einen Theil seines inneren Lebens sichtbar vor das Auge rückt. Rembrandt hat sich um die Antike nicht viel gekümmert, ja in seiner Jugend, ehe er sich als eifriger Sammler von Kupferstichen auch nach dieser Richtung hin fortbildete, wird er sie kaum gekannt haben. Er malte also den nackten Menschenleib, wie er ihn sah, und fand ihn schön, nur weil er ein Stück sichtbarer Wirklichkeit war. Seine weiblichen Modelle konnte er schwerlich nach Belieben aussuchen; es war daher reiner Zufall, wenn ihm einmal, wie bei der Danae der Petersburger Eremitage[1]), ein wirklich schöner Act unter den Pinsel kam. In der Regel bleibt er am Gemeinen kleben und ist dabei künstlerisch vollkommen in seinem Rechte; aber auch das Publicum hat nicht minder Recht, wenn es solche Bilder ablehnt.

Damit soll übrigens keineswegs gesagt sein, daß auch das Bad der Diana abzulehnen wäre. Vielmehr würden in diesem Falle griechische Idealgestalten den Eindruck, den der Künstler hervorbringen wollte, nur gestört haben. Denn sein Verhältniß zu den mythologischen Stoffen ist ein ganz eigenthümliches, das wohl eine kurze Erläuterung verdient. Er besitzt ein äußerst feines Empfinden für die Wirklichkeit der Dinge. Schon in seiner Behandlung der biblischen Geschichten prägt es sich darin aus, daß er nur ausnahmsweise bei dem hergebrachten Schema ihrer Darstellung bleibt und sich in der Regel fragt: „Wie muß dies Geschehniß sich im wirklichen Leben nach der ganzen Art der Menschennatur abgespielt haben?“ Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung die köstliche Radirung mit der Verkündigung an die Hirten[2]. Die früheren Maler hatten sie immer in ruhig andächtigem Knieen oder Stehen die selige Botschaft des Engels vernehmen lassen. Rembrandt dagegen sagt sich, daß eine übernatürliche Erscheinung in jedem normalen Geschöpf zunächst Furcht und Schrecken hervorrufen muß. Er läßt daher die Herde in wirrem Entsetzen toll durch einander laufen, und auch von den Menschen folgen die meisten dem gleichen, unwiderstehlichen Triebe. Nur einer hat Muth und Besonnenheit genug, um, wenn auch immer noch mit einer Gebärde des Schreckens, niederzuknieen und die himmlische Verkündigung zu vernehmen. Auf diese Weise übersetzt er sich die Bibel, die für ihn heilige Wahrheit ist, ins Wirkliche und Lebendige. Die Mythologie ist ihm weder wahr noch wirklich; eben darum aber wird sie leicht für ihn lächerlich und gern behandelt er sie parodostisch. Wie ihm Ganymedes zum plumpen Bauer-

[1]) Michel, S. 224.

[2]) Knackfuß 42. Seidlitz, S. 37. Michel, S. 197.

jungen wird, der sich heulend vom Adler emportragen läßt[1]), so waren jene drallen holländischen Dirnchen, die auf unserem Bilde so lustig und natürlich im Wasser herumplatschen, für ihn gerade die rechten Nymphen der Diana.

Viel minder erfreulich ist mir daher die hochberühmte Bathseba des Barons Steengracht im Haag, die auf dieser Ausstellung das zweite und letzte Beispiel für Rembrandt's Behandlung des Nackten bietet. Denn hier ist der Gegenstand ernst gemeint und erforderte daher auch eine strengere Behandlung. Zwar ist dies Weib nicht gerade häßlich, sondern eine ganz normale Frau in reiferen Jahren; aber für die Schönheit, die den frommen König David in eine Todsünde treiben konnte, ist das doch nicht genug. Auch kommt die feine Farbenwirkung des Bildes durch einen gleichförmigen braunen Firniß, der es jetzt überzieht, aber wohl leicht zu beseitigen wäre, nicht zu ihrer vollen Geltung, und das Gleiche gilt von einer sehr schönen Verstoßung der Hagar, die drei Jahre früher (1640) gemalt ist, aber in der Art der Ausführung mit der Bathseba viel Verwandtes zeigt. Wie die Farben auf diesen Gemälden ursprünglich gemeint waren, läßt ein gleichzeitiges Bild des Herzogs von Westminster erkennen, das den Besuch der Maria bei Elisabeth darstellt. Da es in der Composition ebenso fein ist wie in der Färbung und beide in ihrem ganz eigenthümlichen Zusammenwirken einen neuen Fortschritt in der Entwicklung unseres Künstlers bezeichnen, müssen wir bei ihm etwas länger verweilen.

Der Schauplatz zeigt uns links zur Seite einen mächtigen Thorbau von jener phantastischen Architektur, wie sie auch im Simeon des Haag wiederkehrt und unverkennbar zeigt, daß Rembrandt von den Säulenordnungen der Antike auch nicht die entfernteste Ahnung besaß. Davor zieht sich eine Freitreppe herab, die mit mehreren breiten Absätzen den ganzen Vordergrund einnimmt und zum Schauplatz der Handlung wird. Rechts öffnet sich, in Dunkel verschwimmend, der Blick auf eine Stadt mit einem großen stumpfen Thurme, zu der, wenn wir nicht irren, unter den Handzeichnungen des Berliner Kupferstichcabinets sich eine Studie befindet. Doch ist der obere Theil des Hintergrundes bogenförmig durch ein rauchartiges Gewölke abgeschlossen, auf dem man, kaum kenntlich in ihren nebelhaften Umrissen, schwebende Engel wahrnimmt. Hinten am Fuße der Treppe hält ein Diener das Pferd, das Maria hergebracht hat; sie selbst schreitet auf den letzten höchsten Stufenabsatz zu, während eine junge Mulattin, deren aufgestülpte Nase und grobe Züge zu der zarten Schönheit ihrer Herrin in feinem Gegensatze stehen, ihr den Reisemantel abnimmt. Doch die alte Elisabeth ist ihr die Treppe hinab schon entgegengeeilt und umfaßt sie liebevoll, zugleich den Blick in heißem Dankgebet für den kommenden Erlöser gen Himmel richtend. Und aus der Thüre kommt mit hastiger Bewegung der weißbärtige Zacharias, die müden Greisenglieder, denen diese Eile ungewohnt ist, auf die Schulter seines Söhnchens stützend. So ist die Freude über den willkommenen Besuch in den Gestalten der drei Begrüßenden sehr schön zum Ausdruck gebracht. Aus dem Gewölke fällt ein

[1]) Museum III, 29. Bilderschatz 1271.

heller Lichtstrahl auf die Köpfe der beiden Hauptpersonen, beleuchtet aber nur das runzlige, begeisterte Gesicht der Greisin ganz von vorn; bei Maria ruht er auf dem Nacken und der halben Wange, so daß der größte Theil ihrer reizenden, jungfräulich verschämten Züge in lichtem Dämmer bleibt. Auch hier ist also jener feine Kunstgriff Rembrandt's, den wir schon früher beobachten konnten, das Auge dadurch bei dem Hauptsächlichsten festzuhalten, daß er es ihm leicht verhüllend zu entziehen scheint, wieder zur Anwendung gebracht. Und wie das volle Licht, so ist auch die Farbe auf den Hauptpunkt concentrirt; alles Uebrige umgibt ein braunes Helldunkel. Dort ist sie nicht minder reich und bunt als in dem Bade der Diana; Purpurroth und Weiß, Blau und Gelb stehen in der Gewandung der beiden Frauen neben einander. Doch sind sie zu einer viel feineren Harmonie abgetönt und dann leise verklingend in das Braun der Umgebung übergeleitet. Und ganz ähnliche Farben waren, wie sich noch deutlich erkennen läßt, auch bei den Dienerinnen der Bathseba, die ihr das Haar kämmen und die Zehennägel beschneiden, mit dem leuchtenden Fleische des nackten Körpers contrastirt. Auch hier war alles Licht auf der Hauptgestalt vereinigt, und die Nebensachen verschwammen in einem gleichmäßig braunen Dämmer.

In diesen Bildern tritt uns mit besonderer Deutlichkeit ein seltsamer Widerspruch entgegen, der in dem künstlerischen Empfinden Rembrandt's tief begründet ist. Keiner hat mit größerem Ernste nach voller Lebenswahrheit gestrebt; aber nur in Zeichnung, Anordnung und Formengebung legt er Werth auf die Natürlichkeit, in der Beleuchtung und Färbung ist sie ihm ganz gleichgültig. Auf dem Bilde des Herzogs von Westminster hat er sich nicht gescheut, die Landschaft des Hintergrundes in tiefe Nacht zu hüllen, während die Hauptgestalten vorne vom hellsten Sonnenschein bestrahlt sind. Für diesen derben Realisten sind eben Licht und Farbe die idealen Elemente, die nicht zur Verkörperung der plumpen Wirklichkeit, sondern nur dem künstlerischen Zwecke der Schönheit dienen sollen. Diese Anschauung mag seine frühe und ausgedehnte Thätigkeit mit der Radirnadel in ihm hervorgerufen haben. Denn wo man nur durch Weiß und Schwarz wirken kann, da läßt sich nicht darnach streben, den vollen Eindruck der Natur nachzuschaffen, sondern nur darnach, die Stimmung, welche sie hervorruft, in dem Beschauer wiederzuerwecken. Diesen Zweck verfolgt er auch in seinen Gemälden, obwohl sie an sich ein anderes Verfahren wohl zugelassen hätten, und erreicht ihn in vollstem Maße. Denn Keinem, der in naiver Betrachtung vor seinen Bildern steht, wird es einfallen, daß es eigentlich unnatürlich ist, wenn der Himmel dunkler erscheint, als die von ihm beleuchteten menschlichen Gestalten. Rembrandt legt eben das schärfste Licht auf dasjenige, was ihm das Wesentlichste scheint, und subjektiv hat er darin ganz Recht. Denn wer einen Gegenstand mit durchdringender Aufmerksamkeit ansieht, dem wird er sich scheinbar erhellen und das Nebensächliche für sein Auge in Dämmer zurücktreten. So malt unser Künstler, wie der Beschauer empfindet, und spiegelt ihm die Wirklichkeit eben durch das vor, was thatsächlich von ihr abweicht.

II.

Mit den eben besprochenen Bildern sind wir in die Periode eingetreten, die man für die Blüthezeit Rembrandt's hält, wie ich glaube, mit Unrecht. Denn ein Meister, der fast bis zu seiner Todesstunde nicht müde wird, immer Neues zu lernen, hat keine Blüthezeit, sondern er wird desto besser, je länger er lebt und strebt. Freilich bewegt er sich oft in einer launischen Reaction gegen sich selbst; kräftige Farben wechseln mit einer fast farblosen Tonmalerei, strengste Composition mit völliger Regellosigkeit. Dies stete Unzufriedensein mit dem Erreichten, dies ewige Suchen nach neuen Wegen hat ihn zwar mitunter in die Irre geführt. Aber mag auch einzelnes Verfehlte dabei herausgekommen sein, so ist es doch gerade dies unermüdliche Weiterstreben, was seinen Werken ihre immer neue Frische gibt.

Der Zeit nach folgen jetzt zwei Bilder, die von besonderem Interesse für den Berliner sind, da sie zu zweien der köstlichsten Perlen seines Museums in engster Beziehung stehen. Das eine ist eine Studie zur Susanna, aber als kleines Brustbild abgeschnitten. Das weibliche Modell dürfte wohl dasselbe gewesen sein; doch weil ihm hier jener Ausdruck schamhaften Schreckens, jene großen, fragenden Augen fehlen, die den Hauptreiz der Berliner Susanna ausmachen, ist die an sich nicht schöne Person zur reinen Meerkatze geworden. Wahrscheinlich haben wir hier einen ersten Versuch vor uns; Rembrandt verwarf ihn, aber indem er ein fertig gemaltes Stück aus der größeren Leinwand herausschnitt, machte er diesen Theil, der ihm seines höchst lebendigen Fleisches wegen der Erhaltung werth scheinen mochte, zu einem selbständigen Bildchen. Das Berliner Gemälde ist also das Ergebniß wiederholter Ansätze, bis endlich der Künstler etwas zu Stande brachte, was seinen Ansprüchen an sich selbst voll genügte. Bedeutender als dieser verfehlte Versuch ist das zweite Bild, und dieses gehört zu den allgemein zugänglichen, da es aus der Kopenhagener Glyptothek entliehen ist. Ein junger Mann in rother Mütze und jener phantastischen Gewandung, wie sie Rembrandt seinen biblischen Gestalten zu verleihen pflegt, steht in vollem Licht am offenen Fenster und liest in einem aufgeschlagenen Buche. Doch die Figur nimmt nur ganz an der Seite einen kleinen Theil der Leinwand in Anspruch; der Rest ist durch einen Lehnstuhl, einen Tisch mit Büchern, ein Bett im Alkoven, kurz, durch lauter gleichgültige Dinge ausgefüllt, die meisterlich gemalt sind, aber an sich das Interesse des Künstlers kaum erregen konnten. Die Hinzufügung dieses Beiwerks, das so übermäßigen Raum einnimmt, hat wohl nur den Zweck, ein vorgeschriebenes Format zu erreichen; dies Format aber ist ungefähr dasselbe wie bei der Susanna und der Vision des Daniel, die längst ein besonderer Liebling des Berliner Publicums ist, und der Malweise nach muß auch die Zeit der drei Bilder etwa die gleiche sein; denn nur die Susanna ist datirt (1647). Allerdings stimmen die Maße nicht ganz genau überein; doch in diesen Aeußerlichkeiten ist unser Künstler auch sonst recht nachlässig gewesen. Die Münchener Passionsbilder, die nach eigenhändigen Briefen von ihm sicher als Gegenstücke gedacht waren, zeigen in ihrem Umfange gleichfalls kleine Abweichungen. Eine urkundliche Beglaubigung dieser Art hat sich in unserem Falle zwar nicht erhalten, doch der Inhalt der Gemälde

bietet einen deutlichen Wink, der auf ihre Zusammengehörigkeit hinweist. Aus jenem Fenster, an dem der lesende Jüngling steht, blickt man nämlich auf ein seltsam gestaltetes Bauwerk hinaus, und genau dasselbe erscheint auch im Hintergrunde der beiden Berliner Bilder, womit doch offenbar ausgedrückt werden soll, daß alle drei den gleichen Schauplatz haben. Nun bedeutet ein Mann, der in einem Buche liest, für Rembrandt einen Gelehrten, in erster Linie einen Theologen; die biblische Gewandung läßt in ihm einen Evangelisten oder Propheten erkennen, das jugendliche Alter auf Daniel schließen. Es scheint danach, als wenn unser Künstler in einem zusammenhängenden Bildercyklus die Geschichte des Daniel hat malen wollen; denn auch Susanna, die dieser vor der ungerechten Verurtheilung errettete, gehört ja in diesen Kreis. Daß ihre Darstellung allein von den drei Bildern eine Bezeichnung trägt, weist gleichfalls nach derselben Richtung, da Rembrandt es nur selten unterläßt, auf seine Gemälde, namentlich wenn sie ihm von einiger Bedeutung scheinen, wie es hier doch zweifellos der Fall war, in berechtigtem Stolze seinen Namen zu setzen. Bei Gegenstücken aber genügte es, wenn er dies nur auf einem that, weil sie ja zusammen hängen sollten und Jeder auf den ersten Blick die Gemeinsamkeit ihrer Herkunft erkennen konnte. Ob Rembrandt mit seinem Danielcyklus ganz fertig geworden ist und sich außer den Stücken in Berlin und Kopenhagen noch andere in irgend welchen Privatsammlungen zerstreut finden, weiß ich nicht. Jedenfalls sind unter den Handzeichnungen der Ausstellung mehrere prächtige Studien zu Löwen in verschiedenen Stellungen, wie ähnliche auch im Reichs-Museum und in der Albertina zu Wien vorkommen[1]), und ein flüchtiger Entwurf zu einem Daniel in der Löwengrube. Daß sich Rembrandt also auch mit diesem Gegenstande, der in einem solchen Cyklus natürlich nicht fehlen konnte, zeitweilig beschäftigt hat, steht außer Zweifel, womit freilich noch nicht gesagt ist, daß der Plan auch wirklich seinen Abschluß fand.

In dem Bade der Diana waren Licht und Farbe ziemlich gleichmäßig über die Masse der Gestalten vertheilt, in der Begegnung und der Bathseba beide auf dem Hauptpunkte gesammelt; aber in den gleichzeitigen Werken herrschte doch meist derselbe Grundsatz. Bei dem Danielcyklus dagegen ist Rembrandt schon so frei geworden, daß er in jedem seiner Bilder ein verschiedenes Princip befolgen kann. In den beiden Berliner Gemälden leuchten die Hauptgestalten, das eine Mal der Engel, das andere Mal der nackte Körper der Susanna, noch immer hell aus dem umgebenden Helldunkel hervor; in dem Kopenhagener dagegen verbreitet sich das Licht über den ganzen Raum. Hier ist der hervorstechendste Farbenpunkt die rothe Mütze des Lesenden, hebt also den Kopf der menschlichen Gestalt als das Wesentlichste scharf hervor; bei der Susanna aber ist das prächtige rothe Gewand der Badenden seitwärts in das Dunkel gelegt; ihr Gesicht wird nur gehoben durch das feine weiße Leuchten der Perlen in ihren Ohrgehängen, also durch zwei Punkte reinen Lichtes; bei der Vision endlich ist jede hervorstechende Farbe, wie sie das Roth

[1]) Knackfuß 86. Michel, S. 374.

jenes Kleides trotz seiner Beschattung doch noch bot, ganz vermieden. Was in der Begegnung und den gleichzeitigen Gemälden noch vereinigt war, ist also hier getheilt; das eine Mal nur durch die Farbe, die andern Male nur durch das Licht der wichtigste Punkt bezeichnet. Eben weil die drei Bilder als Gegenstücke zu einander gehörten, durften sie nicht einförmig wirken, sondern mußten durch eine möglichst verschiedene Behandlung in Contrast gesetzt werden.

Unter den Historienbildern, wenn wir die zweifelhaften oder sicher unechten ausnehmen, bleiben nur noch sehr wenige übrig, die mit Jahreszahlen bezeichnet sind, und zwei davon sind kaum Historienbilder zu nennen. Ich meine die beiden Brustbilder Christi vom Jahre 1661, denen sich ein Christuskopf aus nahezu derselben Zeit anschließt. Aber so prächtig sie auch ausgeführt, so tief sie selbst zum Theil empfunden sind, entspricht doch dies Empfinden kaum dem unseren. Die Schuld daran trägt nur der unerbittliche Wirklichkeitssinn unseres Meisters. Er kann sich nämlich nicht enthalten, seinem Heiland einen leisen Anklang an den semitischen Typus zu geben, der ihm aus dem Judenviertel von Amsterdam ja sehr genau bekannt war; man denke nur an das wunderbare kleine Bildniß des Berliner Museums, das gerade die Eigenthümlichkeit der Rasse mit so scharfer Charakteristik zum Ausdruck bringt. Nun unterliegt es zwar keinem Zweifel, daß Jesus von Nazareth als Jude geboren ist; aber den fleischgewordenen Gott stellen wir uns doch am Liebsten als das reine Ideal allgemeiner Menschlichkeit, ohne die zufälligen Merkmale einer einzelnen Rasse vor. Rembrandt aber dachte zu historisch und folgte zu treu seiner Ueberzeugung, als daß er auf etwas hätte verzichten können, was ihm für den wirklichen Jesus wesentlich erschien.

Man meint gewöhnlich, die Alten hätten auf das historische Costüm, zu dem im Grunde doch auch der Rassentypus gehört, gar keinen Werth gelegt, und neuerdings haben einzelne Maler begonnen, sie auch darin nachzuahmen, indem sie Christus bald unter Menschen unserer eigenen Zeit, bald unter Puppen mit reinen Phantasiekleidern mitten hineinstellen. Bei einzelnen Malern der früheren Jahrhunderte, z. B. bei Paolo Veronese, dürfte jene Annahme theilweise das Richtige treffen; bei den meisten aber ist sie ganz entschieden irrig. Die Italiener malten ihre biblischen Gestalten in antiker Gewandung, weil sie durch die zahlreichen Statuen, die ihr Boden zurückgegeben hatte, genau wußten, wie antike Gewandung aussah; die Nordländer mußten wohl zur modernen greifen, weil ihnen jene Vorbilder eben fehlten. Freilich halfen sich einige dadurch, daß sie die Italiener nachahmten; aber dies geschah fast immer auf Kosten ihres eigenen Empfindens und ihrer unmittelbaren Anschauung. Nur wer von ihnen sich so mit dem Geiste der Antike durchtränkt hatte wie der gelehrte und weitgereiste Rubens, konnte ohne Gefahr diese Bahnen wandeln. Rembrandt war nicht in dieser Lage; er sah in den großen antiken Mänteln mit ihrem traditionellen Faltenwurf ein gemachtes Idealcostüm, keine Kleider der Wirklichkeit, wie sein gesunder Realismus sie verlangte. Nur bei Christus duldete er den ungenähten Rock, von dem ja die Passionsgeschichte erzählte; im Uebrigen griff er zu der phantastischen Tracht

der Amsterdamer Juden, die wenigstens der Nationalität, wenn auch nicht der Zeit der biblischen Personen entsprach. Daß er damit nicht genau das Richtige traf, wird er wohl gewußt haben, wie heute jeder Philologe weiß, daß er das Lateinische und Griechische nicht ganz so aussprechen kann wie ein Römer oder Athener, weil diese echte Aussprache eben unbekannt ist und sich nie in vollem Umfange wird erforschen lassen. Aber darum meinte er keineswegs, auf eine gewisse archäologische Treue verzichten zu müssen. Der deutlichste Beweis dafür ist die Dresdener Hochzeit Simson's, wo die Gäste an der Tafel nicht sitzen, sondern auf Speisesophas liegen, wie dies aus dem Alterthum überliefert ist[1]). Denn daß man hierin keinen Zufall erblicken darf, zeigen Aussprüche von Zeitgenossen Rembrandt's, die gerade dies als Beweis tiefster Gelehrsamkeit und sorgfältigster historischer Treue an dem Bilde rühmen. Unser Künstler ging eben von dem trefflichen Grundsatze aus, Alles so zu malen, wie er es sich als wirklich geschehen denken konnte, und dazu gehörte auch das geschichtliche Costüm und nicht minder der semitische Typus des Christuskopfes.

Waren diese Köpfe durch einen weiten zeitlichen Abstand von den Danielbildern getrennt, so folgt jetzt schon aus dem Jahre 1663 ein Homer als merkwürdiges Beispiel, wie Rembrandt auch dem unmittelbaren Einfluß der Antike zugänglich war. Denn das Bild lehnt sich aufs Engste an eines jener Idealporträts des Epikers an, von denen das schönste Beispiel jetzt die Bibliothek von Sanssouci schmückt. Wahrscheinlich geht es auf eine Marmorcopie zurück, die sich im Besitze von Rembrandt's Freund, dem Bürgermeister Six, befand und noch heute ein Gemach seines Hauses ziert. Es ist bezeichnend für unseren Meister, daß er sich zur Nachahmung nicht eine Venus oder einen Apoll, sondern diesen runzligen, charakteristischen Greisenkopf erwählt hat. Der Dichter ist in lebensgroßem Kniebilde dargestellt, ganz wenig nach rechts gewendet. Sein lichtloses Auge starrt visionär ins Leere hinaus, die linke Hand stützt sich auf den Stab, mit dem der Blinde sich seinen Weg tasten muß, die rechte scheint sich leise auf und ab zu bewegen, als wenn sie die Verse scandirte. Vor seinen Knieen erkennt man die Reste eines Tisches, darauf ein beschriebenes Papier, auf dem sich eine Feder hinbewegt. Die Hand, die sie führte, ist nicht mehr sichtbar; das Gemälde ist also nur Fragment. Der jetzt fehlende Theil muß einen Schüler enthalten haben, der nach dem Dictat des blinden Dichters seine Epen aufschrieb. Der Ton des Bildes ist von dem leuchtenden Citronengelb des Mantels beherrscht, einer Farbe, die Rembrandt in dieser seiner Spätzeit besonders bevorzugt. Was aber vor Allem in die Augen fällt, ist die erstaunliche Kühnheit und Energie der Mache. In dicken körperlichen Massen ist die Farbe hingesetzt, meist wohl gar nicht mehr mit dem Pinsel, sondern mit den Fingern oder dem Spachtel. Es ist, als wenn eine hastige Ungeduld den Maler drängte, das Bild, das er in seinem Hirne trägt, sich möglichst rasch auch sichtbar vors Auge zu stellen. So hat Rembrandt gerade in seiner letzten Zeit eine zündende Pracht der Technik erreicht, der nichts aus seinen früheren Jahren gleichkommt.

[1]) Bilderschatz 285. Knackfuß 90.

Dies zeigt sich auch in dem Bilde des Darmstädter Museums vom Jahre 1668[1]); es ist dies das späteste Datum, das sich überhaupt auf einem Werke des Meisters gefunden hat, obgleich er noch bis in das folgende Jahr lebte. Der Moment ist hier dargestellt, wie Christus von zwei Schergen an die Säule gefesselt wird, an der er die Stäupung erleiden soll. In der Composition, wie in der Mache ist auch dies Gemälde von verblüffender Meisterschaft; aber von der warmen Empfindung, welche die früheren religiösen Gemälde unseres Künstlers auszeichnet, läßt er hier an der Schwelle des Todes wenig mehr bemerken.

Noch mehrere undatirte Historienbilder schieben sich zwischen die hier besprochenen zeitlich hinein, manche darunter von hohem Reize. So eine köstliche Beschneidung Christi, die dem Homer in der Farbe nah verwandt, aber dem bescheidenen Format entsprechend viel zahmer gemalt ist, ein David vor Saul die Harfe spielend in brennend rothen Tönen und das kleine Kniebild eines Engels mit einem Sternenkranz um das Haupt, eine Erscheinung von überirdischem Lichtglanz. Andere, z. B. die Klage Jacob's über den blutigen Rock des Joseph, zeigen wieder, wie roh und formlos der Naturalismus Rembrandt's werden konnte, wenn einmal sein guter Geist ihn verließ. Bei einem Gebärdenspiel von wildester Uebertreibung bleibt das Bild doch ausdruckslos, ein wirrer Menschenhaufe ohne jede Composition. Manches, und nicht nur Unbedeutendes, müssen wir übergehen, schon um die Geduld unserer Leser nicht zu sehr auf die Probe zu stellen. Wir verweilen daher nur noch bei einem Bilde des Reichs-Museums, das von jeher für eine der großartigsten Leistungen Rembrandt'scher Kunst gilt, dessen Bedeutung aber noch immer räthselhaft ist. Früher nannte man es die Judenbraut, obgleich die darauf dargestellten Personen keine Spur des semitischen Typus zeigen; jetzt neigt man mehr dazu, Boas und Ruth darin zu erblicken, wahrscheinlich mit Recht[2]).

Auf einer breiten Leinwand, von der rechts und links ausgedehnte braune Flächen ganz leer bleiben, sieht man zwei lebensgroße Gestalten, etwas unter dem Knie abgeschnitten. Ein Mann, der nur ein leichtes Schnurrbärtchen trägt, aber doch schon in reifen Jahren ist, umfaßt ein junges Weib von so zarter Schönheit, wie Rembrandt sie wohl nie wieder dargestellt hat. Sie hält mit der Rechten ihr Gewand zusammen; mit der Linken scheint sie seine Rechte, die auf ihrem Busen ruht, schüchtern zu streicheln. Seine phantastische Gewandung, wie sie Rembrandt's biblischen Figuren eigen ist, glänzt in Citronengelb und seltsam grünlichen Tönen, die ihre in einem zarten Pfirsichroth, drei Farben, die mit dem Fleischton, dem Flimmern ihres reichen Geschmeides und dem Braun des Hintergrundes zu wunderbarer Harmonie zusammenfließen. Die Kleider sind mit höchster Virtuosität in jener breiten, hastigen Manier hingestrichen, die wir schon beim Homer bewundern konnten. Dagegen zeigt das Gesicht der Frau die feinste Modellirung in flüssigen Lasuren, mit denen die Plastik ihrer weichen Züge so lebendig herausgearbeitet

[1]) Michel, S. 505.
[2]) Michel, S. 489.

ist, wie selbst ein Rembrandt dies kaum zum zweiten Mal hat erreichen können. Der Kopf des Mannes ist nicht viel weniger durchgeführt, die Hände dagegen nur ganz flüchtig angelegt, obgleich sie durch ihre helle Beleuchtung kräftig hervorgehoben werden. Man hat den Eindruck, als wenn das Bild unvollendet wäre, und der breite, leere Hintergrund verstärkt ihn. Denn schon die Ausdehnung desselben, die weit über den für die beiden Gestalten erforderlichen Raum hinausgeht, scheint darauf hinzudeuten, daß der Künstler ihm keine ganz unbedeutende Stelle zugedacht hatte. Vielleicht sollte hier das Feld mit seinen Schnittern dargestellt werden, auf dem Boas die Ruth zum ersten Mal erblickte; in den dunkler braunen Flecken, die hier und da die große Fläche unregelmäßig unterbrechen, lassen sich allenfalls die ersten skizzenhaften Andeutungen von Büschen erkennen, wie sie in die Landschaft gut hineingepaßt hätten. Ist dies richtig, so haben wir in diesem köstlichen Gemälde wohl ein Werk zu erblicken, das Rembrandt bei seinem Tode halb fertig zurückließ: wahrlich ein Schwanengesang, der eines solchen Meisters würdig ist.

Mit einigen Worten müssen wir noch der Grisaillen gedenken, unter denen eine höchst ausdrucksvolle Grablegung und die sogenannte Landeseintracht des Rotterdamer Museums die erste Stelle einnehmen, ein Bild, das den westphälischen Frieden in einer ganz unverständlichen, aber prächtig gemalten Allegorie feiert. Demjenigen, der das Berliner Museum besucht hat, ist die Art dieser grau in grau oder richtiger braun in braun gemalten Bilder wohl bekannt, da sich dort das glänzendste Beispiel derselben befindet, die Predigt des Johannes oder, wie man sie wohl mit besserem Rechte nennen kann, die Bergpredigt. Eigentliche Skizzen, d. h. flüchtige Vorstudien für künftig auszuführende Gemälde, sind dies nicht; solche dürfte Rembrandt kaum je gemacht haben. Wie oft erlebt man es nicht bei den heutigen Künstlern, daß sie ihre frische Begeisterung für einen Gegenstand in solchen vorbereitenden Arbeiten verbrauchen und das abschließende Werk, das sie nach diesen fertigen, dann zur matten, freudlosen Selbstcopie wird. Wenn dies schon bei kühleren Naturen einzutreten pflegt, wie viel mehr bei dem feurigen Rembrandt, der sich jedem Eindruck des Augenblicks hinzugeben pflegte. Er kannte sich selbst und scheute sich daher, etwas in anderer Weise anzufangen, als gleich in der Form des zur Vollendung bestimmten Kunstwerks; denn als solche müssen doch auch seine zahlreichen Studienköpfe betrachtet werden. Handzeichnungen, die in flüchtigem Umriß eine Composition markiren, gibt es von ihm zu Hunderten; aber nur ein kleiner Bruchtheil davon ist später als Gemälde ausgeführt worden, während die meisten seiner fertigen Bilder, die kaum in viel geringerer Zahl vorhanden sind, wieder in den Zeichnungen keine Anknüpfung finden. Von dem farbenfreudigsten aller Maler, der gerade in der Farbe so gern und viel experimentirte, sind doch Farbenskizzen kaum erhalten, sondern nur jene Grisaillen. Der Zweck derselben ist denn auch längst erkannt. Für sich abgeschlossene Kunstwerke sollten es nicht sein, aber auch nicht Skizzen für Rembrandt's eigenen Gebrauch, sondern Vorlagen, um danach durch Schülerhand Radirungen für den Kunsthandel fertigen zu lassen. Kam dann aber ein Liebhaber, der an der Grisaille selbst Gefallen

fand und sie für einen guten Preis kaufte, so blieb der Stich unausgeführt; denn eine neue Vorlage zu machen, fand Rembrandt kaum die Stimmung. So gibt es Grisaillen, zu denen die entsprechenden Radirungen vorhanden sind, und diese verrathen dann die Arbeit untergeordneter Gehülfen, die nur hier und da von der Nadel des Meisters übergangen ist; andere dagegen existiren nur in Oel, z. B. die Landeseintracht und die Bergpredigt, die ursprünglich wohl als Gegenstück zu dem weltberühmten Hundertguldenblatt gedacht war. Wie diese schönste aller Radirungen Christus als Arzt der leidenden Menschheit darstellt, so die Grisaille als ihren Lehrer; wie dort den kranken Körper, heilt er hier den Geist. Und auf beiden Bildern stehen neben den Gläubigen, die ihn freudig als ihren Retter erkennen, die falschen Priester, die ihm Verderben sinnen, und die Gleichgültigen, die in den Spielen und Geschäften des täglichen Lebens ihr Seelenheil vergessen. So stehen diese beiden herrlichen Kunstwerke in der innigsten Beziehung zu einander, obgleich sie durch irgend einen Zufall nach der Art ihrer Technik keine Gegenstücke mehr bilden können.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Aus der Geschichte des Berliner Buchhandels.

[Nachdruck untersagt.]

1. Die Korporation der Berliner Buchhändler. Festschrift zur Feier ihres funfzigjährigen Bestehens am 1. November 1898. Von Ernst Vollert. Berlin, Verlag der Korporation der Berliner Buchhändler. 1898. 200 S.
2. Beiträge zur Culturgeschichte von Berlin. Festschrift. Berlin, Verlag der Korporation der Berliner Buchhändler. 1898.

Dreiundzwanzig Jahre später als der Börsenverein der deutschen Buchhändler, der ganz Deutschland, „so weit die deutsche Zunge klingt", umfaßte und, was oft mit einer aus Stolz und Bitterkeit gemischten Empfindung ausgesprochen worden ist, Jahrzehnte lang die einzige Vereinigung war, die eine deutsche Einheit darstellte, ist eine der bedeutendsten Gemeinschaften im deutschen Gesammtbuchhandel, die Korporation der Berliner Buchhändler, gegründet worden. Sie entstand in sturmbewegter Zeit, im Revolutionsjahre 1848, und am 1. November d. J. hat sie das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens begehen können.

Die Erinnerung an diese schöne Feier wie an die wechselvolle Vergangenheit des Berliner Buchhandels wird dauernd durch zwei literarische Veröffentlichungen festgehalten, mit denen sich die Korporation viel Ehre eingelegt hat: eine nach Inhalt und Form gleich ausgezeichnete Geschichte der Korporation hat der Besitzer der altangesehenen Weidmann'schen Buchhandlung, Ernst Vollert, geschrieben, und gleichsam ein Beilagewerk hierzu, das die Berliner Buchhandelsgeschichte in vielen Theilen bis hinauf zu ihren Anfängen ergänzt und erweitert, sind die „Beiträge zur Culturgeschichte von Berlin", die sechzehn Berliner Schriftsteller auf den Wunsch des Vorstandes beigesteuert haben; sie lassen den festen Zusammenhang erkennen, der zwischen dem Buchhandel und dem geistigen Leben Berlins besteht, und der Redacteur der „Beiträge", der bekannte Bibliophile Otto Mühlbrecht, Mitinhaber der Buchhandlung Puttkammer & Mühlbrecht, hat sich insbesondere auch durch das schöne, anziehende Aeußere, das er dem stattlichen Bande gegeben hat, den Anspruch auf die Anerkennung selbst der verwöhntesten Bücherliebhaber erworben.

Der Berliner Buchhandel ist aus den ärmlichsten, kümmerlichsten Anfängen erwachsen. Der Geschichtschreiber des deutschen Buchhandels, Friedrich Kapp[1]), schrieb einmal, die beiden ersten Jahrhunderte des brandenburgisch-preußischen Buchdruckes und Buchhandels seien gerade so klein und ärmlich gewesen wie die Anfänge des brandenburgisch-preußischen Staates, sie unterschieden sich höchstens dadurch von dessen Entwicklung, daß sie nichts von der inneren Frische und treibenden Kraft in sich hätten, die Kurfürstenthum und Königthum in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu ihrer hervorragenden politischen Stellung erhoben. Erst Friedrich

[1]) Buchdruck und Buchhandel in Brandenburg-Preußen. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. VII, S. 6.

Nicolai bezeichnet er als den Anfangspunkt des Erwachens selbständiger literarischer Thätigkeit in Berlin. Ernst Vollert stimmt ihm bei, wenn er schreibt: „Von einem Berliner Buchhandel kann erst seit etwa hundertundfünfzig Jahren die Rede sein.“ Wenn man aber die stattlichen Berliner Verlagsartikel aus der Zeit des Großen Kurfürsten und der beiden ersten Könige überblickt, so kann man diese Auffassung nicht theilen.

Der dreißigjährige Krieg hatte allerdings wie mit dem Wohlstande der Berliner Bürgerschaft, so mit dem damals noch in den Kinderschuhen steckenden Buchhandel aufgeräumt; aber schon der Große Kurfürst hat die Niederlassung von Buchhändlern begünstigt, und die Handlungen und Druckereien, die zu seiner Zeit bestanden, haben nicht allein mit Schulbüchern und Schreibtafeln, mit Kalendern, Gebetbüchern und Postillen gehandelt, sondern sie haben Werke verlegt, die nach Inhalt und Ausstattung den Vergleich mit den schönsten Verlagsartikeln von Frankfurt und Leipzig nicht zu scheuen brauchen, wie die lange Reihe der von Christoph Runge, Rupert Völcker, Jeremias Schrey und anderen Berliner Buchhändlern und Druckern verlegten und gedruckten Bücher beweist.

Weit größere Bedeutung gewann der Berliner Buchhandel unter der Regierung des ersten preußischen Königs, unter dem Schutze und der Förderung, die die Königin Sophie Charlotte der Wissenschaft und Kunst gewährte, und selbst unter dem Soldatenkönig. Solche monumentale, mit reichem, schönem Bilderschmuck ausgestattete Folianten wie die lateinische und deutsche Ausgabe von Pufendorf's „Leben des Großen Kurfürsten“, Beger's „Thesaurus Brandenburgicus“, Johann von Besser's „Preußische Krönungsgeschichte“ ꝛc. konnten eben nur so leistungsfähige Buchhändler auf den Markt bringen wie die beiden Rüdiger's, Jeremias Schrey's Erben und Ulrich Liebpert.

Im Jahre 1713 zählte der amtliche Adreßkalender von Berlin bereits sieben Buchhändler neben fünf Buchdruckern auf, und der bedeutendste unter ihnen war der in dem letzten Jahrzehnt aus Heidelberg eingewanderte Johann Michael Rüdiger. Er hat ein Menschenalter lang als Drucker, Verleger und Händler eine ausgebreitete, weit über Berlin hinausragende Thätigkeit entfaltet, nur ist zu bedauern, daß wir noch immer keine Bibliographie der Berliner Drucke jener Zeit besitzen, sonst hätte Vollert's Festschrift Rüdiger nicht unerwähnt gelassen. Eines seiner schönsten Verlagswerke ist eine Bibelausgabe aus dem Jahre 1700, die er der Königin von Dänemark gewidmet hat. Sie ist „mit vielen schönen und netten Kupfern“ geziert, wie viele andere Werke, die unter seiner Flagge segelten. Rüdiger ist aber auch der Begründer der „Berlinischen ordinären Zeitung“, die, seit 1704 erscheinend, von ihm auf seinen Sohn Johann Andreas überging, der sie um die Mitte des Jahrhunderts seinem Schwiegersohn Christian Friedrich Voß übergab. Voß ist der Erneuerer der nach ihm benannten „Vossischen Zeitung“ geworden, dem der große Wurf mit der Gewinnung Lessing's für die Zeitung gelang. Auch Vossens erwähnt die Festschrift nicht, und doch hat er gerade wegen seiner nahen Freundschafts- und Geschäftsverbindung mit Lessing, wie wegen seiner Beziehung zu Friedrich dem Großen einen Anspruch darauf, unter den Berühmtheiten des Berliner Buchhandels neben dem nur wenig jüngeren Friedrich Nicolai genannt zu werden.

An dem Aufschwung des Berliner Journalismus hat Voß keinen geringen Antheil. Nachdem er im Jahre 1747 die erste preußische Literaturzeitung, seine „Berlinische Bibliothek von neu herausgekommenen Schriften“, begründet, aber mit ihr wenig Erfolg gehabt hatte, wollte er in seiner „Berlinischen privilegirten Zeitung“ die Mittheilung „Von gelehrten Sachen“ zu einer stehenden Rubrik machen[1]), und es glückte ihm, Lessing zu bewegen, daß er den „gelehrten Artikel“,

[1]) Erich Schmidt, Lessing, Bd. I, S. 173—174. Vergl. auch den Artikel Voß in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, Bd. 40, S. 328—334.

d. h. die Besprechung der neu erschienenen Bücher und die Gedichte zum Jahreswechsel und zum Geburtstage des Königs, übernehme. Vom Februar bis zum December 1751 und vom December 1752 bis zum October 1755 ist Lessing Mitglied der Redaction der „Vossischen Zeitung" gewesen. Er hat sie zu dem Ansehen erhoben, das sie von da ab weit und breit hatte.

Auch als unternehmender Verleger voll Klugheit und Geschicklichkeit und voll Verständnisses für die literarische Richtung seiner Zeit hat sich Christian Friedrich Voß in seinem langen Leben (1722—1795) einen Namen gemacht. In seinem Verlage ist ein großer Theil von Lessing's Werken erschienen. Den Reigen eröffnete das Gedicht: „Der Eremit", Kerapolis 1749; dann folgten: „Die alte Jungfer", „Wie die Alten den Tod gebildet", 1753 und 1754 sechs Bändchen gesammelter Schriften, später der „Laokoon", „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti", „Nathan der Weise", „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Auch Mehreres von Herder und Jean Paul's „Grönländische Processe" und vieles Andere noch hat zum ersten Male Voß verlegt. Ein besonderes Verdienst aber hat er sich dadurch erworben, daß er von den „Poësies diverses" Friedrich's des Großen und seinen „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg" die schönen, mit den berühmten Stichen und Radirungen Georg Friedrich Schmidt's geschmückten Prachtausgaben veranstaltet hat, die noch heute das Entzücken jedes Bücherfreundes sind. Auch die fünfundzwanzigbändige stattliche Ausgabe der „Œuvres de Frédéric II" (1788—89) hat er in Verbindung mit dem Buchdrucker Decker auf Grund eines königlichen Privilegiums veranstaltet.

Wie über Christian Friedrich Voß, so hat auch über dem berühmtesten Buchhändler Berlins, Friedrich Nicolai, der Name Lessing als freundlicher Stern geleuchtet. Im Umgange mit Lessing und Mendelssohn entstand der Plan zu den gemeinsamen literarischen Unternehmungen, der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" und den „Briefen, die neueste Literatur betreffend", die in allen Fragen der Aesthetik und allgemeinen Bildung bis an das Ende des Jahrhunderts Einfluß ausgeübt haben. Mit gutem Grunde ist diesem verdienten Manne, den Erich Schmidt den „Achtung gebietenden Vertreter des Fridericianischen Berlinerthums" genannt hat, und der Nicolai'schen Buchhandlung in den „Beiträgen zur Culturgeschichte von Berlin" ein eigener Abschnitt gewidmet worden. Er verfolgt die Schicksale dieser Buchhandlung durch die nahezu zwei Jahrhunderte ihres Bestehens und bringt uns die Persönlichkeit Friedrich Nicolai's, die Licht- und Schattenseiten seines Charakters gerecht abwägend, menschlich näher. Wir dürfen Nicolai nicht nach den harten Urtheilen Goethe's, Schiller's, Fichte's und der Romantiker beurtheilen und der viel gescholtenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek", die er Jahrzehnte lang nur mit einer durch die Gewaltmaßregeln Wöllner's erzwungenen Pause geleitet hat — „zu einer Zeit, wo nichts Aehnliches vorhanden war" — den Ruhm nicht schmälern, daß durch sie, wie Gervinus gesagt hat, Duldsamkeit ein Wahlspruch der Zeit wurde; hat sie doch auch mehr als seine anderen Unternehmungen den Ruf seiner Buchhandlung verbreitet. Noch heute bestehen sein Name und seine Handlung fort, und das Haus Brüderstraße 13, in dem er gelebt hat, ist noch immer im Besitze seiner Erben, wie das nahe gelegene Haus der „Vossischen Zeitung", Breite Straße 9, auch noch heute den Vossischen Erben gehört.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ist es dann vor Allem Georg Andreas Reimer, der als der bedeutendste Vertreter des Berliner Buchhandels dastand, zunächst als Pächter der königlichen Realschul-Buchhandlung, seit 1819 als Inhaber einer Verlagsbuchhandlung, die er unter seinem Namen führte, und zeitweilig auch als Besitzer der Weidmann'schen Buchhandlung, die er später seinem Sohne Carl und seinem Schwiegersohne Salomon Hirzel übertrug. Trotz der äußersten Ungunst der Zeit erhob Georg Reimer sein Verlagsgeschäft zu einem der bedeutendsten in Deutschland. Ein opferwilliger Patriot, hat er in den Unglücksjahren, als Preußen am Rande des Abgrundes lag, die Erhebung des Landes mit

vorbereiten helfen und ist in den Krieg gezogen, um dann, mit Undank gelohnt, über sich ergehen zu lassen, daß er in eine langwierige Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt wurde. Mit den hervorragendsten Männern in Staat und Gelehrtenthum verband ihn enge Freundschaft, mit Niebuhr, Arndt, Eichhorn, Fichte und insbesondere mit Schleiermacher. Sein gastliches Haus, Wilhelmstraße 73, heute der Sitz des Hausministeriums, war einer der Mittelpunkte schönster Berliner Geselligkeit bis an seinen im Jahre 1842 erfolgten Tod.

Unter den anregenden Wirkungen der großen Zeit der Befreiungskriege hat sich im Gefolge der regeren literarischen Thätigkeit auch der Berliner Buchhandel in Verlag und Sortiment glücklich entwickelt. Je mehr aber die Stadt in Handel und Industrie an Bedeutung gewann, um so fühlbarer machte sich auch im Berliner Buchhandel das Bedürfniß nach einer genossenschaftlichen Vereinigung zur Förderung und Wahrung seiner Interessen geltend. Da trat dann im October 1848 eine Anzahl meist jüngerer tüchtiger Buchhändler zusammen und beschloß die Gründung der „Korporation der Berliner Buchhändler". Am 1. November 1848 wurde der Vorstand gewählt. Von ihren Gründern haben die fünfzigjährige Jubelfeier nur vier erlebt: Wilhelm Hertz, Dietrich Reimer, Eduard Alber und Ferdinand Hirschwald. Mit Ausnahme von Reimer, der sich zur Ruhe gesetzt hat, sind alle Drei noch in der Leitung ihrer großen Geschäfte thätig.

Als sich die junge Vereinigung um die Bestätigung ihrer Statuten bemühte, erfuhr sie leider, daß ihr weder die Gunst der Staatsbehörden noch das Interesse der Gemeindeverwaltung blühte; ging der Magistrat doch gar so weit, daß er die Aenderung der Statuten nach einem bestehenden Normalstatut für Handwerkerinnungen verlangte, worauf der damalige Vorsteher nicht ohne Bitterkeit über die dem Buchhandel widerfahrende Behandlung antwortete, eine Prüfung des übersandten „Statuts der Schuhmacherinnung zu N." hätte ergeben, daß es „in vielen Beziehungen auf unsere Verhältnisse nicht passe und eine Annahme unmöglich sei". Erst nach einem Vierteljahrhundert ehrenvollen Bestehens setzte der einflußreiche Hofbuchhändler Alexander Duncker die Bestätigung bei Kaiser Wilhelm I. durch.

Die ersten Jahre waren der Entwicklung der Vereinigung nicht günstig. In jener gährenden Zeit zu Ende der vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre war das gesammte Interesse durch Zeitungen und politische Brochuren derart in Anspruch genommen, daß Bücher nur wenig gekauft wurden. Ebenso litt der Buchhandel unter den polizeilichen Vergewaltigungen der Reactionsjahre. Jahrzehnte lang kämpfte er gegen das jede freie Entfaltung hemmende Preßgesetz von 1851, bis das von liberaleren Anschauungen getragene Reichs-Preßgesetz von 1874 seinen Wünschen im Allgemeinen entsprach. Oft hat die Korporation auf eine Erfüllung ihrer Forderungen vergeblich gehofft: noch immer ist der Buchhandel von dem beinahe zweihundert Jahre alten lästigen, ungerechten Zwange zur Abgabe von Pflichtexemplaren an die staatlichen Bibliotheken nicht befreit. An der Reichs- und Landesgesetzgebung, so weit Presse und Buchhandel in Betracht kamen, hat der Vorstand mit großen Opfern an Zeit und Kraft Theil genommen, wie an der Ausgestaltung des Urheberrechts, an der Gewerbeordnung, der Beschränkung des Colportagebuchhandels und Anderem, und immer im Sinne einer freieren Gesetzgebung. Den Bemühungen Hermann Meidinger's und Elwin Paetel's gelang es, Beziehungen zu den Reichs- und Staatsbehörden zu gewinnen, so daß die Korporation in öffentlichen Angelegenheiten, bei denen Interessen des Buchhandels mitspielen, um ihre Meinung befragt wird. An den Weltausstellungen zu Philadelphia und Chicago haben sich die Berliner Buchhändler ebenso betheiligt wie an der Berliner Gewerbeausstellung.

Wie anders steht doch heute der Berliner Buchhandel da als vor fünfzig Jahren! Aus engen Verhältnissen hat er sich zu einer gewaltigen Macht im Leben unseres Volkes heraufgearbeitet. Im deutschen Gesammtbuchhandel ringt Berlin mit dem alten Vorort Leipzig um den ersten Platz, und sicher hat es im Zeit-

schriftenverlage Leipzig weit hinter sich gelassen. Während in Berlin im Jahre 1851 24 politische und amtliche Blätter, 51 wissenschaftliche, kritische und Anzeigeblätter und 14 Unterhaltungsblätter erschienen, kommen jetzt neben 59 politischen Tageszeitungen 1124 wissenschaftliche, technische, Fachzeitschriften und Unterhaltungsblätter heraus, darunter, wie Vollert's Geschichte betont, Unternehmungen von allgemeinster Bedeutung, wie die „Deutsche Rundschau", die großen illustrirten Zeitschriften von R. Bong, fast sämmtliche große Modezeitungen u. s. w. Der Aufschwung des Berliner Buchhandels fällt mit der Gründung des Deutschen Reiches und der großartigen Entwicklung Berlins zusammen. „An der Thätigkeit des Buchhandels," heißt es bei Vollert, „fühlt man den Pulsschlag des öffentlichen und geistigen Lebens, und wo könnte dieser kräftiger sein als im Herzen des großen Volkskörpers, von dem aus der belebende Blutstrom kreist? Die Neubildung der Reichsverwaltung, die großen Werke der Gesetzgebung, der sich völlig neue Ziele erschlossen, die eifrige Pflege der Geisteswissenschaften und die beispiellose Entwicklung der Technik, der großartige Aufschwung der Universität und der verschiedenen technischen und künstlerischen Hochschulen und die Ausgestaltung des Schulwesens, das Alles bot die mannigfachsten Anregungen." Es ist ein Ruhmestitel des Berliner Buchhandels, daß die alten und die neuen Firmen, die in den Wettbewerb eintraten, sich den neuen Aufgaben gewachsen zeigten.

Gern wollen wir auch der Opferwilligkeit der Verleger gedenken, mit der sie wissenschaftliche Unternehmungen, die keine Aussicht auf Erfolg boten, fördern. Noch heute gilt, zum Theil wenigstens, was Fr. Perthes vor achtzig Jahren gesagt hat: „Die Kosten zum Druck der Werke trägt in Deutschland keine Regierung, kein Gönner, keine Akademie, kein Institut. Die Möglichkeit, daß Werke des Geistes erscheinen, bewirkt allein der Buchhandel."

In einem halben Jahrhundert hat der Berliner Buchhandel eine fast beispiellose Entwicklung durchgemacht. Mit seinen großartigen Anstalten, die den Verkehr unter den Gliedern der Korporation und zwischen Berlin und Leipzig vermitteln, mit seinem schönen Buchhändlerhause, mit seiner Fürsorge für die Korporationsgenossen und deren persönliche und gewerbliche Interessen steht er in musterhafter Organisation da, um die sich seine Vorsteher und in erster Reihe Alexander Duncker, Hermann Kaiser, Bernhard Brigl, Franz Vahlen, Hermann Meidinger und Elwin Paetel in selbstloser Hingabe gemüht haben. So wünschen auch wir, daß sich diese hochangesehene Vereinigung für alle kommenden Zeiten ihrer hohen Aufgabe bewußt bleibe.

Ueber die „Beiträge zur Culturgeschichte von Berlin" möchte ich nur kurz berichten, da ihr Inhalt so vielseitig ist, daß sich ein zusammenfassendes Bild davon nicht geben läßt. Neben der bereits erwähnten Geschichte der Nicolai'schen Buchhandlung vom Herausgeber dieser Zeitschrift, sei auf Hermann Bachmann's Geschichte der „Vossischen Zeitung" hingewiesen, deren Entstehung mit der der Nicolai'schen Buchhandlung zeitlich beinahe zusammenfällt. In eine noch ältere Zeit führen die ersten Anfänge der städtischen wissenschaftlichen Bibliotheken von Berlin, über die der Unterzeichnete berichtet hat. Das Berliner öffentliche Schulwesen in den letzten fünfzig Jahren behandelt Fritz Jonas, die Volksbibliotheken Ernst Friedel, die Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums Peter Jessen. Max Ring plaudert über den Salon Varnhagen's, Ernst Wichert über den Verein „Berliner Presse". Otto von Leixner gibt Randbemerkungen über Schriftsteller und Verleger; Richard Schmidt-Cabanis veröffentlicht lose Tagebuchblätter aus seinen Buchhändler-Wanderjahren; Hans Brendicke gedenkt der Flugschriftenliteratur von 1848. Aus eigener Erinnerung erzählt Otto Mühlbrecht über die Spottschriften und Caricaturen des Jahres 1870. Fedor von Zobeltitz berichtet über die Geschichte des „Kladderadatsch" nach der kürzlich erschienenen Festschrift, Franz Weinitz über Theodor Hosemann's Bedeutung für den Berliner Verlagsbuchhandel, H. von Kupffer über das kaiserliche Postzeitungsamt in Berlin, und wer sich über die Entwicklung des Buchdrucks in

Berlin im letzten halben Jahrhundert informiren will, findet in der Arbeit des Buchdruckereibesitzers Carl Koepsel reiche fachmännische Belehrung.

Außer den genannten Festschriften ist uns als dritte Gabe eine vorzüglich gelungene Sonderausstellung im königlichen Kunstgewerbe-Museum beschert worden, die in großen Zügen den Buchdruck und die Buchdecoration der alten Meister und eine Auswahl der künstlerischen Versuche unseres Jahrhunderts vorführt. Um ihr Zustandekommen und ihre Anordnung hat sich der Director der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums, Dr. Jessen, verdient gemacht, der auch einen kurzen, hübsch ausgestatteten „Führer" verfaßt hat.

Schon vor zwanzig Jahren hat Bruno Bucher in der „Deutschen Rundschau" [1]) in einem Aufsatze über „Das Buch als Kunstwerk" dem Wunsche Worte geliehen, „dem Gesetze des Gebildeten, nur gute Bücher im Hause zu dulden", sollte der Zusatz gegeben werden: „auch nur Bücher, welche ein des Inhalts würdiges Aeußere haben". Aus demselben Bestreben ist die Ausstellung: „Die Kunst im Buchdruck" entstanden. Sie will in die Schönheit der alten Druckwerke und in die neueren Bestrebungen, so weit sie dem Geiste der Alten verwandt sind, einführen. Für die Auswahl der Werke und Blätter war einzig der künstlerische, nicht der historische oder bibliographische Gesichtspunkt maßgebend. Die Fülle und die Schönheit des Gebotenen werden jedem Beschauer ungetrübte Freude bereiten und ihn Achtung vor der Kunst lehren, die sie ihm gewährt. Neben den herrlichen Meßbüchern, deren Texte fleißige Klosterbrüder des späteren Mittelalters mit wunderbaren Illustrationen — Initialen, Kopf- und Randleisten und Vollbildern, in die sie ihre ganze Schaffensfreude gelegt haben — schmückten, liegen die kostbaren ersten Drucke: Gutenberg's zweiundvierzigzeilige Bibel, Fust und Schöffer's Psalterium und eine lange Reihe von Werken ihrer kunstsinnigen Nacheiferer in den verschiedensten Schriften und in wechselreichster Anordnung des Satzes, wobei aber doch überall die Absicht hervortritt, die Einheit des Buches zu betonen: der Schriftseite wird der Bildschmuck genau angepaßt. Es liegt doch ein unerschöpflicher Reichthum der Ornamentik in den schönen deutschen Druckwerken der Renaissance, an denen Dürer, Holbein, Cranach und andere Meister mit eigener Hand geschaffen haben! — Mit nicht minder hoher Bewunderung erfüllt uns die Buchkunst der italienischen Renaissance, die in der Ausstellung in einer reichen Auswahl ihrer schönsten Meisterwerke vertreten ist.

Für das deutsche Buch des 18. Jahrhunderts ist der Pariser Buchstil maßgebend gewesen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so weisen wir auf den schon oben erwähnten bei C. Fr. Voß in Berlin erschienenen Prachtband der „Poësies diverses" Friedrich's des Großen mit den Stichen und Radirungen G. F. Schmidt's hin. In Druck, Papier, Illustration ist er genau den gleichzeitigen Werken der Pariser Buchkunst nachgebildet.

Die vielen Wandlungen im deutschen Buchschmuck des 19. Jahrhunderts vorzuführen, lag nicht in der Absicht der Ausstellung. Aber unsere großen Meister, „die von den dreißiger Jahren an auf dem Stein, der Kupferplatte oder dem Holzstock für den Buchschmuck gezeichnet haben", fehlen ebenso wenig wie diejenigen Künstler der jüngsten Zeit, die der deutschen Buchkunst neue Wege weisen wollen. England, das in der Reform der Buchkunst voranschreitet, Frankreich, Belgien, Holland, Japan, von wo her die mannigfachsten Anregungen gekommen, sind wenigstens der Hauptsache nach mit berücksichtigt.

Berlin, 5. November 1898. Arend Buchholtz.

[1]) Bd. XIV, S. 432—446.

Ostasiatische Zustände.

[Nachdruck untersagt.]

Die Verhältnisse in Ostasien haben sich in so schneller und unerwarteter Weise, nur zum Theil durch das Eingreifen europäischer Mächte entwickelt, daß es schwer ist, den Faden zu finden, der zum Verständniß führt, und ohne den die äußeren Erscheinungen nur ein Bild chaotischen Wirrsals bieten. Die alten asiatischen Gegensätze zwischen England und Rußland, die seit den Tagen des Kaisers Paul und seiner Pläne zur Eroberung von Indien bestimmend auf die englische Politik, dort wie in Asien überhaupt, einwirken, haben durch die Concurrenz der beiden Rivalen in China — nicht nur politische, sondern nationalökonomische und handelspolitische Concurrenz — neue Nahrung gefunden; der Rückschlag der Ereignisse am Golf von Petschili hat sich, wie das seit der Anwesenheit der ersten russischen Gesandtschaft in Cabul 1838 bei jedem drohenden Zerwürfniß zwischen den beiden Mächten der Fall gewesen, besonders an der Nordgrenze Indiens fühlbar gemacht, und wenn die anglo-indische Regierung heute daran denkt, den Weg durch den Khaiberpaß besser als vorher zu sichern, so muß der Grund dafür in China gesucht werden und in der Befürchtung, daß die Vorgänge dort die Veranlassung zu einem russischen Angriff gegen Indien geben könnten. Die Entscheidung eines Conflicts zwischen England und Rußland in Asien liegt in der That auf dem Lande. So stark die russische Stellung zur See dort auch durch die Erwerbung von Port Arthur und Talienwan geworden ist, so legt doch die englische Flankenstellung in Weihaiwei die russische Seemacht in Ostasien vollständig lahm. In viel höherem Maße würde dies natürlich der Fall sein, wenn Japan der Alliirte Englands wäre, da Tsusima in der Straße von Korea einen hinreichend starken Stützpunkt für eine japanische Flotte bildet, um jeden Seeverkehr zwischen Liaotung oder, wie es von den Russen jetzt amtlich genannt wird, Kwantung und der Litoralprovinz von Ostsibirien zu verhindern. Man wird also russischerseits dereinst versuchen, den Kampf über das Schicksal Korea's und Nordchina's möglichst nur auf dem Lande zu führen, und um dies mit Aussicht auf Erfolg thun zu können, ihn hinaus schieben, bis die transsibirische Bahn vollendet ist.

Im Süden besteht der alte Gegensatz zwischen England und Frankreich fort. Zwar hat England den französischen Versuch, durch eine Festsetzung in Birma einen Keil zwischen seine indischen und malayischen Besitzungen zu treiben und sich dadurch zum alleinigen Herrn Hinterindiens zu machen, durch die 1885 erfolgte Annexion Birma's zu vereiteln gewußt; aber die französische Einflußsphäre erstreckt sich trotzdem vom 96. Grade ö. L. (von Paris) bis an das chinesische Meer und umfaßt über 900 000 Quadratkilometer, ein um so bedeutenderer Erfolg, wenn man bedenkt, daß der erste Schritt zur Wiederbelebung der Politik, die 1787 zu dem Abschluß eines Bündnisses zwischen Frankreich und Annam führte, erst 1858 stattgefunden hat. Die französische Colonialpolitik, die es ganz besonders darauf angelegt zu haben scheint, jede freiere und damit vortheilhafte Entwicklung Tonkings

zu verhindern, hat allerdings bis jetzt nur negative Resultate aufzuweisen, und ein Krieg zwischen Frankreich und England dürfte für die französischen Besitzungen in Hinterindien auch schon darum besonders schwerwiegende Folgen haben, als ein englischer Erfolg dort alle aus irgend einem Grunde mit der französischen Herrschaft unzufriedenen Elemente in Bewegung setzen würde, und die Zahl derselben ist eine sehr bedeutende. Die Unterstützung, die Frankreich Rußland in Ostasien gewähren könnte, ist daher eine mehr politische als militärische, und die französische Regierung scheint dies selbst einzusehen, da die jüngst angeordnete Verminderung ihrer maritimen Streitkräfte in den ostasiatischen Gewässern sonst nicht verständlich sein würde.

Für die englische Politik in China scheinen zwei Erwägungen maßgebend zu sein: sich die Verbindung von Birma nach dem oberen Lauf des Yangtsze und das Thal dieses Flusses bis zum Meer zu sichern, sowie Rußland nicht in dem ungestörten Besitz der südlichen Mandschurei zu lassen. Ersterer Idee dient die von der chinesischen Regierung erlangte Zusicherung, daß kein Theil des Yangtsze-Thales in irgend einer Form an eine andere Macht abgetreten werden dürfe; letzterer, bis zu einem gewissen Grade, das der chinesischen Eisenbahnverwaltung seitens der Hongkong-Shanghai-Bank gemachte Darlehn zum Ausbau der Bahn von Shanhaikwan nach Niuchwang. An der Unsicherheit der politischen Lage in Ostasien dürfte namentlich der Unentschlossenheit der englischen Politik die Schuld zuzuschreiben sein, die, während sie in Wirklichkeit gegen das russische Vordringen gerichtet ist, thatsächlich die chinesische Regierung für dasselbe verantwortlich macht und dadurch die Verlegenheiten der letzteren nicht unerheblich vermehrt.

Mit der Frage der politischen Machtsphäre vermischt sich die der ausschließlichen commerciellen und industriellen, zum Theil auch finanziellen Ausbeutung der betreffenden Gebiete und damit, wie dies nicht anders der Fall sein kann, die des maßgebenden Einflusses in Peking. So haben sich dort unter dem Druck der fremden Gesandtschaften und durch deren — wie behauptet wird — mit klingenden Gründen unterstützten Bemühungen unter den chinesischen Staatsmännern und Beamten zum mindesten zwei Parteien gebildet: eine englische und eine russische, die ihre persönlichen Eifersüchteleien und Zwistigkeiten auf das Gebiet der äußeren Politik übertragen. Li Hung Tschang ist als Opfer englischer Angriffe gefallen, wegen angeblicher oder wirklicher Sympathien für Rußland, und der Sturz des Reformators Kang Yü Wei wird mit Recht oder Unrecht als eine Niederlage der englischen Politik angesehen.

Die Gründe, welche die chinesische Regierung bewogen haben können, die von ihr erlangten Zugeständnisse in Betreff zeitweiliger territorialer Abtretungen und Eisenbahn- und Bergwerksconcessionen zu machen, die weit über das hinaus gehen, was man noch vor Kurzem im Falle eines Krieges von China zu fordern für möglich gehalten haben würde, dürften im Wesentlichen darin zu suchen sein, daß die chinesischen Staatsmänner auf Zerwürfnisse zwischen den fremden Mächten rechnen und hoffen, in dem Falle einen Theil der gemachten Zugeständnisse wieder zurückziehen zu können. Dabei glauben sie wohl auch, daß viele derselben, namentlich was die Concessionen für Eisenbahnen und Bergbau anbetrifft, in Folge der Schwierigkeiten, die sich durch den Charakter des Landes und der Bevölkerung der Ausführung in den Weg stellen, schwer oder gar nicht durchführbar sein werden, und daß unter diesen Umständen die Hauptsache sei, Zeit zu gewinnen. Die Hindernisse, welche die französische Gesellschaft Fives-Lille bei der Frage der Fortführung der Bahn von Langson auf chinesisches Gebiet nach Lungchau bis jetzt zu überwinden nicht im Stande gewesen ist, und die Schwierigkeiten, denen die belgischen Concessionäre der Lu-Han-Bahn bei der Beschaffung der ersten Quote der von ihnen übernommenen Anleihe begegnen, machen den Eindruck, als wenn die Verwerthung wenigstens eines Theils der den Chinesen abgerungenen Zugeständnisse noch recht sehr in der Luft schwebte.

Die jüngsten Vorgänge in Peking, d. h. die mißglückten Reformanläufe des Kaisers und die Wiederübernahme des wesentlichsten Theils der Regierungsgewalt durch die Kaiserin Ex-Regentin, haben die Stellung der chinesischen Regierung einem großen Theil der europäischen öffentlichen Meinung gegenüber unzweifelhaft verschlechtert, ein neuer Beweis dafür, wenn es eines solchen noch bedurft hätte, wie wenig man in Europa von China weiß und versteht. Daß China einer durchgreifenden Reform nach vielen Richtungen hin dringend bedarf, unterliegt keinem Zweifel; aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß es zur Durchführung irgend einer Reform in dem gewaltigen Reiche eines ganz anderen Verständnisses der Bedürfnisse desselben, der Möglichkeiten und Nothwendigkeiten der Lage bedarf, als Kang Yü Wei, im günstigsten Falle ein ehrlicher Phantast, besaß, und der Kaiser, trotz des besten Willens, besitzen konnte. Reformen können überall nur auf der Grundlage eines unabweisbaren Bedürfnisses der großen Masse der Bevölkerung, die sich dann aber desselben auch bewußt sein muß, auf der der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit seitens der maßgebenden, leitenden Kreise oder auf der des Willens eines gewaltigen Charakters durchgeführt werden. Daß weder der Kaiser noch Kang oder irgend ein bis jetzt bekannt gewordener Chinese darauf Anspruch machen kann, ein solcher Charakter zu sein, ist unzweifelhaft; das Volk steht allen Reformplänen gleichgültig gegenüber und würde einzelnen der vorgebrachten Ideen, wie der Aenderung der Kleidung und der Einführung des Christenthums, sogar offenen Widerstand entgegensetzen; das Beamten- und Literatenthum endlich, das unseren gebildeten Kreisen entspricht, ist jeder Abweichung von dem Althergekommenen feindlich. Den wenigen jungen Beamten aber, die die sogenannte Reformpartei darstellen, fehlt es an jeder gründlichen Bildung im westlichen Sinne, sowie an der erforderlichen Erfahrung und, wenn man von Einzelnen, die früher bereits mit Fremden in Berührung gekommen sind, auf die Anderen schließen darf, auch an dem sittlichen Ernst und der Reinheit der Gesinnung, die allein solche Reformen zu einem guten Ende führen könnten.

Charakteristisch für die Vorgänge in Peking ist auch, daß, sowie die Reformpartei — man muß den Namen gebrauchen, wenn sie denselben auch kaum verdient — Einfluß gewinnt, der frühere japanische Premierminister Ito dort erscheint, um seinen Rath und seine Erfahrung zur Verfügung zu stellen, d. h. wohl, im Sinne eines gegen Europa gerichteten Verständnisses zwischen China und Japan zu wirken. Daß derartige Ideen in der letzten Zeit bei manchen der höheren Beamten auf fruchtbaren Boden gefallen waren, beweist die von Chang Chih tung, dem chinesischsten aller Chinesen, vorgeschlagene und vom Kaiser gebilligte Idee, junge Chinesen zur Ausbildung nach Japan zu senden. Von anderer Seite war das Engagement japanischer Militärinstructoren für die chinesische Armee ins Auge gefaßt worden, und bei der am 20. September stattgehabten Audienz Ito's betonte der Kaiser ausdrücklich, daß er hoffe, bei den beabsichtigten Reformen von seiner Erfahrung Nutzen ziehen zu können. Aber als der Kaiser dies sagte, war Kang Yü Wei bereits auf der Flucht, und am 22. desselben Monats wurde die Uebernahme der Regierung durch die Kaiserin Ex-Regentin dem Volke verkündet.

Es würde ein verhängnißvoller Irrthum sein, zu glauben, daß geheime Gesellschaften, die nur organisirte Erpresser- oder Räuberbanden sind, einzelne Persönlichkeiten oder locale Erhebungen die für China nothwendigen Reformen herbeizuführen vermöchten. Es kann dies nur durch die Regierung geschehen, mit fest vorgesteckt em Ziel und in maßvoller Weise; aber es ist mehr als fraglich, ob die Regierung, besonders nach den jüngsten Vorgängen, den Muth zur eigenen Initiative finden wird. Sache der fremden Regierungen, vielleicht noch mehr der fremden Vertretungen an Ort und Stelle, würde es sein, ihr diesen Muth zu geben, indem sie am maßgebenden Orte die wichtigsten Reformen und den besten zur Erreichung derselben einzuschlagenden Weg erörterten und den verständigen, mäßigen, aber andauernden Druck ausübten, ohne den an einen Fortschritt in China nicht zu denken

ist. Dazu würde freilich gehören, daß alle Regierungen — und jede derselben dürfte genug mit der Ausführung der erlangten Concessionen zu thun haben, um für den Augenblick auf weitere verzichten zu können — oder einige unter ihnen, die stark genug wären, die anderen in ihre Kreise zu zwingen, mit der Bedrohung der Integrität China's aufhörten und sich im Gegentheil, wie Deutschland dies gethan hat, zu Freunden und Stützen derselben erklärten. Geschieht dies nicht, so werden die fremden Mächte sich sehr bald in China Zuständen gegenüber finden, die eine Ausnutzung der erlangten Zugeständnisse auf Jahrzehnte hinaus unmöglich machen; denn es kann nicht oft genug betont werden, daß jede Erhebung im Innern, welcher Art sie auch sein möge, in erster Linie gegen die Fremden und Christen gerichtet sein wird. Ingenieure und Techniker im Innern zu schützen, dazu würde auch das Hundertfache der in diesem Augenblick in China vorhandenen fremden Streitkräfte nicht ausreichen, und durch Angriffe auf Fremde veranlaßte Bestrafungen einzelner Ortschaften und Districte dürften wenig geeignet sein, Sympathien für die Fremden und deren Entwicklung der natürlichen Hülfsmittel des Landes hervorzurufen.

Es ist eine der beliebtesten Redewendungen, von der Unbeliebtheit der jetzigen mandschurischen Dynastie zu sprechen. Demgegenüber sei darauf hingewiesen, daß der oft genannte Generalgouverneur Chang Chih tung vor nicht langer Zeit einen Band „Ermahnungen" veröffentlicht hat, in dem er den ausführlichen Beweis führt, daß keine der früheren Dynastien das Volk weniger bedrückt und mehr für dasselbe gethan hat als die jetzige. Bei Weitem nicht so schmeichelhaft ist, was er über die Völker des Westens sagt, deren Geschichte während der letzten fünfzig Jahre ihren Regierungen viel weniger Ehre gemacht habe als die China's der seinen. Westliche Staaten seien reich und mächtig, aber ihre Völker seien unglücklich und erspähten jede Gelegenheit, ihre Fürsten und Beamten zu ermorden. Man würde nicht immer wieder nach einigen Monaten von Ermordungen hochgestellter Persönlichkeiten in Europa und Amerika hören, wenn das Volk dort so gütig und rücksichtsvoll regiert würde wie die Chinesen durch ihre Kaiser. — Es ist immer ganz vortheilhaft, wenn wir sehen, wie Andere uns beurtheilen, und noch eine Stelle in Chang's Werk verdient Aufmerksamkeit, die nämlich, in der er sagt, daß es zu früh sei, dem chinesischen Volke eine parlamentarische Vertretung zu geben, da, wenn dies geschehe, der erste Gebrauch, den es davon machte, der sein würde, die christlichen Kirchen zu verbrennen, und dann würde der Fremde kommen und sich des Landes bemächtigen!

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Die Orientreise des deutschen Kaiserpaares hat den erfreulichsten Verlauf genommen. Obgleich von Anfang an betont wurde, daß Kaiser Wilhelm keineswegs die ihm mehrfach zugeschriebenen politischen Zwecke mit dieser Reise verfolgte, darf doch hervorgehoben werden, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei, das herzliche Verhältniß zwischen Kaiser Wilhelm und dem Sultan Abdul Hamid eine neue Bestätigung erhalten haben. Bei dem in Damaskus am 9. November veranstalteten Festmahle nahm der deutsche Kaiser Veranlassung, dieser Gesinnung nochmals Ausdruck zu geben, indem er seinen Trinkspruch in dem Wunsche ausklingen ließ, der Sultan und die dreihundert Millionen Mohammedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Kalifen verehren, möchten dessen versichert sein, daß der deutsche Kaiser zu allen Zeiten ihr Freund sein werde. Alle an die lediglich durch die Temperaturverhältnisse veranlaßte Abkürzung des Aufenthaltes des Kaiserpaares in Palästina geknüpften beunruhigenden Gerüchte und die durch sie hervorgerufenen Besorgnisse vor internationalen Verwicklungen dürfen als hinfällig erscheinen. Hat doch auch Lord Salisbury in seiner am 9. November in der Guildhall gehaltenen Rede beim Lord-Mayor's-Bankett die friedliche Wendung in den Beziehungen Englands zu Frankreich in den Vordergrund gerückt. Zugleich äußerte er die Hoffnung, daß die englische Regierung nicht gezwungen werde, ihre Stellung in Aegypten irgend wie zu verändern, da er überzeugt sei, daß dann die Welt nicht in Frieden bleiben würde.

Daß andererseits in Frankreich keine Neigung zu kriegerischen Verwicklungen besteht, leuchtet um so mehr ein, als die inneren Verhältnisse der Republik noch sehr der Klärung bedürfen. In ehrenvoller Weise hat das Ministerium Brisson seine Entlassung genommen. Nicht geringer moralischer Muth war erforderlich, der auch nach dem Selbstmorde des Fälschers Henry innerhalb der französischen Militärpartei, sowie eines großen Theiles der übrigen Bevölkerung herrschenden Strömung Trotz zu bieten und mit aller Entschiedenheit für die Revision des Dreyfus-Processes einzutreten. Vergebens versuchten die rasch einander ablösenden Kriegsminister Cavaignac und General Zurlinden durch ihren Rücktritt das Ministerium selbst zu desorganisiren; Brisson erwies sich jedoch als ein Charakter von echtem Schrot und Korn, indem er mannhaft auf der Bresche blieb. Dem Nachfolger des Generals Zurlinden blieb es aber vorbehalten, gegen seine Collegen in der Regierung den verhängnißvollen Streich zu führen, indem er sogleich in der ersten Sitzung der wieder eröffneten Deputirtenkammer öffentlich seine Entlassung nahm und sich als Gegner der Revision bekannte. General Chanoine konnte dieses Verhalten keineswegs mit seiner Unkenntniß der parlamentarischen Verhältnisse entschuldigen; vielmehr entsprang es einem durchaus vor-

bedachten und in allen Einzelheiten festgestellten Plane, der darauf abzielte, noch in letzter Stunde die Regierung zu sprengen und die verhaßte Revision zu vereiteln. Wie ließe sich auch sonst erklären, daß General Chanoine in das Ministerium als Nachfolger des Generals Zurlinden eintrat, nachdem dieser lediglich deshalb seine Demission genommen hatte, weil er sich mit den Generalen des großen Generalstabes solidarisch fühlte! Mit Fug durfte daher Brisson annehmen, daß der neue Kriegsminister im Gegensatze zu dessen Vorgänger die Auffassung der Regierung theilte. Daß General Chanoine dann in der entscheidenden Sitzung der Deputirtenkammer einen Partherpfeil auf den Conseilpräsidenten, der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, absenden würde, lag sicherlich außerhalb jeder Berechnung.

Im Parlament selbst mußte ein solches Vorgehen den ungünstigsten Eindruck machen, und so erklärt sich am besten, daß die von dem Abgeordneten Ribot eingebrachte Tagesordnung, in der die Suprematie der Civilgewalt über die Militärgewalt betont wurde, mit einer überwältigenden Stimmenmehrheit zur Annahme gelangte. Niemand konnte sich eben der Wahrnehmung der Thatsache verschließen, daß die Generale des großen Generalstabes und ihr Anhang alle Hebel ansetzten, um ihr Uebergewicht zu behaupten, gerade wie sie im ersten Schwurgerichtsprocesse gegen Zola, mit Säbel und Sporen klirrend, die Geschworenen eingeschüchtert hatten. Noch ist in Aller Erinnerung, daß damals die Generale de Boisdeffre, Gonse und de Pellieux die Echtheit des Schriftstückes versicherten, das seither als eine plumpe Fälschung des Oberstlieutenant Henry erkannt wurde. Da die Deputirtenkammer auf die Versicherung des früheren Kriegsministers Cavaignac hin selbst dieses „Document" anerkannte und die darauf bezüglichen Ausführungen des Ministers sogar des öffentlichen Anschlages in allen Gemeinden Frankreichs für würdig erachtete, begreift man wohl das Gefühl der Scham, dem die Majorität später sich nicht entziehen konnte, als die Fälschung festgestellt war, und General Chanoine noch den traurigen Muth besaß, durch seine Fahnenflucht einen parlamentarischen Handstreich zu insceniren.

Verhängnißvoll wurde dem Ministerium Brisson im Gegensatze zu der von dem Abgeordneten Ribot eingebrachten und beinahe einstimmig angenommenen Tagesordnung diejenige eines anderen Deputirten, der die Regierung aufgefordert wissen wollte, in Zukunft allen gegen die Armee gerichteten Beleidigungen ein Ende zu machen. Daß der Justizminister Sarrien bereits in demselben Sinne ein Rundschreiben an die Staatsanwälte gerichtet hatte, mußte der Deputirtenkammer den guten Willen der Regierung zeigen. In Wirklichkeit trifft denn auch nur die Militärbehörden selbst die Schuld, wenn ein großer Theil der französischen Presse von der „Unfehlbarkeit" des großen französischen Generalstabes nach den Vorgängen der jüngsten Zeit nicht mehr überzeugt sein will. Auch konnte festgestellt werden, daß General Chanoine als Kriegsminister trotz der dringenden Aufforderungen des Justizministers ausdrücklich ablehnte, wegen Beleidigungen der Armee gerichtliche Verfolgungen zu beantragen. Nur würde man bei der Annahme fehlgehen, daß diese Zurückhaltung einen anderen Grund haben könnte als die Besorgniß, die Angeklagten würden in einem Verleumdungsprocesse einen umfangreichen Wahrheitsbeweis antreten, so daß die öffentliche Verhandlung sich zu einer neuen Bloßstellung der Spitzen der Militärverwaltung gestalten würde. Wie sorgfältig wurde deshalb im ersten Schwurgerichtsprocesse gegen Zola die Anklage eingeschränkt, und als der Cassationshof das Urtheil aufgehoben hatte, wurde die Anklage noch mehr condensirt, um gerade den Wahrheitsbeweis nach Möglichkeit zu verhindern!

Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Stillschweigen der französischen Generale und anderen höheren Officiere zu beurtheilen, denen täglich in der Presse die blutigsten Epigramme angeheftet werden. Muß doch unter Anderem auch das an die schlimmsten Zeiten der Inquisition gemahnende Vorgehen gegen den Oberstlieutenant Picquart, der trotz seiner Unschuld wie ein gefährlicher Verbrecher in strengster geheimer Haft gehalten wird, scharfe Kritik herausfordern. Im Senate sowohl als auch in der

Deputirtenkammer sind inzwischen aus Anlaß des Falles Picquart Anträge eingebracht worden, nach denen den vor ein Militärgericht gestellten Personen das Gesetz vom Jahre 1897 über die contradictorische Untersuchung zu Gute kommen soll, so daß ihnen bereits während dieser Untersuchung ein Rechtsbeistand zur Seite gestellt wird. Da in beiden parlamentarischen Körperschaften die Dringlichkeit für diese Anträge beschlossen wurde, durfte ihre Annahme von Anfang an als gewiß gelten.

Wie verständig nun auch die Deputirtenkammer sich erwies, indem sie das Uebergewicht der Civilgewalt gegenüber der Militärgewalt betonte, stimmte sie trotzdem der Tagesordnung zu, die in Bezug auf die Beleidigungen gegen das Heer der Regierung eine gebundene Marschroute ertheilen sollte. Vergebens wiesen der Conseilpräsident und der Justizminister auf den wirklichen Sachverhalt hin: das Ministerium wurde gestürzt. Es muß aber gesagt werden, daß kaum jemals unter der dritten französischen Republik eine Regierung so rühmlich gefallen ist wie das Cabinet Brisson. Bei der in Frankreich sich nie verleugnenden Beweglichkeit der öffentlichen Meinung ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß Brisson in einer nicht zu fernen Zukunft wieder auf den Schild erhoben wird, sobald erst das Lug- und Truggewebe, das zur Verurtheilung des Capitäns Dreyfus und Emile Zola's, sowie zur Verhaftung des Oberstlieutenants Picquart führte, vollständig zerrissen ist. Dann werden nicht mehr die Generale des großen Generalstabes, sondern überzeugungstreue und charakterfeste Männer wie Brisson und der Senator Scheurer-Kestner als die Retter erscheinen.

In der „Deutschen Rundschau" ist von Anfang an geltend gemacht worden, daß es sehr verfehlt wäre, wegen der Rechtsverletzungen in der Dreyfus-Angelegenheit über die gesammte französische Nation in Bausch und Bogen aburtheilen zu wollen. Vielmehr sind gerade aus diesem Anlasse so zahlreiche Beweise der Aufopferung erbracht worden, daß die Verblendung des einen Theils durch den Scharfblick und das uneigennützige Eintreten für Recht und Gesetzlichkeit des anderen, mochte dieser immerhin zunächst eine schwache Minderheit darstellen, ausgeglichen worden ist. So wurde früher bereits des Untersuchungsrichters Bertulus und des Cassationshofes gedacht, der auch unmittelbar nach dem Sturze des Ministeriums Brisson die hinsichtlich der Unbefangenheit des höchsten französischen Gerichtshofes gehegte günstige Meinung rechtfertigte, indem er in der Dreyfus-Angelegenheit eine ergänzende Untersuchung beschloß. Umsonst bemühten sich die Neu-Boulangisten, diesen Beschluß für die Revision ungünstig zu deuten. Hätte aber der Cassationshof ohne Weiteres ein anderes Kriegsgericht mit der neuen Aburtheilung des Capitäns Dreyfus betraut, so lag die Gefahr vor, daß dieses Kriegsgericht zu demselben Ergebnisse gelangte wie das frühere, nachdem fünf Kriegsminister der Reihe nach sich für die Schuld des Angeklagten gleichsam verbürgt hatten. Von einer unbefangenen ergänzenden Untersuchung des Cassationshofes durfte dagegen von Anfang an erwartet werden, daß Thatsachen klar gestellt würden, die für das neue gerichtliche Verfahren entscheidend sein müßten. Der Cassationshof hat denn auch den Minister der Colonien davon in Kenntniß gesetzt, daß er eine gerichtliche Verfügung erlassen habe, wonach Dreyfus von der Revision seines Processes benachrichtigt und zugleich aufgefordert werden soll, seine Vertheidigungsmittel vorzubringen. Wäre es nach den Wünschen der Neu-Boulangisten und des früheren Kriegsministers Cavaignac gegangen, so hätte die Regierung der Verfügung des Cassationshofes keine Folge geleistet; der Conseilpräsident Dupuy lehnte jedoch ein so ungesetzliches Verhalten ab. Andererseits beharren Gegner der Revision, wie der General Chanoine, auch jetzt noch bei der Fiction, daß durch die Vorlegung des geheimen dossier internationale Verwicklungen hervorgerufen werden könnten. Von deutscher Seite ist aber längst betont worden, daß diese „Enthüllungen", insofern sie Deutschland betreffen sollten, sich lediglich als Fälschungen im Stile derjenigen des Oberstlieutenants Henry erweisen werden.

Bemerkenswerth ist die zurückhaltende Art, in der sich das neue französische Ministerium mit dem Hauptbeschlusse des Cassationshofes abfindet. Da Conseilpräsident Dupuy auch leitender Minister war, als die Verurtheilung des Capitäns Dreyfus erfolgte, befindet er sich in einer heiklen Lage. Allerdings kann er nicht umhin, in der ministeriellen Erklärung, die am 4. November in beiden Kammern zur Verlesung gelangte, in Uebereinstimmung mit der am 25. October beschlossenen Tagesordnung die Suprematie der Civilgewalt an erster Stelle hervorzuheben; er beeilt sich jedoch, zugleich das Vertrauen zu der Armee auszusprechen, „der treuen Beobachterin der Gesetze der Republik." In einem sehr eingehenden Passus wird dann auch der Gedanke fortgesponnen, daß die nationale Armee nicht die Zielscheibe von Beleidigungen werden dürfe. Trotz dieser Versicherung muß aber bezweifelt werden, daß die Generale des großen Generalstabes sich nunmehr gegenüber den Angriffen von Seiten der Presse empfindlicher erweisen könnten als der Kriegsminister Chanoine; Clémenceau und der frühere Minister Yves Guyot führen denn auch nach der ministeriellen Erklärung dieselbe Sprache wie zuvor.

Bezeichnend ist ferner, daß die Revisionsangelegenheit in der Erklärung Dupuy's ziemlich knapp behandelt wird. Zwar wird als die Pflicht der Regierung hervorgehoben, daß die Ausführung der Beschlüsse der Justiz zu sichern sei. Allein es klingt beinahe wie eine Entschuldigung gegenüber den „Nationalisten", wenn es dann weiter heißt: „Welches auch die individuellen Ansichten sein mögen, wird es doch das sicherste Mittel sein, die Geister und die Gewissen zu beruhigen, die durch eine Angelegenheit verwirrt worden sind, durch die das Land nicht länger ausschließlich in Anspruch genommen werden darf." Das Zugeständniß, das den „opinions individuelles" gemacht wird, ist, nachdem der höchste Gerichtshof gesprochen hat, gänzlich überflüssig; selbst wenn es sich auch um „individuelle Meinungen" einzelner Mitglieder der neuen Regierung handeln sollte.

Rosiger gefärbt ist der Beginn des zweiten Theils der ministeriellen Erklärung, in dem auf die günstigen Aussichten der Weltausstellung von 1900 hingewiesen wird. Mochte immerhin das Schicksal dieser friedlichen Veranstaltung eine Zeit lang durch den Streik der Pariser Erdarbeiter gefährdet erscheinen, so darf doch nunmehr als feststehend gelten, daß zur Zeit der Jahrhundertwende den Besuchern der französischen Hauptstadt ein großartiges Schauspiel geboten werden wird. Da der Schreiber dieser Zeilen gerade im Ausgange des Octobers Gelegenheit hatte, die Pariser Ausstellungsarbeiten zu besichtigen, konnte er deren rüstiges Fortschreiten sowohl auf dem rechten als auch auf dem linken Seineufer wahrnehmen. Nicht minder zeigen sich die beim Baue des beide Ufer an einer neuen Stelle verbindenden Pont Alexandre III. beschäftigten Arbeiter rüstig am Werke. Daher darf gehofft werden, daß, in Uebereinstimmung mit der ministeriellen Erklärung, die Weltausstellung von 1900 in der That sich als ein „feierliches Stelldichein der Production, der Arbeit und des Friedens erweisen wird."

Als erfahrener parlamentarischer Stratege erweist sich der neue französische Conseilpräsident, indem er unmittelbar an den optimistischen Auftact hinsichtlich der Weltausstellung seine trotz der Allianz mit Rußland etwas pessimistisch gefärbten Betrachtungen über die augenblickliche Lage knüpft. Das Zugeständniß, daß der Erfolg der Expedition des Majors Marchand, die „Besitzergreifung" Faschoda's, sich in Folge des Widerstandes der englischen Regierung durchaus verflüchtigt habe, mußte Herrn Dupuy schwer genug fallen. In der ministeriellen Erklärung wird dieses Zugeständniß nun mit allerlei Arabesken umwoben, die dem Nationalstolze die diplomatische Niederlage erträglicher machen sollen. „Frankreich," versicherte der neue Conseilpräsident, „darf nichts vernachlässigen, um die Situation zu bewahren, die ihm seine Loyalität, seine Stärke und seine Friedensliebe eingetragen haben. Es muß an der Stärkung dieser Situation arbeiten, die durch ein werthvolles Bündniß in den Augen der ganzen Welt ihre Weihe erhalten hat. Unsere auswärtige Politik wird von den wohlverstandenen Interessen des Landes beseelt sein.

Besorgt, ihre Bemühungen der Bedeutung des Zieles anzupassen, wird sie, gestützt auf das in vollem Maße zu unterrichtende Parlament in allen Fragen weder die Methode noch die Würde vermissen lassen, die Sie mit Recht von ihr erwarten."

Der Muth und die Ausdauer, mit denen Major Marchand die Expedition nach Faschoda leitete und durchführte, verdienen unzweifelhaft volle Anerkennung. Die französische Diplomatie stand jedoch allem Anscheine nach nicht in jeder Phase der Angelegenheit auf derselben Höhe wie die Tüchtigkeit der kleinen Zahl Franzosen, die sich ihren Weg zum Nil bahnte. Zu wiederholten Malen erklärte der frühere französische Minister des Auswärtigen, Hanotaux, dem englischen Botschafter in Paris, daß ihm von einer officiellen Mission des Majors Marchand nichts bekannt wäre. Lord Salisbury war daher in der Lage, nach dem Eintreffen der französischen Expedition in Faschoda auf die früheren Erklärungen des französischen Ministers des Auswärtigen hinzuweisen. Der Nachfolger Hanotaux', Delcassé, der auch in dem Ministerium Dupuy das Portefeuille des Auswärtigen übernommen hat, ließ es sicherlich nicht an Geschicklichkeit fehlen, um das Versehen seines Vorgängers wettzumachen; allein die Logik der Thatsachen erwies sich als zu fest begründet. Da Faschoda selbst, von allen französischen Verbindungen abgeschnitten, einen sehr problematischen Besitz dargestellt hätte, war in der Pariser Presse sogleich von Compensationen die Rede, die von England gewährt werden könnten. Hierbei ließen diese von der Regierung dem Anscheine nach unterrichteten Organe durchblicken, daß Frankreich sich zufrieden geben würde, falls ihm im Interesse seines Handels ein Zugang zum Nil erschlossen würde. Von englischer Seite wurde gegen alle französischen Forderungen eingewendet, daß die Frage nur so gestellt werden könnte, ob Major Marchand einen Rechtstitel hätte, in Faschoda zu bleiben oder nicht. Ohne die Erklärungen des früheren Ministers des Auswärtigen, Hanotaux, wäre die republikanische Regierung im Stande gewesen, darauf hinzuweisen, daß Faschoda innerhalb der von der ägyptischen Regierung vor Jahren aufgegebenen Zone läge, so daß Major Marchand mahdistisches Gebiet auf Grund des Rechtes der Eroberung oder doch der ersten Besitzergreifung behaupten könnte. Die englische Diplomatie hatte nun aber von dem französischen Ministerium des Auswärtigen Zusicherungen erhalten, die sie nunmehr mit der ihr eigenthümlichen Zähigkeit verwerthete. Da Frankreich für das Verbleiben in Faschoda keinen Rechtstitel anzuführen vermochte, ließ sich auch nicht absehen, weshalb die englische Regierung „Compensationen" gewähren sollte. Lord Salisbury war nun am „Lord-Mayor's Day" bereits in der Lage, in einer nicht bloß für den Sirdar Kitchener, den Besieger des Mahdi, sondern auch für den Major Marchand sehr anerkennend gehaltenen Rede der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck zu geben, daß die noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und Großbritannien auf diplomatischem Wege gelöst werden würden. Er theilte zugleich mit, daß die französische Regierung auf die Besetzung Faschoda's verzichtet habe. Unter diesen Verhältnissen durften auch die Meldungen, wonach in allen englischen Arsenalen umfassende Rüstungen erfolgen sollten, nicht allzu tragisch genommen werden. Diese Rüstungen wurden unter Anderem mit der der englischen Regierung zugeschriebenen Absicht in Zusammenhang gebracht, das Protectorat über Aegypten in aller Form zu erklären. Es ließ sich jedoch schwer absehen, weshalb Lord Salisbury nicht mit dem in der Faschodaangelegenheit errungenen diplomatischen Siege zufrieden sein sollte, zumal da keine Veranlassung vorlag, neue internationale Erörterungen herbeizuführen. Die englische Verwaltung in Aegypten hat sich überdies in solchem Maße bewährt, daß die Mächte des Dreibundes sicherlich kein Interesse an der Aufrollung einer ägyptischen Frage haben. Da nun Frankreich in der Faschodaangelegenheit nachgegeben hat, darf ohne Weiteres der Schluß gezogen werden, daß Rußland in noch größerem Maße Bedenken tragen würde, Verwicklungen zu einer Zeit hervorzurufen, in der es wichtige eigene Interessen in Ostasien nicht aus den Augen verlieren darf.

Der Wunsch, daß, wie der europäische Frieden im Allgemeinen, auch die guten Beziehungen zwischen Frankreich und England durch den Ausgang der Faschodaangelegenheit nicht gestört werden mögen, wird in Frankreich selbst von allen besonnenen Staatsmännern getheilt. So veröffentlicht der frühere Diplomat Valfrey unter seinem Pseudonym Whist einen bemerkenswerthen Aufsatz, der zwar die pessimistische Ueberschrift: Cruel dénouement führt, jedoch durchaus versöhnlich ausklingt. Allerdings verhehlt der Verfasser nicht, daß Frankreich aus den Verhandlungen mit England „mit blutendem Herzen, Verzweiflung in der Seele und von einer Erniedrigung betroffen, die seit 1871 ohne Beispiel sei", hervorgehe. Valfrey gelangt jedoch zu dem Ergebnisse, daß es verfehlt wäre, mit England auf die Dauer zu schmollen, zumal da dieses der französischen Republik am Mittelländischen Meere noch ganz andere Schwierigkeiten bereiten könnte. Freilich hegt auch Whist-Valfrey die Hoffnung, daß die englische Regierung nach ihrem jüngsten Erfolge sich zu „Compensationen" bereit finden lassen könnte; er ist aber allzu skeptisch, als daß er verkennen sollte, wie gefährlich es wäre, „sich in ein Zelt zurückzuziehen, in das es von allen Seiten hineinregnet." Die französischen Chauvinisten, die an das Bündniß mit Rußland weitgehende Erwartungen geknüpft hatten, werden jedenfalls am meisten enttäuscht sein. Mag ihnen immerhin vor Allem die Revancheidee vorgeschwebt haben, als sie in diesem Bündnisse eine Bürgschaft für die Verwirklichung ihrer Zukunftspläne erblickten; sicherlich sind sie aber nunmehr durch den Rückzug der französischen Diplomatie in einer Angelegenheit, die einen Erfolg zu verheißen schien, belehrt worden, daß die französisch-russische Allianz in der That nur ein Friedensbündniß ist. Nicht ohne Melancholie schließt denn auch Valfrey seine Betrachtungen: „Wir haben das Gespenst eines Seekrieges in der Nähe gesehen, in dem wir, zum mindesten beim Beginne, nur auf unsere eigenen Kräfte rechnen durften. Eine klare und kategorische Entscheidung hat jede Eventualität eines Conflictes abgeschnitten; möge die Angelegenheit nun aber auch endgültig aus der Welt geschafft sein."

Zu derselben Zeit, in der Frankreich und England unter einander in diplomatischer Fehde lagen, befanden sie sich in der kretischen Angelegenheit in vollständiger Harmonie, wobei das durch den Austritt Deutschlands und Oesterreich-Ungarns einigermaßen verstümmelte „europäische Concert" noch durch Rußland und Italien repräsentirt wurde. Die vier Großmächte, deren Kriegsschiffe in den kretischen Gewässern verblieben sind, haben inzwischen den griechischen Prinzen Georg als Generalgouverneur der Insel dem Sultan präsentirt und wollen an dieser Ernennung auch im Falle eines Protestes der Pforte festhalten. Es muß gehofft werden, daß die durch den Bürgerkrieg schwer heimgesuchte Insel endlich Ruhe und Frieden finden wird. Nur darf nicht außer Betracht bleiben, daß die mohammedanische Bevölkerung Kreta's dieselbe Schonung verdient wie die christliche. Sollte diese sich in der That weigern, ebenso wie die Mohammedaner die Waffen abzuliefern, so würden die mit der Aufrechterhaltung der Ordnung betrauten Streitkräfte der vier Großmächte die geeigneten Vorsichtsmaßregeln treffen müssen. Als eine seltsame Ironie der hohen Politik wäre es jedenfalls zu bezeichnen, wenn die Ernennung eines griechischen Prinzen zum Generalgouverneur von Kreta nur dazu dienen sollte, die Angliederung dieser Insel an Griechenland vorzubereiten. Als Prinz Georg, ein moderner Jason, auszog, Kreta durch einen Handstreich zu nehmen, fielen ihm, in der Theorie wenigstens, dieselben Mächte in den Arm, die ihn nunmehr zum Generalgouverneur ernennen. Die Türkei hat inzwischen den Krieg gegen Griechenland siegreich beendet, und zum Lohne dafür soll ihr schließlich wohl auch die letzte Spur der Suzeränetät über die Minosinsel genommen werden.

Literariſche Rundſchau.

Kraus' Dante.

[Nachdruck unterſagt.]

Dante. Sein Leben und ſein Werk. Sein Verhältniß zur Kunſt und Politik. Von Franz Xaver Kraus. Mit zahlreichen Illuſtrationen. Berlin, G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung. 1897.

Von Dante iſt bei Gelegenheit bemerkt worden, Niemand könne das Mittelalter verſtehen, ohne ihn ſtudirt zu haben. Was aber gehört nicht Alles dazu, Dante völlig zu würdigen! Die künſtleriſche Seite iſt die zugänglichſte. Denn ſie berührt uns über die Jahrhunderte hinweg mit aller Unmittelbarkeit einer großen Seele; dazu kommt nun aber die ethiſch-religiöſe Wirkung, dazu eine politiſche Gedankenwelt, deren Vorausſetzungen erſt unſerem Verſtändniß vermittelt werden müſſen, dazu eine Unſumme geſchichtlicher, theologiſcher, wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, die dem Gebildeten nicht ohne Weiteres zur Verfügung ſtehen. Und ferner, da eine Erſcheinung von ſolcher Größe zu allen Zeiten die Geiſter beſchäftigt hat, liegt ein Wall wiſſenſchaftlicher und politiſcher Debatten zwiſchen Dante und uns, die Dante-Philologie.

Durch die Welt Dante's Führer zu ſein, mögen Wenige ſo den Beruf haben wie der Verfaſſer des Werkes, das wir hier anzuzeigen das Vergnügen haben. Von verſchiedenen Seiten ſeines wahrhaft encyklopädiſchen Wiſſens konnte Kraus ſich getrieben fühlen, dieſen Stoff zu ergreifen; ſchließlich aber mag es doch ein Perſönliches geweſen ſein, das den Politiker und Theologen, den Kirchen- und Kunſthiſtoriker, den Mann der Studirſtube und der Welt — denn dies Alles iſt in Kraus vereinigt — ein Buch über Dante ſchreiben ließ, die lebendige Neigung für Perſon und Charakter Dante's und das Gefühl, daß von dieſem Manne eine Predigt durch die Jahrhunderte ausgehe, die auch heute noch, ja heute vielleicht mehr als je gehört zu werden verdiene. „Wie oft mag dieſer Mann," heißt es einmal S. 154 von Dante, „in Exil und Armuth ſtolz und ruhig wie ein Löwe vor ſich hinblickend, jener charakterloſen Mehrheit, die nur den Erfolg anbetet und ſtets mit der Macht läuft, Schrecken und Strafpredigt geweſen ſein? Er iſt es auch heute noch: in ſeiner ganzen Hoheit und Strenge hält auch in dieſen unſeren Tagen noch Dante Gericht über die, die vergeſſen, daß das Reich Gottes nicht von dieſer Welt iſt. Vieles hat den Verfaſſer angezogen, ſich ſelber und ſeinen Zeitgenoſſen Dante's Bild vor Augen zu ſtellen; keine Betrachtung konnte mehr als dieſe ihn in ſeinem Vorhaben beſtärken."

In ſeiner Vorrede bemerkt Kraus, er habe zwei Themata für ſpätere Behandlung zurückgeſtellt, auch um das umfangreiche Buch nicht noch ſchwerfälliger zu machen, nämlich das Thema: Dante und ſein Verhältniß zur Theologie und

zur Wissenschaft, sowie das Capitel: Dante in der Weltliteratur. Von der Geschichte des Einflusses, der von Dante ausgegangen ist, enthält gleichwohl bereits der vorliegende Band große Bruchstücke, einen Abschnitt über die Nachwirkung der politischen Ideen und eine höchst eingehende Zusammenfassung der Dante-Illustrationen, d. h. des Einflusses Dante's auf die bildende Kunst der späteren Zeiten.

Dieser Abschnitt: „Dante und die Kunst", ist sehr umfangreich (S. 558—674), mit zahlreichen Abbildungen begleitet und bildet eigentlich ein Buch im Buche, wie denn fast gleichzeitig eine den nämlichen Gegenstand behandelnde Monographie, die „Ikonographia Danteska" L. Volkmann's, erschienen ist. Ich betrachte diese Capitel als ein hors d'œuvre, das mit dem Dante-Buch nur lose zusammenhängt, so dankenswerth die Arbeit als solche ist. Würde man nicht sehr überrascht sein, in einer Goethe-Biographie die Goethe-Illustration so ausführlich behandelt zu finden? Von Retzsch bis Kaulbach und Liezenmaier zahllose Namen und Werke aufgezählt zu sehen, die doch der Bedeutung Goethe's nicht das Geringste hinzufügen? Neben so einzigartigen Größen wie Dante, Shakespeare, Goethe machen alle Illustratoren, ob sie Botticelli oder Genelli heißen, schlechte Figur und können nur unfreiwillig den Satz erhärten, daß jede Kunst ihr eigenes Gebiet besitzt und Gestalten schafft, die durch eine andere Kunst nicht mit gleicher Wirkung wiedergegeben werden können. So wenig wie Goethe's „Mignon" und Shakespeare's „Hamlet" wird Dante's verklärt leuchtende „Beatrice" je von der bildenden Kunst so dargestellt werden können, daß von den Schmetterlingsflügeln einer reichen und unerschöpflichen Poesie nicht das Beste abgestreift worden wäre. Ist diese Beobachtung geeignet, das Interesse an der Dichterillustration, die den Text begleitet, herabzudrücken, da sie denn selten ein Kunstwerk in höherem Sinne hervorbringt, so erregt dagegen jenes andere Capitel, das Kraus „Die Inspiration der bildenden Kunst durch Dante" betitelt, den lebhaftesten Antheil. Der Verfasser versteht darunter ein wahlverwandtes, von Dante's Ideen berührtes Schaffen, ohne jeden wörtlichen Anschluß, ein Hervortreten Dante'schen Einflusses, wie bei Signorelli, bei Raphael (dies besonders fesselnd S. 658), bei Michelangelo. Dieser interessante Abschnitt ist bis zur Gegenwart herabgeführt, bis zu Delacroix, Doré und Feuerbach, und es könnte jetzt als Allerneuestes die Höllendarstellungen des Pariser Bildhauers August Rodin dem Verzeichniß hinzugefügt werden, wovon die „Gazette des beaux-arts" im Maiheft 1898 berichtet hat. Auch könnte man die Geschichte dieses inspirirenden Einflusses durch eine parallele Behandlung für das Gebiet der Musik ergänzen.

Indem ich also diesen ganzen Abschnitt über Dante und die bildende Kunst hier vorweg besprochen habe, bleiben als die vier Haupttheile des Kraus'schen Werkes übrig: „Dantes Leben", „Die kleineren Schriften", „Die Commedia", „Dante's Verhältniß zur Politik". Von allen Theilen muß zunächst gesagt werden, daß sie von einem staunenswürdigen Wissen Zeugniß ablegen, von einem Reichthum der Kenntnisse, wie ihn der unmöglich erwerben könnte, der sich vornähme, ein „Buch" zu schreiben und dafür ein paar Jahre sammelt. Nur das Interesse eines ganzen Lebens, das bei jeder Art Lectüre und Nachdenken das Nahe und Ferne auf das Dante-Thema zu beziehen sich gewöhnt hat, kann solche Früchte einheimsen. Durch Jahre langes Ueberdenken, durch Beleuchten von Studiengebieten her, die nur diesem Verfasser zugänglich sind, gewinnen die so schwierigen und so hundertmal verhandelten Probleme eine Schärfe der Fassung und eine Klarheit der Lösung, die gewisse Capitel inhaltlich wie methodisch zu ganz außergewöhnlichen Leistungen stempeln. Ich nenne hier besonders das zehnte Capitel des ersten Buches über die Dante-Bildnisse, wo die Frage nach der körperlichen Erscheinung des Dichters in wahrhaft souveräner Weise behandelt, und eine ausgezeichnete Classification der Dante-Porträts durchgeführt worden ist; sodann das sechste Capitel des dritten Buches über die Allegorien der zwei ersten Gesänge des Inferno, wo die Grundprobleme für Auffassung und Erklärung des Sinnes der Göttlichen Komödie in einer Art erörtert werden, die als Angriffsweise so verwickelter Dinge

als strategisch musterhaft bezeichnet werden muß. Kraus steht vollkommen auf der Höhe, um jede Bewegung und jede Falte des Dante-Terrains zu überblicken und zu beherrschen; zugleich aber sind ihm, und Wenigen so wie ihm, die großen Linien deutlich, die das weite Gebiet gliedern und verbinden. Und hier darf vielleicht mit allem Respect gesagt werden, daß es besser gewesen wäre, in der Darstellung diese Linien noch mehr hervortreten zu lassen. Denn mancher Leser (deren wir dem Buch viele wünschen) wird der Meinung sein, der Verfasser sei übergewissenhaft, uns die Meinungen alter und neuer Erklärer vorzutragen. Ab und zu geräth man etwas tief in die Dante-Philologie und hat ein Gefühl, als werde man, im Begriff, ein herrliches Monument zu besehen, von einer Schar Ciceroni überfallen, die uns ihre Weisheit auszukramen allzu beflissen sind. Wer möchte in einer Goethe-Biographie ein Protokoll darüber anhören, was von den zeitgenössischen Recensenten an bis zur Gegenwart kluge und dumme Köpfe an Erklärungen und Deutungen vorgebracht haben? Und bei Dante reicht die Liste um mehrere Jahrhunderte weiter nach rückwärts. Dies ist ein Zuviel, ein embarras de richesses, wo die ungeheuere Gelehrsamkeit des Verfassers den Leser verwirrt.

In der Besprechung des Hauptwerkes, der Commedia, ist besonders glücklich auf den volksthümlichen Charakter des Stoffes hingewiesen worden. „Das Bestreben Dante's ist, in der Commedia einen wissenschaftlichen Stoff, man kann vielmehr sagen, das Wissen seiner Zeit in künstlerischer Form auszugestalten. Es war der glücklichste Griff, den er thun konnte und der schlagendste Beweis seines Genies, daß er sich nicht einem Stoff zuwandte, der von der Theilnahme und den Empfindungen seiner Zeitgenossen weit ab lag, sondern daß er zu jenem griff, der gerade auf der Höhe des mittelalterlichen Culturlebens die Menschheit mit stets zunehmender Gewalt beschäftigte. Die Lehre von den letzten Dingen, die ungeheuern Fragen, welche am Ausgang des menschlichen Lebens sich für uns Alle erheben, hatte seit den Tagen San Francesco's mehr und mehr die Gemüther ergriffen, sie zitterte, bald erschreckend, bald tröstend, durch die Seele dieses Jahrhunderts; sie bewegte den Pinsel seiner großen Maler und den Meißel seiner Bildner; sie gab den Antrieb zum Bau jener gothischen Dome, in denen wir die höchste Leistung der christlichen Architektur bewundern, und sie condensirte sich schließlich im Geiste Dante's zu einem Gebäude, dem wir den höchsten Preis in der christlichen volksthümlichen Dichtung zuerkennen müssen" (S. 526). Daß dieses mittelalterlich ideale Werk bis auf den heutigen Tag, wo fast alle Interessen andere geworden sind, seinen Ruhm behauptet hat und die erlesensten Geister beschäftigt, dankt es zu gutem Theil der Kunst seines Dichters. Es gibt Menschen genug, denen der Stoff der Commedia in weitem Umfang gleichgültig geworden ist, und die dennoch aus dem künstlerischen Zauber dieses Werkes die größte Begeisterung schöpfen. Kraus gehört nicht zu diesen, da ihm Weltanschauung und Glaube ermöglichen, dem Dichter in seiner Gesammterscheinung zu folgen und ihn allseitig zu lieben und zu würdigen. Zu den Anderen aber gehört z. B. Carducci, der größte der lebenden italienischen Dichter — und vielleicht ist überhaupt im ganzen heutigen Europa Niemand, der ihm an dichterischer Kraft gleich käme. Von Carducci gibt es ein Sonnett, das jenen Gedanken fast unerbittlich ausspricht; es steht in seinen „Rime nuove" und lautet so:

Dante, onde avvien che i voti e la favella
Levo adorando a 'l tuo fier simulacro,
E me su 'l verso che ti fé' già macro
Lascia il sol, trova ancor l' alba novella?

Per me Lucia non prega e non la bella
Matelda appresta il salutar lavacro,
E Beatrice con l'amante sacro
In vano sale a Dio di stella in stella.

Odio il tuo santo impero; e la corona
Divelto con la spada avrei di testa
A 'l tuo buon Federico in val d' Olona.

Son chiesa e impero una ruina mesta
Cui sorvola il tuo canto e a 'l ciel risona:
Muor Giove e l' inno de'l poeta resta[1]).

Für wen Dante in erster Linie Künstler ist oder wem Dante hauptsächlich durch seine Kunst lebendig ist, dem entstehen eine Menge Interessen an seiner künstlerischen Technik, die in der Versinnlichung von Dingen, welche fast der Vorstellbarkeit spotten, das Größte, ja Aeußerste geleistet hat. Er wird mehr nach dem fragen, worin sich Dante von seinen Vorgängern unterscheidet, als worin er von ihnen abhängig ist; er wird die Kraft des lyrischen Ausdruckes sich zu vergegenwärtigen, die Art von Dante's Naturbeobachtung zu controliren, seine Gleichnisse zu sammeln, mit einem Wort die Psychologie seiner dichterischen Potenz zu ergründen suchen. Für den Standpunkt von Kraus haben diese Dinge nicht die nämliche Wichtigkeit; er erklärt (S. 525), auf das Aesthetisch-Rhetorische nicht eingehen zu wollen, und beschränkt sich darauf, die Hauptzüge von Dante's „Kunstlehre" (Buch IV, Cap. 2) kurz darzulegen. Es wäre sehr ungerecht, mit dem hochverehrten Verfasser über diese Dinge rechten zu wollen; ihm hat Dante eine weit höhere Bedeutung als die des gottbegnadeten Künstlers; der Mensch ist ihm größer als die Verse, und Dante wächst ihm zum Propheten empor, dem die Dichtkunst ein bloßes Werkzeug ist, das zu offenbaren, was Gott ihm für das Heil der Menschheit in den Busen gelegt hat. In der That ist dieses das Bedeutendste an dem Buch von Kraus, wie aus dem scheinbar Vergänglichen in den politisch-religiösen Elementen der Commedia das ewig Gültige herausgearbeitet und zur Darstellung gebracht worden ist.

Daß die nachfolgende Zeit Dante mit seinen Prophezeiungen einer kommenden Monarchie, die den Streit Aller gegen Alle beenden und den Frieden des römischen Reiches erneuern werde, Unrecht gegeben, daß die neue Cultur recht eigentlich aus der allgemeinen politischen Anarchie, die Dante so bitter beklagt und verflucht, ihre Nahrung gezogen habe, ist mehr als einmal bemerkt und Dante vorgeworfen worden. Man hat ihn als einen stolzen Sonderling geschildert, der weder Guelfe noch Ghibelline, nach seinem eigenen Ausspruch „sich selbst Partei gewesen" (Paradies XVII, 69), und dessen politische Ansichten nicht anders denn als eine reactionäre Romantik zu bezeichnen wären. Diese Auffassung ist z. B. in einem von mir sehr geschätzten Buche, in Julian Klaczko's „Causeries Florentines", in literarisch ausgezeichneter Weise vertreten worden. Hiervon aber weicht Kraus mit großer Entschiedenheit ab, und es ist wichtig, seine Ansicht über diese Punkte zu vernehmen.

Einen so breiten Raum die Kritik der politischen Verhältnisse Italiens und der Welt in der Commedia einnimmt, Kraus sieht diese Dinge als episodisch an, entsprungen aus der Absicht, concret zu werden und sich verständlich zu machen. Die Ausführung im Einzelnen trägt politische Farbe, ist aber nur das Mittel zu einem ganz anderen, nicht politischen Zweck. Die große Endabsicht des didaktischen Gedichts ist ethisch, auf Besserung und Hebung der Menschheit gerichtet; demgemäß

[1]) „Wie ist es möglich, Dante, daß ich Dein stolzes Bild anbete, daß ich noch, wenn die Sonne sinkt und noch, wenn das Frührot erscheint, über den Versen sitze, die einst Dich ‚mager' machten? (Anspielung auf Paradies XXV, 3, wo Dante dieses von sich aussagt.) Für mich bittet keine Lucia noch bereitet die schöne Matelda mir das Bad des Heiles: ohne Frucht, umsonst steigt Beatrice mit dem heiligen Geliebten von Sternkreis zu Sternkreis zu Gott empor. Ich hasse Dein heiliges Kaiserthum, und mit dem Schwert hätte ich vor Mailand Deinem ‚guten' Barbarossa die Krone vom Haupt geschlagen. (Anspielung auf Purgatorio XVIII, 119, wo Dante den Vertreter der Reichsmajestät buono nennt.) Kaiserthum und Kirche sind eine düstere Ruine, über der Dein Sang fliegt und zum Himmel klingt: Jupiter stirbt; aber die Hymne seines Dichters bleibt ewig."

kann der Schlüssel aller Symbole und Allegorien nur auf religiösem Boden gefunden werden. Die Schwierigkeiten sind zum Theil dadurch geschaffen und jedenfalls gemehrt worden, daß Dante zu allen Zeiten als ein Lebendiger empfunden und im Streit der Parteien aller Jahrhunderte als Zeuge angerufen worden ist.

Hier gilt es also, die scheinbaren Actualitäten, die mehr in das Gedicht von Späteren hinein gelesen worden sind, von der wahren Actualität Dante's zu trennen, die in nichts Anderem besteht, als daß er „das innerste Empfinden des Mittelalters in ewig gültiger Form wieder gegeben hat".

Dante's Glaube an die Wiederaufrichtung der Weltmonarchie hat sich als trügerisch erwiesen. Sollte aber Friede und Cultur, die er als Wirkung jener geheiligten Staatsform erwartete, an ihre politische Form gebunden sein? Es gab doch auch andere Möglichkeiten. Im Franciscanerorden bestand um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts eine Partei, welche die Weltgeschichte und Entwicklung unter einem ganz besonderen Gesichtswinkel ansah und der „fleischlichen" Kirche der Wirklichkeit eine geistige Kirche der Hoffnung entgegensetzte, auf einen großen Prediger wartend, der ohne äußere Machtmittel in der Kraft Gottes den neuen Zustand allgemeinen Friedens begründen werde. Sie hießen die Spiritualen. Daß Dante an ihre Vorstellungen anknüpfte, hat Kraus in ausgezeichneter Weise durchgeführt und die gemeinsame Grundansicht in die Alternative zusammengedrängt, daß dem politischen Katholicismus ein idealer Katholicismus entgegengesetzt werde.

Unter politischem Katholicismus wird eine Kirche verstanden, die nicht nur die Seelen, sondern auch die Leiber unter ihre Herrschaft beugt und mit der materiellen Herrschaft die Herrschaft über die Geister erzwingen will, also die weltliche Gewalt der geistlichen völlig unterordnet. Diese Richtung hat ihre consequenteste Vertretung im Jesuitenorden; aber lange vor der Gründung dieses Ordens ist sie im Avignonesischen Papstthum, das Dante bekämpft, thatsächlich ausgebildet. Hören wir aber, wie Kraus den idealen, den Dante'schen Katholicismus formulirt. „Ist die Kirche nach Dante nichts Anderes als die Fortsetzung der irdischen Erscheinung Christi, so kann sie, ohne von ihrer eigensten Idee abzufallen, eine weltliche (Universal-) Herrschaft nicht anstreben. Damit hat Dante das Princip und die letzte Absicht dessen, was wir heute den politischen Katholicismus nennen, als mit der Natur des Christenthums und der Idee der Kirche innerlich unvereinbar erkannt . . . Zum ersten Male ist hier in der Geschichte mit vollem und klarem Bewußtsein die Fahne des religiösen Katholicismus im Gegensatz zum politischen aufgehißt, und es steht im engsten Zusammenhang mit diesem Bekenntniß, wenn Dante anderwärts die individuelle Gewissensfreiheit als unantastbares Gut eines jeden Bürgers und als Grundlage und Voraussetzung jeder irdischen Wohlfahrt und jedes vernunftgemäß eingerichteten Staatswesens dahin stellt" (S. 723). „Er hat in dem Augenblick, wo die Völker Europa's sich entschlossen zeigten, die einst willig übernommene und gerechtfertigte, jetzt aber durch den Fortgang der geschichtlichen Entwicklung hinfällig gewordene Führung des Clerus in politischen und bürgerlichen Angelegenheiten künftighin abzulehnen, er hat da klarer und eindringlicher als ein Anderer es je gethan, darauf hingewiesen, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei. Er hat damit seiner Zeit und allen späteren Jahrhunderten den Weg gezeigt, auf welchem die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern zu erreichen wäre, und wie zugleich der fortschreitenden Entchristlichung der Gesellschaft hätte vorgebeugt werden können" (S. 769). Diesen rein religiösen Katholicismus erklärt Kraus für den Glauben Dante's, seit ihm der Tod Kaiser Heinrich's VII. die Einsicht in die Nichtigkeit alles Irdischen eröffnet habe. Die Commedia erscheint ihm getragen von dieser Weltanschauung, in der die Schärfen irdischer Politik im Sonnenglanz der Poesie und in dem Gluthstrom der christlichen Liebe ihren Ausgleich erfahren haben".

Heidelberg. Carl Neumann.

Theodor Körner und die Seinen.

[Nachdruck untersagt.]

Theodor Körner und die Seinen. Geschildert von Dr. W. Emil Peschel, Begründer des Körnermuseums der Stadt Dresden, und Dr. Eugen Wildenow, Gymnasialoberlehrer in Greifswald. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Facsimiles und zwei Karten. Zwei Bände. Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Theodor Körner ist im Leben und nach dem Tode ein besonderes Loos gefallen. Während bei uns die großen Dichter und Künstler mit feindlichen Mächten zu kämpfen hatten und erst von der Nachwelt auf die Anerkennung hoffen durften, die sie in ihrer Gegenwart oft schmerzlich genug entbehrten, eilte dem jugendlichen Körner, wie er in Wien seine dramatischen Dichtungen auf die Bühne brachte, der vollzählige Beifall eines ihm schmeichelnden Publicums entgegen. Dasselbe Publicum, das an des tiefen Heinrich von Kleist's Novelle „Die Verlobung in St. Domingo" fast achtlos vorüber ging, entzündete sich in schnell verfliegender Abendunterhaltung an Körner's leichter Umgestaltung zum Bühnenstücke. Die dramatische Kraft, die Schiller in den „Wilhelm Tell" gelegt hatte, reichte für die national-romantische Begeisterung Körner's noch aus, den „Zriny" zu schaffen. Aber Alles, was Körner in natürlich-richtigem Gefühl für die Stimmung des Volkes schuf und dichtete, sprach er frisch und freudig und schwungvoll aus. Als er 1813 in Lützow's Freischar fiel, that sich erst recht die Theilnahme für ihn kund, und der originale Werth seiner Lieder in „Leier und Schwert", in denen so sichtbar für Jedermann die Poesie mit der That verbunden war, verlieh seiner Erscheinung einen glänzend wirksamen Abschluß.

Das deutsche Volk hat sich die Erinnerung an ihn bewahrt und gibt sie von Geschlecht zu Geschlecht weiter. Es liest seine Gedichte immer von Neuem und erfreut sich ihrer. Sein Bild steht fest und unabhängig von der literarischen Forschung, die unvermerkt auf diesem Gebiete einzusetzen begann. Denn die Veröffentlichungen aus der Goethe- und Schiller-Zeit lieferten auch für Theodor Körner und die Seinigen eine große Summe neuer Nachrichten, die mit dem, was man durch Tradition wußte, in ein festes Verhältniß zu bringen waren. Man construirte jetzt eine Art literarischer Gesammtgeschichte der Familie Körner, die mitten durch die Zeit des Weimarischen Classicismus bis in die Tage der vaterländisch gesinnten Romantik führte. Sie begann damit, wie Theodor's Vater, der aus streng protestantischer Theologenfamilie stammte, der rettende Freund des bedrängten Poeten Schiller wurde; wie die Mutter, als die Tochter des Kupferstechers Stock, von dem Goethe als Student in Leipzig sich unterrichten ließ, die Pflege der Kunst in ihr neues Heim verpflanzte. Schiller und Goethe wußten den geläuterten Kunstgeschmack des Dresdener Freundes zu schätzen und sein kritisches Urtheil für ihre Dichtungen zu verwerthen. Was ihm jedoch versagt war, die productive Dichterkraft, die wurde seinem einzigen Sohne Theodor zu Theil. Dieses Talent zu pflegen und auszubilden, ist fortan des Vaters liebste Sorge. Wie einen Freund erzieht er sich den Sohn. Und nun wird dieser, mit frühem Dichter- und Heldenruhm geschmückt, plötzlich in der Ferne fortgenommen. Es wird trüb und kalt im Elternhause. Die Seinigen folgen, Eins nach dem Anderen, dem geliebten Todten nach, die Schwester, der Vater, die Mutterschwester: und zuletzt die Mutter selbst, alt und lebensmüde. Ein schmerzliches Gefühl bleibt uns zurück, wenn wir so die Schicksale der ganzen Familie Körner an uns vorüberziehen lassen.

Arbeiten und Bücher dieser Art besitzen wir. Und wenn man von diesen Vorläufern aus an die Lectüre des neuen Werkes von Peschel und Wildenow geht, so erkennt man bald, daß es einen ähnlichen allgemeinen literarischen Aufbau hat. Dies drückt sich auch im Titel aus, dem zu Folge es „Theodor Körner und die

Seinen" umfassen will. Die Vorrede stellt freilich eine engere Begrenzung des Stoffes auf Theodor's Person in Aussicht, und die Erwartung des Lesers wird eigentlich nicht getäuscht. Dennoch bleibt der Körner'schen Vor- und Nachgeschichte, sowie den eigenen geistigen Bestrebungen des Vaters Körner ein ziemlich weiter Entwicklungsraum vorbehalten. Der erste Grundsatz der Verfasser war augenscheinlich die Vereinigung alles literarisch Erreichbaren in authentischer Form. Die gewissenhafte Durchführung des Princips bedingt die Stärke des Buches, aber auch seine Schwäche. Eine Summe einzelner Nachrichten, die naturgemäß von den verschiedensten Personen und aus den abweichendsten Gesichtspunkten aufgefaßt wurden, ist noch nicht eine einheitliche Darstellung, und eine briefliche Mittheilung läßt sich nicht ohne Weiteres in Erzählung umsetzen. Es hängt aber dieses Streben nach dem Authentischen mit derjenigen Eigenschaft des Werkes genau zusammen, durch die es in der That seinen Vorläufern gegenüber eine besondere Stellung einnimmt. Peschel hat mit einer idealen Gesinnung, die in Deutschland niemals schwinden möge, Jahrzehnte lang gesammelt, was in Schrift, Geräth und Bild mit Theodor Körner, seiner Familie und der Zeit von 1813—1815 verknüpft ist. Er wurde der Begründer und erste Director des Körnermuseums, dessen Eröffnung in Körner's Geburtshause zu Dresden-Neustadt 1875 stattfand. Vor einigen Jahren waren schon, dem eigenen Berichte Peschel's zu Folge, an 12 000 der Geschichte, Kunst und Literatur zugehörige Gegenstände vorhanden, und die Zahl wird seitdem erheblich gestiegen sein. Diese Sammlungen hat Peschel jeder Zeit mit froher Bereitwilligkeit in den Dienst der betheiligten Forschung gestellt. Von ihm selbst sind schon mehrere Publicationen ausgegangen, zuletzt die von Theodor Körner's Tagebuch und seinen Kriegsliedern aus dem Jahre 1813. Es hat durchaus etwas Natürliches und Achtungswerthes, daß er seine Schätze einmal als Mittel zu einer Gesammtbiographie benutzen wollte. So erklären sich die zahlreichen neuen Materialien in dem Buche, die vielen Facsimiledrucke und Reproductionen von Bildern, alles Dinge, mit denen wir uns gern und dankbar bekannt machen.

Der Charakter der neuen Biographie ist somit literarische Vollständigkeit und archivalischer Reichthum. Die Sorgfalt der Arbeit im Einzelnen ist durchgehends zu loben. Und da bei dem anscheinend nicht schnellen Vorrücken des Druckes auch das inzwischen auf diesem Gebiete Geleistete noch am Schlusse angemerkt wurde, so besitzen wir an Peschel's und Wildenow's Werke ein werthvolles Compendium alles dessen, was zur Zeit für Theodor Körner und die Seinen in Betracht kommen könnte.

Reinhold Steig.

π. **Reisebriefe aus Palästina.** Von H. von Soden. Berlin, Julius Springer. 1898.

Diese Reisebriefe stehen weit ab von der landläufigen und alltäglichen Reiseliteratur. Sie sind ganz persönlich gehalten und zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen; und doch gehören sie der Allgemeinheit, denn sie sind einem freien, hohen Geiste entsprungen, der sich mittheilen muß, weil er Eigenes zu geben hat und Anderes durch die Anschauung von Land und Leuten gewinnt, als es gemeinhin der Fall ist. „In echt evangelischem Geist" das heilige Land zu betrachten, möchte H. von Soden's Buch lehren und erleichtern, und dadurch erhält es einen ganz selbständigen, ernsten, in gewissem Sinne herben und strengen Charakter: denn dieser echt evangelische Geist will nicht nur kirchlich, sondern rein menschlich aufgefaßt und verstanden sein; er trübt nicht den Blick, sondern macht ihn frei: er beengt nicht, sondern weitet: er sucht mit Ueberlegenheit die Dinge zu erklären und zu begreifen. Nicht Sentimentalität und Schwärmerei herrschen hier, sondern tiefe Empfindung und Begeisterung des Herzens. Fern liegen Verzückung, phantastische Rückerinnerungen, pietistisch gefärbte Schilderungen: — die Realität, die Wissenschaft und die geläuterte und gefestete Ueberzeugung einer über confessionelle Eigenheiten sich hinwegsetzenden, zu den ewigen Wahrheiten des Christenthums sich bekennenden Natur behalten ihr Recht und behaupten sich überall. So werden Landschaft und Bevölkerung des heiligen Landes stets mit geschärften und offenen Augen angeschaut; auf das Charakteristische, das allgemein Charakteristische und für christliche Lehren, für die Entwicklung christlicher Gedanken Charakteristische wird hingewiesen; Einzelheiten in den Darstellungen des Neuen Testamentes, wie der früheren Ueberlieferungen werden durch sorgliche Beobachtungen bestimmter Stätten in Jerusalem, in Judäa und am Todten Meer nachgeprüft; Volks- und Religionsgeschichte greifen wieder und wieder in die von unmittelbaren Eindrücken berichtenden Briefe hinein. Und so folgt man H. von Soden voll Aufmerksamkeit und voll Dankbarkeit; gern begibt man sich mit ihm unters Volk, wenn er in Cairo die Sitten und das Treiben der Menge zu erkennen sich bemüht und uns etwa zu einer Circusclown-Burleske führt; willig begleitet man ihn auf der Heimreise nach Constantinopel, wo er nicht nur der großen Wunderwerke alter Baukunst sich erfreut, sondern auch ein freimüthiges Wort über gegenwärtige Zustände des politischen Lebens nicht scheut; und vor Allem genießen und prüfen wir mit ihm alle Eindrücke in Palästina selbst. Wie anschaulich weiß er von den Tempelbauten zu erzählen! Wie fein scheidet er die einzelnen Landschaftsbilder: das ernste von Judäa, das weihnachtliche von Bethlehem! Wie unmerklich mischt er die Töne seines ganz subjectiven und des allgemeinen Empfindens! Er verlangt freilich vom Leser einen Verzicht auf gewohnheitsmäßige, von unmittelbar bestechendem Glanz getragene, zu Unrecht „poetisch" genannte Schilderungen aller jener Stätten, die mit unserem Phantasieleben unlöslich verbunden sind; aber er deckt eine geheime Poesie auf, er dient dem Bewußtsein unserer Zeit, das sich auf Erkenntniß und auf Nachempfinden gewaltigster Ereignisse und einziger Persönlichkeiten gründet. Daß ein solches Buch in diesem Augenblicke, wo dem deutschen Kaiser auf seiner Palästinafahrt die herzlichsten Sympathien seines Volkes gefolgt sind, erhöhter Theilnahme sicher sein darf, bedarf nicht der Erwähnung.

γ. **Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken.** Herausgegeben vom Königlich preußischen historischen Institut in Rom. Band I, Heft 1. Rom, E. Löscher. 1897.

Mit großer Freude wird es von allen Geschichtsforschern begrüßt werden, daß das Königl. preußische historische Institut in Rom die Herausgabe eines der Quellenforschung gewidmeten Jahrbuchs unternommen hat, das aus zwei Heften im ungefähren Gesammtumfang von 20 Bogen bestehen soll. Format, Druck und Papier entsprechen allen Anforderungen, welche man an ein solches Organ stellen muß. Was den Inhalt angeht, so bringt das erste Heft die Quellenstücke und eine Anzahl Nachrichten. J. Haller gibt Aufzeichnungen über den päpstlichen Haushalt aus avignonesischer Zeit, welche der Nationalbibliothek in Neapel entnommen sind. Karl Schellhaß theilt lateinische Acten über die einschneidende Reformthätigkeit mit, die der Dominicaner Felician Ninguarda 1572 bis 1577 in Bayern und Oesterreich entwickelte; wir erhalten damit einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Durchführung der Tridentiner Beschlüsse. G. Kupke veröffentlicht aus der Bibliothek Borghese die wöchentlichen Berichte, welche der spanische Gesandte in Berlin, Horazio Borghese, im Jahre 1797 über die höfischen und politischen Ereignisse nach Madrid sandte. Endlich theilt der Vorstand des Instituts, Professor Walther Friedensburg, aus der vaticanischen Bibliothek eine noch ungedruckte lateinische Depesche des Nuntius Aleander mit, welche aus dem Ende des September 1520 stammt und die erste Depesche ist, welche Aleander überhaupt vom Hofe des römischen Königs Karl's V. abgesandt hat. Sie athmet Vertrauen zu der Klugheit des Kaisers, den er im Gegensatz zu den böswilligen über ihn umlaufenden Gerüchten egregie cordatus et longe super annos prudens nennt, wie zu seiner gut katholischen Gesinnung. Selbstverständlich sind alle mitgetheilten Schriftstücke mit den nöthigen Einleitungen und Erläuterungen versehen, und so darf das ganze Unternehmen mit aufrichtiger Genugthuung begrüßt werden.

γ. **Moritz von Sachsen.** Von Erich Brandenburg. Erster Band: Bis zur Wittenberger Capitulation (1547). Leipzig, Teubner. 1898.

Von dem Lebensgang des Mannes, der zweimal entscheidend in die Geschichte der deutschen Reformation eingriff, hatten wir bisher nur eine, äußerlich angesehen, vollständige

Darstellung: die im Jahre 1842 erschienene von v. Langern: das Werk Georg Voigt's umfaßt ja nur die Jahre 1541—47. Langern aber war ein Dilettant, der werthvolle Materialien veröffentlichte, nicht ein methodisch vorgehender Geschichtschreiber. Nun erhalten wir durch Erich Brandenburg ein auf breiter archivalischer Grundlage sich erhebendes und dabei schön geschriebenes Werk, das berufen ist, die bisher vorhandene Lücke in der geschichtlichen Literatur über das Reformationszeitalter auszufüllen. Die Grundauffassung, welche Brandenburg aus den Quellen begründen zu können glaubt, ist eine solche, daß sie der seit Ranke vorherrschend gewordenen schnurstracks entgegen läuft. Wie man von Bismarck gesagt hat, daß er am ersten Tage seines diplomatischen Wirkens schon der völlig fertige Meister gewesen sei, so hat man von Moritz angenommen, daß er bereits 1546, wo er erstmals auf dem Felde der großen Politik auftritt, mit derselben Meisterschaft operirt habe, die er später unzweifelhaft besaß. Namentlich war man der Meinung, daß er mit völliger Planmäßigkeit auf das Bündniß mit Karl V. und auf den Sturz seines ernestinischen Vetters hingearbeitet habe. Brandenburg aber ist der Ansicht, daß der Herzog 1546 im Wesentlichen noch durchaus von Christoph v. Carlowitz sich leiten ließ, daß er neutral zu bleiben bemüht war, ja sogar an der Gründung einer Ostdeutschland umfassenden „dritten Partie" zwischen dem Kaiser und den Protestanten des schmalkaldischen Landes arbeitete und nur durch die überlegene Staatskunst der Habsburger zur Theilnahme am Kriege genöthigt ward: Ferdinand drohte ihm, daß er schließlich allein in Kursachsen einfallen und im Falle des Erfolges damit nach seinem Belieben schalten werde. So hat die Sorge, daß am Ende das ernestinische Land sammt der Kurwürde dem Gesammthaus Wettin entrissen werden könnte, Moritz zum Losschlagen getrieben; er nahm das Land Johann Friedrich's, damit nicht ein Anderer es nehme. Zu einer Auseinandersetzung mit dieser Auffassung, die sicher als sehr beachtenswerth gelten darf, ist hier nicht der Ort.

xγ. **Otfried Müller.** Rede zur Säcularfeier Otfried Müller's am 1. December 1897, im Namen der Georg-August's-Universität gehalten von Karl Dilthey. Göttingen, Druck der Dieterich'schen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner). 1898.

Eine meisterhafte Rede, welche in ihrer gegenwärtigen Drucklegung weit mehr wiedergibt, als in der kurzen Spanne eines akademischen Festactus an Länge einer Rede zugemessen ist, und doch wiederum weitaus nicht das Ganze, welches hoffentlich auf diese Publication noch folgen soll — das Ganze der Arbeit, aus welcher die Rede wie eine reife Frucht gepflückt worden ist. Welcker, Böckh, Otfried Müller — sie bedeuten nach des Verfassers Auffassung einen Abschnitt spannungsvoller, jugendstarker Entfaltung: alle drei haben Großes gethan, viel Größeres noch gewollt, in begeistertem Glauben an sich selbst und an ihre Sache. Wir schauen aus der Gegenwart auf diese große, vom Hauch der geistigen Wiedergeburt unseres Volkes erweckte Generation zurück mit dem Gefühl, als blickten wir auf den Jugendfrühling der griechischen Philologie aus einer Periode der Ueberreife, als sei sie betrogen um ihren goldenen Sommer. Aber, wie leicht täuschen den Lebenden die Zeichen der Gegenwart, die ihn umgibt! Die Geschichte unseres Volkes hat es aufs Neue gelehrt. Vielleicht, daß hinter den brauenden Nebeln schon ein leuchtender Tag sich rüstet — wer kann es sagen?

ρσ. **Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Trinp-Dramen.** Biographische und quellenkritische Forschungen. Von Theodor Herold. Münster i. W., Heinrich Schöningh.

Neben dem großen Körner-Unternehmen von Peschel und Wildenow geht die Einzelarbeit immer noch Erfolg versprechend nebenher. Der Verfasser der obigen Schrift untersucht von Neuem die deutschen Trinp-Dramen von Werthes (1790), Pyrker (1810) und Theodor Körner (1812) und bestrebt sich genauer als bisher, ihre Quellen und etwaige Abhängigkeit von einander zu bestimmen. Zugleich befaßt er sich mit der Schriftstellerei und Persönlichkeit des von Wieland protegirten Schwaben Werthes (1748—1817), der u. a. die Märchenkomödien des Carlo Gozzi übersetzt hat: es gelingt ihm auch hier, durch Verwerthung handschriftlichen Materials und durch genaue Sammlung der literarischen Nachrichten über ihn unsere Kenntnisse zu erweitern.

βλ. **Morts et Vivants.** Par A. Mézières. Paris, Hachette. 1897.

Der Verfasser dieser sehr verschiedenartigen Studien ist Mitglied der französischen Akademie und hat über Shakespeare, Goethe, Mirabeau, Petrarca verschiedene Werke geschrieben, von welchen keines werthlos und keines originell zu sein scheint. Das gilt auch von den im vorliegenden Bande gesammelten Essays über Mme de Maintenon, Fénelon, Lamartine, Guizot, Quinet, Prévost-Paradol, Paskéwitsch u. s. w. Sie lesen sich recht angenehm, aber sie bringen nichts Neues und bewegen sich auf stark betretenen, um nicht zu sagen ausgetretenen, Wegen. Die Franzosen werden nie müde, von den großen Namen ihrer Geschichte zu hören. Das erklärt ihre Nachsicht solch' wohlgemeinten Gemeinplätzen gegenüber wie die von Herrn Mézières.

βλ. **Le Creature sovrane.** Da Adolfo Padovan. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Unter diesem stolzen Titel, „Herrschernaturen", bespricht der Verfasser der „Gedanken der Anderen" diesmal die Menschen von Genie, die großen Schmerzen, die großen Freuden, den Hochmuth, den Tod, die Schiffbrüche, den Genius der Zukunft. Wir erfinden nicht: wir citiren das Titelblatt, und wir gestehen lieber gleich, daß wir keine Vorliebe für diese Art von Büchern empfinden, die nothwendiger Weise dazu gedrängt werden, ihren Stoff in Kategorien einzuzwängen. Adolfo Padovan hält das stolze Selbstbewußtsein der eigenen Kraft, das, was er kurzweg als „den Hochmuth" bezeichnet, für

das eigentliche Kennzeichen des Genius. In Folge dessen wird der bescheidenste aller Menschen ersten Ranges, Alessandro Manzoni, wegen der Verszeile des „Cinque Maggio", wo er seinem Gesang „vielleicht" Unsterblichkeit verheißt, mit Victor Hugo und Richard Wagner zum Repräsentanten des „orgoglio". Von Sokrates heißt es, er müsse hochmüthig gewesen sein, weil Plato erwähnt, er habe sich „von der Menge verschieden" genannt, worauf er mit Lord Byron, H. Heine, Cervantes und Mirabeau in einen Topf geworfen wird. Denn von ordnungsmäßigem Arbeiten ist hier nicht die Rede. Die Notizen werden verwerthet, wie sie aus der Mappe schlüpfen, und am Ende, nach der Lectüre vieler hübscher Citate, die nicht dazu beitragen, das Wesen des Genius zu erklären, erinnert man sich der französischen, nicht minder unzureichenden, aber bündigeren Definition: „Le génie est une névose."

βδ. **Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele.** Von Wilhelm Wundt. Dritte, umgearbeitete Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1897.

Die dritte Auflage dieses Werkes ist in der Anordnung und Eintheilung des Ganzen gegenüber der zweiten unverändert geblieben. Sie ist aber im Einzelnen sorgfältig durchgegangen und vielfach ergänzt und verbessert worden. Die erheblichsten dieser Ergänzungen sind in den Abschnitten über die Gefühle, Affecte und Willensvorgänge (Vorlesung XIV, XV und XXV), sowie in der Lehre von den Zeitvorgängen und dem zeitlichen Verlauf der Bewußtseinsvorgänge (Vorlesung XVIII und XIX) zu finden. Mit diesem kurzen Vorwort führt der Verfasser selber die vorliegende Auflage ein. Im Vorwort zu seinem „Grundriß der Psychologie" aber hat er den besonderen Charakter der „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele" seinen übrigen psychologischen Werken gegenüber in Kürze dahin bestimmt, daß sie „in mehr populärer Weise" über Wesen und Zweck der experimentellen Psychologie Auskunft zu geben versuchten, um sodann vom Standpunkte dieser Wissenschaft aus „solche psychologische Fragen zu erörtern, die von allgemeinerer philosophischer Bedeutung seien". Daß das Werk in der zweiten Auflage, die 1892 heraus kam, gänzlich umgearbeitet erschien und sich in einer ganz anderen Gestalt präsentirte als es ursprünglich in der ersten Auflage gehabt hatte, die der Verfasser selber als „längst veraltet" ansah, darf hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Die hervorragende Bedeutung des Werkes aber und der Werth, den es wegen seiner populäreren Fassung auch für weitere Kreise besitzt, ist längst so allgemein anerkannt, daß es einer besonderen Empfehlung desselben an dieser Stelle nicht weiter bedarf.

βδ. **Kategorienlehre.** Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke (früher Fr. Mauke's Verlag). 1896.

Wie der Verfasser selbst in seinem Vorwort betont, hat er in diesem Werke „zum ersten Mal eine systematische Behandlung metaphysischer Probleme versucht". Die Metaphysik zerfällt nach seiner Ansicht in metaphysische Kategorienlehre und metaphysische Principienlehre. Während er die letztere in seiner „Philosophie des Unbewußten" und in den späteren auf sie bezüglichen Erläuterungsschriften abgehandelt und „hauptsächlich als letztes Ergebniß naturphilosophischer und psychologischer Untersuchungen dargestellt" hat, gibt er uns in dem vorliegenden Werke eine ausführliche und gründlich durchgearbeitete Kategorienlehre unter sorgfältiger Berücksichtigung der Resultate seiner Principienlehre und unter eingehender Erörterung und Darlegung der Beziehungen, in denen beide zu einander stehen. Unter einer Kategorie versteht er nach seiner eigenen Definition „eine unbewußte Intellectualfunction von bestimmter Art und Weise, oder eine unbewußte logische Determination, die eine bestimmte Beziehung setzt". Er unterscheidet zwischen Kategorien der Sinnlichkeit und Kategorien des Denkens. Die Kategorien der Sinnlichkeit zerfallen nach ihm in Kategorien des Empfindens und Kategorien des Anschauens (Qualität, intensive Quantität, Zeitlichkeit und Räumlichkeit); die Kategorie des Denkens, abgesehen von der Urkategorie der Relation, in die Kategorien des reflectirenden und in die des speculativen Denkens. Die Kategorien des reflectirenden Denkens theilt er dann weiter ein in die Kategorien des vergleichenden, des verbindenden und trennenden, des messenden, des schließenden und des modalen Denkens (Gleichsetzung und Unterscheidung, Analysis und Synthesis, Zahl, Deduction, Ausschließung des Widerspruchs mit Hülfe der Denkgesetze, Wirklichkeit, Möglichkeit) — die Kategorien des speculativen Denkens endlich in die der Causalität, der Finalität und der Substancialität. Alle diese Begriffe werden zunächst nach ihrer Bedeutung in der subjectiv-idealen Sphäre und sodann nach ihrer eventuellen objectiv-realen und metaphysischen Bedeutung untersucht. Schon diese kurze Inhaltsangabe gibt einen Begriff von der umfassenden Reichhaltigkeit des Werkes. Seine Bedeutung liegt aber nicht sowohl in dieser und der Bedeutsamkeit der Probleme, die der Verf. in den Kreis seiner Erörterungen zieht, als vornehmlich in der Art und Weise, wie er seine Probleme behandelt. In dieser Hinsicht ist die „Kategorienlehre" unstreitig eine der reifsten Schöpfungen, wenn nicht die reifste Schöpfung des Hartmann'schen Geistes.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abeken. — Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Mit einem Bildnisse und einem Facsimile. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1898.

Allgemeines Künstler-Lexikon. — Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Sechster Halbband. Motti-Quittry. Frankfurt a. M. Rütten & Loening. 1898.

Achelis. — Ethik. Von Dr. Thomas Achelis. Leipzig, G. J. Göschen. 1898.

Barr. — Eine Tochter der Ostküste Schottlands von Amelie E. Barr. Der zweiten Auflage des Originals mit einiger Freiheit nacherzählt von Marie Morgenstern. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1898.

Baumann. — Forschungen zur schwäbischen Geschichte von Dr. Franz Ludwig Baumann. Kempten, Jos. Kösel. 1899.

Berühmte Kunststätten. — 1. Vom alten Rom. Von Eugen Petersen. — 11. Venedig. Von Gustav Pauli. Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Billroth. — Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Bodin. — Extraits des orateurs antiques. Texte grec publie. Par Louis Bodin. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1898.

Böttticher. — Balladen, Legenden und Schwänke von Georg Böttticher. Leipzig, R. Maedor. O. J.

Boy-Ed. — Die Schuldnerin. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Brandt. — Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus von M. von Brandt. Stuttgart, Strecker & Moser. 1898.

Bröcking. — Das Rätsel der eisernen Maske und seine Lösung. Gemeinverständliche Darstellung von W. Bröcking. Wiesbaden, Lutzenkirchen & Bröcking. 1898.

Bronner. — Bayerisch' Land und Volk (diesseits des Rheins) in Wort und Bild. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für jedermann, insbesondere zur Weckung der Vaterlandsliebe für die Jugend von F. J. Bronner. Mit zahlreichen Autotypien nach photographischen Aufnahmen und Bildern von Achleitner, Forster u. a. München, Max Kellerer. 1898.

Budde. — Die Theorie der Seelenvermögen nach Kant, Herbart, Lotze und Benede. Von Karl Budde. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Bulcke. — Ein altes Haus. Ein Blatt der Erinnerung von Carl Bulcke. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1898.

Cantor. — Politische Arithmetik oder die Arithmetik des täglichen Lebens. Von Moritz Cantor. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Cartellieri. — Philipp II. August, König von Frankreich. Erstes Buch. Bis zum Tode Ludwig's VII. (1165—1180). Von Alexander Cartellieri. Leipzig. Friedrich Meyer. 1899.

Carus. — Lao-Tzes Tao-Teh-King. Chinese-english. With introduction, transliteration and notes by Paul Carus. Chicago. The open court publishing company. 1898.

Cheliel. — Werden die Juden die Herren von Europa? Eine zeitgemäße Betrachtung. Von Wm. Cheliel. Münster i. W., Wilhelm Capito. 1898.

Christ. — Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinian's. Von Wilhelm Christ. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 28 Abbildungen. München. C. H. Beck. 1898.

Clemens. — Strafrecht und Politik. Kriminalpolitische Gedanken eines alten Richters. Von Justus Clemens. Berlin, Otto Liebmann. 1898.

Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1899. Herausgegeben von Otto Braun. Neunter Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Dähnhardt. — Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen. Auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt. Zweites Heft. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Dambrowsky. — Herzog Friedrich Wilhelm zu Mecklenburg. Lebensbild eines deutschen Secofiziers. Von H. von Dambrowski. Mit 14 Heliogravüren und 37 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Carl Saltzmann, Hans Bohrdt, L. Arenhold, H. v. Stenglin, G. Theuerkauf, Carl Malchin, J. Kleiner, H. von Dambrowski, sowie einer Originalaufnahme Ihrer Majestät der Kaiserin und anderen Photographieen. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. — Herausgegeben von Karl Werckmeister. Bis zur 17. Lieferung. Berlin. Photographische Gesellschaft.

Dauthendey. — Im Lebensdrange. Roman von Elisabeth Dauthendey. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns. O. J.

Delacour. — Le Roy. Roman par Albert Delacour. Paris, Societe du Mercure de France. 1898.

Demelitsch. — Metternich und seine auswärtige Politik. Von Heinrich von Demelitsch. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Demolins. — L'education nouvelle. L'ecole des Roches. Par Edouard Demolins. Paris, Firmin-Didot & Cie.

Debeus. — Das deutsche Roß in der Geschichte, in Sitte, Sang und Sage. Von Friedrich Karl Devens. Mit 40 Vollbildern und über 200 Textillustrationen von Theodor Rocholl. Erste Lieferung. Bremen, C. Ed. Müller.

Dove. — Ausgewählte Schriften vornehmlich historischen Inhalts. Von Alfred Dove. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898.

Dove. — Vom Kap zum Nil. Reiseerinnerungen aus Süd-, Ost- und Nordafrika von Dr. Karl Dove. Mit Illustrationen. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1898.

Driesmans Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Von Heinrich Driesmans. Leipzig, C. G. Naumann. 1898.

Ebner-Eschenbach. — Dorf- und Schloßgeschichten von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Ebner-Eschenbach. — Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner Eschenbach. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Ehrenfels. — System der Werththeorie. I. Band: Allgemeine Werththeorie, Psychologie des Begehrens. II. Band: Grundzüge einer Ethik. Von Dr. Christian von Ehrenfels. Leipzig. O. R. Reisland. 1898.

Evans. — Beiträge zur amerikanischen Literatur- und Culturgeschichte. Von E. P. Evans. Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1898.

Ewald. — Sechs Märchen von Carl Ewald. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst & Son. 1898.

Familien-Almanach. — Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. M. Hamann. Stuttgart, Jos. Roth. 1899.

Farinelli. — Ueber Leopardi's und Lenau's Pessimismus. Vortrag von Arturo Farinelli. Hannover, Druck von August Grimpe. O. J.

Feilner. — Beitrage zur Geschichte der Cultur und Kunst. Philosophische Aphorismen von Theodor Jean Feilner. Braunschweig, Richard Sattler. 1899.

Filon. — De Dumas a Rostand. Esquisse du mouvement dramatique contemporain. Par Augustin Filon. Paris, Armand Colin & Cie. 1898.

Fitz-Hugh. — The philosophy of the humanities by Thomas Fitz-Hugh. Chicago. The University of Chicago Press. 1897.

Fortunato. — I Feudi e i Casali di Vitalba ne'secoli XII e XIII. Di Giustino Fortunato. Trani, V. Vecchi. 1898.

Fortunato. — Santa Maria di Vitalba con 50 documenti inediti. Di Giustino Fortunato. Trani, V. Vecchi. 1898.

Frobenius. — Der Ursprung der Cultur. Von L. Frobenius. I. Der Ursprung der afrikanischen Culturen. Mit 26 Karten von Afrika nach Entwürfen des Verfassers, 9 Tafeln in Lichtdruck, Buntlichtdruck etc., sowie etwa 240 Textillustrationen. Berlin, Gebrüder Borntraeger. 1898.

Gotthelf. — Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius). Volksausgabe seiner Werke im Urtext. 1. Der Bauern Spiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben. II. III. Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Bern, Schmid & Francke. 1898.

Gotthelf. — Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelf's. Ergänzungsband zur Volksausgabe von Jeremias Gotthelf's Werken im Ur-

text. Erste und zweite Lieferung. Besorgt von Ferdinand Vetter. Bern, Schmid & Francke. 1898.

Goyau-Pératé-Fabre. — Der Vatikan, die Päpste und die Civilisation. Bis zum 20. Heft. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh. Verlags-Anstalt. Benziger & Co. A. G.

Graphologische Charakterbilder. — Bismarck's Charakter. Von Hans H. Busse. Mit 40 Handschrift-Proben von Bismarck und Andern. Leipzig. Paul List. 1898.
Baumert & Ronge. 1899.

Günther. — Die Bedeutung der Ortsnamen für die Culturgeschichte. Von Friedrich Günther. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Günther. — Kepler's Frauen vom Mond. Von Ludwig Günther. Mit dem Bildniss Kepler's, dem Facsimile-Titel der Originalausgabe, 24 Abbildungen im Texte und 2 Tafeln. Leipzig. B. G. Teubner. 1898.

Guttzeit. — Der Verbildung-Spiegel. Untersuchungen über unsere moralischen Krankheiten. Eine Vorschule der Wiedergeburt. Von Johannes Guttzeit. Grossenhain und Leipzig.

Halbe. — Der Eroberer. Tragödie in fünf Aufzügen von Max Halbe. Erstes und zweites Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1899.

Hansjakob. — Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin von H. Hansjakob. Illustrirt von W. Hasemann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Hartung. — Bluterneuerung, der Weg zur Gesundheit. Physiologische Beiträge zur Lehre von der Krankheitsentstehung und Krankheitsheilung. Von Dr. med. H. Hartung. Leipzig, Oskar Gottwald. 1898.

Hasse. — Moderne Frauenbildung und ihr sittlicher Gehalt. Ein Beitrag zur Erziehungsfrage unserer Töchter. Von Else Hasse. Braunschweig. Richard Sattler. 1898.

Hennig. — Nitokris. Roman aus dem alten Aegypten von Alfred Hennig. Weinheim, Fr. Ackermann. O. J.

Höcker. — Die Frau Rath. Roman von Paul Oscar Höcker. Leipzig, Paul List. O. J.

Hottenroth. — Deutsche Volkstrachten, städtische und ländliche, vom XVI. Jahrhundert an bis zum Anfange des XIX. Jahrhunderts. Volkstrachten aus Süd- und Südwest-Deutschland von Friedrich Hottenroth. Schluss-Abtheilung. Frankfurt a. Main. Heinrich Keller. 1898.

Jacobowski. — Loti. Roman eines Gottes. Von Ludwig Jacobowski. Bilderschmuck von Hermann Hendrich. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns. O. J.

Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Herausgegeben von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke. Mit 5 Bildnissen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1899.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Neunte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Joachim. — Lonny, die Heimathlose. Erzählung aus dem schweizerischen Cultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von Joseph Joachim. Zweite Auflage. Basel, Benno Schwabe. 1898.

Jßleib. — Moritz von Sachsen als protestantischer Fürst. Vortrag von Dr. S. Jßleib. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Wilhelm von Kugelgen.) Geschenkausgabe. Berlin. Richard Wöpke. 1898.

Jusserand. — Shakespeare en France sous l'ancien régime. Par J. J. Jusserand. Paris. Armand Colin et Cie. 1898.

Katscher. — Was in der Luft liegt. Zeitgemäßes von Leopold Katscher. Leipzig, Freund & Wittig. 1899.

Kerner. — Geschichte des Mädchens von Orlach von Justinus Kerner. Mit einem geschichtlichen Rückblick des Verfassers auf ähnliche Vorkommnisse im Alterthum, einschließlich derjenigen in der heiligen Schrift, einem literargeschichtlichen Anhang von Wilhelm German und zwei Bildern. Schwäb. Hall, Wilhelm German. O. J.

Kilian. — Radler-Streifzüge durch die Mark Brandenburg. Von Oskar Kilian. No. XIX—XXIV. Berlin, Max Rockenstein.

Kleinschmidt. — Drei Jahrhunderte russischer Geschichte (1598—1898). Von Dr Arthur Kleinschmidt. Berlin. Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung). 1898.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Vierte und fünfte Lieferung. Straßburg, Carl J. Trübner. 1898.

Kobell. König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Bis zur 17. Lieferung. München, Jos. Albert. 1898.

Kobelt. — Studien zur Zoogeographie. Von Dr. W. Kobelt. Zweiter Band: Die Fauna der meridionalen Sub-Region. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1898.

Krag. — Die eherne Schlange. Roman in drei Büchern von Thomas P. Krag. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe von Eugen von Enzberg. München, Albert Langen. 1898.

Krahmer. — Russland in Mittelasien. Von Krahmer. Mit 9 Autotypien. Leipzig, Zuckschwerdt & Co. 1898.

Kretzer. — Der Sohn der Frau. Schauspiel in drei Aufzügen von Max Kretzer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Kruse. — König Heinrich der Siebente. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1898.

Kuhlenbeck. — Giordano Bruno's Eroici furori oder Zwiegespräche vom Helden und Schwärmer. Uebersetzt und erläutert von Dr Ludwig Kuhlenbeck. Leipzig. Wilhelm Friedrich. O. J.

Kunstgeschichte in Bildern. Systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst vom classischen Alterthum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Abtheilung III: Die Renaissance in Italien. Bearbeitet von G. Dehio. 110 Tafeln. Leipzig. E. A. Seemann. 1898.

Kupffer. — Der Herr der Welt. Tragödie in 5 Acten von Elisar von Kupffer. Berlin. E. Ebering. 1899.

Kürschner's Jahrbuch. — Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. 1899. Berlin, Leipzig, Eisenach. Hermann Hillger.

Kynast, Der — Ostdeutsche Monatsschrift für Volksthum und Kunst, herausgegeben von Ernst Wachler. Erster Jahrgang, erstes Heft. Oppeln und Leipzig, Georg Maske. 1898.

Langenscheidt's literarischer Abreiss-Kalender für 1899. — Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Lazarus. — Die Ethik des Judenthums. Dargestellt von Prof. Dr. M. Lazarus. In Commission bei J. Kauffmann, Frankfurt a. M. 1898.

Lichtenberger. — Le socialisme et la révolution française. Étude sur les idées socialistes en France de 1789 à 1796. Par André Lichtenberger. Paris. Félix Alcan. 1899.

Lichtenberger. — Richard Wagner, poète et penseur. Par Henri Lichtenberger. Deuxième édition revue. Paris. Félix Alcan. 1898.

Lindenberg. — Fritz Vogelsang. Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiautschou. Von Paul Lindenberg. Mit 4 Farbenbildern nach Aquarellen von Willy Werner und 111 Abbildungen im Text. Berlin, Ferd. Dümmler. 1899.

Lindner. — Aus dem Naturgarten der Kindersprache. Ein Beitrag zur kindlichen Sprach- und Geistesentwickelung in den ersten vier Lebensjahren. Von Gustav Lindner. Leipzig, Th. Grieben. 1898.

Lipps. — Komik und Humor. Eine psychologisch ästhetische Untersuchung von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig. Leopold Voss. 1898.

Lunecke. — Wesen und Werth der Zusammenfassung des Lehrstoffs. Von Hermann Lunecke. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Maupassant. — Afrika. (Im Lande der Sonne.) Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen von Mia Holm. München, Albert Langen. 1898.

Maupassant. — Bauern. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 1898.

Meissner. — Das Künstlerbuch. Eine kleine ausgewählte Reihe von Künstlermonographien. Von Franz Hermann Meissner. Band I: Arnold Böcklin. Berlin, Schuster & Löffler. 1898.

Mémoires du général Desvernois. — Publiés sous les auspices de sa nièce Mme. Boussu-Desvernois, avec une introduction et des notes par Albert Dufourcy. 1789—1815. Paris. Librairie Plon. 1898.

Meyer's Kleines Konversations-Lexikon. — Sechste gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 19.-27. Heft. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1898.

Meyer. — Das deutsche Volksthum. Unter Mitarbeit von Dr. Hans Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. Dr. H. A. Köstlin u. A. Herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Morris. — Goethe-Studien von Max Morris. 2 Bände. Berlin, Conrad Skopnik. 1897 u. 1898.

Moser. — Joseph Joachim. Ein Lebensbild von Andreas Moser. Berlin. B. Behr's Verlag (E. Bock). 1898.

Mosso. — Der Mensch auf den Hochalpen. Forschungen von Angelo Mosso. Mit zahlreichen Figuren, Ansichten und Tabellen. Leipzig, Veit & Co. 1899.

Muhlfeld. — Le mauvais désir. Roman par Lucien Muhlfeld. Sixième édition. Paris. Paul Ollendorf. 1899.

Müller. — Mit roten Kressen. Ein Gedichtbuch von Clara Müller. Großenhain. Baumert und Ronge. 1899.

Müller-Rastatt. — In die Nacht! Ein Dichterleben. Von Müller-Rastatt. Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Musiker und ihre Werke. — Die beliebtesten Chorwerke, erläutert von Prof. Dr. Bernh. Scholz, Carl Beyer u. a., mit einer Einleitung über die Entwickelung der diesbezüglichen Kunstformen von A. Pochhammer. Frankfurt a. M. H. Bechhold O. J.

Musiker und ihre Werke. — Die beliebtesten Symphonien und symphonischen Dichtungen des Konzertsaals, von E. Humperdinck, G. Erlanger u. a. erläutert; nebst einer Einleitung über die Entwicklung und Bedeutung dieser Kunstformen von A. Pochhammer. Frankfurt a. M. H. Bechhold O. J.

Nordhausen. — Ars amandi. Zehn Bücher der Liebe. Herausgegeben von Richard Nordhausen. Zeichnungen von Franz Stassen. Berlin. Fischer und Franke O. J.

Norrmann. — Leidensgefährten. Meraner Typen. Novelle von T. Norrmann. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1898.

Obst. — Wechsel-ABC. Die wichtigsten Bestimmungen der Wechselordnung, des Wechselstempelgesetzes, des Diskontgeschäfts u. s. w. Allgemein-verständlich dargestellt von Georg Obst. Stuttgart. Strecker und Moser. 1898.

Oechsler. — Gedichte von Robert Oechsler. (Zweite Sammlung.) Heilbronn, Eugen Salzer. 1898.

Oehler. — Schicksal. Komödie in drei Acten von Hugo Oehler. Graz, Commissionsverlag „Leykam". 1899.

Oettingen. — Friedrich Geselschap. Gedächtnissrede von Prof. Dr. Wolfgang von Oettingen. Berlin. Ernst Singfried Mittler & Sohn. 1898.

„Okkultismus". — Wissenschaftliche Zeitschrift für „Okkultismus". Herausgegeben von Dr. Ferdinand Maack. Erster Jahrgang, erstes Heft. Berlin-Neurahnsdorf. Adolf Brand. 1898.

Oppenheim. — Das Gewissen. Von Dr. L. Oppenheim. Basel, Benno Schwabe. 1898.

Opitz. — Wider den Krieg, für den Frieden. Urtheile zur Widerlegung von Vorurtheilen, aufgestellt von Herman Opitz. Frankfurt a. M., Peter Kreuer. 1898.

Pasig. — Otto von Bismarck als Christ. Von Paul Pasig. Leipzig, Bernhard Richter. 1898.

Pasqué und Bamberg. — Auf den Spuren des französischen Volksliedes. Dichtung und Wahrheit von Ernst Pasqué und Eduard von Bamberg. Frankfurt a. M. Rütten und Loening. 1899.

Perfall. — Die Sonne. Roman von Anton Frhr. von Perfall. Zweite Auflage. Berlin. Richard Taendler. 1899.

Persichetti. — Alla ricerca della via Caecilia (Tavola VII). Di N. Persichetti. Roma. Tipografia della R. Academia dei Lincei. 1898.

Peters. — v. Meier mit 'nem Jot. Norddeutsches Sittenbild in Gesprächsform von F. Peters, Straßburg. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt (vorm. R. Schultz & Comp.). 1898.

Pfleiderer. — Ueber den geschichtlichen Charakter unserer Zeit. Festrede von Edmund Pfleiderer. Tübingen, H. Laupp. 1898.

Pfungst. — Neue Gedichte. Von Arthur Pfungst. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler. 1899.

Philippi. — Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen von Adolf Philippi. No. 7. Dritter Band, erste Lieferung. Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Erstes Buch: Das 15. Jahrhundert. Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Pick. — Schiller in Erfurt. Von Albert Pick. Halle a. S. C. A. Kaemmerer & Co. 1898.

Pierson. — Preußische Geschichte. Von Prof. Dr. William Pierson. Zwei Bände. Mit einer historischen Karte des brandenburgisch-preußischen Staates nach seiner Territorial-Entwicklung unter den Hohenzollern. Von Prof. Heinrich Kiepert. Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Pisani. — Della liberta nella monarchia. Di Giacomo Pisani. Sanremo, G. B. Biancheri. 1898.

Polenz. — Andreas Bockholdt. Tragödie in vier Akten von Wilhelm von Polenz. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Popper. — Sonderlinge. Novellen von W. Popper. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Prévost. — Pariser Ehemänner. Von Marcel Prévost. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Mit 19 Illustrationen von Eduard Thöny. München, Albert Langen. 1898.

Prévost. — Die Sünde der Mutter. Von Marcel Prévost. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. München, Albert Langen. 1898.

Rebell. — La femme qui a connu l'empereur. Roman par Hugues Rebell. Paris, Societe du Mercure de France. 1898.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Bis zum dreizehnten Heft. Kempten, Jos. Kosel.

Reuner. — Des Weibes seelische Eigenart und daraus sich ergebende Folgerungen für die Erziehung der Mädchen. Von August Reuner. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Riehl. — Die Kunst an der Brennerstrasse. Von Berthold Riehl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.

Rousiers. — Les industries monopolisées (Trusts) aux Etats-Unis. Par Paul de Rousiers. Paris. Armand Colin & Cie. 1898.

Salus. — Neue Gedichte von Hugo Salus. München, Albert Langen. 1899.

Sayous. — La proposition de loi Dron-Rajon sur les marchés à livrer. Par André-E. Sayous. Paris. Librairie Guillaumin & Cie. 1898.

Schäfer. — Faustine, der weibliche Faust. Tragödie in sechs Aufzügen nebst Vorspiel und Prolog von Wilhelm Schäfer. Zürich. Buchdruckerei Emil Cotti's Wittwe. 1898.

Schanz. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz. Erster Theil. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1898.

Schiller's Werke. In einem Bande. Herausgegeben von J. G. Fischer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Schmoller. — Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert. Von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898.

Schoof. — Seelenlänge. Gedichte von Wilhelm Schoof. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Schorn. — Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Schorn. Zwei Bände. Bonn, P. Hanstein. 1898.

Schott. — Eine Sittenlehre für das deutsche Volk. Von J. K. Schott. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil. 1898.

Schröder. — Schuldirektor Bang's Reformvorschlag für die unterrichtliche Behandlung des Lebens Jesu. Von W. Schröder. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Schroeder. — Sonnenblume. Roman von C. Schroeder. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Schulze-Schmidt. — Eisern. Ein u. Um. Familiengeschichte aus den Befreiungskriegen von Bernhardine Schulze-Schmidt. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Schwarzkoppen. — Karl von Francois. Ein Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwarzkoppen. Dritte Auflage. Berlin, A. Eichenschmidt. 1899.

Schweiz. Die, im neunzehnten Jahrhundert. Bis zur 5. Lieferung. Bern, Schmidt & Francke.

Schweizer. — In meinen vier Pfählen. Gedichte von Josef Schweizer. Graz „Leykam". O. J.

Seiler. — Gustav Freytag. Von Friedrich Seiler. Mit 28 Abbildungen. (Biographische Volksbücher Nr. 48—55.) Leipzig, R. Voigtländer. 1898.

Soden. — Reisebriefe aus Palästina von H. v. Soden. Berlin, Julius Springer. 1898.

Spielhagen. — Herrin. Novelle von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1899.

Spielhagen. — Problematische Naturen. Von Friedrich Spielhagen. Illustrirt von Richard Gutschmidt. Jubiläums-Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, L. Staackmann. O. J.

Spitta. — Lieder aus der Jugendzeit. Von Philipp Spitta. Leipzig. C. G. Naumann. 1898.

Stavenhagen. — Petit dictionnaire militaire français-allemand et allemand-français. Par W. Stavenhagen. I. Français-allemand. II. Allemand-français. Berlin, R. Eisenschmidt. 1897—1898.

Stavenhagen. — Renseignements divers. Hülfsmittel zum Lesen französischer Werke und Pläne, sowie zur Abfassung französischer Schriftstücke. Von W. Stavenhagen. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, R. Eisenschmidt. 1898.

Stegemann. — Daphnis. Eine Dichtung von Hermann Stegemann. Frauenfeld. J. Huber. 1898.

Stiehler. — Das Isländische Rührstück, ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik Von Arthur Stiehler. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1898.

Stökl. — Novellen von Helene Stökl. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Siebenundvierzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1898.

Storm. — Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1898.

Stratz. — Die Schönheit des weiblichen Körpers. Von Dr. C. H. Stratz. Den Müttern, Aerzten und Künstlern gewidmet. Mit 69 theils farbigen Abbildungen im Text und 3 Tafeln in Heliogravüre. Stuttgart. Ferdinand Enke. 1898.

Studniczka. — Die Siegesgöttin. Entwurf der Geschichte einer antiken Idealgestalt von Franz Studniczka. Leipzig. B. G. Teubner. 1898.

Stursberg. — Im Untraut. Roman von P. Stursberg. Leipzig, C. F. Müller. 1898.

Suck. — Die Luftverschlechterung im Schulzimmer und ihre Messung. Von Hans Suck. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Theden. — Der Friesenpastor. Roman von Dietrich Theden. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Thieberg. — Märchen aus dem deutschen Dichterwalde. Von Alfons Thieberg. Berlin, Ernst Cumme's Deutscher Verlag und Carl Hinstorff. 1898.

Thilo. — I. Die Körperformen der Fische und Seesäugethiere. — II. Die Größenverhältnisse zwischen Männchen und Weibchen im Thierreiche. Von Dr. med. Otto Thilo. Mit einer Tafel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Thimm. — Lehre und Pflege der Schönheit des menschlichen Körpers für Gebildete von Dr. med. P. Thimm. Leipzig. Georg Thieme. 1898.

Tödter. — Heideröse. Von H. Tödter. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 1898.

Tolstoi. — Ein Präludium Chopins. Von Graf Lew Ljwowitsch Tolstoi. Uebersetzt von Wladimir Czumikow. Stuttgart. Carl Malcomes. 1898.

Toeppen. — Die preussischen Landtage während der Regentschaft des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund (1609—1619). Nach den Landtagsacten dargestellt von Dr. M. Toeppen. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyer. 1897.

Trinius. — Kleinstadtluft. Allerlei Geschichten aus Lerchenthal. Von Aug. Trinius. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Trinius. — Über Berg und Thal. Thüringer Wanderskizzen von August Trinius. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Ulmann. — Kaiser Wilhelm der Alte. Festredе von H. Ulmann. Greifswald. Julius Abel. 1898.

van Velzen. — Die zwei Grundprobleme der Zoologie. I. Der Ursprung tierischer Körper. II. Der Instinkt der Tiere. Von Dr. H. Thoden van Velzen. Aus dem Niederländischen übersetzt und verbessert vom Verfasser. Leipzig. Hermann Haacke. 1898.

Villane. — L'opinion publique et l'affaire Dreyfus. Par E. Villane. Paris, P. V. Stock. 1898.

Vogeler. — Die versunkene Glocke. (Von Gerhard Hauptmann.) In Bildern von Heinrich Vogeler-Worpswede. Berlin. Fischer und Franke. 1898.

Walther. — Bismarck in der französischen Caricatur. Von K. Walther. Zweite Auflage. Stuttgart, Franckh. 1898.

Weltrich. — Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbrunn. Eine ästhetisch-kritische und socialethische Studie von Richard Weltrich. Stuttgart, Strecker & Moser. 1898.

Wickenburg. — Neue Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1898.

Wiese-Percopo. — Geschichte der italienischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Berthold Wiese und Prof. Dr. Erasmo Percopo. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographische Institut. 1898.

Witte. — Der Adler in Mark Brandenburg. Ein Hohenzollernlied von A. M. Witte. Berlin, Max Hochsprung. O. J.

Wohlfahrt. — ΙΧΘΥΣ. Das reine Evangelium. Ein Ketzerbrief von Dr. Wohlfahrt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Wolstonecraft. — Eine Vertheidigung der Rechte der Frau mit kritischen Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände von Mary Wolstonecraft. (London 1792.) Mit einem Bilde der Verfasserin. Aus dem Englischen übersetzt von P. Berthold. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Zaeslin. — Heiliges. Von Emanuel Zaeslin. Basel Benno Schwabe. 1898.

Zahn. — Neue Bergnovellen. Von Ernst Zahn. Frauenfeld, J. Huber. 1898.

Zapp. — Muttersohn. Roman von Arthur Zapp. Zweite Auflage. Berlin. Richard Taendler. 1899.

Zobeltitz. — Die Armutsprobe. Roman in zwei Bänden von Fedor von Zobeltitz. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.97

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY